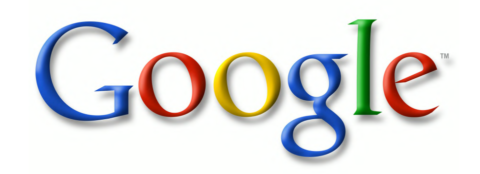
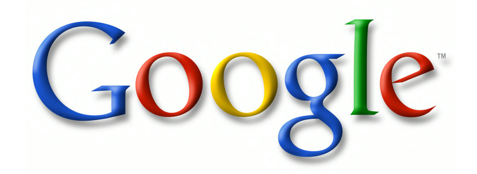
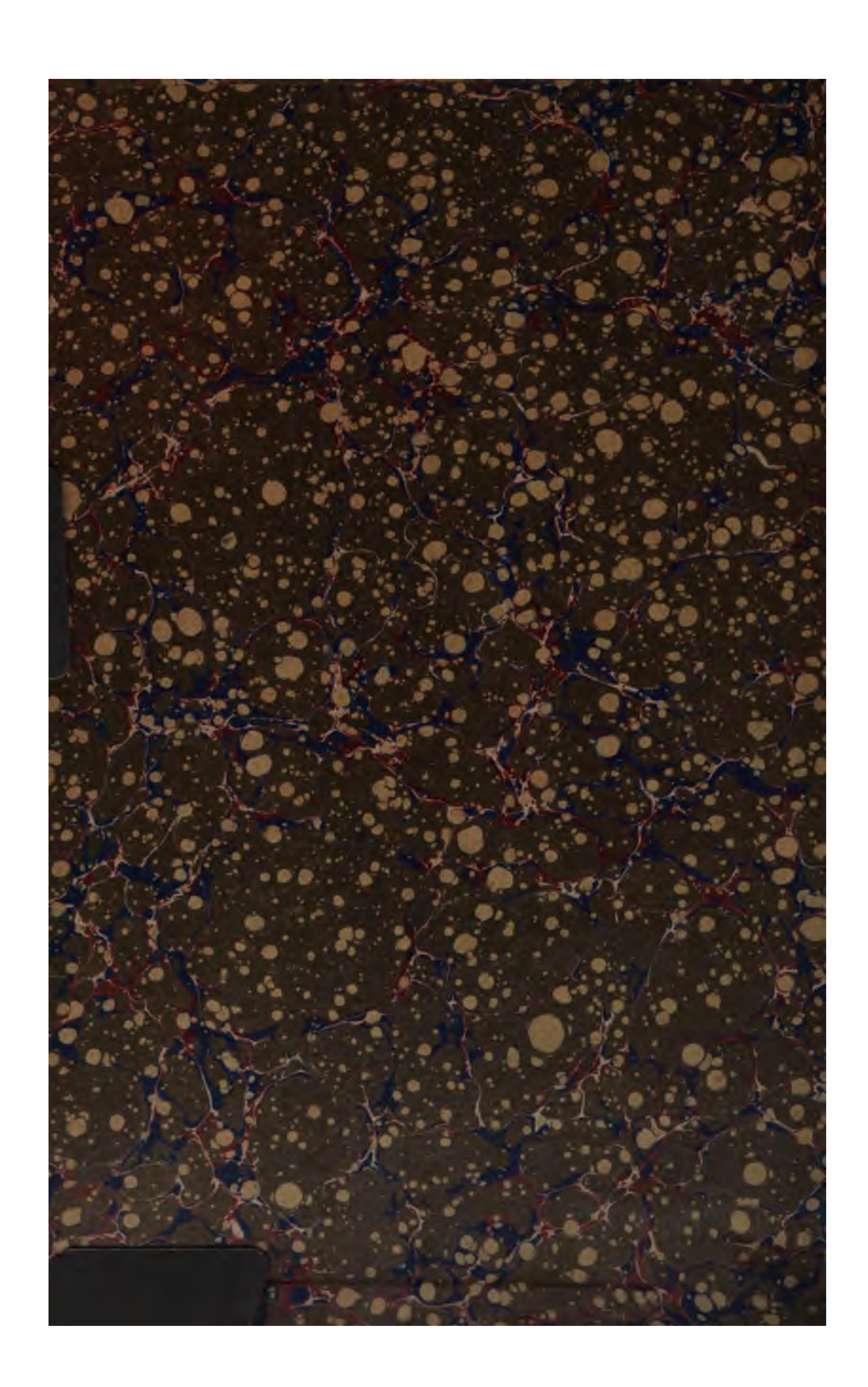
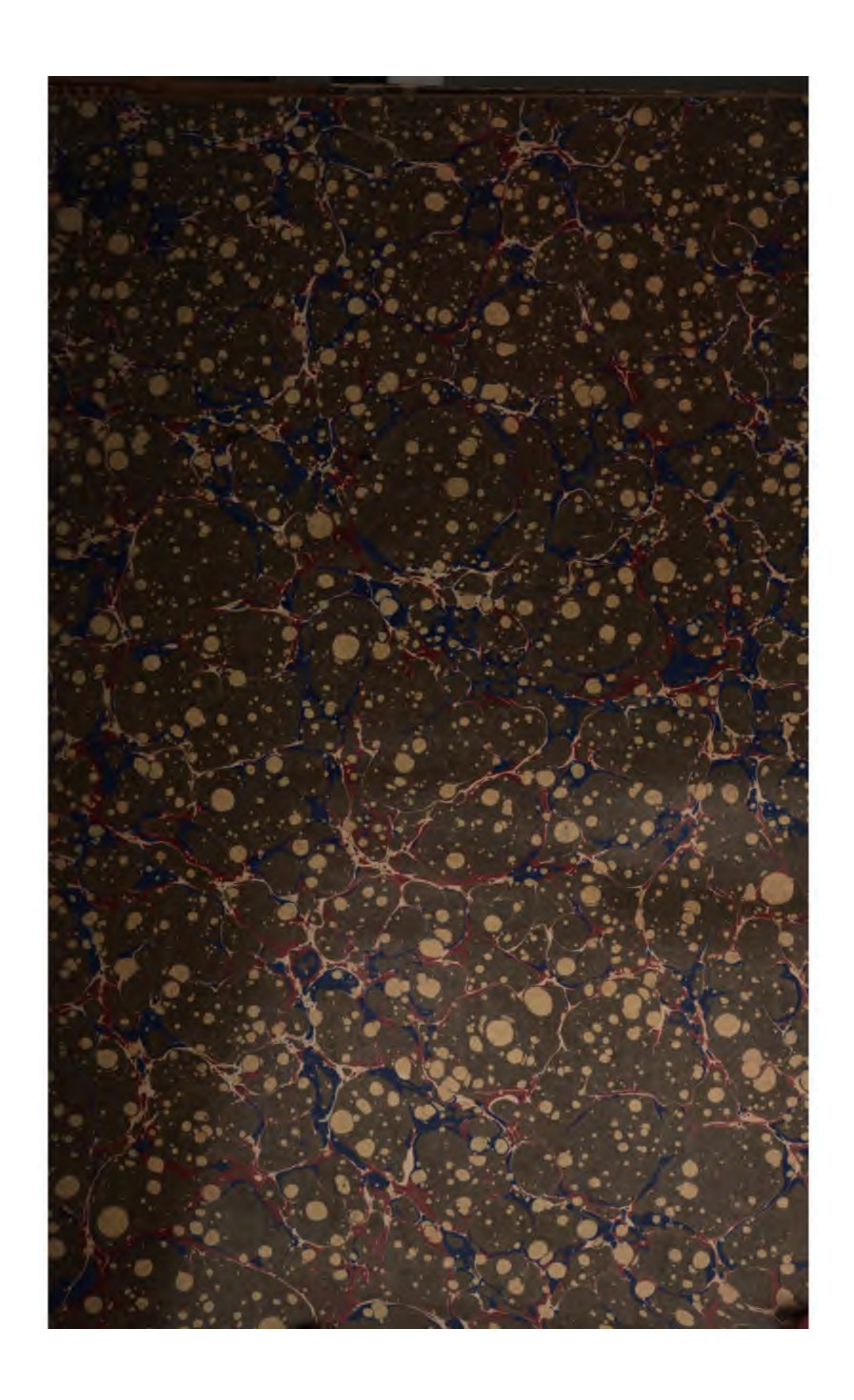










ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND OSKAR ERDMANN

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1894.

INHALT.

Miscellen.

Anzeigen.

WORTERKLÄRUNGEN.

1. **aibr.** Das gotische *aibr* n. *δῶρον* Mat. V, 23 ist nach E. Bernhardt (Vulfila s. 3) noch unerklärt. Nach meinem vermuten steckt in diesem worte das ahd. *ebur, epur, ebir*, angels. *eafor.* Schweineopfer waren die gebräuchlichsten, und J. Grimm Myth. sagt s. 45, dass *friscing* geradezu bei einigen schriftstellern das lat. *hostia*, *victima, holocaustum* übersezt. Wenn dies noch in späterer zeit geschah, war der Gote ganz berechtigt *aibr* für *δῶρον* zu setzen. Über schweineopfer (Grimm Myth. 44. 45) s. U. Jahn, Die deutschen opfergebräuche bei ackerbau und viehzucht. Breslau 1884; besonders s. 103 fg. 139 fg. und 224—230.

Ettmüller und J. Grimm haben für *aibr* vorgeschlagen *tibr* = ags. *tifer*, ahd. *zepar.* Grimm, Mythol. 36 bemerkt: „*ziefer, geziefer* heisst in Franken und Thüringen noch jezt nicht nur das hausfedervieh, sondern begreift auch zuweilen ziegen und schweine". *ziefer, zifer* für kleinvieh kam auch in Tirol vor. In der dorfordnung von Flirsch vom jahre 1816 (Tirol. weistümer II. teil. Wien 1877), „von denen hirten des ziefers" s. 245, „vieh oder ziefer" s. 245. 246, „ein stück ziefer" s. 246. „Vom pfandmäfsigen ziefer" handelt ein eigner §. s. 247. Da lesen wir, „dass alles ziefer ausser den presthaften schaaf und geis, es seie jung oder alt, zur alpenzeit obiger pfändung unterlieget". Ziefer ist immer im gegensatze zu vieh gebraucht als bezeichnung der schafe und ziegen.

2. **asneis.** Das griechische *μισθωτός* wird in der gotischen Bibelübersetzung durch *asneis* (= *asaneis*) gegeben: Joh. 10, 12. 13. Luc. 15, 17. 19. Es bedeutet den nur für die erntezeit, den sommer (*asans*) aufgenommenen arbeiter und steht im gegensatze zu *skalks*, womit das griechische *οἰκέτης, δοῦλος* gegeben wird, das den ständigen diener, knecht bezeichnet. In Tirol unterscheidet man noch zwischen knecht und summerer, sümmerer[1]. Jener dient das ganze jahr und gehört zum gesinde, dieser ist nur für die sommerarbeiten gemietet. *Asneis* würde durch „sommerer" am genauesten übersezt werden.

1) Schöpfs Tirol. idiotikon s. 729. Er verweist nur auf Zillerthal und Pinzgau; aber der ausdruck ist auch in dem Etschthale algemein gebraucht.

3. **stirp.** In meiner schrift: „Das Urbarbuch des klosters zu Sonnenburg“ (Wien 1868) erklärte ich *stirp* für t o t e s l a m m und bei den stellen: *zwai lember stirp* 1ª und *ain lamp stirp* 1ª als adj. t o t[1]. M. Lexer sagt in seinem Mhd. wb. dazu: „eine erklärung, an die ich nicht glauben kann. Wahrscheinlich ist *stirp,* wie das daneben vorkommende c u r r e n t ein lat. oder rom. wort (*stirps*) und *lemperstirp, lampstirp* vielleicht gleichbedeutend mit dem in analogen fällen vorkommenden *lember-*, *lambesbûc.* Oder bedeutet *stirp* v e r s c h n i t t e n, von stirpare, exstirpare?“ Mit der lezten vermutung hat Lexer das richtige getroffen. Denn in der Ehehaft von Fassa (1451) heisst es: „Item das vich, das die schwaigen am herbst zinsen, daz sollen alles *stirp* sein, das ist, das si weder tragend noch melchig, sonder galt und vaist sein sollen“. Tirol. weist. IV, 739, 31. — *stirp* bedeutet somit „unfruchtbar“.

Herrn landesschulinspektor C h r. S c h n e l l e r verdanke ich folgende belege hiefür: *Sterp* = soda, sterile, infeconda. Azzolini, vocab. vernacolo-italiano pei distretti Roveretano e Trentino (Venedig 1856) s. 367.

Agnela sterpa dicono i nostri beccai (mezger) e vale pecora vergine = pecora che non ha fruttato Boerio, Dizionario del dialetto veneziano (Venedig 2856) s. 70 fg.

Sterpe (aggettivo femminino) = sterile, infeconda dicesi propriamente delle bestie che non figliano, ma da alcuni con modo basso estendesi anche alle donne. Pirona, vocabolario friulano (Venedig 1871) s. 410.

GUFIDAUN. IGNAZ V. ZINGERLE.

ZUR MITTELISLÄNDISCHEN VOLKSKUNDE.

Mitteilungen aus ungedruckten Arnamagnäanischen handschriften.

Zu den am wenigsten bekanten perioden der isländischen litteratur gehört das 15. und 16. jahrhundert, die zeit der lygisögur[2] und

1) Im lat. Sonnenburger Urbar. Pergamenthandschrift. Fol. 29 bl. vom jahre 1296 (im k. k. statthaltereiarchiv in Innsbruck), der vorlage des deutschen Urbarbuchs, heisst es: bl. 1ª „duos agnos qui dicuntur s t i r p“, im deutschen (meine ausgabe s. 7, 21) „und zwei lember s t i r p“; et unum s t i r p“ = „und ain s t i r p“; „et agnum s t i r p“ = „und ain lamp s t i r p“. Bl. 1ᵇ: unum agnum s t i r p“, „unum s t i r p“. Bl. 2ᵇ: „agnum current et unum s t i r p“. Bl. 3ª: „unum s t i r p“ und so oft.

2) Selbstverständlich gibt es schon früher lygisögur (und rímur), doch dürften die wenigsten über 1350—1400 zurückreichen; bei dem mangel jeglicher untersuchung

rímur. Zu hunderten liegen die handschriften, welche uns die werke jener periode aufbewahren, in der grossen Arnamagnäanischen samlung zu Kopenhagen, ungedruckt, ja unbekant. Wenn der katalog der AM. samlung vollendet sein wird, wird dem aussenstehenden erst die fülle des materiales klar werden, das bisher volständig unbenuzt liegt. Für die rímur besitzen wir wenigstens eine ausreichende orientierung in dem verdienstvollen werke Jón Þorkelssons: Om digtningen på Island i det 15. og 16. århundrede; für die sögur jener periode fehlt uns sogar ein ausreichendes verzeichnis, denn das von P. E. Müller im dritten bande der Sagabibliothek gegebene ist unzureichend; erst das register zu dem kataloge der AM. samlung wird im vereine mit den katalogen des Íslenzk bókmentafèlag und sonstigen bibliotheksverzeichnissen eine übersicht ermöglichen.

Kann man auch im algemeinen sagen, dass die vergessenheit, die auf den lygisögur lastet, nicht unberechtigt ist — es sind fast durchaus traurige produkte eines verwilderten geschmackes —, so ist doch zu beklagen, dass bisher nur so wenig durch den druck der forschung zugänglich gemacht worden ist, für die sie in kulturhistorischer beziehung manches interessante bieten; wenigstens für die älteren lygisögur wäre eine ausgabe sehr zu wünschen, es befinden sich darunter mehrere, die an alter und wert den in FAS aufgenommenen lygisögur ganz gleich stehen, wie z. b. die Álaflekkssaga, die Valdimarssaga, die saga af Sigurgarði frækna.

Das gröste interesse bieten die lygisögur entschieden für die Volkskunde; haben wir doch in ihnen die ältesten märchenüberlieferungen des skandinavischen (isländischen) volkes zu sehen. Das ist allerdings mit einer starken einschränkung zu verstehen: reinen märchenton treffen wir nur höchst selten, meist sind bloss motive aus volksmärchen zu phantastischen erzählungen mehr oder minder frei verwendet und umgeformt worden. Trotzdem man also die gestalten des volksglaubens hier nur durch ein trübes medium erblickt und die grenze zwischen echtem volksglauben und individuellem phantasiegespinst des erzählers sich oft nicht erkennen lässt, dürften doch vielleicht die folgenden mitteilungen des interesses für den erforscher der volkskunde nicht ermangeln; sie bieten ihm ein bisher unbekantes und schwer zugängliches material; mehr als material konte ich, von anderen arbeiten in anspruch genommen, nicht geben, da zu einer syste-

kann sich vorläufig die datierung nur auf die handschriften stützen, die fast ausnahmslos aus dem 15. und den folgenden jahrhunderten herrühren.

matischen untersuchung alle vorarbeiten, vor allem ausgaben, gänzlich fehlen.

Die folgenden mitteilungen, die das wertvolste dessen enthalten, was mir bei der lectüre zahlreicher lygisögur aufgestossen ist, beschränken sich nicht auf die reinen lygisögur, sondern bringen auch volkskundliches aus romantischen sögur bei; denn war man sich auch im mittelalter des unterschiedes beider litterarischen richtungen bewusst[1], so giengen doch beide bald in einander über, und so entstanden mischprodukte wie die Vilhjálms saga sjóðs u. ä., die einheimischen märchenglauben und fremdes rittertum in wunderlichster verquickung zeigen; dass selbst in den reineren riddarasögur nordische (einheimische) elemente nie fehlen, zeigt Cederschiöld FSS s. III fg. Apokrypha hingegen sind volständig ausgeschlossen, wie überhaupt am liebsten sögur, die in handschriften des 15. und 16. jahrhunderts erhalten sind, herangezogen worden sind. Streng genommen hätte immer nach der ältesten handschrift citiert werden sollen; da indes bei so kleinen bruchstücken, die des inhalts halber mitgeteilt sind, die philologische form des textes keine rolle spielt, wolle man abweichungen von dieser regel entschuldigen, die in verschiedenen zufällen ihren grund haben. Auch für die inconsequenzen der schreibung muss ich um nachsicht bitten; im algemeinen ist bei handschriften aus dem 15. jahrhundert die normalisierung nach dem mittelisländischen, bei späteren nach dem neuisländischen erfolgt; volle consequenz ist bei einer so oft unterbrochenen und langwierigen arbeit nicht zu erreichen.

Wenn in der überschrift „Mitteilungen aus ungedruckten handschriften“ steht, so bedarf das der ergänzung, dass sich mitunter von

1) Ein interessantes zeugnis hiefür bietet der prolog der Saga af Flóres konungi ok sonum hans (älteste handschrift aus dem 15. jh.): Ef menn girnast að heyra fornar frásögur, þá er það fyrst til að hlýða því, að flestar sögur eru af nokkru efni. Sumar eru af guði og hans helgum mönnum, ok má þar nema mikinn vísdóm; eru þeir og flestir menn, er lítil skemtun þikir að heilagra manna sögum. Aðrar sögur eru af ríkum konungum, má þar nema í hæverska hirðsiðu, eður hversu þjóna skal ríkum höfðingjum. Hinn þriði hlutur sagnanna er frá þeim konungum, sem komið hafa í miklar mannraunir og hafa misjafnt úr rjett, mega þeir þar eptir breyta, sem vaskir eru, en þó er það háttur margra manna, að þeir kalla þær sögur lognar, sem fjarri ganga þeirra náttúru, og er það af því, að óstyrkur maður kann það ekki að skilja, hversu miklu þeir mega orka, er bæði eru sterkir og höfðu ágætt vopn, er [*hs.* ok] allt bitu. Megum vjer og sjá mörg sönn dæmi, hverju sterkir menn hafa orkað, og þá stóru steina, er þeir hafa borið, má það og engi fortaka, hvað hamingjan veitir þeim, sem hún vill upp hefja. (Mitgeteilt nach cod. AM. 527 4° s. 1.)

den hier citierten sagen allerdings drucke finden, jedoch isländische nach ganz jungen handschriften, also meist wertlose, und auf dem continente übrigens kaum erreichbare[1]. Ich lasse hier ein verzeichnis alles dessen folgen, was seit 1880 auf Island erschienen ist, apokrypha nicht ausgeschlossen (zusammengestelt aus den bibliographischen verzeichnissen in Skýrslur og reikningar hins íslenzka bókmentafélags, bis 1889 reichend; die vor 1880 erschienenen ausgaben s. bei Möbius):

Sagan af Ambales konungi. Reykjavík 1886.
Sagan af Atla Ótryggssyni. Seiðisfirdi 1886.
Sagan af Hálfdani Barkarsyni. R. 1889.
Saga Hellismanna. Ísafirði 1889.
Sagan af Kára Kárasyni. R. 1886.
Sagan af Klárusi Keisarasyni. R. 1884.
Sagan af Marsilius og Rósamundu. R. 1885.
Sagan af Marteini málara. R. 1880.
Sagan af Mírmann. R. 1884.
Sagan af Parmes Loðinbirni. R. 1884.
Sagan af Sigurði þögla. R. 1883.
Sagan af Sigurgarði frækna. R. 1884.
Sagan af Vígkæni kúahirði. R. 1886.
Sagan af Villifer frækna. R. 1885.

I. Tröll.

Männliche wie weibliche tröll (jötnar, risar, skessur, flagdkonur usw.) gehören zu den beliebtesten figuren der lygi- und der damit verwanten sögur. Ihr verkehr mit den menschen ist teils feindlich, teils freundlich; oft wird von liebesverhältnissen zwischen tröllkonur und menschen berichtet, s. c. 4 der unter V mitgeteilten Álaflekkssaga, Valdimarssaga (unten mitgeteilt), sagan af Úlfi Uggasyni cod. AM 395 fol. s. 778, vgl. Hermanns saga ok Jarlmanns cod. AM. fol. 167 s. 112 fgg. u. ö.; seltener wird dasselbe von männlichen tröll berichtet; doch wird Ambalessaga cod. AM. 521 a 4⁰ bl. 46 ein kind aus der verbindung eines riesen mit einem menschenweib erwähnt. — Sehr oft begegnet der zug, dass die nennung des namens den tröllen den tod bringt. Vgl. z. b. Vilhjálms saga sjóds cod. AM. 527 4⁰ s. 109: engi veit nöfn þeirra [sc. trölla] ok þar er falit í fjör þeirra, ef nokkurr madr kann at nefna þau öll; Úlfs saga Uggasonar cod. AM. 395 fol. s. 786: á sumar [skessurnar] bíti (indirekte rede) engin járn, nema madr vissi öll nöfn þeirra u. ö.

1) Selbst die kgl. bibliothek zu Kopenhagen besizt nicht sämtliche drucke.

Ein anderes beliebtes motiv, das zu den ältesten motiven der mythologie gehört (vgl. Beowulf vers 1558 fgg.) und auch heute noch fortlebt (vgl. Asbjörnson og Moe, Norske Folkeeventyr[4], s. 9. 25. 122 u. ö.) ist, dass der unhold durch ein schwert getötet wird, das über seinem bette oder in seiner wohnung hängt: s. Ambalessaga cod. AM. 521 a 4⁰ bl. 46, Hermanns saga ok Jarlmanns cod. AM. 167 fol. s. 112 u. ö.

Aus der grossen menge der vorkommenden scenen will ich nur einiges hervorheben.

1) Eine aufzählung von tröllnamen in poetischer form: allra flagđa þula findet sich in der Vilhjálms saga sjóðs, einer jener sögur, in denen romantische und einheimische elemente mit einander verknüpft sind[1]. Die ältesten pergamenthandschriften AM. 577 4⁰, 343 a 4⁰ und einige andere fragmente stammen aus dem 15. jahrhundert. Vilhjálmur sucht seinen während eines unwetters von tröllen entrückten vater auf abenteuerlichen zügen; zugleich hat er sein eigenes haupt zu lösen, das er im schachspiel an einen riesen verloren; kann er nicht binnen drei wintern zu dessen höhle kommen und ihm die namen aller tröll nennen, die dort hausen, so verliert er das leben. Endlich trift er in fernen landen eine Ermlaug, die ihm den weg in das land Eirs sagt, wo sein vater sich in der gewalt ebendesselben riesen befindet, an den Vilhjálmur sein haupt verloren hat:

heđan frá bygđum mínum muntu ríða III vikur, þá verđr fyrir þér móða mikil, svo ófært er yfir bæði skipum ok hestum, en fyrir utan móðuna liggr land mikit, þat heitir Eirs; þat er svo nærri sólarsetri, at þar verðr aldri bjartara en þar sér stjörnur um miðjan dag; en þá þú kemr á þat land utanvert, sér þú blómalegt land, þar skínn sól um miðnætti, þá annarstaðar í veröldinni er dagr sem styttstr, því at þá er þessi hlutr heims í skugga jarðar, ok þikir þá sem til sólarinnar sé at sjá niđr fyrir sik. (cod. 577 4⁰ bl. 18.)

Sie gibt ihm auch eine anweisung, wie er zur kentnis der tröllnamen gelangen soll. In dem lande ist ein brunnen, dorthin komt am siebenten jultag eine riesin, um zu waschen. Wenn sie nun ihr kind,

1) Die fremden dürften wol aus Deutschland oder durch deutsche vermitlung nach dem norden gekommen sein: vgl. cod. AM. 343 a 4⁰ bl. 33 v: í skóg þann er Lútuvald heitir ebd. bl. 34: þeir kvóđu hann heita Reginbald, þann kalla norđmenn Röginvald und ebd. bl. 45 das rätselhafte: þeim risum, sem slangar eru kallađir. — Damit will ich übrigens nicht den phantastischen theorien Gisli Brynjulfssons (s. diese zeitschrift III, 313 fgg.) beistimmen.

das sie bei sich hat, mit der wiege bei seite sezt, solle er demselben ein stück gold in den mund legen und dazu wünschen, das kind möge nicht eher aufhören zu schreien, bis ihm die mutter die namen aller 90 riesen genant hat, die in der höhle wohnen. Er solle sich in einer grube verbergen, und sich die namen einprägen. Es glückt Vilhjálm alles zu volbringen. Die riesin fasst jedoch verdacht und sagt, als das kind die namen zu wissen verlangt:

ei er þér nú sjálfrátt í, veslingr, sagði kelling, en ei má ek sjá á harmkvæli þín eðr heyra þessi hin illu læti, en þá læt ek þat um mælt, ef sá er nokkur fyrir ofan jörð, at til vildi heyra, at drafni af honum hold ok skinn ok bráðni svo í sundr sem tjara í eldi og missi bæði vit ok sinnu, mál ok minni. En þat kom henni ekki til hugar, að sá mundi niðr í jörðunni, sem heyra vildi; því tók hún til og nefndi tröll öll ok varð tysvar eðr þrysvar at nefna, áðr þat þóttist skilja, en Vilhjálmr reist eptir á kefli. (577 4⁰ bl. 21.)

Vilhjálmr komt nun gerade an dem lezten tage seines termins zu der höhle und spricht folgende þula, wodurch alle riesen und riesinnen ihr leben verlieren (mitgeteilt nach 343a 4⁰ bl. 38v, mit den lesarten von 577 4⁰ bl. 22; bei den namen auch geringere varianten aufgenommen; bemerkungen zu der handschrift (343 a 4⁰) stehen unter den lesarten; die handschriftliche interpunktion ist beibehalten):

I. Lijttu up*p* leikbrod*ir* *ok* lattu folk þeig*ja*
m*edan* | at eg nefni niutigi t*ra*ulla.
aull ſkulu þi*er* ſtanda s*em* ſtiaki bundin*n*
unzſ at eg | hefi vt kuedit allra flagda þulu.

II. Fyrſt ſit*ur* yſia. *ok* arinefia.
flegda. | flauma. *ok* flatſocka.
ſkrucka. ſkin*n*brok. *ok* ſkitinkiapta.
buppa. blætan*na*. *ok* belge | ygla.

III. Hi*er* *er* ſurtur *ok* haki. hrym*ur*. *ok* ſkotti.
þrym*ur*. *ok* ſauckue*r*. hrotti. *ok* modi.
glaa | mur. *ok* geit*er*. *ok* gortan*n*i.
grimn*er*. bruſi. drautt*ur*. *ok* haulu*er*.

I. 1 *ok* fehlt. I. 2 niutigi] LXXXX I. 4 vt] af II. 1 arinefia] ari*n*nefja II. 2 flegda] *ok* add. II. 2 flatſocka] flotſocka II. 4 blætan*na*] blatan*na* III. 2 ſauckue*r*] ſörkuir III. 3 geit*er*] geitvr III. 4 haulu*er*] höſuer

I. 3 ſtiaki] *das* i *ist infolge eines durch das blatt gehenden schnittes vernichtet, doch der accent über* i *erhalten.* II. 1 yſia] *vorher* yſſa *ausradiert.*

IV. Þa *er* gloſſa. *ok* gulkiapta. |
gialp. gripandi. *ok* greppa. hin fimta
drumba. *ok* klumba. *ok* dettikleſſa.
ſyrpa | *ok* ſuartbrun. *ok* ſnarinefia.

V. Slautt*ur* er hin*n*. fysti. ſlangi ann*ar*.
hunduiſ. grubbi | *ok* hracktan*n*i.
ſlin*n*i. *ok* ſlangi. ſnodujs. krabbi.
jdi. audn*er*. *ok* angur*þ*raſi. [ora *pro* nob*is*] |

VI. Fenia. *ok* menia. fruſk. *ok* tuſka.
hnydia. *ok* brydia. *ok* holoſkroppa.
flaſka. flim | bra. *ok* flaaſkiappa.
elldrjdr opingeil. yſporta. *ok* ſinortur.

VII. Sulki. ſlam*m*i. ſjd | hautt*ur*. hnik*ar*
bialki. beinſkafi. baraxli *ok* liot*ur*.
hrungn*er*. haltangi. hrau | dn*er*. uagnhofdi.
ſtoru*er*kur. *ok* ſtaalhauſ. ſtritram*ur* *ok* uaulſi.

VIII. Grani. ſkolli. | *ok* gridr. gerdr. *ok* fiſkreki.
kampa. *ok* kolfroſti. kiaptlang*ur*. *ok* flangi.
dumb*ur* | i dag ſpringi. *ok* drepi hu*er*t an*n*at.
Illr ſie end*er* adr þi*er* deyit.

IX. þung*ar* hef*ir* þu mi*er* | þraut*er* fengit.
leid*ur* loddari lymſkur i ordu*m*.
þu munt ſialfr ſueln*er* heita. |
hef*ur* mod*ir* þin m*ic* u*m* þ*at* *fræ*ddan*n*.

X. Hrærizt heim*ar*. hriſtizt ſtein*ar*.
uaut*n* u*id* leysizt | uillizt dis*er*.
aull odæmi æri þuſſa.
helueg trodi. heimſkar *tra*ullkon*ur*.

IV. 2 *ok*] fehlt IV. 4 *ok*[1]] fehlt. IV. 4 ſnarinefja] ſnarinnefia V. 2 hracktan*n*i] hraktan*n*i V. 4 jdi] *ok* add. V. 4] das eingeklammerte fehlt. VI. 2 holoſkroppa] holuſkropa VI. 4 yſporta] yſp*or*ti VI. 4 ſinortur] ſmortur VII. 1 Sulki] *ok* add. VII. 2] bialfi bei*n*ſkafin b*ar*daxli ..... (rest =) VIII. 1 Grani. ſkolli.] Gra*m*ſkolli VIII. 2 *ok*[1] fehlt. VIII. 2 flangi] ſlangi (ſ *aus* f *gebessert*).

Die þula erinnert an die nafnaþulur der jüngeren Edda (Kop. ausg. I, 546 fgg. 551 fgg.), ist jedoch von diesen unabhängig.

2) Als beleg für die oben hervorgehobenen freundlichen beziehungen von tröllen zu menschen möge hier eine episode aus der Valdimarssaga nach cod. AM. 557 4° perg. (aus dem 15. jahrhundert) folgen (bl. 1.).

Valdimar, ein königssohn, sucht seine von einem greifen geraubte schwester. Auf seinen zügen komt er zu einem riesen, dessen tochter mit ihm ein liebesverhältnis anknüpft. Endlich will er sich aufmachen; — Risinn stendr nú upp ok gengr at bjarginu, er stóð hjá honum ok knýr fast. Í þessu brestr bergit upp ok gengr þar út ein kelling svo ljót ok leiðileg, fúl ok fjandleg, at einskis manns auga sá skrimlegri[1] skepnu. Hún var í skörpum skinnstakki, höfði öllu hærri en risinn. Hann gengr at henni ok heilsar móður sinni. Nú setjast þau niðr, hefr risinn sitt mál: Svo er háttat, móðir minn, at hér er kominn son Saxakóngs ok sækir traust at mér um vandræði sín; er þar allr vor styrkr, sem þú ert. Kellingin svarar: mikit er þó nú um, at kóngabörn sækja traust til þín, en hvat mun hana borgnara þótt hæna beri skjöld? Risadóttir leggr þá hendr upp um háls kellingu ok sagði: Minnstu nú, fóstrmóðir, at móðir mín fekk mik þér í hönd áðr hún dó ok bað at þú skyldir minn vilja gjöra. Legg nú hug á at hjálpa þessum manni, so at hann nái sínum heiðr; þiki-mér hér allt á liggja. Kellingin skellir upp ok hlær ok mælti: Satt er þat, frændkona, at þú hefir góðkvennzku af móður þinni og una mundir þú, ef þú hefðir röskvan mann at þér lagit. Kellingin stendr þá upp ok gengr inn í bjargit ok út kemur hafandi eitt stórt horn berandi at kóngssyni, ok bað hann at drekka. Hann tekr hornit ok drekkr af mikinn drikk ok finnr, at afl ok orka hleypr í allan hans búk. Risadóttir þrífr til hans ok glíma þau sterkliga, lýkr svo, at Valdimar fellr á kné. Kellingin hlær enn at ok mælti: Of snemma fórtu með konur, ljúfi minn, ok drekktu (hs. drekkr) betr. Hann drekkr í annat sinn; þau sviptast sterkliga, þá fell risadóttir. Kellingin tekr þá hornit ok sagði, at hann mundi þá svo búnu hlíta. — Der riesentrank lebt bekantlich noch heute in skandinavischen märchen fort, vgl. z. b. Asbj.-Moe, Norske F. E.[4] s. 52 u. ö.

3) Nicht selten begegnet in diesen jüngeren sögur eine pornologische auffassung der skessur, die auch in den namen ihren ausdruck findet; vgl. einzelne namen in der oben angeführten allra flagða þula und folgende namenaufzählung in der Vilhjálms saga sjóðs (cod. AM 343a 4° bl. 46):

ein þeira hét Finnhildr flotskuð [skuð volva; flot s. Fritzners ordb.], önnur Meinhildr mannæta, hin III. Gýriðr gambarageil, hin IIII. hét Gunnhildr gásastykki, hin fimta Rannveig reðrahít [reðr penis; hít bulga.], hin VI. kjötrassa kýlavömb, hin VII Goðrún dís, hin átta Flaumhildr flenniskuð.

1) d. h. skrímsl-legri.

II. Zwerge.

Neben trölksagen bilden zwergengeschichten einen hauptbestandteil in den hier in rede stehenden sögur: sie sind um so interessanter, als bekantlich der moderne volksglaube auf Island zwerge nicht kent: sie sind mit dem huldufólk zusammengefallen. Ich will daher einige von den zwergengeschichten, die mir bei der lectüre aufgestossen sind, mitteilen.

1) Die folgende zwergenepisode bildet das VI. kapitel der Sigurðar saga þögla, einer jener sagen, in denen romantischer (fremder) und nordischer stoff in bunter weise verschmolzen sind. Die ältesten handschriften der Sigurðar saga þögla stammen aus dem 15. jahrhundert.

Der text des mitgeteilten bruchstückes ist der Reykjavíker ausgabe entnommen[1].

Nú berr svá til einn dag, at Hálfdan hafði á land gengit einn samt ok varð reikat víða. Hann kom þar, sem einn bekkr rann úr fjallinu ofan eptir gróf einni. Þar var vaxit alls konar grösum ilmandi. Þar skammt í burt frá sér hann standa einn stóran stein, vaxinn nær sem hús. Þar þótti hánum fýsiligt at dveljast, ok sezt niðr við lækinn. Hann sèr þá ofan frá sèr eitthvert kvikvendi, er hánum þótti undarligt: á því var mannsmynd; þat var útlimastórt ok hendr fótsíðar, en fótleggirnir stuttir, svá at eigi váru þverrar handar. Við þat glotti Hálfdan, ok var sem utan við lægi augun. Hálfdan tók upp einn stein ok sendi til þessa kvikvendis ok kom á kjálkann, svá at hann gekk í sundr. En dvergsbarn þetta brá við með svá illri raust, at slíkt þóttist hann eigi sèt hafa nè heyrt, ok því næst var þat horfit, ok vissi hann aldri, hvat af því varð. Síðan gekk Hálfdan til skipa ok segir Vilhjálmi bróður sínum, hvat í hafði görzt. En hann lèt illa yfir þessu verki ok kvaðst þat hyggja, at hánum mundi þetta til úhamingju snúast. „því at nær öll tröll og álfar eru hefnisöm“ segir hann, „ef þeim er misgört eðr misboðit, ok eigi síðr leggja þau kapp á at launa vel, ef þeim er vel til gört“. Hálfdan sagðist þar engan trúnað á leggja, ok eptir þat ganga þeir til skipa, ok sem þeir hafa snætt um kveldit, gengu menn at sofa. Ok sem Hálfdan var í svefn kominn, þá dreymdi hann, at hánum þótti at sèr koma svá vándr dvergr, þó at meiri væri vexti, en þat, er hann sá um daginn, ok var stórum úfríniligri. „Svá skal þèr vera sem þú vakir“ segir hann, „því at þat skal þèr allt at sönnum verða, sem fyrir

1) Man wolle diese inkonsequenz mit äusseren umständen entschuldigen, die mich nötigten, hier (und bei den citaten s. 16, 23, 25) einen druck zu benützen, da die handschriften nur in den kurz bemessenen bibliotheksstunden zugänglich sind.

þik berr. En þat, sem þú görðir í dag, var með sannindum allmikit níðingsverk, er þú slóst með steini sundr kjálkann í barni mínu. Nú vit þat firir víst, at ek legg þat á þik, at öngr konungsson skal hafa farit meiri svívirðingarferđ á Norðrlöndum en þú, ok aldri hèðan af skaltu þykkja utan lítilmenni hjá öðrum höfðingjasonum, ok eigi munu þín afdrif mikil verða, þó at nú þykki nökkur líkindi á, meðan þú nýtr at hamingju Vilhjálms bróður þíns". Dvergrinn laust með sprota III högg í höfuð hánum, ok fylgdi því verkr mikill, en síðan hvarf þessi dvergr í burt. En er Hálfdan vaknaði, hafði hann fengit höfuðverk svá strangan, at hánum þótti heilinn nær mundi út springa, ok mátti hann eigi úr rekkju rísa þann dag; en um daginn eptir gekk Vilhjálmr á land ok kom í þann stað, er Hálfdan hafđi áðr komit hinn fyrra dag, ok settist þar niðr ok beiđ þar, ef nökkurr atburðr kynni til at falla, ok sem hann hafđi þar lengi setit, þá sá hann þá sömu sýn, sem Hálfdan bróðir hans hafði áðr sèt, at dvergsbarnit sat viđ lækinn. Vilhjálmr tók gullhring af hendi sèr ok sendi at barninu, en þat skelldi upp ok hló, greip þegar upp hringinn ok hafđi brott ok hvarf því næst; en Vilhjálmr gekk til skipa ok fóru menn til svefns eptir venju; en þá er Vilhjálmr var sofnaðr, þá sýndist hánum sem dvergrinn kæmi at hánum međ blíðligu yfirbragđi ok mælti til hans: „Vel görðir þú í dag, Vilhjálmr, er þú gafst svá mikit gull barni mínu. En þat, sem ek hefi á lagit Hálfdan bróður þinn, má ek nú eigi aptr taka; en þá eina úhamingju muntu fá, er þú hlýtr af hánum til; en fyrir þína skuld skal hánum batna höfuðverkjarins, er hann hefir fengit af mínu tilstilli; en hèr er eitt sverð, er ek vil gefa þèr, ok er þat svá beitt, at ekki muntu annat slíkt fá, ok þat fylgir, at þú munt þar hvergi koma í einvígi eðr orrustu, at þú munir úsigr fá". Hann lagði sverđit á höfðalag hans ok hvarf síðan í brutt. En er Vilhjálmr vaknađi, var hánum annast til þess at vita, hvern stað þat ætti, er fyrir hann hafđi borit, ok þreif til höfðalagsins og kenndi þegar, at þar lá sverðit, ok var svá gull í hjöltunum, at birti af um alla lyptinguna, ok náliga þótti hánum loga eggjar hans, er hann brá hánum. Hann gaf nafn brandinum ok skyldi hann Gunnlogi heita. Þann bar hann síđan.

2) Häufig erscheinen zwerge als helfer von helden, und nehmen am kampfe anteil, meist als bogenschützen, so in der jüngeren Bósasaga[1], in der Ambalessaga (wo sich Ambales die freundschaft des zwerges durch die errettung eines zwergenkindes aus den händen einer flagðkona erwirbt) u. a. m. Besonders charakteristisch ist die unten aus-

1) Dieselbe wird als anhang meiner ausgabe der Bósasaga erscheinen.

zugsweise mitgeteilte zwergengeschichte aus der Saga af Victor og Blávus, einer riddarasaga, wie das proömium ausdrücklich besagt. Dass diese saga noch nicht herausgegeben ist, ist sehr zu bedauern; sie ist eine der älteren und wertvolleren dieser litteraturrichtung (älteste membranhandschriften bzw. fragmente: cod. AM. 471 4°, 567 4°, 593 b 4°, alle aus dem 15. jahrhundert). Die mitgeteilten textstücke sind der hdschr. 471 4° entnommen.

Die beiden waffenbrüder Victor und Blávus wollen zwei gewaltige vikinge, die brüder Önundur und Randver bekämpfen. Ihr ratgeber Kador warnt sie davor, sie seien unüberwindlich .... þá er þat, at meira er enn annat, at einn dvergr klókr ok kyndugr hefir smíđat þeim þau II vopn, at þeir mega kjósa hvern dag einn mann til dauđa fyrir hvert, þann er þeir vilja (s. 197).

Als sie indes nicht davon abstehen wollen, führt er sie zu einem freunde, Skeggkarl (*and. hss.* Skeggi karl), und dieser wider zu dem zwerge Dímus. Ganga þeir þar til er þeir koma at stórum steini; heyrðu þeir í steininn, at hátt var blásið óp ok kvein; heyrðu þeir í steininn til barna dvergsins ok at þau mæltu, at þeim felli allr ketill í eld, ef dvergnum föður þeirra yrði nökkut. Skeggkall gekk at steininum ok klappar á lófa sínum ok lýkst þegar upp steinninn; gengr þar út digr dvergr; hann var fótlágr ok skammhryggjaðr, miðdigr ok mjög baraxlaðr[1], handsíðr ok höfuðmikill. Hann víkr at Skeggkalli heldr kunnliga ok kysti hann, öngvan anz gefr hann þeim Blávus; hann mælti þá: Illa hafi þér at sótt, því at ek hefi æpt upp af ofverkjum í alla nótt, en nú er sem hefi hött af höfđi mjer (s. 199).

Der zwerg verspricht nun auf bitten und versprechungen hin, zwei waffen zu schmieden, die jenen zauberwaffen, die er den brüdern Randver und Önundur geschmiedet hat, gleichen, aber nichts taugen, und sie mit den echten zu vertauschen, die er Victor und Blávuš verschaffen will.

Snýr hann þá inn í steininn ok heyra þeir þegar hamragang. Dímus dvergr hefir nú kesjuna og brynþvarann svo lík þeim vopnum er þeir bræðr hafa, að hvörgi má kenna frá öðrum. Síđan býst hann til ferđar og hefir búit um vopnin í bagga sínum, en tekr sjer sjálfum stafkalls gjörvi og lætr allhrumliga; hafđi hann og list til þess at mega sýnast þeim líkr sem hann vildi. Kemr hann til matsveina þeirra bræđra og sýnist hann þeim gamall kall og spyrja þeir hvat honum sje bezt getit, en hann segist kunna at skemta bæði sögum og kvæðum, en er þeir bræður spyrja þat, senda þeir eptir kalli, láta þeir

[1] So mit 593 b 4°; in der benüzten handschrift ist das wort verderbt.

hann skemta og kveðr hann þar til, at þeir eru báðir sofnaðir. Þá tekr Dímus brynþvarann Randvers og kesjuna Önundar, en lætr eptir þau vopn er hann hafði nú smíðat, hleypr síðan burt í myrkrit og svo heim til steins síns (s. 201).

Es komt nun zum kampfe, und beide brüder fallen. Obwol diese scene nicht mehr in unmittelbarem zusammenhang mit dem hier mitgeteilten steht, will ich sie doch auszugsweise mitteilen, da sie in mehrfacher beziehung interessant ist. Die Saga af Victor og Blávus scheint aus mehreren geschichten lose zusammengefügt zu sein; die unten mitgeteilte scene dürfte eine nachahmung älterer sagapoesie sein; sie hebt sich durch die grössere reinheit der empfindung und bessere charakteristik unverkenbar von der grossen masse der lygisögur ab; wer die ungeheuerlichen übertreibungen, den mangel an charakteristik, die oft burlesk wirkenden zaubergeschichten der lygisögur bei solchen anlässen kent, wird sich durch die einfache menschlichkeit dieser scene unwilkürlich an ältere, reinere perioden erinnert fühlen. Damit soll natürlich nicht die stelle der saga selbst als alt reklamiert werden. Interessant ist auch das motiv der namengebung.

Als Randver nach kurzem kampfe seine todeswunde empfangen hat, heisst es: (s. 203 ff.) settizt þá niðr brosandi ok mælti: sét er þat, at Dímus dvergr hefir svikit mik ok stolit í burtu brynþvara mínum þeim sem hann sjálfr gjörði, en látit í staðinn annan deigan ok svo líkan, at eigi má kenna; er þat ok satt, at eigi má treysta sínu megni eðr riddaraskap, ef banadægrit er komit, er ok vant við vélum at sjá, en flestir álmar vilja þik nú hefja; þú munt taka eptir mik fé, en þó meira metnað ok orðlof. En þat vilda ek þiggja, at þú létir verpa haug eptir mik og bera fé í, þvíat nú hefur þú þess nóg til, og létir þar í koma brynþvara þann, er Dímus stal frá mér. Þat vilda ek ok, at þú létir heita eptir mér, ok vænti ek, at sá verði eigi ekki manna, er hefur nafn mitt, enda mun ekki verða af talinu langt. Dó hann þá, svo hann hallaðizt ei til jarðar fyrr en örendur. Auch der andere bruder Önundr erhält seine todeswunde: — Önundr settizt niðr ok blés ekki við ok talaði óskelfri röddu: Eigi skuldi taka sik fram úr máta né treysta sér lengr en heimrinn ok hamingjan vill duga, þvíat svo þóttumzt vit bræðr bera af hverjum manni sem gull af blýi eðr apaldr af greni[1] ...... en nú höfuvit fundit þá II, er bæði eru meiri ok mátkari ...... bið ek þik, at þú látir kesjuna koma í haug hjá mér, ok svo, at þú látir heita eptir

1) Der zweite vergleich steht in 593 4° und pap.-hdschr. 125 8°, fehlt in 471 4°.

mér, ok mun heiðr fylgja nafninu. — Mun nú skjótt skilja með okkur, þikki mér ok betra at deyja og verða færðr í einn haug ok bróðir minn, heldr en lifa eptir hann dauðan, þótt ek hefða sigr fengit. Litlu síðar dó Önundr. Létu þeir þá taka til haugsmiðar; gekk þat skjótt, þvíat margr var maðrinn. En er þat var gjört, voru þeir báðir bræðr í haug lagðir; sat á sínum stóli hverr þeirra, ok höfðu tafl á milli sér; þar var kesjan ok brynþvarinn sett hjá þeim, mikit gull ok silfr var lagt i hauginn hjá þeim, síðan var hann luktr ok læstr. — — Victor und Blávus sind betrübt über den tod der beiden helden, die sie so schmählich betrogen haben; sie halten ihr gelübde und nennen ihre söhne Önundr und Randver; diese holen, als sie erwachsen sind, die waffen aus dem totenhügel. —

3) Vermischtes. Als meisterdieb wird der zwerg Alfrig erwähnt in der Vilhjálms saga sjóðs cod. 343 a 1° bl. 32 v. Ein riese nimt einem zwerge Andvari eine brünne ab. bl 32. Die zwerge sind die besten schmiede, und können waffen schmieden, die nur durch andere von ihnen selbst geschmiedete waffen vernichtet werden können. Vgl. Saga af Fertram ok Plato cod. AM. 395 fol. s. 730: þess bið eg þig, að þú [- der zwerg Litur] smiðir þessum kóngssyni herklæði með sverði, so engin sje þeim betri, og biti engin járn nema sverðið, sem þeim fylgir.

III. Nornen (Völur).

Die folgende geschichte entstamt der Ambalessaga, einem jungen produkte, in welchem die Amletsage in wunderlicher verzerrung, verquickt mit abenteuerlichen erzählungen von kämpfen vor Konstantinopel, in Spanien, der Tartarei[1] usw., erscheint. Die handschriften cod. AM. 521 4° a—d pap. sind im 17. jahrhundert geschrieben. Ich folge cod. 521 b 4°.

Völva ein var í ríki Salmans kongs, þó eigi af tröllum komin, sú var forn í mörgu og fjölkunnug, full vísinda, og trygg við þá, sem tryggða leituðu, en stór vondskú við þá, sem illt við áttu. Hún var virðingagjörn, því hún var víða að virðingum metin, so flestum þótti betra gott en illt við að eiga. Hennar ætt og uppruni var í Garðaríki. Höfðu allar [illegible] og [illegible], sem ei kunnu að [illegible], að segja hana, vegar þær höfðu börn alið, voru henni stórar [illegible] gefnar og góðir á sig gjörðir fyrir starf sitt; henni talaðist

[1] Möglicher weise liegen [illegible] historische ereignisse zu grunde [illegible] wenn der könig [illegible] Don [illegible] über die Amlethsage [illegible] XXXV [illegible]

margt satt um forlög barna þeirra, sem hún tók frá móðurlífi. Og sem hún spurði það, Amba drottning hafði barn alið, og ei til kölluð verið, fylltist hún fjandskapar og blandaði[1] kyngi[2] við krapt sinnar reiði, tók sjer ferð fyrir til kóngsins borgar og hitti Ömbu drottningu; var hún þá óljett að barni sínu. —

Die Völva wünscht der königin und ihrem ganzen hause verderben. Der könig will sie töten lassen, die königin aber sucht sie zu versöhnen.

Gekk nú drottning völvuna að finna, var hún þá til ferðar búin; bauð drottning henni allar sæmdir með langvarandi vistum og vináttu, og bað hana sjer þjónustu að veita, nær sitt fóstur fæddi. En völvan vildi það ekki og kvaðst ekki hennar kostu þiggja, en vitja mun eg þín, nær barnið fæðir. Síðan ljettu þær skrafinu, veik nornin so í burtu. En er sú tíð kom, að drottning kendi sjer sóttar, kom nornin með hýru bragði og þjónaði drottningu með bestri alúð, lagði hana í vel búna sæng. Drottning hafði stríða sótt, þó lukkaðist henni allt vel, fæddi hún sveinbarn stórt álitum og ásjálegt[3] til að líta, so ýkjur þótti á þessum burð. Nornin þjenti sem best hún kunni drottningu og barninu um sængurferðina og leiddi drottning úr hvílu í hæfan tíma. (bl. 1 v fgg.) —

Die Norne kann ihre verwünschung nicht mehr zurücknehmen, doch dem neugebornen (Ambales) verheisst sie eine ruhmreiche zukunft.

IV. Stjúpusögur.

Eine besondere gruppe von märchen, die wir nach den zeugnissen FAS I, 31. FMS VIII, 18. Ó. T. præf. (s. Vigf. Dict. s. v. stjúp-) wol als einen der ältesten märchentypen ansehen dürfen, bilden die stjúpmæðrasögur oder stjúpusögur (Ísl. Þjs. II, 304). Von solchen finden sich noch einige unedierte in der arnamagnäanischen bibliothek, die zum teil ziemlich alt sind.

1) Eine solche ist z. b. die saga af Sigurgarði frækna, von der wir membranfragmente aus dem 15. jahrhundert (cod. AM. 556 a 4°) besitzen.

Hlégerðr, die zweite gemahlin eines königs, beseitigt diesen und verwünscht ihre drei stieftöchter:

Nú legg eg það á systur þínar, að Hildr skal verða að gyltu, og skulu grísir mínir sjúga hana, en Signý að flókatryppi og skulu

1) Hs. *blöndað* 2) Hs. *kyngu*
3) So mit 521 a 4°; die hs. hat *óásjalegt.*

graðhestar mínir elta hana ..... samt legg eg á þig, að þú skalt engum trú vera og hvern biðil svíkja eður tæla .... skulu öll þessi álög haldast meðan þú lifir, nema einhverr biðla þinna sprengi egg það á nösum þjer, er fjör mitt er í fólgið og eg sjálf geymi, og mun það seint verða, sem eg og vildi. Nóg er mælt um sinn, segir konungsdóttir, og skal nú þetta þitt seinasta orð, hversu lengi sem þú lifir héðan af. Hlégarðr ætlaði þá at tala meira, en geispaði og gat ekki mælt (c. 3 der Reykjavíker ausgabe).

Mit hilfe zweier zauberkundigen brüder gelingt es indes Sigurgarð die schwierigen aufgaben, an welche die entzauberung gebunden ist, zu lösen. So komt er (unter dem namen Knútr) einmal zu einem einsamen hause in der wildnis und übernachtet dort mit seinen zwei begleitern: Er þeir voru nú sofnaðir, þá lét Knútr illa í svefni, færði hann fæturna við þilinu; var þá ylgr komin í fang honum ok vildi bíta hann, en hann tók sterkliga í mót; hón færði kryppuna við þilinu, en setti klærnar í bringu honum. Harðr hrökk undan sviptingum þeirra, setti hann kryppuna við timburveggnum, svo at hann brotnaði ok komust þeir þar út. Stígandi krækti í huppinn á ylginni ok reif út úr henni garnirnar, en Hörðr hljóp á bak henni ok brotnaði þá í henni hryggrinn. En svo hafði hón sett klærnar í bringu Knúti, at berir skinu við bringuteinarnir; þá var Hlégerðr þar komin. Knútr hjó til hennar, en hón varð at kráku ok fló upp. Höggit kom á vænginn ok tók af henni vænginn; fló hón þá til norðrættar ok hvarf þeim skjótt; þeir fóru nú eptir blóðdrefjunum (cod. AM. 556 a 4° perg. 15. jahrhundert bl. 1).

Knútr geht den blutspuren nach, bis er endlich die krähe findet und ihr den hals umdreht; ihr lebensei nimt er zu sich; bei ihrem tode entsteht ein erdbeben. Auch die brüder der Hlégerðr werden erschlagen. Nun folgt die entzauberung der drei schwestern.

Das ist der leitende faden in dem bunten gemische von abenteuern, welche die saga bilden.

2) In die Jóns saga leikara (hdschr. erst aus dem 17. jahrhundert) ist folgende stiefmutter- (Werwolf-)sage verwebt.

Vargur sá, er herra Jón hafði líf gefið, var kóngsson af Flæmingalandi og orðinn fyrir hörðum álögum af sinni stjúpmóður, hafði hún lostið hann úlfshandska og sýndist hann af því vargur vera, en hann var þó raunar ágætur maður og hjet Sigurður. Hafði hún so fyrir mælt, að hann skyldi í þeirri ánauð vera, þar til er nokkur maður yrði sá, að heldur kjöri líf hans vargsins hins versta og mesta spillvirkja en alls konar veraldar sæmdir, hugði hún það mundi aldri

verða. En þessi sami Sigurður fór á fund herra Jóns, þá hann hafði kóngdóm tekið og sagði honum þenna atburð, ... Fór herra Jón kóngur með Sigurði til Flæmingalands og tóku vonda vætt, stjúpmóður hans, drógu belg á höfuð henni og börðu grjóti til bana, brennandi [hs. *add.* hana] síðan á björtu báli hennar herfilega hræ, en sökktu (hs. söckte) öskunni í saltan sjó (cod. AM. 174 fol. bl. 10).

V.

Eine alte **Werwolfssage** ist uns in der Álaflekkssaga erhalten, die in zahlreichen handschriften vorliegt; membranfragmente reichen in das 15. (cod. AM. 589 e 4⁰) und 16. jahrhundert (cod. AM. 571 4⁰) zurück. Die folgenden mitteilungen sind aus der papierhandschrift cod. AM. 182 fol. (17. jahrhundert, von der hand des Jón Erlendsson) entnommen. Sie umfassen den ganzen ersten teil der saga in unverkürzter form (nur cap. V ist zum teil blos in inhaltsangabe mitgeteilt).

I. Rígarður hjet kóngur, hann var sonur Hálfdanar Brönufóstra, hann rjeði fyrir Englandi; hann var allra kónga vitrastur, svo hann vissi fyrir óorðna hluti. Hann átti sjer drottningu er Sólbjört hjet, hún var hvörri konu vænni og vitrari. Þau kóngur og drottning áttu ekki barn og þótti það mikið mein. Garðshorn eitt var skamt frá borginni, þar átti fyrir að ráða kall sá er Gunni hjet; hann átti kellingu þá er Hildur hjet. Kall átti skóg einn og fǫr þangað hvörn dag að veiða dýr sjer til matar. Eitt sinn segir kóngur, að hann vill búa skip sín úr landi og ætlar að halda í leiðangur og vera í burt III vetur. Drottning mælti til kóngs: eg er ekki kona ein sömun, því eg er með barni. Kóngur mælti: ef þú fæðir sveinbarn, þá skal það út bera, því að ef það heldur lífi, mun það þrautamaður verða; en þeir það vilja ei gjöra, skulu lífi fyrir týna; en ef þú átt dóttur, skal hana uppfæða. Drottning varð óglöð við slíka hluti; skilja þau nú so sína ræðu. Gekk kóngur nú á skip og kvaddi drottningu sína og þá, eptir voru, og heldur burt af Englandi og fekk frægð mikla hvar sem hann fór; en drottning var nú eptir mjög óglöð, og kom nærri þeirri stund er hún skyldi ljettari verða. Hún fæddi sveinbarn og var það bæði mikið og vænt; hann hafði flekk á hægri kinn. Drottning skipar tveimur þrælum að bera út sveininn; þeir gjöra svo og bera sveininn á skóg Gunna, bjuggu um hann undir einu trje, fóru heim síðan og sögðu drottningu að þeir hefðu tortýnt sveininum, en hún trúði. Einhvörn dag gekk Gunni til skógar síns og ætlaði að skjóta dýr; hann heyrði þá óp mikið, skundar þangað og sjer barnið og sýnist sveinninn fagur, tekur upp

og fær kellingu sinni og biður hana leggjast á gólf; hún gjörir svo, lætur sem hún fæði sveinbarn þetta. Kall og kelling unnu mikið sveininum; óx hann þar upp, en hvört það nafn er, þau gáfu honum að kvöldi, mundu þau ekki að morgni.

II. Nú er þar til að taka, er kóngur kemur heim úr leiðangri, og finnur drottning hann og segir honum hvörsu hún hefur gjört; hann spyrr, hvar þeir sjeu, sem sveininn höfðu út borið; þeir voru kallaðir og sögðust hafa deytt sveininn, en kóngur kvaðst ei trúa. Einhvörn morgun stóð Gunni upp stillilega og gekk að rúmi því er sonur hans lá í og mælti: Sefur þú, Áli flekkur? en hann sagðist vaka. Þetta nafn bar hann síðan; þá var hann VIII vetra og bæði var hann vænn og mikill. Kóngur lætur stofna veizlu og bjóða öllu stórmenni er í landinu voru, og þeim þar komnum verður prís og gleði í höllinni. Gunni og kelling fóru til þeirrar veizlu og voru utarlega í höllinni og Áli flekkur var þar með þeim. Hann gekk innar fyrir kóngsborð; drottning sat á einum stóli og er hún sjer Ála flekk, roðnaði hún mjög og horfði á hann; þetta gjörir kóngur að líta og mælti til hennar: því horfir þú á þennan mann eða þikist þú kenna hann? Drottning svarar: Ei kenni eg þennan mann til fulls, en þó hef eg sjeð hann fyrr. Kóngur ljet þá kalla á Gunna og kellingu hans, þau koma fyrir kóng og kveðja hann; kóngur mælti: Eigi þið þennan unga svein? Gunni sagði: víst ei er hann okkar sveinn, og segir hann nú hvörsu hann fann sveininn, og er nú gjört bert fyrir alþýðunni, að Áli er kóngsson. Er hann nú með föður sínum vel haldinn. Kóngur gaf Gunna góðar gjafir og fóru þau kelling heim til sín, en Áli var með kóngi og hafði jafnan XV leiksveina.

III. Blátönn hjet ambátt ein er var í kóngsgarðinum, hún var öllu illa fallin. Eitt kvöld var það, að Áli kóngsson var einn úti staddur, þá kom Blátönn þar; hún grenjaði illilega og mælti so: Áli, sagði hún, þú hefur mig aldrei góðum orðum kvatt, skal og launa þjer það, því þú skalt nú þegar í stað verða fara á skóg og ei ljetta fyrr en þú kemur til Nóttar systur minnar, henni sendi eg þig til bónda. Áli mælti þá: það mæli eg um, að þú farir til eldhúss, og verðir að einni hellu og skulu þrælar kynda eld á þjer, en ef eg kemst frá Nótt tröllkonu, þá skaltu klofna í sundur og láta svo lífið. Blátönn mælti: það vil eg, að þetta haldist hvorki. Áli kvað þetta verða statt að standa og þegar fór Áli á skóg, en hún í eldahús og varð að hellu og kyntu þrælar eld á henni og stóð hennar æfi þann veg. Leiksveinar Ála leita hans nú nærri og fjærri og finna hann hvörgi. Þeir sögðu þetta kóngi og drottningu. Kóngur mælti: nú er það fram komið, er

eg vissi fyrir, að þessi sveinn mundi fyrir miklum ósköpum verða, veit eg, hann er nú i tröllu hendur kominn, og mun eg því ekki láta hans leita. Grætur drottning nú og allir aðrir.

IV. Nú skal frá Ála flekk segja, að hann liggur úti á mörkum XVIII daga. Um síðir kemur hann í dal einn. Áli var þá illa klædd-ur. Hann sjer þá hús mikið; þangað gengur hann og sjer þar konu eina fríða. Hún heilsar Ála flekk með nafni, en hann undrast þetta mjög og mælti: hvört er nafn þitt, þú heilsar mjer svo kunnugliga? Hún mælti: gjörla kenni eg þig, Áli flekkur, og svo veit eg hvört þú ert sendur. Fyrir dal þessum ræður móðir mín, er Nótt heitir, til hennar varstu sendur. Faðir minn var mennskur maður og til hans bregður mjer, að betur er, og heiti eg Hlaðgerður. En ef þú ferr hjeð-an, muntu finna hellir stóran, honum stýrir móðir mín. En nær þú kemur þar, muntu öngvan mann sjá, því að ei er Nótt heima og aldrei kemur hún heim fyrr en langt er af nótt. En sem hún kemur heim, mun hún fæðslu neyta; hún mun bjóða að þú skulir jeta með henni, en þú munt ei vilja. Hún mun þá so segja: þú skalt ekki mat fá fyrr en þú verður feginn. Hún mun þá til sængur fara og bjóða þjer að liggja hjá sjer, en þú skalt það ekki vilja; það mun henni illa líka. Hún mun sofna snart, þú munt og sofna og ei fyrr vakna en byrgð-ar eru allar dyr á hellirinum; í burt mun þá Nótt; þá skal eg senda til þín skikkjurakka minn með þá hluti, er þjer þarfnast. Með því muntu lauss verða, að hann leysi þig út; en ef hann ferr með flesk nokkurt, þá tak, og er þú kemur á það fjall, er fyrir ofan er hellir Nóttar, legg það þar niður í götuna og mun hún þá ekki lengur fara; enda far þú í burt hjeðan nú, því að móðir mín veit ei, að þú ert hjer. Ferr hann nú í þann hluta dalsins er myrkt var. Hann kemur að einu stigi stóru, þar var klappað í spor. Áli hafði öxi í hendi, er Hlaðgerður gaf honum, hann krækti henni í sporin og las sig svo upp á bergið. Hann sjer þá hellir stóran, snýr hann þá að hellirinum og gekk inn, og var þar bæði fúlt og kalt og ekki nýlega kynt. Hann settist niður við hellisdyr og beið þar til dagseturs og kom flagðið ekki heim. En þá þriðjungur var af nótt, heyrði hann dunur stórar, sá hann, flagðið skauzt í skálann; hún var í skorpnum skinnstakki, og öngva skepnu þóttist hann ferlegri sjéð hafa. Hún tók til orða: vel verði Blátönn systur minni, er hún sendi þig, Áli, mjer til bónda, en illa gjörðir þú það, er þú lagðir á hana. Áli svarar öngvu. Nótt bjó til fæðu hrossa kjöt og manna og bauð Ála, en hann neitaði. Hún sagði, hann skyldi ei mat fá nema ef hann yrði feginn. Hún bjó þá sæng, lagði niður einn beð af geitskinnum; hún bauð Ála að liggja hjá sjer, en hann

vildi ei; henni líkar það illa og kvað hann mundi feginn verða, og sofnar skjótt, því hún var móð. Áli sofnar og vaknar ei fyrr en allljóst var í hellirinum og Nótt var í burt og byrgðar allar dyr. Áli stendur upp og gengur til dyranna og sjer, að bora ein er á hellirinum og sjer þar út, að skikkjurakki Hlaðgerðar er kominn og hefur grafið rauf á berginu með trýninu. Áli ferr þá úr klæðunum og getur smogið út þessa boru, og sjer, að hundurinn berr á baki sjer flesk af svíni, og klæði hafði hundurinn meðferðis og góða fæðu. Tekur hann nú alla þessa fæðu af rakkanum[1]. Neytir hann nú sem hann lystir. Klæðin vora Ála mátuliga sniðin. En sem hann hafði etið og drukkið, býst hann til ferðar og gengur uppá fjallið; og er hann kemur þar, skerr hann niður fleskið í slóðina og gengur so burt út um mörkina og mikla skóga marga daga og ei kann hann veg til föður síns, og aldrei veit hann, hvört hann ferr.

V. Einn dag kom Áli fram í eitt ríki mjög stórt; *hann sjer bæði smá bæi og stóra og eina furðu stóra borg*[2]; þangað gengur Áli, og er hann kom að hallardyrum biður hann dyravörðinn inngöngu, eptir spyrjandi hvörr ætti fyrir að ráða þeirri borg. Þeir segja, meykóngur einn ráði þar fyrir, og hún heitir Þorbjörg, og hefur hún nýtekið við föðurleifð sinni. Áli gengur nú fyrir meykónginn og kvaddi hana. Hún tók honum vel og spyrr hann að nafni; hann kveðst Stutthjeðinn heita. Eg vildi fá vetrarvist hjá yður, segir hann. Meykóngurinn játar því og skipar honum hjá gestum á enn óæðra bekk. Þessi meykóngur var bæði vitur og vænn. Stutthjeðinn kom sjer vel í vináttu við meykónginn og mat hún hana mikils, og unnu honum allir hugástum. Stutthjeðinn var mjög fálátur um veturinn. Meykóngur spyrr sína menn, hvaða mann þeir ætla Stutthjeðinn vera; þeir segjast það ei vita. Þeir spurðu hana hvað hún ætlaði. Það ætla eg, segir hún, að hann sje kóngsson, og ætla eg hann orðið hafa fyrir álögum.

Feinde machen einen einfall in das land der königin, die ihre hand dem verspricht, der sie aus dieser not errettet; es gelingt Stutthjeðin, die eindringlinge zu besiegen.

VI. Nú gjörir Áli bert fyrir alþýðunni, að hann sje son Rígarðs kóngs af Englandi, og heimti fram þau heit, er meykóngurinn hjet honum, og mælti hún ekki á móti og var þá búið til brullups (*sic*). Gekk Áli að eiga Þorbjörgu drottningu og var veizla hin dýrlegasta. Og um

1) rakkanum] *vorher* hundinum *unterpungiert*.

2) Die cursiv gedruckten worte aus AM. 181 m fol.; mit geringen abweichungen in allen handschriften ausser AM. 182 fol., 588 c 4°, 592 a 4° (in 589 c 4° ist diese partie nicht erhalten).

kvöldið er þau Áli og Þorbjörg voru leidd til einnar sængur, þá kom Glóðarauga, einn þýborinn þræll, er var í borginni, bróðir Nóttar tröllkonu. Hann gekk að Ála og mælti ógurlegri raust: Gott hyggur þú til, Áli, segir hann, að sofa hjá meykónginum, en nú skal eg launa þjer, að þú lagðir á Blátönn, systur mína, og legg eg það á þig, að þú verðir að vargi, farir á skóg og drepir bæði menn og fje, og á það skaltu *mest* girnast, er meykóngurinn á. En Áli mælti þá: Með því, Glóðarauga, segir hann, að þú hefur með fullum fjandskap á mig lagt, mæli eg það um, að þú sitir á þeirri kistu, er þú situr nú á, og æpir upp bæði nótt og dag á meðan eg er í álögum, en ef eg kemst úr þessum álögum og þungum þrautum, þá skulu II þrælar leiða þig til skógar og hengja á gálga. Glóðarauga grenjaði þá og mælti: það legg eg til við þig, Áli, þá þú hefur eytt öllu fje í ríki drottningar, þá far þú í ríki föður[1] þíns og eir þar hvorki fje nje mönnum, og skal þjer ekki til undanlausnar, nema nokkur biði griða fyrir þig, þá þú verður tekinn; en það mun aldrei verða. Þegar í stað hljóp Áli á skóg og varð vargur, reif bæði menn og fje. En Glóðarauga ærðist bæði nætur og daga og fengu menn drottningar af því miklar ónáðir, því ófagurt var til hans að heyra.

VII. Það er af Ála að segja, að hann eyðir öllu fje Þorbjargar drottningar. Eptir þetta fór hann burt á merkur og skóga og kemur i ríki föður síns og reif þar bæði menn og fje til dauðs. Þetta er sagt kóngi og lætur hann hina bestu menn saman kalla og frjettir þá ráða, en allir skutu til hans um þetta vankvæði (*sic*). Það er mitt ráð, segir kóngur, að leggja III merkur silfurs við varginum og skal sá það eiga, sem varginum verður að bana. Þetta líkar öllum vel; slítur nú þinginu. En vargurinn rífur hjörð kóngsins enn meir, og nú býr kóngurinn sína ferð og ætlar að veiða varginn; *geta þeir þá slegið hring um hann. Kóngur eggiar að drepa [hann] en*[2] í því bili hleypur vargur út yfir mannhringinn, þar sem kóngur er fyrir, og höfðu þó hans ei meira og fara heim við so búið. Það kvöld kemur vargurinn í garðshorn til Gunna og Hildar. Þar lætur hann alt í friði og settist í garð úti. Kelling mælti við kall sinn: Engin augu hef eg líkari sjeð en í vargi þessum og voru[3] í Ála flekk. Ekki sýnist mjer það, segir kallinn. Kelling gekk í búr sitt og kom út aptur með trog fullt með pörur og margt hask[4] og setur niður fyrir varginn; hann var þá all-

1) *Hs.* födurz. 2) Aus AM. 181 m fol. 3) *Hs.* var

4) para f = segmentum cutis vel carnis (Bj. Haldarsons lex.); hask =? die handschriften haben folgende varianten: hask 182 fol., 181 i fol., 588 b 4°, 588 p 4°;

svangur og tekur til að jeta úr troginu og lýkur hann því öllu og hleypur burt síðan og rífur niður hirð kóngs og á þessari nóttu drepur hann III hirðsveina kóngs. Um morguninn sækir kóngurinn og allir þeir nálægir voru að varginum *og so verður að þeir slá hring í kringum hann;* hann ætlar þá að stökkva út yfir hringinn, í því kemur kóngur sjálfur og gat handtekið hann. Hann frjetti, hvörn dauðdaga vargurinn skyldi fá. Í því bili kom Hildur að svo mælandi: gef varginum grið, herra, segir hún, en eg vil borga, að hann skal öngvum manni mein gjöra. Þeir, er hjá stóðu, báðu kónginn svo gjöra. Kóngur mælti: veita mundi Áli þjer þína bón, ef hann væri hjer, og fyrir hann vil eg veita þjer það, þú biður. Hún þakkar kóngi og fór heim með varginn. Kóngur fór heim og hans menn. Alla þá nótt vakti Hildur yfir varginum í hvílugólfi hjá sjer; og er kemur að miðri nótt, sofnar Hildur, og er hún vaknar, sjer hún mann liggja í hvílunni; þekkir hún þar Ála flekk, en vargshamurinn lá niðri hjá Hildi. Hún stendur upp og vekur Gunna, hún biður hann upp standa og brenna sem skjótast vargsham þennan; hann gjörir svo. Hildur tekur vín og dreypir á varir honum, tekur hann þá að nærast, og er hann mátti mæla, spurði hann, hvörr honum hefði úr á nauðum komið. Hildur segir til sín; hann varð þá feginn fóstru sinni og varð þar fagnaðarfundur; sofa þau til morguns í góðum fögnuði. Að morgni fóru þau til kóngshallar, segir Hildur kóngi alla sögn hvörsu farið hafði. Kóngur verður nú feginn syni sínum og allur lýður, einkanlega drottning móðir hans. Áli tekur ena sömu leiksveina, er fyrr hafði hann, og skilja þeir hvorki nótt nje dag. Nú er að segja frá Glóðarauga, að þann dag, sem Áli komst úr álögum, leiddu II þrælar hann til skógar og hengdu hann á gálga og urðu það hans æfilok. Áli er nú heima með sínum föður og er nú vinsæll af öllum. —

Den rest der saga (c. VIII — XII) bildet eine bunte reihe von abenteuern. Áli wird durch einen rutenschlag des tröllweibes Nótt aussätzig, und irt in allen ländern heilung suchend herum. Ein bruder der Nótt heilt ihn endlich, ohne ihn zu kennen. Durch list gelingt es Áli, Nótt und ihre drei brüder zu töten, und endlich kehrt er wider in sein vaterland zurück.

VI. Vermischtes.

Kaum übersehbar ist die menge von abergläubischen vorstellungen, die sich an waffen, gewänder, ringe und dergl. knüpfen. Bei der

hark 181k fol.; hnask 181m fol.; ausgelassen in 592a 4°, 588c 4°, 395 fol.; unleserlich in 589e 4°; (571 4° ist die stelle nicht erhalten).

ins unkraut geschossenen phantastik jener sögur gibt es kaum eine handlung, die der held der erzählung aus eigener kraft vollbringt, überall wird er von zauber unterstüzt: er bekomt eine *skikkja* oder einen *kufl*, dem weder gift noch waffen etwas anhaben können, steine, die ihn vor hunger, durst, ermüdung schützen, unsichtbar machen usw. Es wäre eine ziemlich überflüssige arbeit, hier auch nur einen kleinen teil der zahllosen stellen anzuführen; sie würden dem sagenforscher kaum etwas neues bieten. Nur auf einige minder bekante typen möge hier verwiesen werden.

Fjöregg. In der jüngeren Bósasaga (hdschr. des 17. jahrhunderts) spielt bei dem kampfe Bósis und Herrauđs mit der *hofgyđja* (entsprechend der partie c. VIII der alten Bósasaga) das lebensei der hofgyđja eine bedeutende rolle. Bósi erhält darüber folgende auskunft (cap. X meiner ausgabe): fjör hennar (sc. gyđju) er í einu eggi og liggur á því gammur eđur dreki í einum hellir og er hann óvinnandi; og aldrei sefur hann nema um sólar uppruna, en þó ei lengur en rođmi sólar kemur á skýin; eru tvö eggin í hreiđri gammsins, annađ er fjöregg gyđjunnar, nær þađ er brotiđ, blífur hún dauđ, en annađ eggiđ er kóngsgersemi mikiđ og er fegra gulli; fjöreggiđ er rautt sem blóđ. — Vgl. hiezu die oben s. 16 angeführte stelle aus der saga af Sigurgarđi frækna. Rot ist auch die farbe des lífsteinn in Sigurđarsaga þögla s. 37 der Reykj. ausgabe: En þó var einn lítill pungr festr viđ međalkaflann [sc. sverđsins] ok þar í lífsteinn rauđr at lit; ok ef hann var ániđinn viđ vín ok borinn svá á eitrat sár, þá dró þat út allt eitr. Vgl. auch unten das *lífgull.*

Widerbeleben toter. En sem leiđ ađ miđjum degi, kom Hólmgríđr í sínum gamla drekaham, so alla felmtrađi; flaug hún þangađ sem hinir dauđu jötnar láu og hristi einn belg, viđ þađ stóđu þeir á fætur og börđust höfuđlausir međ æđi og skóku sínar járnkylfur (Saga af Fertram og Plato AM. 395 fol. s. 739). —

Vaka mun og í nótt og vita, hvađ til berr, ađ tröll og blámenn þessir lifna upp aptur og berjast viđ okkur. Gengur hann þá út í ólpu sinni og hefur öxi sína í hendi og leggst niđur á valinn á međal hinna dauđu og verđur hann einkis var fyrr en á móti degi: sjer hann ađ kella ein kolsvört nema hvít á einni löppinni gengur ađ valnum og rjettir þađ hvíta í munn eins hins dauđa og fer hann þegar á fætur og hristar sig. So gjörir hún öđrum og fer á sömu leiđ. Gengur hún nú ađ Tryggva, því hann var þeim nærstur, og rekur þađ hvíta á löppinni uppí hann, en þađ var raunar lífgull. Tryggvi erschlägt sie, sie war die mutter des Galdrakóngur. (Sagan af kóngabörnum Sigurđi og Sig-

nýju einninn Tryggva kallssyni. Kopenh. kgl. bibl. Ny kgl. saml. 1802. 4°. paphs. d. 17. jhd. s. 14 fg.).

Waffen. Eine eigentümliche beschreibung eines schwertes, welche geeignet ist, licht auf die schwertschilderung in Helgakviþa Hjǫrvarþssonar str. 9 zu werfen, findet sich in Vilhjálmssaga sjóðs 343 a 4° bl. 32: sverð þat var VI spanna hátt í milli hjalta ok höggstaðar; svo sýndist, sem einn vargr hlypi undan hjöltum þess ok fram á oddinn, ef niðr vissu hjöltin, en þá undir hjöltum, ef upp vissi oddrinn, ok var sem hann elti einn íkorna. — Sóti er biksvartur og hann er verstur, hann hefur arngeir stóran og engin járn bíta hann; hann má kjósa mann fyrir arngeirinn hvörn dag sinn, þegar hann veit þeirra heiti. (Úlfs saga Uggasonar cod. AM. 395 fol., s. 784.)

Ein riese besizt eine waffe: hann hafði járnstaf í hendi ok var geirr Óðins[1] markaðr á framanverðum ok sýndist honum (seinem gegner) sem eitr sindraði úr oddinum. (Sagan af Sigurgarði frækna cod. AM. 556 a 4° bl. 2 v.)

Fliegender Mantel. (Der zauberer Jónar) átti klæði þat, at leið í lopt af náttúrusteinum sem þar voru í fólgnir, og rúnstöfum, sem þar voru í saumaðir, ef þeir voru róttilega lesnir. (ebd. AM. 167 fol. s. 80.) Ebenso wird in Saga af Victor og Bláus (bl. 32, 36 in cod. AM. 125 4°) ein *klæði* mit runen erwähnt; liest man die runen zur rechten, so erhebt es sich in die luft, liest man sie zur linken, so senkt es sich.

Der typus des „Tischlein deck dich" findet sich in der Saga af Victor ok Bláus (AM. 471 4° s. 194): tekr Blávus einn borðdúk saumaðan af þráðum ens besta gulls ok í sundr rekr (hs. rekjandi); voru þar í innan konungligar krásir. Þar var ok í ein kanna stór, full með píment ok clári, þvíat hún var með gólfum gjör. Eta nú ok drekka. Bl. talar þá til kóngsins: varastu, sagði hann, og kasta öngu í burt af þessari fæðu, þvíat dúkrinn berr þá nátturu, at fæðan öll er en sama, þegar hann er saman vafðr; sömu leið er kannan full með áðr nefndum drekk, þegar lokit kemr yfir hana, ef eigi er allt af hennar botni.

Schliesslich folge hier noch eine stelle aus der Sigurðar saga þögla, (R. ausg. s. 41), die uns ein sonst nicht erhaltenes bruchstück des isländischen physiologus überliefert. (Der verfasser der S. s. þ. hat

1) Zu der auffassung Óðins als unhold, die hier durchleuchtet, vgl. auch c. IX (meiner ausgabe) der jüngeren Bósasaga, wo es (in einer jüngeren form der Buslubæn) heisst: [búi þér sneypu] dimmar dróttir og dofrar leiðir, allir árar ok Óðinn sjálfur.

nachweisbar schriftliche litteratur pseudogelehrter natur benüzt: er nent Ovid cod. AM. 189 fol. s. 109, und sagt cap. VIII (ebd. s. 18 fgg.): þess háttar tröllakyn er kallat í bókum cyclopes).

Margar náttúrugjafir hefir hann [der löwe] ok merkilegar. Hann sefr opnum augum ok sèr allt þat, at hánum ferr, sem hánum má geigr eðr grand at verða. Kvenndýrit fæðir dauða sína hválpa ok svá liggja þeir líflausir III daga ok III nætr, ok síðan kemr til karldýrit og blæss at hválpunum, þar til er þeir lifna, ok merkir hann í þessu guð sjálfan, er sinn son reisti af dauða á þriðja degi eptir píning sína. Hann slæðir jörðina með sínum hala, svá at eigi megi kenna fótspor hans. Meistari Lucretius kallar helgan leóninn í sinni náttúru, því at hann grandar eigi manninum ùtan af sárum sulti, ef maðrinn görir hánum eigi á móti, ok hann gefr ok manninn liðugan, ef hann gefst fyrir hánum.

KOPENHAGEN, DEN 4. MÄRZ 1892. OTTO LUITPOLT JIRICZEK.

ZUR LIEDER-EDDA.

Die kürzlich von mir vollendete metrische übersetzung der eddischen lieder (die soeben im verlage des bibliographischen instituts zu Leipzig erschienen ist) veranlasste mich, die handschriftliche überlieferung wider einmal kritisch zu durchmustern. Dabei ergaben sich eine kleine zahl von textbesserungen und exegesen, die ich den fachgenossen hiermit zur prüfung vorlege. Ich citiere nach Hildebrand, da diese ausgabe in Deutschland doch wol noch die verbreitetste sein dürfte.

1. Vǫl. 68⁵ schreibt B. Sijmons nach einem vorschlage von Sievers (Paul-Braune VI, 333) *berr ser í fjǫþrum.* Ich wüste nicht, was uns abhalten könte, auch hier das suffigierte pronomen einzusetzen, das z. b. Hym. 34⁵ (*hófsk á hǫfuþ upp*[1] statt des handschriftlichen *hóf sér á hǫfuþ upp*) und Hym. 36¹ (*hófsk af herþum* statt *hóf hann sér af herþum*) aus metrischen gründen von dem neusten herausgeber hergestelt ist.

2. Hym. 4⁶. Hlórriþi. Der zweite teil des compositums bedeutet schwerlich „eques“, da Thor nie reitet, sondern entweder fährt oder zu fuss geht. *Hlórriþi* dürfte aus **Hló-hriþi* entstanden sein; **hriþi*

1) Ursprünglich hat die zeile wol gelautet: *hófsk á haufuþ.*

stelle ich zu *hriþ*, f. „unwetter“, „sturm“. Die erste silbe wird von Noreen (Altisl. und altnorweg. gramm.[2] § 221, 3) wol richtig mit ags. *hlôwan* in verbindung gebracht. *Hlórriþi* wäre demnach „der brüllende wetterer“.

3. Vafþr. 12[5]. Der name Hreiþgotar ist, soviel ich weiss, noch nicht befriedigend erklärt. Solte nicht neben dem eben erwähnten *hríþ* ehemals auch eine form **hreiþ* bestanden haben (vgl. *skírr* und *skærr* < **skeiriʀ*)? Der name würde dann „Sturm- oder Kampfgoten“ bedeuten. Ebenso wäre dem entsprechend der eigenname *Hreiþmarr* als der „kampfberühmte“ zu erklären.

4. Helgakv. Hund. I, 17[4] fg. Sievers (Paul-Braune VI, 340) beanstandet mit recht den vers *dísir súþrænar* und meint, dass für *dísir* ein wort mit kurzer wurzelsilbe eingesezt werden müsse. Ich glaube, dass dem verse am einfachsten dadurch aufzuhelfen ist, dass man den plur. in den sing. verwandelt, also *dís súþræna*. Natürlich ist dann auch in z. 5 *þær* zu streichen und in z. 6 *hildingi* statt *hildingum* zu lesen. Helgi redet nicht die ganze schar der walküren, sondern nur ihre führerin, die Sigrun, an.

5. Helgakv. Hund. I, 42[2] weiss Sievers (Paul-Braune VI, 340) nicht zu bessern. Ich möchte vorschlagen zu lesen:

stjúpr látt Siggeirs und *stoþum heima*.

6. Grip. 9[1-4] ist von allen herausgebern misverstanden und daher auch falsch interpungiert worden: auch ich habe die stelle in meinem glossar (s. 189[b] s. v. *reka*) infolge der verkehrten interpunktion unrichtig erklärt. Es ist zweifellos das komma nach *hefna* zu tilgen und hinter *Eylima* zu setzen: die übersetzung hat demnach zu lauten: „du wirst zuerst, o fürst, deinen vater und den Eylimi rächen und für allen kummer (nämlich für deinen eigenen kummer) rache nehmen“.

7. Fáfn. 5[6]. Richerts versuch, die handschriftliche überlieferung zu verteidigen (Upsala univ. årskr. 1877, s. 40 fgg.) hat sicherlich nur wenige leser überzeugt: vielmehr sieht man algemein mit den herausgebern die stelle als verderbt an, und mit recht. Die bisher vorgeschlagenen besserungen befriedigen ebensowenig. Vielleicht hat die neue conjectur, der ich bereits in meiner übersetzung gefolgt bin, mehr aussicht auf zustimmung. Da Sigurd in str. 6 Fafnirs äusserungen in str. 5 punkt für punkt zu beantworten scheint (wie er auch in str. 8 genau und ausführlich auf str. 7 seine erwiderung ausspricht), so muss Fafnir in der zweiten hälfte von str. 6 dem Sigurd vorgeworfen haben, dass er jugendlich keck und unbesonnen gehandelt habe. Vergleicht

man ferner str. 5⁶ mit 6⁶, so fält es auf, dass in den heiden unerklärten wörtern *abvrno skior* fast genau dieselben buchstaben enthalten sind wie in dem sicher richtigen *barnœsku*, und der schluss liegt nahe, dass dieses wort auch in der verderbten zeile ursprünglich gestanden habe. Dies zugegeben, würde weiter folgen, dass höchst wahrscheinlich in z. 5⁶ *barnœska* reimwort war, mithin ein zweites wort ebenfals mit *b* anlautete. Da dieses wort vermutlich ein adjectiv war und das gegenteil von *blauþr* bedeutete, so dürfte kein anderes besser passen als *bráþr*, das in isländischen sprichwörtern gern auf kinder und kindisches wesen bezogen wird: *brátt er barna skap* (Guđm. Jónsson, Safn af íslenzkum orđskviđum, Kaupm. 1830, s. 57), *bráđir eru barns hugir* (Bevers saga c. 34 in Fornsögur Suđrlanda 262⁵³). Ich vermute daher, dass die verdorbene zeile gelautet hat:

því 'st í barnœsku bráþr,
„drum bist du als knabe schon keck".

Man könte gegen diesen vorschlag einwenden, dass der in str. 7 von Fafnir dem Sigurd zugeschleuderte vorwurf der feigheit schlecht dazu passe, dass er ihn in str. 5 einen kecken knaben solle genant haben, aber dieser widerspruch ist bei dem sterbenden Fafnir, der in seiner ohnmächtigen wut sinem mörder jegliches schlimme anzuhängen beflissen ist, psychologisch sehr wol erklärlich.

8. Sigrdr. 25⁹ ist der dat. pl. *lýþum* auffallend, da in der vorhergehenden zeile nur von einem gegner gesprochen ist (*hans qndu*); auch erscheint mir der ausdruck gar zu farblos. Ich vermute daher, dass *leiþum* zu lesen ist: „am nächsten tage vernichte sein leben und lohne so dem verhassten die lüge".

9. Atlakv. 22⁶. In der málaháttrstrophe 22 ist z. 6 zu kurz. Ich vermute daher, dass statt *syni þjóþans* zu lesen sei *syni þjóþkonungs*. In dem málaháttrtypus D kann die erste hebung auf kurzer silbe stehen (Sievers, Proben einer metrischen herstellung der Eddalieder, Tübingen 1885, s. 47); beispiele aus der Atlakviþa sind str. 4⁷ *dafar darraþar*, 14⁵ *sal of suþrþjóþum*, 35⁵ *gumar gransíþir*.

10. Atlakv. 28³. Diese zeile erregt ein doppeltes bedenken: einmal ist sie als málaháttrvers um eine silbe zu kurz, und dann verstösst es gegen die reimgesetze, dass das zweite nomen des verses statt des ersten alliteriert. Beide fehler werden beseitigt, wenn vor *svinn* das fem. *ǫ́* „fluss" eingesezt wird. Auch z. 1 muss durch einfügung von *nú* auf das ihr gebührende mass gebracht werden. Die ganze halbstrophe würde demnach lauten:

Rín skal nú ráþa rógmalmi skatna,
ǫ́ svinn, áskunna, arfi Niflunga.

11. Atlakv. 30[2]. Die ersten vier zeilen von str. 30 sind im fornyrdislag abgefasst, z. 2 ist jedoch um eine silbe zu kurz. Es wird daher zu lesen sein:

Atli (Ræsir?) enn ríki reiþ á Glaumi,

vgl. Helgakv. Hjǫrv. 35[1]: *reiþ á vargi .. fljóþ.* Mit z. 5 begint wider málaháttr, man wird also vor *sifjungr* ein *en* einfügen müssen.

12. Atlakv. 33. Die erste zeile dieser fornyrdislagstrophe (*Atli lét*) ist um eine silbe zu kurz, auch ist es gegen die reimgesetze, dass das dem nomen nachfolgende verbum alliteriert, während jenes an der alliteration nicht teil nimt. Es wird daher zu lesen sein:

Lét þá Atli lands síns á vit.

Z. 8 derselben strophe (*vǫ́ru af heiþi komnir*) fügt sich in kein metrisches schema, auch ist es höchst bedenklich, dass *vǫ́ru* reimstab ist. Die von Sievers vorgeschlagene änderung (Paul-Braune VI, 352) *kómu af heiþi* ist unbrauchbar, da sie die alliteration zerstört[1]; ich glaube, dass hier eine kühnere änderung von nöten ist und schlage vor zu lesen: *es af viþi kómu* (typus C).

13. Atlakv. 34[4]. Die zeile gibt, so wie sie überliefert ist (*at reifa gjǫld rǫgnis*), keinen sinn, und Bugges frage (Fornkv. 432[b]): Kan *at reifa gjǫld rǫgnis* betyde „for at fremkalde erstatning for kongen (hævn for Gunnars drab)" muss verneint werden. Schon die Kopenhagener quartausgabe schlug vor, *reifa* in *reiþa* zu ändern, was ich für richtig halte; es muss aber ausserdem noch statt des genet. *rǫgnis* der dativ gesezt werden, also *at reiþa gjǫld rǫgni* „um dem könige das, was er zu erwarten oder fordern hatte (den wilkommentrank) darzureichen".

14. Atlakv. 35[4]. Die málaháttrzeile *Húnar tǫlþusk* ist um eine silbe zu kurz; es wird statt *Húnar* zu schreiben sein *Húna bǫ́rn*, vgl. 39[4] *grétu bǫrn Húna.*

15. Atlamǫ́l 2[1]. Zu *œxtu* fehlt das subjekt, das schwerlich aus der vorhergehenden strophe zu ergänzen ist. Ich glaube, dass der gen. *skjǫldunga* in den nom. zu ändern ist und lese demzufolge

Skǫp skjǫldungar œxtu

1) Aus demselben grunde sind auch noch zwei andere conjecturen von Sievers abzulehnen: Grip. 28[1] *hvat erumk þrí | þótt mær see* (Paul-Braune VI, 333) — lies: *hvat's mik at því;* Helgakv. Hund. I, 52[7] *látiþ mangi* (statt *engi mann*) | *eptir sitja* (Paul-Braune VI, 341).

(die umstellung mit Sievers, Paul-Braune VI, 347): „die helden verschlimmerten ihr geschick“.

16. Atlamǫl 21[1], 23[1] und 25[1] sind metrisch verderbt; es ist vermutlich in allen drei versen das *hugþak* in *sák* zu ändern und 21[1] *þér*, 25[1] *hér* zu streichen. Ich lese demnach:

Gǫrvan sák galga;
Blóþgan sák mæki;
Ǫ́ sák inn renna.

17. Atlamǫl 32[1]. Überliefert ist: *Sór þá Vingi*, die málaháttrzeile ist mithin um eine silbe zu kurz. Sievers (Proben s. 52) meint, dass nach *Sór* ein wort ausgefallen sei; meiner ansicht nach ist dagegen statt des st. praeteritums einfach das schwache *svarþi* einzusetzen, das auch Guþr. I, 21[10] (*svarþir eiþa*) belegt und dort durch das metrum gesichert ist.

18. Atlamǫl 98. Der inhalt dieser strophe wird bekantlich in der Vǫlsunga saga (181[18] Bugge) folgendermassen paraphrasiert: *aldri komtu svá ór orrostu, at eigi bærir þú enn minna hlut.* Dem hauptsatze entspricht die erste verszeile: *komta (þú) af þvi þingi.* Da *þingi* für sich allein nicht „schlacht“ oder „kampf“ bedeuten kann[1], so muss in diesem worte ein fehler stecken, was schon Lüning gesehen hat, der der meinung war, dass statt *því þingi* im original ein compositum von *þing*, das ausdrücken wie *hjǫrþing, brynþing, malmþing* synonym war, gestanden habe. Aber die einsetzung eines solchen compositums lässt das metrum nicht zu. Ich glaube, dass statt *þingi* einfach *vígi* zu schreiben ist. Vielleicht hat ein abschreiber unbefugt geändert, weil er bei dem ausdrucke *sǫk* an die gewöhnlichste bedeutung dieses wortes („streitsache“, „process“) dachte, oder er hat seine vorlage falsch gelesen — *þ*ᶦ*ugı* kann in der handschrift dem worte *þıngı*, wenn das dem *þ* übergeschriebene *i* undeutlich geworden war, zum verwechseln ähnlich sehen. Ich würde demnach — mit streichung des überflüssigen *því* — vorschlagen zu lesen:

Komtat af vígi | es vér þat frægim.

Die erste halbzeile fasse ich als typus E 1: es ist zwar nicht häufig, dass in den E-versen nur die zweite hebung alliteriert, doch sind gerade in den Atlamǫl mehrere fälle nachweisbar:

1) Sv. Egilsson führt zwar im Lex. poet. 909[b] zwei stellen als belege für diese bedeutung auf, aber in der strophe des Sighvatr (Hkr. U. 228[3]) geht aus den eingangsworten hervor, was für ein conventus gemeint ist, und in der vísa des Kveldúlfr (Egils saga ed. Finnur Jónsson 73[7]) steht das wort in der verbindung *malmgnáar þing.*

fóru þá síþan | sendimenn Atla (4 [5. 6])
tóku þeir fornir | es þeim fríþr sendi (5 [5. 6])
mælti viþ Vinga | sem henni vert þótti (31 [3. 4])
takiþ ér Hǫgna | ok hyldiþ meþ knífi (56 [1. 2])
tǫku vér Hjalla | en Hǫgna forþum (58 [3. 4]).

19. Guþrúnarhv. 22[5]. Um den vers (*at þetta tregróf*) auf das normale mass zu bringen, schlug Sievers (Paul-Braune VI, 343) vor, *þetta* in *þat* zu ändern. Das ist unzweifelhaft richtig, nur glaube ich, dass man, um dem verse seine ursprüngliche gestalt zurückzugeben, noch eine umstellung vorzunehmen, nämlich *þat* hinter *tregróf* zu setzen hat — sonst müste nämlich nicht das subst., sondern das pronomen alliterieren. Vgl. zur stellung Hyndl. 10[3]:

nú's grjót þat | at gleri orþit.

20. Hamþ. 21 [3]. Der handschriftlich überlieferte text *beiddiz at brǫngu* ist bisher noch nicht befriedigend erklärt und ein fem. *branga* überhaupt nirgends nachgewiesen. Ich halte die zeile für verderbt und schrecke, um sie zu heilen, vor einer kühneren conjectur nicht zurück. Da in z. 2 vom ordnen des schnurrbarts die rede ist, so wäre es nicht unmöglich, dass auch in dem folgenden verse noch etwas ähnliches gestanden hat (vgl. die schon von Bugge in den Tillæg s. 440 beigebrachte stelle aus der Karlamagnússaga: *strauk þá skegg en beindi kampa*). Das verbum *beina* hat ebenfals schon Bugge in dem handschriftlichen *beiddiz* gesucht. Ich glaube, dass diese vermutung richtig ist, möchte aber ferner als möglich hinstellen, dass ein abschreiber fälschlich ein *sk*, das zu dem anlaute des folgenden wortes gehört hat, als suffigiertes reflexiv mit der verbalform vereinigte. Das fragliche wort war vermutlich *skóg*, dem nur noch ein genetiv hinzuzufügen wäre, um eine kenning für backenbart zu erhalten, z. b. *vanga*. Somit würde die zeile folgende gestalt gewinnen:

beindi skóg vanga;

skógr vanga ist ein seitenstück zu dem *kinnskógr* in der Hymiskviþa 10[8].

KIEL, NOV. 1892. HUGO GERING.

LUTHERANA.

Im folgenden wird ein versuch gemacht zur erklärung und erläuterung einer anzahl von stellen, ausdrücken und redensarten von Luther, welche der aufhellung bedürfen.

Wo nichts besonderes bemerkt ist, sind die citate nach der sogenanten Erlanger ausgabe gemacht (erschienen in erster auflage 1826 fg.; die in zweiter auflage 1862 fg. erschienenen bände 1—20. 24—26 sind nach dieser citiert). „Weimar" bezeichnet die neue kritische ausgabe, „Jena" die alte in Jena erschienene samlung Lutherscher schriften[1].

1) Ein originaler druckfehler. In der Weimarer ausgabe von Luthers werken VIII, 278, 26 (bearbeitet von Kawerau und N. Müller) wird im „Urteil der Pariser theologen 1521" als irlehre Luthers über die beichte aufgeführt der satz: „Der geystlich gespreche ist gott alleyn zu offnen". N. Müller, der herausgeber dieser schrift, gibt keine variante. Der von ihm befolgte originaldruck liegt mir nicht vor, wol aber die in Erlangen (27, 379 fg.) genanten nr. 1—4. Alle diese haben „Gespreche"; ebenso die Wittenberger und Jenaer sammelausgabe; Altenburg, Walch und Erlangen haben Gespräche, was ganz unverständlich. Es ist druckfehler, sich offenbar herschreibend von der originalausgabe. Es ist zu lesen: gepreche, gebrechen = *defectus*, wie im lateinischen original des Pariser urteils (Corpus Reform. I, 377) spiritualis defectus steht. Die Sorbonne bezieht sich auf die worte Luthers in Decem praecepta Wittenbergensi praedicata populo. 1518. — Weimar I, 521, 31. Sed nescio an sit confitendum. Credo, quod non; quia est spiritualis defectus deo soli, qui et solus ibi mederi potest, aperiendus (aufgeführt auch in den Condemnatio Facultatis theol. Lovaniensis. Weim. ausg. VI, 177, 11).

2) **spielen tragen.** Diese wortverbindung ist von Köstlin in dieser zeitschrift bd. 24, 39 behandelt worden; vgl. dazu noch s. 286. 287. Sie findet sich ausser in der von Köstlin angezogenen stelle noch einmal in der gleichen schrift Luthers „Das diese wort Christi noch feststehen" (Jenenser ausg. III, 371a; vgl. Erl. ausg. 30, 115): „Was sind mir nu das für Geister und Leute, die also den guten alten Lerer in der Welt spieltragen, mit Lügen und teuscherey zu verfüren und verwirren die einfeltigen Gewissen". Die lateinische übersetzung (Viteb. VII) gibt die stelle so: Quales ergo Spiritus aut homines illi habeantur, qui bonum istum antiquum Doctorem in mundo circumferunt suis mendaciis et praestigiis. Hier ist das specifische das spiel in spieltragen nur schwach in circumferunt angedeutet. Der sinn ist: triumphierend gegen Luther geltend machen, hervorheben. Es handelt sich um Tertullian, dessen äusserungen über das abendmahl die refor-

1) Zur erklärung mehrerer stellen hat prof. dr. Kawerau in Kiel auf unsere bitte freundlich mitgewirkt. Red.

mierten für ihre lehre gegenüber Luther glaubten geltend machen zu können. Dabei ist aber Tertullian nicht als gegenstand des spottes, vielmehr des beifalls — und die sache als ein gegenstand des triumphs gegenüber von Luther gedacht.

Im sinne eines schadenfrohen, spöttischen herumtragens zum vergnügen findet sich die verbindung 15², 472 (Kirchen-postille). Luther redet hier davon, dass man heimliche sünden nicht offenbaren soll. „Was geschicht, das nicht öffentlich ist, das decke: und nicht, als etlich thun, die da wöllen erzeigen, wie fromm sie sind, wenn sie nur wohl stinken künnen uber die Sunder, und derselbigen Sunde umbher spielentragen von einem Haus zu dem andern, wie die Kinder mit den Tocken umbher spielen gehen". Der ursprüngliche sinn der verbindung ist aber: als ein schauspiel herumtragen — zuerst als ein spectaculum pietatis. So bei Luther öfters von der fronleichnams-procession, z. b. 23, 178 (Vermanung zum Sacrament des leibs vnd bluts vnseres HERRN. 1530) „daß — die Papisten ein Opfer und Kaufshandel draus [aus dem sacrament] machen, die Sunden zu vergeben und aus aller Noth zu helfen, dernach in die Monstranz und Ciboria setzen, Prozession machen und Spiel tragen und eitel Gaukelwerk damit treiben".

Man vergleiche dazu aus „Vermahnung an die geistlichen versammelt auf dem reichstag zu Augsburg 1530" 242. 401. 402. 404. „Stucke, so in der gleißenden Kirchen in Ubung und Brauch sind gewest ... Sonntags-Procession, ein Schauspiel ... Kreuz aus dem Grabe heben, und spielen tragen".

Sprachlich wurde dann das herumtragen zum schaustück leicht zu einem herumtragen in der rede, und das herumtragen zur ehre zu einem solchen zum vergnügen und gespötte.

3) **Mit lungen auswerfen.** Zu dieser von Köstlin in dieser zeitschrift 24, 37 fg. behandelten verbindung (s. auch s. 285) vergleiche man das öfter bei Luther vorkommende: „mit dreck auswerfen" z. b. 30, 205 (Bekentnis vom abendmahl 1528): „O schöne Kunst, die auch die Kinder mit Drecke auswerfen sollten". 27, 208 (Auf des Bocks zu Leipzig antwort 1521). „Wenns ihn [den lugenhaftigen Antastern] ist misslungen, haben sie den Gast mit Dreck wollen auswerfen".

Dagegen in „Elf ungedruckte predigten, herausgegeben von Buchwald. Werdau 1888" s. 60 liest man: „Es sind mehr denn dreihundert Krankheiten, die des Menschen Leib plagen. Da hat der Arzt genug mit zu thun; aber kommt er uns drüber in die Kirche, so wollen wir ihn mit Lumpen hinauswerfen". So ist gedruckt; aber die

frage liegt nahe, ob das manuscript deutlich geschrieben und die abschrift richtig ist. Vielleicht ist auch hier zu lesen: Lungen. Oder hätten wir hier „lumpen“ in dem sinne von klumpen, grobes stück — im englischen lump — und im deutschen lumpenzucker noch erhalten —, worauf auch Köstlin hindeutet?

4) **schaulen** in der zusammenstellung von „schaulen und lauren“ 39, 295 (Ausl. des 51. ps. 1534): Wo sie [die Hofjunker und Amptleute] es ja thun müssen, das sie nicht gerne thun, da können sie gleichwohl schaulen und lauren, bis sie ihre Zeit ersehen, können dazu ihre Scheelaugen und Schalksgesicht fein eine Zeitlang bergen“. Schaulen ist wol = dem niederdeutschen schulen; vgl. Lübben-Walther, Mittelniederd. handwörterbuch 1888 s. 338 schulen — verborgen sein; sich versteckt halten, lauern. — Schuler: der sich verborgen hält, flüchtling, laurer.

5) **beulen (peulen)** 20, 2 s. 46. (Wolfenbüttl. manuscript.) „Der Turk ist ein Meister drauf, Knecht zu regieren, legt ihnen an die Schenkel Band, gibt dir Aerbeit gnung, schlägt dich und wirft dir für wie eim Hund ein Stuck Brod, daran mußtu dich genugen lassen und darneben gebeult werden“. Grimm im DWB. bemerkt, das zeitwort beulen komme nur im part. praes. vor, und scheine aus beule gebildet; beulend = beule bekommend, mit zwei citaten aus Seb. Frank: („obwohl der mensch ein gut gemächt gottes ist, so ist er doch also verderbt, beulend und ungestalt worden“).

In der stelle bei Luther, welche nur aus einem manuscript genommen ist, also Grimm unbekant war, kann es aber nicht wol etwas anders bedeuten, als „bis zur beule, wunde schlagen“.

peulen — nicht in Grimms wb.

46, 251 (Pred. über 1. und 2. kap. Joh.) „Knecht und Mägde, die immer peulen, arbeiten und sich fühlen müssen“. Ich habe das wort sonst nicht gefunden. Nach dem zusammenhang kann es nur = sich abmühen sein.

6) **kaum** steht bei Luther (ausser in der jezt gewöhnlichen bedeutung) öfters in der zusammenstellung „es geschieht ihnen kaum recht“ zur bezeichnung einer steigerung = gar sehr, ein sprachgebrauch, der von Hildebrand im DWB. nicht berücksichtigt ist.

1, 256. Wie er [der Teufel] oft aus Verhängniss Gottes thut, und geschicht ihnen kaum recht, denn sie sollten nit neue noch andere Wege machen.

4, 372. „Obschon dieselben [die faulen und untreuen] Hungers sterben, geschicht ihnen kaum recht“.

30, 143. „Wo das wahr wäre, so geschähe ihnen kaum recht, auf dass Gotts Urtheil wahrhaftig bleibe, da St. Paulus 2. Thess. 2, 11 von sagt". Ebenso 2, 468. 3, 86. 6, 321. 31, 70. 52, 15.

17, 383. (Dass man Kinder zur Schule halten soll 1530.) „Und geschähe ihn' auch kaum recht, [wenn es an Gelehrten fehlen würde] weil sie itzt nicht wollen nähren noch halten frumme, ehrliche, züchtige Schulmeister und Lehrer".

20, 1. S. 294. (Erkl. des 72. psalm — Wolfenb. manuscript.) „Ei, ihm geschicht kompt [= kaum] Recht". Ebd. s. 295. „Also muss Christus nit darnieden auf Erden sterben, sondern auch kompts [kaum] werth sein, dass er am Kreuz hänget, und mit Essig, so mit Gallen vermischet, getränkt werden". Hier ist „kompt" blos landschaftlich verdunkelte aussprache für „kaum, kaumet".

Vergleiche dazu Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen wörterbuche s. 42: kaum in der bedeutung von eben, gebraucht: gut, da brauch ichs kaum nicht zu sagen. — Wenn dus nicht magst, behalt ichs kaum. [Vielleicht hat die in entgegengesezter richtung verlaufende bedeutungsentwicklung von fast hier einfluss geübt.]

7) **raufen** in der verbindung: räuf mich in der Hand zur bezeichnung eines fruchtlosen bemühens: 23, 314 (an die pfarrherrn, vom wucher zu predigen 1540) „Da der Herr Christus gebeut zu geben, so gebeut ers freilich denen, so da haben und zu geben des Vermügens sind. Sonst heissts: räuf mich in der Hand".

41, 62 (Das schöne Confitemini. Ps. 118 ad v. 15. 16.) Lieber, räuf mich in der Hand oder zähle Geld aus ledigem Beutel. Wander im Sprichwörterlexikon führt auf: „Man muss da raufen, wo Haar ist" — also vorzugsweise am Kopf. Auf der hand aber wachsen keine haare; da zu raufen also wird fruchtlos sein. Der sinn der redensart wird somit sein: Es ist nichts zu holen. Heyne in Grimms WB. s. v. raufen, führt mit übergehung der Lutherschen stellen nur an — sprichwörtlich:

Wer in der Hand mich rauft,
Das dutt mir doch nit we. Alswart 170, 96.

[An die bekannte stelle im Parzival 1, 26 fg. genügt es zu erinnern.]

8) **Robunten.** 27, 360 (= WA VIII, 171. Von der Beicht, ob d. Papst Macht habe, dieselbe zu gebieten 1521): „Also spielet der Papst mit unsern [illegible] Gewissen und [illegible] Verderben, als wäre es ein Kinderspiel, [illegible] man mit [illegible] im Hanf [illegible] und Robunten schuch- [illegible] [illegible] DWb [illegible] [illegible], [illegible]spossen, mit citat [illegible]

[illegible] 27, 360 = WA VIII, 139 der Hanf [illegible] zu [illegible]

aus Lübben-Walther, m. n. d. Hand WB. 308b: rubunten gan, lopen, riden, narrenpossen treibend durch die strassen ziehen (zu fassnacht). Darnach wären auch bei Luther mummereien gemeint. Ich möchte aber aus dem Schiller-Lübbenschen grösseren wörterbuch noch hieherziehen: 3, 92 Robbinesspiel — aus Lübecker chroniken: „Dar brochte de duvel en robbynesspil to werke, so dat it quam to slande [verlängerte form von slan, schlagen]. Da wurde en del gewundet unde de gardian blef [blieb] dod unde twe ander broder mit em" — mit der bemerkung: Ist hieher zu ziehen die glosse: pergula, socius institorum, robyn. Brevilogus [Collectio vocabulorum MCDIII auf der Lübecker stadtbibl.]? Kiliani [Etymologicum 1623] glossiert robynsack mit aeruscatio, mala ars, qua pecuniae corraduntur, prestigiae; — ist demnach robyn bezeichnung eines gauklers, betrügers? — So Schiller-Lübben. Ich möchte die frage bejahend beantworten. Wenn das „Robbinesspiel" ein betrügliches spiel von landstreicherischen gauklern war, so ist es leicht erklärlich, wie daraus eine schlägerei entstand. Jedesfals möchte ich aber das robyn mit dem Lutherischen robunten in verbindung bringen. Zwar findet sich in dem Suppl.-band VI, 246 noch: robbin zank, streit, schlägerei — mit einem ? — „se weren insampt wol gemeyt — Aver uf den avent quam do eyn robbyn tomalen unfro. Lübecker chron. — Da weiterer zusammenhang fehlt, ist das fragezeichen voll berechtigt.

Lübben-Walther, Handwb. 304 führt zwar auf robbîn streit, kampf, lärm (plötzlicher? gewaltiger?), wol = mhd. rabbîn, m. frz. ravine, anrennen des kampfrosses. — robbinesspil, schlägerei — wol vom vorhergehenden worte robbin. — Doch ist dabei nur dem grösseren werke gefolgt, ohne weiteren beleg, daher das fragezeichen wird bleiben müssen.

9) **Pips** = schwächling. 20, 1 s. 38 (Wolfenb. manuscr.):

„Wenn das Kind versäumet ist an der Milch [der muttermilch], so wirds ein Pips".

Pips findet sich sonst nur als hühnerkrankheit, „wann sie in der Nase verstopft sind". Frisch. Dagegen citiert Lexer in Grimm, WB. HansSchmidt, westerwäldisches idiotikon piepser, pipser = eine stets kränkelnde, schwächlicheperson. Ferner Bremisch-nieders. WB. 3, 321: Piepsk und Piephaftig, adj. und adv. klagend, kränklich. Een piepsk Minsk: ein zärtling, der leicht stöhnet. — Ohne zweifel sich herleitend von pipen, pfeifen wie die kleinen vögel (wie das lat. pipire), dann klagen, winseln, stöhnen, von einem kränklichen menschen.

Weinhold, schles. WB.: pipicht, weichlich. Grimm, WB. 1, 1808: bibet, tremens, bebend, zitternd. Vielleicht gehört hierher pipicht für

scheu, zitternd nhd. pipentiu tremebunda, ein pipichtes weib. — Dazu sagt aber Grimm: pipicht liesse sich ebensowol von pipen, pipire, kleinlaut reden, ableiten.

10) **Ketschberg.** Weimar 6, 138, 20. (Antwort auf d. zettel des officialen zu Stolpen 1520.)

„auff das mir nit not sey zu argwenen, er hab sein gehirn ym ketzschperg vorloren, und selbst nit wisse was er sage". — Dazu ebd. anmerkung: die Jenaer ausgabe, welche „im Kötzschberg" hat, merkt am rande an: „Kötzschberger wein". — Was ist das aber für ein wein? Ich kann nur folgendes mitteilen aus Böcking, Hutteni Opera Suppl. 1, 3. (Literae virorum obscur.) Hier beschreibt der Baccalaureus Langschneyder ein „prandium Aristotelis" [welches die promovierten magister zu geben hatten]: Beim fortschreiten von einer tracht zur andern bibimus vinum Kotzborgense, Rhenense, et cerevisiam Einbeccensem nec non Thurgensem [von Torgau] et Neuburgensem [von Naumburg]. Dazu die anmerkung von Böcking II, 520. „Cave, ne Emepolitanum sive Emesiense interpreteris, quod in monte vomifico nascitur. Kotzborgense vinum apud vicum Koetschenbroda nascitur, sed generaliter Misuense significare videtur. — Auch bei Fischart, Gargantua (herausg. von Alsleben 1891 s. 85) findet sich in Fischartischer Weise „Kotz oder Kotzberger" neben Cursswein, Corso — Corsicum usw.

11) **Korb. körbe.** Die verbindung: „bis das wasser über die körbe gehet", findet sich, wie sonst, so auch öfters bei Luther; aber über die erklärung sind die meinungen sehr geteilt. Frisch I, 510: „Kerbe. das Maul, vor alters schrieb man Körbe, als Kaysersberg, Postille fol. 52b. — Wann ein Rad über ein Bein gat, oder das Wasser über die Körb, so wird man witzig". Schade, Satiren und pasquille aus der reformationszeit (Hannover 1863) III, 110: „sie wissen auch nit, wenn in [ihnen] das Wasser über die kürb steigt". Dazu Schade, s. 254: „Die Kürb, jetzt Kürben, korbartiges geflecht, das auf dem rücken getragen wird. Vielleicht ist hier noch ein anderes flechtwerk gemeint, das die bildliche redensart zu wege gebracht hat". Dieses „vielleicht" möchte ich in „sicherlich" verwandeln, da der tragkorb, rückenkorb zu wenig signifikant für das wasser ist.

Hildebrand im DWb. s. v. korb: „die wenigen züge, die die redensart bietet, führen am ersten das bild einer eintretenden überschwemmung vor. Wären die körbe eigentlich flechtwerk an einem flussdeiche?" — Da Hildebrand keinen beleg für diese bedeutung hat, so müssen wir uns nach einer anderen erklärung umsehen. Eine solche bietet folgende stelle bei Luther dar: 12, 335 „Wenn Christus gar ver-

loren gefühlet wird, dass man doch das Wort Christi halte, als an einem Stecken oder Brett, dass man nicht versinke in den Nöthen, so die Fluth uber Korbe, Pferd und Wagen gehen will, bis wir wieder eraus kommen". Ich denke dabei an einen korbwagen, einen wagen, dessen aufgesezte wände aus korbwerk, flechtwerk bestehen, und mit dem man durch eine furth bei angeschwollenem flusse zu setzen hat.

Sonst auch bei Luther z. b. 27, 212 (gegen Emser): „Dieweil das Wasser will über die Körbe gehen und Untugend mit Untuchtigen untergehen, gibst du fur den Stand [den geistlichen stand] zu retten".

50, 289 (Ausl. des 18. 19. 20. kap. Joh.): „Auf der andern Seiten, so wider uns ist, sind so viel Bischoffe, Fürsten und der Teufel selbs, dass sichs nicht anders ansehen lässet, denn das Wasser werde uber die Körbe gehen".

Vgl. auch Ungedr. predigten (Poach) ed. Buchwald 1884. 1, 1 s. 173: Wenn der wagen schon in aqua schwimmet, tum egredietur.

12) **Reim kaiser Friedrichs.** 32, 17. (Wider den bischof zu Magdeburg 1539): „Was kann der Kaiser, König und alle Welt dazu, dass zuweilen aus einem löblichen Geschlechte ein ungerathen Kind und ein verlorner Sohn kompt. Es bleibt das Sprüchwort wahr, lösche den Reim Kaiser Friedrichs aus; und, wie itzt gesagt, ist das gemeine Wort nicht von Gänsen oder vergebens erdacht: Verlorn Sohn ungerathen Kind; es ist der Unfall einer, dass aus frommen Aeltern Hurn und Buben kommen". — Dazu der abgekürzte ausdruck: den Reim auslöschen. Jena 4, 199[b] (Ausl. des 1. b. Mosis ad. cp. 38): „Darumb wollen wir auch redlich bekennen, das sie beide [Juda und Thamar] grob genarret haben, wiewol es jnen Gott geschenckt hat, dazu das man sehe, wie Christus kommen sey, umb der Sünder willen, jnen zu helffen, und sich gar nichts schemet, das er Huren und Buben in seinem Geschlecht hat, und den Reim nicht ausleschen wil, So müssen wir jn auch wol stehen lassen. Aber damit ist nicht raum gegeben, den mutwilligen". Die erklärung gibt Heyne im DWb. (unter Reim): In Nürnberg stand ein reim, der den leser aufforderte, ihn auszuwischen, wenn er unter seinem Geschlecht keine huren oder buben habe. Dieser reim von Nürnberg war in sprichwörtlichen wendungen weit bekant: „also sagt man, wie uf ain zeit Kaiser Maximilianus gen Nurnberg kommen, do hab er dem reimen, darvon er darvor gehert, nachgefragt, und als er darzu gefurt und den gelesen, hab er gelechelt und gesprochen: nun, nun, der reim soll von mir nit uszthon werden". Zimmersche chronik 3, 484, 14.

13) **bläuel, bleuel, waschbleuel** ist ein länglich viereckiges, flaches holz mit stiel, zum schlagen, insbesondere die wäsche zu schlagen und zu reinigen, das wort nach Vilmar noch jezt in Hessen gebräuchlich. 39, 312 (ad Ps. 101, 3): „die Ubertreter oder falschen Heiligen können sich meisterlich zu den Herrn oder Fürsten eindringen, dass sie auch wohl einen auserwählten David verfuhren möchten; wissen den Bläuel gar fein zu wenden und zu schleifen". Was ist hier schleifen? nur synonym mit wenden? Der sinn im algemeinen wird wohl sein [vgl. nachher: waschbleuel] = eine wäsche anzurichten, d. h. die dinge so durcheinander zu rühren, dass sie selber im trüben fischen können. Denn an die reinigung der wäsche durch den bleuel kann nach dem zusammenhang nicht gedacht werden. — Dietz WB. gibt keine erklärung, verweist nur auf Vilmar s. v. waschbleuel. Grimm, WB. führt die stelle an, aber ohne erklärung des „schleifens". Seine bemerkung „was hier wol den paukenschlegel, trommelschlegel, aber jeden prügel oder bengel bedeuten kann" passt zwar zu der zuvor von ihm angeführten stelle aus Uhlands volksliedern [ein bleul man für eine fidel nimmt], aber nicht zur Lutherischen stelle.

Weimar VI, 140 (Wider den Offizialen zu Stolpen 1520): „Also tut mein tzeddeler [eben der Offizial zu Stolpen, welcher einen „Zeddel" gegen Luther hatte ausgehen lassen], der von mir mit vilen seiner gleichenn begeret, ich solle klar, richtige, deutliche wort schreiben, des ich mich auch geflissen, und inn vill tzu klar gewesen, aber sie haben die freiheit, wasch blewel tzu schleiffen und mit meuchlen die vorgifft honigk tzu machen".

Vilmar, Hessisches idiotikon s. 42 gibt folgendes: Schleifenblauel. „Die Heiden haben auch des müssiggangs (und) unnutzen Lebens der nachgepawern grosse vorsorge getragen, nit allein das es an sich ein schentlich leben —, sondern auch um der edlen zeit willen, die ein solch schleiffenblawel sein leben lang unnutz zubrengt". Ferrarius (Eisermann) von dem gemeinen Nutze 1533. [Dazu noch eine weitere stelle aus Ferrarius]: Frisch hat dieses wort in der form „Schleifenblawer", aus Gobler, Rechtsspiegel, wo zur erklärung beigesezt wird: galgenschwengel. Er [Frisch] bezeichnet dasselbe als ein veraltetes schimpfwort und erklärt es durch blauel, schwengel, welcher in der schleife (galgenstrick) hängt, wie der klöppel in der glocke, für suspensus, pistillum in patibulo. — Es sieht das wort weit mehr aus, wie ein imperativ: schleif den blauel, einer der den blauel hinter sich schlept — aber wozu? zur strafe, wie die kugelschleifer ehedem in den festungen? etwa, der den prügel schleppen muste, mit dem er geprü-

gelt wurde? oder wie? — Jedesfals bedeutet das wort bei Eisermann einen müssiggänger. — Hier [bei Luther l. c.] ist bleuelschleifen offenbar soviel wie betrügen, aus dem klaren ein unklares, aus dem richtigen ein unrichtiges machen —, etwa auch verderben überhaupt". — So Vilmar. Die verbindung von Beuel und schleife ist aber damit immer noch nicht, weder an sich, noch im zusammenhang der Lutherischen stellen erklärt. Vilmar hat sicherlich recht, wenn er das wort: Schleifenblauel als eine imperativform nimt = schleife den bleuel, ähnlich so manchen wortbildungen, von welchen Vilmar selber in seinem büchlein: Die deutschen familiennamen, reichliche exempel darbietet, z. b. Stöhrdanz (= stöhre den tanz, vortänzer), Schlaginhauf (= schlag in den haufen, drescher), Rebentisch (= reib den tisch, — ein wirt, der eifrig den tisch vor den gast hinschiebt) usw. Diese wortbildungen haben aber, als imperative, ursprünglich eine ermahnende bedeutung, die dann als solche in eine negative übergehen kann, z. b. ein drescher, der ermahnt wird in den haufen zu schlagen, kann damit als ein der ermahnung bedürftiger erscheinen und so der „Schlaginhauf" sowol als einer, der fleissig, wie als einer, der unfleissig dreinschlägt, erscheinen. Es fragt sich, ob nach dieser analogie das wort „Schleifenblauel" sowie die redensart „den bleuel schleifen" zu erklären möglich ist. Am nächsten läge das „schleifen" = schleppen zu nehmen, = träge führen = einer der statt mit dem bleuel tüchtig drein zu schlagen ihn nur so hinschleifen lässt. Also = müssiggänger, wie bei Ferrarius. Nur würde dieses der imperativbildung des wortes nicht recht entsprechen, welche eigentlich den entgegengesetzten sinn erfordert — „schleifen" = tüchtig brauchen. Ich weiss nicht, ob sich in der älteren sprache belege für solchen gebrauch des „schleifen" finden lassen. Jedenfals kann in den lutherischen stellen der sinn nicht = träge sein. Hier liegt vielmehr das rührige sowie das schlaue im durcheinanderrühren der wäsche zu tage.

Ich möchte in beiden stellen das „schleifen" = hin- und herziehen in der wäsche, ganz synonym mit „führen" in der ersten lutherischen stelle nehmen. Luther hat offenbar nicht das schlagen der wäsche zur reinigung, sondern nur ein durcheinanderrühren im auge, wie auch Vilmar andeutet.

14) **Geldkutzen.** Weimar VI, 448, 25 (An den christlichen adel): „die lieben heyligen zu gelt kutzen auff setzenn". Walch hat „Geldgötzen", was auch Benrath (Ausg. der schrift Luthers 1884) aufgenommen hat, aber nur interpretament des unverstandenen wortes ist. Lemme (die drei grossen reformationschriften Luthers) anm.: „wahrscheinlich bedeu-

tet der ausdruck dasselbe wie das noch gegenwärtig mundartlich gebrauchte wort „geldkatze“ (geldsack, der um den leib geschnalt getragen wird). Ich weiss nicht, ob ein so hohes alter dieses ausdrucks nachgewiesen werden kann; auch erinnere ich mich nicht bei Luther kutze für katze gelesen zu haben. — Eine ähnliche stelle hat Schade, Satiren und pasquillen aus der reformationszeit: III. 24, 22 „Wenn sie von grossen wunderzeichen sagen, so ire Heilgen thon haben — so sie ein tischlein mit einem Kützlin darsetzen mit viel ablossbriefen, kreftig Bruderschaften“. — Dazu bemerkt Schade s. 235: „Kützlein, mhd. koezelin von kotze, grobes wollenzeug zur bekleidung und bedeckung. Hier ist eine tischdecke gemeint“. Über diese bedeutung von kotze gibt Schmeller I, 1317 und Hildebrand im DWb. s. v. viel material. Es scheint mir aber die „tischdecke“ zu bedeutungslos zu sein. Eher könte man noch an kötze, kätze = korb, tragkorb, rückenkorb denken und es etwa = geldkorb, geldkasten nehmen; ich bezweifle aber, dass irgendwo sich ein weiterer beleg finden liesse. — Da nach Schade s. 238 die betreffende schrift in die zweite hälfte des jahres 1520 fält, und darin Luther erwähnt wird, so liegt die vermutung nahe, der verfasser habe den ausdruck selber von Luther entlehnt. Bei Luther aber fält die bedeutung „tischdecke“ von selber weg. Mir scheint das richtige Dietz (WB. zu L.) zu haben unter geldkauz wie auch Weimarer ausg. eine variante, freilich nur nachdruck, mit kautz aufführt. — Kutz = kauz, eule, als lockvogel. — Bei Luther sind die heiligen selber die lockvögel, in der stelle bei Schade sind es ablassbriefe.

So ist wol auch folgende stelle bei Schade III, 185, 34 fgg. zu verstehen: „unser liebe Frau und die Heiligen haben bißher müssen in [ihnen] auf den Hohenstiften und allenthalb im bistumb gelt kutzen und in die büchse gelt sammler sein. Dazu bem. von Schade s. 269.

„Kutzen scheint in der von Schmeller 2, 347, [2. aufl. I, 1318] angegebenen bedeutung „husten“ zu stehen —; geldhuster wie goldschwitzer III, 172, 25. 182, 7 [bei Schade]“. — Ich will die möglichkeit dieser erklärung nicht bestreiten, da ja „kotzen“ noch jezt oberdeutsch in gemeiner rede = speien vorkomt. Aber viel näher liegt das „gelt kutzen“ als zusammengeseztes hauptwort = geldkauz, lockvogel, synonym mit dem unmittelbar folgenden „geltsamler“ zu nehmen. — Die eule dient bekantlich als lockvogel für die vogelfänger, welche sie bei dem vogelheerd oder bei der leimrute aufstellen nach der erfahrung, dass dieselben vögel, welche bei nacht vor der eule, als ihrem nächtlichen feinde fliehen, bei tage, wo die eule nicht fliegt,

sich um sie sammeln. — Auch bei Luther erwähnt 25, 396: „das Kützlin oder eine Eule auf den Kloben oder Leimruthen setzen“. Zu der stelle „An den christlichen adel“ aber vergleiche man noch 20, 2 s. 541: „Da sitzt der Kauz zu Rom mit seinem Gäukelsack, und locket alle Welt zu sich mit ihrem Geld und Gut“.

15) **Brautmutter — Mattheshochzeit.** Luther gibt zweimal an, zur hochzeit zu Kana, — die Maria sei der braut mutter gewesen. Das ist nun selbstverständlich nicht im leiblichen sinne zu nehmen, aber in welchem?

1, 165 (Hauspostille): „Der Evangelist meldet insonderheit, wie die Mutter Jesu auch sei da gewest. Die wird vielleicht der Braut Mutter gewest sein. Denn sie nimbt sich des Thuns an, als sei ihr sonderlich daran gelegen, da sie Mangel siehet. Denn es scheinet, als sei es eine Mattheshochzeit gewest, auf welcher nichts denn Wein und Brod gemangelt hat“.

4, 247. „Der Evangelist meldet insonderheit, wie die Mutter Jhesu auch sei da gewest. Die wird vielleicht der Braut Mutter auf der Hochzeit gewest sein. Es war ein Matthes-Hochzeit, da nichts mangelt, denn Brod und Wein. Sie aber ist Mutter, sorget und nimpt sich des Thuns an, als sei ihr sonderlich daran gelegen, da sie Mangel siehet“.

In den von Poach gesammelten predigten ed. Buchwald 1884, 1, 1 s. 27 steht zum gleichen text: „mater wirt platzmeisterin gewest sein, ist in die kuchen gangen, videns wie man usw.“

Was ist „der braut mutter“? Grimm, WB.: „Brautmutter, mater sponsae, an einigen orten auch die bereiterin des brautbettes, wenn dies die mutter nicht selbst ist“. — Dagegen Schmeller I, 371: „Brautmutter, taufpathin der braut. Brautvater, taufpathe des bräutigams“.

Kaltschmid, WB. v. 1865: „Brautmutter, niederdeutsch = die trauführerin der braut, wie brautvater = der trauführer der braut“. — Berghaus, Sprachschatz der Sachsen: Brud Moder, in einigen gegenden, u. a. im Magdeburgischen, diejenige verheiratete frauensperson, welche am tage der hochzeit das brautbett bereitet. (Dazu: Brud bette = brautbett, ein stück von der aussteuer der braut.)

Dr. Freybe, gymnas.-oberlehrer in Parchim, teilt mir mit: „Die brautmutter ist die nächste blutsverwante oder auch die geistlich verwante = pathe der braut, welche „sich des tuns annimt“, wie die leibliche mutter, wenn diese fehlt, und als solche besonders das bett zurichtet“. So soll (nach mündlicher mitteilung) das wort noch jezt

in Thüringen gebräuchlich sein". — Dass nun Luther unter „der Braut Mutter" nicht die patin meinen kann, braucht kaum der anmerkung, da es solche damals nicht gab. Er trägt nur einen zu seiner zeit und auch jezt noch gebräuchlichen terminus in etwas verändertem sinne auf die frühere zeit über und meint wol nur eine nahe anverwante.

Vgl. 32, 335 (V. Scham Hamptbrass): „und ist wohl zu denken, dass Braut und Bräutgam müssen der Mutter Maria nahe Freundlin gewest sein, weil sie selbs da ist, und hilft regiern".

Was ist aber Matthes hochzeit? Herr dr. Freybe teilt mir mit: der ausdruck „armer Matthes" erscheint noch jezt in Thüringen sprichwörtlich. Das ergibt den sinn: Hochzeit eines armen schluckers. Wander, Sprichw.-lex. führt die Lutherische stelle an, nur mit der wunderlichen bemerkung: warum aber Matthes hochzeit, da die hochzeit zu Kana nicht von Matthäus erzählt wird, sondern im evangelium Johannis steht, auch dort nicht bemerkt ist, dass es an brot gefehlt hat? — Mit dem apostel Matthäus oder dessen evangelium hat die Mattheshochzeit gar nichts zu tun. Die worte aber: „wobei nichts denn brot und wein gefehlt hat", sind interpretament Luthers, in dem sinne: wobei so ziemlich alles gefehlt hat. — Mattheshochzeit findet sich auch bei Schweinichen, Denkwürdigkeiten aus der zweiten hälfte des 16. jahrhunderts, ed. Oesterley s. 405, bei beschreibung einer hochzeit: „da eine grosse menge volks zusammen kommen, und alles grosse hansen, dass auf allen orten wegen raums und proviants mangel vorgefallen, und also aus der grossen pracht eine rechte Mattheshochzeit geworden". Sonst habe ich keinen beleg.

16. **Braut.** Sprichwort: wers glück hat, führt die braut heim. 39, 334. Hier nur in dem allgemeinen sinne: „wie gar seltsam ein mann vor dem andern glück hat in seinen unternehmungen."

Das sprichwort kommt öfters bei Luther vor. Die eigentliche erklärung aber findet sich 23, 120 (von ehesachen 1530). Luther redet hier von den verwirrungen, welche folge des kanonischen eherechts, namentlich über die heimlichen verlöbnisse, waren. „Aber nu ist in den Ehesachen ... ein solch weitläuftig verwirret Spiel mit den Fällen, so sich wider solche gewisse Rechte und Artikel begeben, daß ein gross gemein Sprüchwort ist: wers Glück hat, der führet die Braut heim. Als sollt er sagen: es stehet nicht bei dem Recht, sondern bei dem Glück, wer die Braut haben soll, und hilfet nichts darumb tanzen. Denn es ist auch wahr, daß die Fälle so mancherlei und die Rechte bisher mit dem heimlichen Verlöben, so ebentheurlich sind gewesen, daß mancher hat

seine Braut aus seinen Armen müssen lassen wegführen, und wider Verlöbniß, noch Zeugen, noch Aufbieten [d. h. vorangegangenes aufgebot] geholfen hat". D. h. es war schon zum hochzeitstanz gekommen und nun trat noch eine die volziehung der ehe hindernde einsprache auf grund eines früheren heimlichen eheverlöbnisses oder eines sonstigen kanonischen hindernisses ein. So dient das: „es hilft nichts darum tanzen" zur erklärung des sprichworts: Wers glück hat, führet die braut heim, d. h. es ist eine reine glückssache, welche noch im lezten augenblick zu nicht gemacht werden kann, ob die braut wirklich heimgeführt wird.

17) **Entrücht.** 40, 274. (Ausl. des 112. ps. 1526. V. 7): „Er wird auch nicht entrücht, so er in der Schand ist; denn er hofft in den, der ihm ein Regel gibt, dass er hinan darf gehen" [wol = hinan zu Gott]. — Dietz: entrüchten, aus dem gerücht kommen, gegensatz zu berüchten. — Das will aber keinen rechten sinn geben. Man solte erwarten: er wird entrücht, d. h. aus dem bösen gerücht genommen, aber es heisst eben, „er wird nicht entrücht".

Das zeitwort „entrüchten" fehlt im DWb.; dagegen gibt Dieffenbach und Wölker, hoch- und niederd. wb. der mittl. und neueren zeit, s. 441: entruchten, niederdeutsch = in bösen ruf bringen. Ebenso Schiller-Lübben I, 686.

Dieses passt aber widerum nicht zu dem „nicht", denn es ist davon die rede, dass einer in der schande, also tatsächlich „entrüchtet" ist.

Der urdruck steht mir nicht zu gebote. Alle mir vorliegenden ausgaben (Eisleben, Wittenberg, Altenburg, Walch) haben „entrücht" oder „entrüchtet". Gleichwol halte ich es für einen ursprünglichen druckfehler für entricht, entrichtet.

Entrichten ist nach Grimm, WB. 1) aus der richte, fuge, ordnung bringen, 2) von personen: aufregen, aufbringen, exagitare, wozu mehrfache belege auch aus H. Sachs. — Ebenso bei Dieffenbach u. Wülker: entricht werden „passionari in mente, als der von seiner bescheidenheit [besinnung] kumpt, passionatur" — nach dem Vocabularius Theuton. v. 1482. [Vgl. dazu auch Schade, Satiren und pasquille III, 45, 23: Entrichten wir den man nit! er ist auf gutem wege. Kawerau.]

18) **Hören läuten, aber nicht zusammenschlagen.** Diese sprichwörtliche verbindung wird gewöhnlich erklärt als: das lezte zeichen zum gottesdienst mit allen glocken zugleich geben, während die vorzeichen nur mit einer glocke gegeben wurden, d. h. etwas wissen, aber nicht alles oder nichts rechtes. Mir scheint aber vielmehr der

gegensatz vom fernen und nahen hören zu grunde zu liegen. Von der ferne hört man nur einen unbestimten schall; erst in der nähe hört man die einzelnen glockentöne und kann das geläute im unterschied und der einheit der töne auffassen. Tropisch also gegensatz der unbestimten und der bestimten kunde und ihres verständnisses. — So in den nachfolgenden stellen bei Luther.

4, 222 (Hauspostille): „Nu aber predige ich mir selbs und den Meinen, die es bedürfen. Die andern kriegen die blofzen Schalen, aber des Kerns müssen sie gerathen. Sie hören wohl läuten, aber nicht zusammenschlagen".

15, 337 — ad Joh. ev. 3. 3. „Du willt so hoch kommen, dass du von Gott willt reden, wie ich von Gott kommen bin, hast woll hören läuten, aber nicht zusammenschlagen".

44, 66 (Wolfenb. manuscr.) ad Matth. 18, 10. „Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. — Also siehet die Welt kein Kind an; wiewohl auch die Heiden und Philosophi gesagt haben, die von den Engeln Nichts gewußt haben, sondern als im Traum darvon gelallet und geredet, es werde ein jeder Mensch insonderheit regieret durch einen guten oder bösen Genium. Sie haben vielleicht hören läuten, aber nicht zusammenschlagen. Aber wir Christen haben einen gewissen Unterricht darvon aus dem Wort Gottes".

48, 163 (Ausl. des 6. 7. 8. kap. Joh.) ad Joh. 7, 27. „Es sind lose Schüler, sie haben wohl hören läuten, aber nicht zusammenschlagen. Wer nicht wohl höret, der wähnet wohl. [Sprichwort = der hat nur leeren irgehenden wahn.] Sie haben gehort, dass Christus sollt also kommen, dass man nicht wüsste woher; aber sie habens nicht recht verstanden, dass er aus Gott von einer Jungfrauen sollt geboren werden, und also heimlich in die Welt kommen, wie Micheas saget".

Vgl. noch die gleichbedeutende redensart Ungedr. pred. (Poach) ed. Buchwald 3, 1 s. 225: „Sie haben sehen rauchen, und doch nicht gewusst, wo es brennet" (haben keinen verstand von der taufe).

53, 218 Briefe. „Ich sehe wohl, dass ein unbescheidener Kopf, der einen Rauch gesehen hat, weiss aber nicht, wo es brennet, und hat hören läuten, aber nicht zusammen schlagen".

19 **Fächel (Fechel).** DWb.: flammeum, flammeolum, [brautschleier] peplum, nach d. Vocab. v. 1482: ein schleier der jungfrauen und nonnen, velum — fechel, leinwand die am schleier geheftet herabhangt" — mit berufung auf Hausleutner, Schwäbisches archiv 1793. 2, 221. Hausleutner gibt dies als anmerkung zu einer Ulmer hochzeitsordnung, in welcher fechel neben schleier, von diesem durch

komma getrent, steht. Es will sich nur nicht recht vorstellig machen lassen, wie „leinwand“ am schleier geheftet „herabhängt“, es sei denn, dass es etwa weisse streifen gewesen wären. Frisch 1, 236: Fächlein, eine art schleyer der Ulmischen weiber, wann sie zur hochzeit gehen, stehet weit den ohren ab“. — Über diese Ulmer tracht kann ich keine weitere auskunft geben.

Bei Luther findet sich das wort in folgenden stellen, in welchen aber von schleier keine rede sein kann.

In den früheren Bibelausgaben 1. Mose 38, 18. 26; sowie in den predigten über 1. Mose 1527. (Erl. 34, 258. 259): „Dein Siegel, dein Fechel und dein Stab“. Hier ist es übersetzung des hebräischen Pethil פְּתִיל — schnur, woran der siegelring getragen wurde. Später sezte Luther in der Bibel dafür denn auch „schnur“. Er hat wol ursprünglich dabei an ein band gedacht. LXX haben *ὁρμίσκος*, dim. v. *ὅρμος*, schnur, kette, besonders halsband, halsschnur, dergleichen aus gold und elektron gearbeitet, schon die weiber des heroischen zeitalters als schmuck getragen haben (Passow). Vulg. hat armilla, armring. Luther ist, wie es scheint, der LXX gefolgt.

25, 210. (Donatio Constantini) „wie unser Rath weisse Fechel an Stiefeln trägt“. Hier wol = weisse streifen, binden, wie es Dietz erklärt. Gemeint sind in der urschrift weisse sandalen, welche bei feierlichen aufzügen zu tragen ein vorrecht der kaiserlichen senatoren war.

35, 333. (Ausl. des 1. buchs Mosis): „gleichwie in Morgenländern Könige, Fürsten und grosse Herren haben pflegen weisse Kleider anzuziehen, und weisse Fecheln umb die Hüte zu tragen“.

44, 291 (aus Wolfenb. manuscr.): „Es sind etzliche Narren gewesen, die haben gesagt: Die zwo Spitzen an den Bischoffhuten bedeuten das Alt und Neu Testament, dass er solle die h. Schrift im Kopf haben; die zween Zipfel oder Fächlein hinten am Hut bedeuten, dass sie die Lehr sollen hin und wieder unter das Volk fliegen ... lassen“. Es sind die zwei streifen, welche sich hinten am bischofshut befinden, wofür Luther in anderen stellen, z. b. 28, 149 „die zween Bändel, frei auf dem Rucken hangend“ sezt. Ebenso 40, 125.

20) **Beil** in der redensart: das beil zu weit werfen = zu viel sagen, aufschneiden. 32, 201 (von den juden und ihren lügen): „aber mich dünkt, sie werfen das Beil viel zu weit“ — nach dem zusammenhang: sie geben eine nicht zu glaubende grosse anzahl an. Die verbindung erklärt sich aus dem altdeutschen recht. Mit dem hammer

(ursprünglich wol streithammer), beil, axt werfen, mit dem speere schiessen usw. — bezeichnet das mass einer entfernung, eine abgrenzung und befugnis gegenüber einer nachbarschaft oder genossenschaft; z. b. „so weit der wurf geht, hat man anteil am gemeinen grund“. Oder ein müller hat das fischrecht, so weit auf und ab er von seiner mühle aus mit dem beil, damit er die mühle gehauen, werfen kann. Grimm, Rechtsaltertümer s. 54 fgg.

21) **Muderei — Mutterei.** 21, 346 = WA VI, 458 (An den christl. adel): „Und ist ganz ein Disputation und Muderei draus [aus der behandlung der schriften des Aristoteles] worden“. Vgl. dazu anm. 93 bei Benrath zu der schrift: „Im urtext steht „muderey“, was zweifellos „müderei“ sein soll, aber nicht gedruckt werden konte, da das zeichen für den umlaut „ü“ (auch für „ä“ und „ö“) in der officin fehlte, aus der unsre schrift hervorgegangen ist. Demnach würde es = abmüdung, abmühung, quälerei sein. (Mitteilung von dr. Frommann in Nürnberg). — Anders Heyne im DWb. s. v. „wol in der bedeutung von verwirrung und zu muttich gehörend“. Muttich, mutich, mutch ist nach Heyne (DWb.) haufe, vorratshaufe, versteck für obst, kehricht, kothaufe, „ein weit verbreitetes schwieriges wort“. Näheres s. darüber Heyne, DWb. Man kann nicht sagen, dass diese erklärung dem zusammenhang der Luth. stelle widerspräche. Es steht ihr aber entgegen 1) die zweifelhafte ableitung von muttich, 2) sodann das im DWb. nicht aufgeführte wort mutterei, in folgenden stellen, welches mir nur orthographisch von muderei verschieden zu sein scheint, aber einen andern sinn hat.

Weimar VIII, 210. Überschrift der 36. [37.] psalm David „eynen christlichen Menschen zu leren und trösten wider die Mütterey der bößzenn und freveln Gleyſzner“ — verfasst auf der Wartburg 1521 und an das „häuflein Christi zu Wittenberg“ gerichtet.

Ebd. 215, 2: „Warumb woltistu zornen, so yhr mutterey so ein kurtz wesen ist“. Hier lesen zwar Wittenberg, Jena und Erlangen (39, 123) meuterei. Dieses gienge zurück auf das niederdeutsche mute, mutte, n. dt. — maker, unruhestifter, aufrührer. Lübben-Walther, m. n. d. hand-wb. Aber abgesehen, dass die bedeutung „aufruhr“ durchaus dem sinn des textes widerstrebt, haben die ersten drucke alle „mutterei“, so dass Weimar gar keine variante anführt.

Man vgl. nun die lat. übersetzung Viteb. 7, 516. Diese gibt die überschrift des psalm so: „pro sedanda iracundia in adversitatibus ab impiis hominibus illatis“ und die zweite stelle: cur irascaris cum illo-

rum vesanae temeritati pusillum tempusculum concessum sit. „Mutterei“ muss demnach = „quälerei, zornige feindschaft“ sein, und ist abzuleiten von mudern — nach Heyne DWb. s. v. 1) = maudern = kränklich sein. 2) grollen, brummen: mit einem mudern, oder on reden gon, feindschaft und neid gegen einen tragen, simultates cum abique habere, Maaler (1561). Mudern, brumlen, und nicht heiter aushin sagen, mussare. Calepin (1570). Das ist der schleim, den die astronomi vor den augen haben und so es gesagt wird, so mudern sie. Paracelsus. — Es sind das zwar oberdeutsche, alemannische quellen, aber darum doch nicht verwerflich, da keine andere ableitung sich finden will.

22) **Hess** — eine schneidende waffe von sonst unbekanter art. Weimar XIII, 62, 21. (Praelect. in proph. min.) ad Hos. 13, 8. dissecabo gladio cor eorum. — „Ein hess odder spitz vel gladium significat verbum hebraeum“ [סְגוֹר — segor — welches nach einigen = speer, lanze sein soll]. — Das wort ist sehr selten. Schmeller (2. aufl.) 1, 1179 hat folgendes: Hess wird in Lang und Blondeau's hist. bayr. nachrichten 1, 208, als eine der waffen angeführt, die zur zeit der schlacht bei Mühldorf noch gebraucht worden seien — parazonium, stossdegen, waidner, ein hess. Nomencl. 1629. — Kilian: hesse, stootdegen. — Zugleich verweist er auf Bremisch-nieders. wb. 5, 387. Hier lesen wir: „Hessen war bei den alten eine art gewehr, wir wissen nicht welche. Nordfries. landrecht art. 65. Item, so schall ein jeder de vörligte [gefährliche] Gewehren edder Wapen, als kleene und grote Föhr [= röhre, feuerrohr — sonst *vur-rör* — Lübben-Walther, Mnd. hand-wb. s. 548], lange spätdegen [*spēt, spit* = spiess, Lübben-Walther], lange hessen und lange brodmesser — afflegen unde nicht gebruken, noch by sik finden lathen“. Dazu fügt Heyne im DWb. s. v. noch bei aus Fischart, Garg. 118ᵃ „poniart, weidner, hessen, mortpfriemen“. Weitere belege sind mir nicht bekant.

Grimm, Gesch. d. deutschen sprache (4. aufl. 542) bemerkt: „aus der alten sprache kann ich eine solche waffe nicht aufweisen“; er vermutet einen ursprung der bezeichnung aus der landschaft. — Es fragt sich doch, ob nicht folgendes eine spur zur erklärung des wortes bildet. Heyne im DWb. 4, 2 s. 739 führt auf: Hechse, ein krummes messer der gärtner. — [Nach Colerus, hausbuch bei Frisch 1, 450: Hexe — „die wurzeln des hopfens mit einer hexe oder sonst scharfen messer abzuschneiden — wird nach der ähnlichkeit mit hachse = kniebug in den hinterfüssen der tiere seinen namen haben“.] — Diese hechse, kniebug, lautet aber landschaftlich hesene, heisene, hese, hesse.

— Schiller-Lübben, Mittelniederd. wb. hat nur das zeitwort **hessen** vom mhd. hehsenen = die sehne durchschneiden z. b. den pferden, was eben auf hechse zurückgeht. Er fragt, ob das schneidende werkzeug „hess“ sich nicht eben davon herleitet, und allerdings später in weiterem sinne gebraucht wurde. Doch soll das nur als vermutung vorgetragen sein.

23) **Maulperen.** 18, 28. (Predigt über Lucä 19, 41—48. 1531.) Sie [die söldner, landsknechte] „regieren und maulperen den Hausherrn und bändigen jedermann nach ihrem Sinn“. — Von dem gewalttätigen benehmen der söldner im eigenen land — entweder = aufs maul schlagen oder = grobe worte führen — vielleicht beides zusammen.

Das zusammengesezte verbum maulperen steht nicht im DWb., wol aber **beren** = ferire, caedere, terere — mit citat aus Keller, alte schwänke:

> spil, darob man spilt und shwert,
> und auch dabei umb die meuler bert.

In anderem sinn komt die redensart „das maul beren“ so vor: citat bei Grimm s. v. beren. Seb. Frank Trunkenheit G. 3[b]: Kein voller hat in wahrheit Gott zu Herrn, ob er schon allzeit von Gott das maul bert (im munde führt). Ähnlich Schmid, Schwäbisches wb. 1831 s. 379: „das maul bären — sich mit kecken, beleidigenden worten rechtfertigen - - bären prae se ferre, offen zeigen.

24) **Matthiasch — ein Matthiaske.** 39, 297. (Auslegung des 101. psalms zu v. 2): „Gott gebe dem Herrn einen gefurchten, ernsten, gestrengen Muth eines Helden, der schier halb müsse Matthiasch oder tyrannisch sein, und gar Niemand nichts vertraue“. — Kurz darauf (s. 298) erzählt er, dass die fürsten über kaiser Friedrich III. geklagt haben, „dass er zu Hofe habe lassen regiern den Brüheschenken“ und fügt bei, diesem kaiser habe es „an Weisheit, Vernunft und Macht nicht gefeihlet; aber der Muth und Gedanken, die es thun sollten, waren ihm von Gott nicht gegeben. Wäre er ein **Matthiaske** gewesen, der hätte Brüheschenken mit Fruhe- und Abendschenken auf einen Haufen gestossen, und wäre ihm dennoch hinaus gegangen“. Der sinn der Matthiasch oder Matthiaske ist wol deutlich = kräftig durchgreifend handelnd.

Der ausdruck findet sich noch einmal Tischreden Erl. 61, 326. Förstemann 4, 174: „Es ist wahr, wenn ein rechter Häuptmann da ist, dass man einen Matiaschken hat, da findet man wohl Leute, die da williglich Tribut geben, auf dass ein Landfriede erhalten werde“. — Auf die

richtige erklärung führen die Coll. lat. ed. Bindseil I, 379. „Ungaria regio fertilissima et ditissima auri, dedit regi Matieesco quotannis 60 thonnen goldes. Nunc vero ita expilata ab Episcopis, ut rex mendicus fuerit". Ebd. II, 137. „Matiesko fuit optimus imperator, der druckt hernach mit kopfabhauen", d. h. gibt seinem regiment nachdruck mit strenge. Luther hat im auge den kräftigen regenten Matthias Corvinus, 1458 zum könig von Ungarn gewählt, wozu später auch Böhmen und ein teil von Östreich kam, so dass er seine residenz nach Wien verlegte, wo er 1490 starb. Er war zeitgenosse von kaiser Friedrich III., mit welchem 'er auch kriegerische verwicklungen hatte. So erklärt sich volständig Luthers äusserung zu ps. 101. — Hier ist er durch das hebräische Mathai auf den Mathias, Mathiaschko geleitet worden. Ähnlich, wie Weimar VIII, 231 ad psalm 34, 35 „eyn solchen bedeut das hebreisch wortlin Aritz [עָרִיץ], das ich hab vorteutscht „grewlich". Das bedeut auch, das er dazu thut. Er brustet sich und war furbrechtig, thuet sich erfur, was etwas sonderlich vor allen usw." Dazu ebd. 232, 2: „Ists nit war, zu unsern zeyten ist Bapst Julius auch eyn solch man gewesen? Wilch eyn Aritz und grewlicher herr war das?" — Ein ähnliches wortspiel mit dem hebräischen findet sich Erl. 38, 153 zu psalm 17, 4: „Pariz [פָּרִיץ] heisset ein Streifer, Parisienser, vom Ausreissen oder Ausbrechen, dass einer zur Seiten ausreisset zur Schnapfecken und da lauret anf die Wanderer. — Da stehen sie, und zeuget uber sie Gottes Urtheil, dass Mörder sind Zwinglius, Hess, Eck. Ursach ist, dass sie das Wort nicht achten, sondern die Werk. Welche nu Solches thun, die sind Mörder und Parizer". Möglich, dass Luther bei dem „Parisienses" auch an das „urteil der Pariser theologen" gedacht hat.

25[1]. **Halb Jakob werden.** 47, 224. (Predigten über 3. und 4. kap. Joh. — Wolfenb. manuscr.): „Dieweil wir dem gottlichen Wort keine Ehre anlegen ..., derhalben so horen wir das Wort nicht, und wird Keiner gerne gehort, er hab dann eine gute, helle Stimme. Wenn du dahin kompst, so bist du allbereit halb Jakob worden, wenn du mehr siehest auf den Pfarrherr, dann auf Gott, und siehest die Person Gottes nicht, sondern gaffest allein dorauf, ob die Person [der prediger] gelehrt und geschickt sei und gute Sprach oder Ausrede hab". — Ist das etwa = ein halber Jakobsbruder, der da und dorthin läuft, um

1) Im nachfolgenden möchte ich eine leicht noch zu vermehrende anzahl von wörtern und redensarten aufführen, für welche mir eine sichere erklärung aufzufinden bisher nicht gelungen ist. Es möge zugleich anfrage an besser unterrichtete um auskunft sein.

sein heil zu suchen, statt allein bei Gott und seinem wort? Im vorhergehenden ist von solchem laufen nach walfahrtsorten die rede, wenn auch S. Jakob selber nicht genant ist.

26) **Flasche** — in tropischem sinne, aber welchem? 6, 416 (Hauspost.): Wer sind die grossen Doctores der Rechte, der Fürsten und Könige Kanzler, des Kaisers Räthe usw.? Gemeiniglich armer Leute Kinder: dieselben müssen die Aerbeit thun, Land und Leut regieren; die andern sind nur der Fürsten Flaschen.

Dietz führt die stelle nicht auf. Grimm, DWb. gibt keine auskunft Flasche = lagena, will keinen rechten sinn geben; etwa = die sich von dem fürsten anfüllen lassen? — Berghaus, Sprachschatz der Sasser, führt auf: flasch, flasche, flaske, flaatsch, ein abgerissenes stück fleisch, haut, holz. Dänisch flaske, schwedisch flaska, englisch flask, angels. flaxe — woraus sich aber nichts will ableiten lassen. Oder liesse sich hierher ziehen, was das Brem. nieders. wb. 1, 404 bringt? „flessen, flächsen, von flachs. Uneigentlich braucht man es von menschen, für: subtil, höflich, schmeichelhaft, beugsam, demütig. „He kan so flessen kören“: er kann in seinen reden sitsam und höflich tun, schmeichelhaft reden. Mit dieser redensart komt überein das westphälische flaasker, einem nach dem maule reden“.

Könte man darnach in obiger stelle „flaschen“ = schmeichler, fuchsschwänzer nehmen?

27) **Stehen wie die beschorne männlein.** 26, 317 (V. d. widertaufe 1527): „Wenn diese prächtige Lästerwort (Hundsbad, Baderknecht, Handvoll Wasser usw.) sind ausgewest, so sind sie gestanden als die beschoren Männlin, und ist nichts mehr dahinten gewest, damit sie ihren Irrthum beschirmen“. Ungedruckte predigten (Poach) ed. Buchwald 3, 1 s. 167. (ad Matth. 22, 15—22): „Die rottengeister furen spruche und wollen uns fahen. Iisdem locis eos vicimus, quia est contra Deum. Hic stehen sie sicut isti Pharisaei. Item tu es Petrus; tum stehen da wie die beschoren menlin“.

Der sinn ist: [illegible] beschämt dastehen, etwa wie in der häufigeren redensart: dastehen wie die pferde (die nicht weiter können). Aber wie ist die redensart selber zu erklären? Sie fehlt bei Dietz und Grimm, DWb.

28) **Hamerstetig.** 16, 229 (Predigt am dreikönigsfest 1521.) „Dass er [illegible] mutwilligen, hamerstetigen Schelmen [den [illegible] Alten [illegible] lassen, dass er nit zu geil werde, die [illegible] S[illegible] das [illegible]“. Es ist das bild eines stetigen [illegible]. Aber das [illegible] finde ich in keinem wör-

terbuche. Zur erklärung des „hammer" kann ich nur anführen, was Heyne im DWb. unter hammer gibt: „auch der durchtriebene, dreiste mensch wird landschaftlich ein hammer genant: dat is en hamer, Brem. wb. mit einem davon abgeleiteten adjektiv hamersk: en hamersker kerl — ein verzweifelter kerl, der sich an nichts kehrt". — So auch Berghaus, Sprachschatz der Sassen.

29) **Körestein.** Das wort findet sich nirgends. Es ist in folgender stelle ohne zweifel = ein ausgewählter stein; ein von Christus selber zuerst erwälter apostel — von Luther gebildet nach dem sprachgebrauch, welchen Frisch anführt 1, 169 s. v. chur — kür lacken, Mathes. — ab opificii collegio probatus — kurtuch, in Knaut, Altengellische chronik — bei den tuchmachern zu Rosswein, das tuch, so die vier meister für würdig und wol bereitet, gefunden. — Koren überhaupt = erwählen, auslesen; verkoren: verwerfen.

Adelung: etwas gut kören, sagt man noch jezt in Niedersachsen für gut heissen, billigen.

48, 93. (Ausl. des 6.—8. kap. Joh.) ad Joh. 6, 66. 68: „wie denn Judas auch ein Apostel, auch höher ist geweihet gewesen zu diesem Ampt, denn kein Papst, denn er war ein Körestein der Christenheit, wie Petrus und die andern Aposteln: dennoch fället er dahin". [Vulgata 1. Petr. 2, 6 *lapis electus* Kawerau.]

30) **Einen gespalten fuss haben** — (nicht bei Dietz).

19, 369: „Soll man sehen, was gut oder böse ist, ... so müssen wir einen gespalten Fuss haben, und Gottes Lehre scheiden von Menschenlehre". [Ist wol allegorische anwendung von 3. Mos. 11, 3, wo die tiere mit gespaltenen klauen als rein bezeichnet werden. Kawerau.]

31) **Ausbräunen.** 45, 44. (Aus Wolfenb. manuscr.): „Ein fromm Weib spricht: Ich meine, man hat die Huren wol ausgebräunet. Worumb zürnet die nicht auch drumb? Das macht: sie ist unschuldig [d. h. sie fühlt sich nicht getroffen]".

Grimm, D. Wb. s. v.: fuscare, die sonne hat ihn ausgebräunet; dazu: „Was bedeutet es aber in folgender stelle: Wenn sie nicht münich und pfaffen und allerlei andere schwermer ausbreunen und derzausen [d. h. zerzausen]". Mathesius 51ᵃ — verbrennen? rösten? Aber D. Wb. II, 326 hat Grimm s. v. bräunen noch ausbräunen = schelten. Dieses passt zu obiger stelle aus Luther sowie aus Mathesius. Aber woher diese bedeutung? Ich denke so. Frisch: bruniren bei den goldschmiden so viel als polieren, glänzend machen. Schiller-Lübben: **brunêren**, glänzend machen, putzen mit verweisung auf mhd. wb. — **Berghaus**, Sprachschatz der Sassen: brunen 1) braun machen, von

4*

der sonne; 2) = beizen, durch brennen oder scheidewasser. — Darnach würde sich ergeben: ausbräunen etwa = ausfegen, putzen, ausputzen; tropisch = schelten, ausschelten.

32) **Söcker.** neben sudeler und humpeler 39, 303. (Ausl. des 101. ps. 1534). „Wenn Faulwitz [bei Luther übersetzung von πολυπραγμοσύνη: viel zu schaffen haben, da nichts befohlen ist, und da lassen, da viel befohlen ist" s. 300] drinnen [am hofe, bei den dienern eines fürsten] erfunden wird, so hat sie der Mehlthau oder wie es Isaias nennt, der Faulregen verderbet, und werden eitel Sudeler, Hümpeler, Söcker draus, die viel versäumen, und Niemand Nichts zu Liebe oder Dank machen noch tun können".

Was ist söcker? Von sämtlichen mir zu gebot stehenden lexikalischen hilfsmitteln bietet nur Schiller-Lübben, Mittelnd. wb. 2, 238. 4, 286. 6, 266 söker = sucher; haussucher, requisitor, z. b. eines gestohlenen guts; dann aber auch = der eines andern geld sucht, räuber. [4, 284 sökedrunk: der den trunk sucht, schmarotzer — was nicht hergehört]. Aber in der Lutherischen stelle will „räuber" nicht passen. Nach dem zusammenhang ist nicht der wissentlich und absichtlich unredliche, diebische, auch nicht der schmarotzer gemeint, sondern der, welcher durch unpassende geschäftigkeit und dadurch herbeigeführte nachlässigkeit im anbefohlenen (πολυπραγμοσύνη) die sache seines herrn verderbt.

33) **Vom habersack (= strohsack) singen.** 6, 5. (Hauspost.) „Wenn sie [die Münche und Pfaffen] Messe gehalten und gesungen haben, denken sie, sie haben es alles verrichtet, singen unserm Herrn Gott darnach nicht vom Habersack".

6, 208. Hauspost. „Bauer, Bürger, Knechte, Mägde hören wohl, dass sie dem Kaiser geben sollen, was des Kaisers ist; aber sie süngen ihm nicht vom Habersack darum: sie sehen den Kaiser nicht an, gerad als wären sie dem Kaiser nichts schuldig".

Dietz und Grimm, DWb führen die redensart nicht auf. Der sinn derselben ist im allgemeinen: sie kümmern sich nicht im geringsten um ihn. Aber woher hat die redensart? Der habersack, ursprünglich der pferdefuttersack, dann der reisefuttersack überhaupt der fuhrleute, bauern, als der niedrigen leute gewöhnlich, muss in sprichwörtlichen redensarten eine rolle gespielt haben. So lesen wir in Mathesius, Jesus Sirach, Leipzig 1589, 1, 80 zu Sirach 13, 5 fgg.:

„Wenn ein Grosser und Gewaltiger seinen nutz und frommen ersiehet an einem geringen zu haben, und darf seiner, so gibt er gute

wort, schickt jhm einen Hirschen, klopft jhn auf die Achseln, lechelt jhn an, lädet jhn zu Gaste, legt jhm das beste Theil für, bis er jhm ein Tausend Gülden oder vier leihet und fürsetzet; wenn dann das Geld hinweg, zeiget er jhnen nicht den Habersack, spottet sein darzu, und muss hernach der arme Mann beyde den Hirschen und die Malzeit tewer gnug bezahlen".

Hier ist der „habersack" das geringe, das etwa einem knechte zukomt, gegenüber dem zuvor als einem freunde gereichten kostbaren, wertvollen. Sinn: er lässt ihm nachher nicht mehr das geringste zukommen.

„Das singen vom habersack" scheint aber zugleich anzuspielen auf einen landläufigen gesang. Bei Luther 6, 5 ist es wol noch ein wortspiel zwischen dem singen in der messe und dem singen eines sonstigen liedes. Der sinn wäre: wenn sie — äusserlich — unfromm, ihren messegesang abgemacht haben, achten sie Gott nicht so hoch, dass sie ihn nur einer so geringen ehre, als das singen eines solchen geringen liedes, würdigten. Aber was für ein lied soll es sein? Ich stelle zur frage, ob irgendwie hieher gezogen werden könte, was Heyne, DWb. s. v. am schlusse bemerkt: „Der habersack war auch der titel eines unzüchtigen liedes (Murner, Luth. Narr. 579), das noch jezt im Osterlande gesungen wird und von einem edelmann handelt, der in einem habersack sich zu einer müllerstochter bringen liess. Gargant. 28, 6 steht der anfang dieses liedes". Bei Murner steht dieses:

> Ach Gott, rieff ich es in Himel yn,
> Wil es dan ye beschworen syn,
> Und hilft auch weder guk noch gack,
> So sing ich nicht den Habersack,
> Ich sag bei gott als [alles] das ich weiss.

Kurz in s. ausg. von Murners Luth. Narren, 1840, s. 223 gibt keine erklärung, sondern verweist nur auf Fischart. Der sinn kann aber nur sein: ich singe keine lose erdichtung, d. h. nach dem zusammenhang: nichts unwahres. Bei Fischart, Garg. ed. Alsleben 1891 s. 34 lautet das lied also:

> Es wohnt ein Müller vor jenem Holz
> hat ein Töchterlein, das war stolz,
> zu der liess sich ein Reuter strack
> bringen in einem Müllersack,
> zu Nacht rührt sich der Haber in dem Sack. —

Damit bricht Fischart ab. Bei Luther könte man eine anspielung auf dieses lied nur annehmen in dem sinne, dass es wäre = von dem

allergewöhnlichsten; dann müste die redensart schon ganz sprichwörtlich gewesen sein.

Von einem strohsack singen findet sich 38, 30 (Ausl. der 25 ersten psalmen 1530) ad ps. 4, 8 (ob jene gleich viel wein und korn haben): „die Gottlosen haben die Freude des Worts nicht, sondern sie freuen sich defz, dass sie Korn und Wein, das ist Reichthum und den Mammon dieser Welt haben, wie die Päpste und Mönche; die singen unserm H. Gott von einem Strohsack; wenn sie nur ihre Stifte und Klöster haben, das ist ihr Freude". Hier ist wol strohsack = lager, gutes lager, zugleich aber in der nebenbedeutung des nichtigen und geringen, gegenüber dem wahrhaft wertvollen, dem geistlichen.

34) **Berösten.** 28, 231. (Acht sermone gehalten nach seiner rückkehr von der Wartburg zu Wittenberg 1522).

„Es ist gewislich der Teufel furhanden, aber wir sehens nicht. Es muss einer gar ein gute Kohle haben, wenn man den Teufel will schwarz machen [d. h. in seinen wahren Farben zeigen]; denn er will auch gerne schöne sein, wenn er auf die Kirchmesse geladen wird. Also muss man ihn berösten und fahen. Man spreche also und frage einen, der viel Bilder machen lässt: Lieber, sage mir, stellest du darumb die Bilder in die Kirchen, dass du vermeinest Gotte ein Dienst und Wohlgefallen daran zu thun? Spricht er, Ja; wie er denn gewiss Ja sprechen muss; so kannst du bald draus schliessen und sagen, dass er ein Abgötterei habe draus gemacht usw." — Dietz erklärt das wort nicht, sezt nur ein fragezeichen und bemerkt: der sinn ist, verfängliche fragen vorlegen. Das entspricht allerdings dem folgenden text Luthers. Es solte ein mittel bezeichnen, den teufel zu berücken und zu fangen; aber welches? Wie ist überhaupt berösten sprachlich zu erklären? Grimm, DWb. hat nur: rubigine corripi. Sonst ist mir, was etwa hierher gezogen werden könte, und was ich zur frage stelle, aufgestossen Schiller-Lübben, Mnd. wb. 3, 511: *rostêren, rustêren,* anhalten, in beschlag nehmen, z. b.: De Hertog van Holsten heft al de scepe [schiffe], de in den sunt quemen, gerustert und angeholten. — Die lateinische übersetzung der Luth. stelle Viteb. 7, 278 hat das berösten nicht besonders ausgedrückt, sondern nur: atque sic eum capere possum si dicam.

Oder solte „berösten" etwa zu nehmen sein = den [sich weiss stellenden] teufel schwarz machen, d. h. seine wahre farbe geben und ihn, indem man sein wahres wesen aufdeckt, fangen [= überwinden]? Dem zusammenhang wäre es entsprechend, aber ob sprachlich gerecht-

fertigt? [Bei Schade, Satiren I, 158 steht berüssen = mit russ schwarz machen. Kawerau].

35) **Dautaffe.** 48, 213. (Ausl. der 6—8 kap. Joh.) „Kein Narr oder Dautaffe von Rotten und Papisten ist, der es nicht will nachthun [d. h. Christo nachtun im lehren]“.

Dautaffe komt weder in Grimm, noch in Dietz vor; ich habe es auch sonst nicht finden können. Ich möchte zurückgehen auf doten (Lübben-Walther, Hwb. s. 83) närrisch sein, insipere.

36) **Malkalb.** 20, 2 s. 573. (Vier predigten gehalten zu Eisleben 1546.) „(Die Juden) heissen die Jungfrau Maria eine Hure, Christum ein Hurenkind; uns heissen sie Wechsellbälge oder Mahlkälber“.

Heyne in Grimm, DWb. s. v.: Malkalb = „gezeichnetes kalb, kalb als misgeburt“. — Das lezte ist wol richtig, weil es synonym mit wechselbalg steht. So findet sich auch 49, 119 (Ausl. des 14.—16. kap. Joh.): „ein Monkalb oder Wechselbalk“ — wie Mondkind, monkind: 8, 229 „da ein unrechte, unvertragene Geburt, oder Monkind von ihm selbs dahin stirbt und verdirbt“. Aber die erklärung des „mal“ durch „gezeichnet“ will mir nicht genügen. Es hat zwar seine analogie an malswein, Schiller-Lübben, Mnd. wb. 3, 17 „ein mit einem mal bezeichnetes und als mastberechtigt, zum trieb in den wald berechtigtes schwein“; afmalen = „dem schweine das betreffende zeichen aufbrennen“. Man könte dazu nehmen bei Luther etwa 47, 349 (Ausl. des 6.—8. kap. Joh.) „gleichwie man eine Kuhe oder Schaf mit Röthelstein malet“. Ich weiss nicht, ob sich ein beleg für malkalb in diesem sinne findet. Aber das „gezeichnet“ scheint mir für die synonymität mit wechselbalg und der parallele von mond kalb zu wenig significant.

Ich möchte vielmehr auf den niederdeutschen sprachgebrauch des mal zurückgehen. Schiller-Lübben 3, 10: mal, verrückt, seltsam, wunderlich (noch jezt im lebendigen gebrauch). Ebd. s. 14: malheit, verrücktheit, torheit. — Brem.-nieders. wb. 3, 21: mall, unklug, töricht, unbesonnen in der aufführung. Ein mallen geck: ein törichter mensch, ein windiger narre; mallen, töricht reden und handeln. — Berghaus, Sprachschatz der Sassen 2, 475: mall, mallerig, mallig, adj. arg, fatal, schlimm, unklug, närrisch, nicht bei rechtem verstand, wild, verrückt. — Dazu nehme man das holländische mal: unklug, närrisch, verrückt. Ferner alts. malsk, got. malsks, töricht, unbesonnen, angels. malskra, betörung, bezauberung.

Nun beachte man den Lutherischen sprachgebrauch, welcher malkalb, mondkalb, wechselbalg synonym nimt, widerum wechselbalg und kielkropf gleichstelt, von lezterem aber sagt (Tischreden, ed. Förstemann

und Bindseil 3, 56. 69), dass er gänzlich dafür halte, dass solche wechselkinder nur ein stück fleisch, eine massa carnis seien, da keine seele innen ist [vgl. 32, 226 (von den juden und ihren lügen) „was zur selbigen Zeit der Reinigung [einer wöchnerin] empfangen wird, wird auch ein untüchtige, gebrechliche Frucht, als wahnwitzige Kinder, naturliche Narren, Kilkroppe, Wechselbälge und dergleichen Menschen, die zurutt Gehirn ihr Lebenlang haben"] —, so wird die annahme nicht ungegründet erscheinen, dass durch das mal in malkalb wie in mondkalb. monkind, das verstand- und geistlose, eben die „massa carnis, da keine seele innen ist" ausgedrückt sei. Wäre es gestattet, auf das angelsächsische malskra, betörung, bezauberung zurückzugehen, so wäre damit der teufelische ursprung bezeichnet, wie ja ein wechselkind eben ein vom teufel ausgewechseltes ist.

37) **Geckeln.** Erlanger ausgabe 56, 192 (Scherzhafter brief an den fürsten Joachim von Anhalt 1534): „Doch müssen sich E. Fürstl. Gnaden etwas besorgen für N. Francisco auf dem Schachspiel; denn er hälts dafür, dass ers seher wohl könne ... Den Ritter weiss er zu setzen, den Roche zu ziehen und die Bauren zu gekeln, aber die Fraue [vgl. die königin im schachspiel, mit scherzhafter anspielung auf die hausfrau] ist sein Meister in dem Spiel, vielleicht in anderm mehr". — Geckeln ist wol = gecken, d. h. stechen, hier = eine figur im schachspiel nehmen. Vgl. dazu Brem.-sächs. wb. 2, 493: Geck, das gelenk im kälber- oder schöpsenkopf, sutura pone aurem. In welcher bedeutung es im Hannöverischen und sonst gebräuchlich ist. Daher ist die redensart: den geck stechen, welches im eigentlichen sinn beim schlachten der kälber und schafe gebraucht wird. Wers nicht versteht, der sticht sich leicht in die hand. Alsdann scherzt man: er habe den geck (d. i. sich selbst) gestochen.

38) **Die Pfoten theilen.** Erl. 53, 142. (An die gemeinde zu Erfurt 10. juli 1522): „Drumb seid weise, theilet die Pfoten, seid einfältig im Guten, klug im Bösen". Die lateinische übersetzung von Aurifaber, tom. II, 1565 s. 83, gibt die stelle so: Quamobrem sapientia opus est: qua malo sensim subnascenti occurramus in tempore, obtinete in bonis simplicitatem, in malis vero prudentiam. Die lat. übersetzung von Obsopoeus ist mir nicht zur hand. [vgl. oben nr. 30.]

39) **Ausburt.** Erl. 55, 151 (Brief 1576). „Dass man sich besorgen möchte, mit der Weise so würden die Dumstifte dem Kaiser vorbehalten werden, kann man solchem mittler Zeit leichtlich Rath finden. Denn diess darf man sich nit besorgen, dass die Fürsten solche geistliche Güter alle den Kaiser werden lassen an sich ziehen. Sie werden

auch in der Ausburt sagen wöllen, und nit unbillig, wenn es je dazu kommen sollt. Dazu so werden auch die Städte einen Zuspruch finden werden". Dietz, Wb. kann das wort nicht erklären. Auch Burkhardt, Luthers briefwechsel gibt nichts. Ebenso wenig Haltaus, Glossarium. Auch sonst habe ich nichts finden können. Es ist wol = austrag, vergleichung. Der satz ist übrigens unvolständig, Was die fürsten sagen werden, ist ausgelassen. Der sinn im algemeinen ist = sie werden auch mitsprechen, und ihren anteil haben wollen.

40) **Lambher singen** — ?ein geduldiges opfer verlangen. Erl. 55, 219. (Brief an D. Rühel 1539): Denn wir des Papsts Recht unter die kaiserliche Rechte geworfen haben [d. h. geringer achten], als die gar viel besser sind, weder des Papsts Narrendecret, der immerdar: Lambher, singet. [de Wette, Luthers briefwechsel V, 164: Lamb her; also wol: her mit dem lamm!]

41) **Dem Pilatus opfern.** Erl. 61, 112. (Tischr.) „Alle, so bisher wider mich geschrieben haben, die haben mir in einem oder zweien Blättern Argumenta gnug geben; die andern hab ich Pilato geopfert und, mit Züchten zu reden, den Hintern dran gewischt". Der sinn ist ja deutlich = aufs geheime gemach nehmen. Aber woher die redensart? [pilatus etwa gleich pilosus, der behaarte?]

42)[1] **Ewerisch.** (Ungedruckte predigten 3, 1, 165): „non asservato iram, ut Has, neid und ungöttliche rachgier draus werde. Ideo vide, ne stellest dich sawer ewerisch, und verdammest dich hellisch fewer — Ideo Christianus non sol hewen, fluchen, lestern". Buchwald hat zu „ewerisch" die note: „vielleicht: hewerisch — s. unten hewen". — Hewen ist häuen, hauen = zuschlagen. Das adj. häuerisch wäre wol ohne beispiel. Ich vermute es sei eiverisch = eiferisch, von eifer, zelus, zu lesen.

43) **Perner.** 3, 1 s. 89: „Iam gehen burger, bawer, Nobiles so sicher ut Judaei. Was frage ich nach dem perner?" Dieses ist frage der sicheren. Aber was ist perner? [Vielleicht pfarrer? G. Kawerau.]

44) **luelein.** 3, 1 s. 77 (ad Matth. 5, 23): „O es gehet schendlich zu, quando ita orat et incipit pater noster, und gehen alle wort zuruck. [Sinn wol: es wenden sich alle worte strafend auf den betenden zurück, wenn man im zorn und hader gegen den nächsten bleibt] ut in Bon pfu dich luelein?" — Was ist luelein?

1) Ich schliesse im folgenden noch einige wörter an, welche mir in Luthers ungedruckten predigten, gesammelt von Poach, herausgegeben von Buchwald 1885 aufgestossen sind und eigentlich als nichtwörter erscheinen. Eine erklärung wäre erwünscht.

45) **in rawen.** 3, 1 s. 200 (ad Luc. 21, 36): „Wacker sein est habere verbum, orare. Nos vigiles, qui quotidie hoc verbum tractamus, man singts, druckts auf bucher, und treibts auf alle weise, das heisst wacker sein. Dicitur vobis in rawen, qui non audit und will bleiben in fressen, saufen, sorgen". Was soll „in rawen" heissen? Ist etwa zu lesen „in drauen", zur drohung?

46) **schwilch.** 1, 1 s. 128: „jam videmus, wie schwilch es zugehet". Ist schwilch ein wort? oder ist es schreibfehler, wie die note bei Buchwald andeutet: „darüber: schwach"? [Buchw. druckt schwilches in einem worte.]

47) Noch möchte ich das rätselhafte enne in erinnerung bringen, für welches weder Grimm, noch Dietz eine erklärung haben.

28, 377 (antwort auf des königs von Engelland buch. 1522): „Ich spreche hie schier, dass König Heinz von Engelland eine Enne wäre, hat ihn doch der Teufel so gar besessen, dass er sich keins anders fleissigt, denn aus lauterm Muthwill der göttlichen Majestät Wort öffentlich zu lästern und schänden". [Vielleicht = henne, teuflisches oder unheimliches wesen. S. diese zeitscr. XXIV, 148. 151. Red.]

STUTTGART. D. KLAIBER, prälat a. d.

MITTEILUNGEN AUS HANDSCHRIFTEN UND ÄLTEREN DRUCKWERKEN.

I. Geistliche dichtungen.

1. Teil eines passionals als gespräch zwischen gott und der seele.

Got spricht zu der mensch. (rot.)
Hebe uff dün crucze vnd gang nach mir,
Ich moiss dich twingen unde wenen,
Odir gang du voir, so volgen ich dir,
Du bist noch wild, ich muss dich tzemen.

Der Mensch antwort.
Ich bin noch junck, zart vnd kranck,
So sweren burden kan ich nit getragen,
Wie mochte ich geliden diessen betwang,
Schone myn noch mit solichen jaghen.

God.
Ich moiss dich biegen dinen rugken,
So icht gudes an dich bekleben,

Du bist mir anders fucht noch drucken,
Alsus mogestu by mir nit leben.

Der mensche.

Hoir wie bistu mir so hart
Unde du bist doch so mynnecliche,
Bitte und swere ist mir die vart,
Laiss mich noch, des bidden ich dich.

God.

Wie bistu nu soe balde orlegen,
Was hastu noch durch mich geleden?
Du moest noch kunlich fechten als een degen,
Gar krenkelich hastu noch gestreden.

Der mensch.

Sol ich beden, vasten vnd wachen,
Und dair zu swer burden draghen,
Und solde ich nit zu tzyden rasten,
Also mochte ich gar balde vertzagen.

God.

Bis geduldich und woil gemut
Und halt dich bas dan dir mach gesün,
Ess war noch alles süss und gut,
By diner noit gedenck du myn.

Der mensche.

Ich en weiss nit, was ich sollo gedencken,
Dan das ich drage soo sweren last,
Dair umb ich swynden und auch krencken,
Wan dass myn crucze drucket mich vast.

God.

Sich uff myn crucze und das dün,
Uff sie beyde sün gelich geladen,
Du clages gair sere wie mach das sün,
Wenestu hie in rosen baden,
Du dunckest dich junger veel zu syn
Und moest dieff in dornen gaen,
Wiltu myn zoen und liephaber sün
Und von mir nemen die hemel croen.
Der abir daz crucze Christi mit dragen wil,
Der lese unde wederlese alle geschryft
Und allir heyligen vader stift,
So vindet er gruselichens nit,

Wan das eyn mensche in dieser tzyt
Sich in eynem state wil bewerben,
In deme er nit vrolichen getarren sterben.
Wanne es umb enn umb geet,
Soe ist nicht sechers dan der doit,
Wanne abir des dodis stonde sy,
Des kan keyn mensche gewissen hie.

Discipulus.

Uff das es Christo behagen,
So thar ich nymandes clagen,
Doch solde ich die worheyt sachen,
So han ich nie soe swer getraghen,
Sunder allis lyden wirt mir cleyn,
So ich gedencken das alleyn,
Das myn herre Jesus Christ,
Voir mich sunder gestorben ist.
Ach god kunde ich voir mich gaen,
Unde uff dem rechte wege bestaen,
Das ich niet viele zu rocke,
Soe hatte ich genade und groiss gelocke.

Die siel sprecht zu Christo.

Nicht zorne dich hertze lieber herre,
Das ich myn augen von dir keer,
Wan ich mit allem nicht mach seen,
Das dir so we sal gescheen.

Christus antwort.

Worumb vorchstu mynen tzorn,
Du dragest die rose und ich den dorn,
Kere dich umb und sich an mich,
Was ich lyde, das ist umb dich.

Aus einer papierhandschrift des 15. jahrhunderts in der Mainzer stadtbibliothek (Carthause 517) octavo.

2) Ein hübsch lied von unser lieben frawen.[1]

1. Jungfrau wyr dich gruessen,
Kunigin der miltigkeit,
Unnser leben, unnser süssen,
Unnser trost, sey hülf berait.
O Maria hilf.

1) Übersetzung des

2. Zu dir schreien ellende
   Wir Eva kinder allezeit
   Voll des lobes schallende
   Von nun an und in ewigkait.
   O Maria hilf.
3. Zu dir seufzen klagende,
   Eia zu jeder frist,
   Deine hilf begerende
   Gotes Muter allersüst.
   O Maria hilf.
4. Deine augen zu uns wendende,
   Du aller welt zuflucht,
   Du Trosterin im Ellende,
   Durch deines leibes frucht.
   O Maria hilf.

Aus einer papierhandschrift des 15. jahrhunderts in meinem besitz.

3. O virgo generosa,
   Dei sponsa speciosa,
   Pre ceteris formosa,
   Paradisi vera rosa,
5 Sis genti gratiosa.
   Sis nobis refugium,
   Vivendo præsidium,
   Offerendo tenaculum,
   Nostrum gaudium,
10 Letans nobis convivium.

Aus einer pergamenthandschrift der werke des hl. Bernard aus dem 13. jahrhundert in meinem besitz.

4. *Ein geschriebenes „Hessen-Homburgisches gesang- und liederbüchlein vom jahr 1730" enthält als anhang folgende geistliche lieder:*

Ein schön Osterliedt.

1. Heut triumphiret Gottes Sohn,
   Der vom todt ist erstanden schon
   Alleluia Alleluia usw. (*30 verse.*)
2. Ich armer sünder komm allhier,
   In Demuth danck zu sagen,
   Vor das, so du erwiesen mir *usw.*

3. Freut euch ihr lieben Christen heut,
Dass wieder euch gegeben
Des Lammes wertheste Hochzeit *usw.*

4. Du mein hertz erfreue dich,
Wenn du hie schon viel must leyden,
Alles Creutz wird enden sich *usw.*

Verfasser der lieder 2—4 ist landgraf Friedrich Jakob von Hessen-Homburg selbst. Sie erschienen gedruckt im Hessen-Homburgischen gesangbuch. Homburg v. d. H. 1734, als nr. 291, 1561, 1563 und 1842; der dort gegebene text weicht aber von dem dieses handschriftlichen gesangbuchs zu ungunsten des druckes ab.

II. Volkslieder.

1. Trinklied.

Sumus hic sedentes
Quasi conferentes
In omnibus gaudentes
Nullum offendentes
5 Leti concinnentes.
Hospitem laudemus,
Ei decantemus,
Nunc iterum potemus,
Iterum convivemus,
10 Honesti iubilemus,
Ira infundatur,
Si cor iucundatur,
Tristitia fugatur,
Plausus innovatur.
15 Leti concinnemur.

Aus einer Biblia sacra latina, handschrift des 14. jahrhunderts auf deren vorsatzblatt.

2. Wächterlied.

Aus hertzen wee klagt sich ein held
In strenger hut verborgen.
Ich wünsch ir heil, die mir gefelt *usw.*

3. Volkslieder.

1. Begirlich in dem hertzen myn
In rechter lieb und stetigk

2. Ich stund in ellend nacht und tag
Ob ich wol frölich sing und sag *usw.*

3. Eberli du bist so gar ein guter man,
Wann du gedrinckest
So leijstu dyne buntschu an usw.

4. Ich lob myr ritter und freülin feyn
Und lass die steltzen krüppel seyn *usw.*

5. Glück und alle selickait
Vil guter iar in wirdickait usw.

6. Mensch wiltu leben cristenlich,
So merck uf meyne worte suberlich *usw.*

Aus handschrift des 15. jahrhunderts. Einige dutzend verse.

Volkslied auf Philipp den Grossmütigen, landgrafen von Hessen.

1. O herre gott gib gnad und gunst,
Des bitt wir dich auss hertzen brunst,
Das dein Nam geheylget werde,
Gedancket deinen tatten gross,
Die du statz wurckst auff erden.

2. Kain menschlich zung erzelen kan
Die wunder, so du hast gethan
Von alter her den deinen
Mit grosser störck stast du in bey,
Last in dein gieht erscheinen.

3. Des halb so hastu aufferwöckt
Ain jungen herren hoch gestörckt,
So gar ain edlen fürsten,
Der kan wie seiner Manhait zimpt
Den seinen feinden bursten.

4. Du hast in gross und hörlich gemacht,
Inn im ist davids gaist erwacht,
Fraydig, darbey senfftmüttig
Seinen veinden zaigt er sich
Ain christen sein vast giettig.

5. Das ich euch disen fürsten nenn,
Vnd mänigclich sein manheyt kenn
Phillip Landtgraff in hessen

Ain edler herr vom stam geboren
Von elteren her gewessen.

6. Sein lob das ist so hoch gezölt,
Gott hat in selbert ausserwölt,
Durch in sein lob zo meren.
Sein krieg allain Nach rechtem stat
Vnd auch nach Gottes eren.

7. Vnd das sein nam gebrisen werdt,
Satzt er sein leib in krieges gferdt
Wie woll im ist gelungen,
Sein veindt die hatt er ritterlich
Woll auss dem veldt getrungen.

8. O Wurttenberg erfrew dich desen,
Das dir der edel furst auss hessen
Hat wider bracht mit freuden
Hertzog Vlrich den deinen herren
Der lang von dir was geschaiden.

9. Vnd lass dir gott will kumen sein
Yetzundt den rechten herren dein.
Du hast dein haubet wider,
Darumb so sötz dein trew zu im
Wi zimet frumen glider.

10. Des gleichen solt du furst auch thon,
Gutt spech hin fur und alweg hon,
Den nutz deins Landes spechen,
Lieb gericht und recht, schaff gottes eer
Mit fleyss, so wölst auff sechen.

11. Und das dein landt ergötzet werd
Ungemacht und erlittanen beschward[1]
Schaff du, o furst vnd herre,
Das hin für götlich will vnd wort
Nit vndertruckt sey mere.

12. Zu letst will ich die fursten gmaydt
Vmb gottes willen pitten baydt,
Wa es kan gesein mit fuge
Vnd das ain fridt gemachet werdt
Es ist gefochten gnuge.

1) *So die handschrift. Der* [illegible] *beschwerd.*

13. Das liedlin sey zü preyss gesungen
Bayden fürsten alt vnd jungen
Den edlen landtgraffen des gleichen,
Ir lob das ist so weyt erschollen
Ja in dem gantzen reiche.
In künig lasslaw thon 1532.

Dieses von begeisterung für Philipp von Hessen und die sache der reformation sprechende, auch sprachlich interessante lied steht in einer papierfoliohandschrift der Mainzer stadtbibliothek. Diese handschrift stamt aus Augsburg und enthält für Augsburger geschichte eine unmasse nachrichten zur lokalgeschichte Augsburgs nebst einigen urkunden von dem ende des 15. jahrhunderts bis etwa 1540. Ihr geschichtlicher teil verdient eingehende berücksichtigung für Augsburger lokalgeschichte.

III. Aberglauben.

Dit boich spricht:
Alt vnd iunck hoert mych aen allen spot
By der waret ich uch saen, welche iss gott.
Eyn duscher kalender ich byn genant,
Meister peter kuytz dem barberer ich byn bewant,
Dem selben sal man mich weder geben,
So ich werde verloren
Umb gotz willen, der uch gebe die ewige glorie. 1514.

Blatt 1 rückseite: Wanne man laesen sal, R. Mercke jonge lude, die solen laissen, wan der mane zo nemet, Abir das liecht musse funff tage alt syn ader sesse zu dem mynsten. Alde lude die solen laissen, wan das licht abnemet. In dem sommer so sal man laissen an dem rechten arme, in deme herbst, so sal man laissen an deme lenckethen arme.

Wanne man nyt laissen sal. Mercke, du salt auch nit laissen, wan das licht vol ist, ader wan keyn liecht an dem hiemel ist. Du salt auch nit helsen in der nacht, so du des morgens laissen wilt, iss brenget schaden.

Es folgt nun ein deutscher kalender mit ostertafel und nachfolgenden vorschriften: Hyr na volgen etzliche regulen we man sich regeren sal na den XII zeichen in wanderung, buwen usw. In diesen zeichen dem Steren Crebis, Junffrauwe vnd Schutze so ist iss gut ferren gang an fahen vnd anheben, was man gern schier vnd balde endet also wanderen ader ander grobe arbeit. In diesen zeichen dem

darant vnd czwillinge. So ist iss gar bose zu erste an fahen vnd heben, was man gern schier vnd balde endent als wanderen ader ander grobe arbeit. In dem Darant ist is gut krig zu sunen vnd fruntschafft zu machen vnder den lauden. In diesen zeichen dem Ossen, Zwillinge, lewen, Junffrauwe, Wagen so ist is gut elich leben an dragen, aber nit zu bestedigen. Und ist gar gut huser bauwen, in huser ziehen, Ecker, wingarten buwen, sebin proffen, plantzen vnd wircken was do lange weren sail.

Vnd in dem Steynbock so ist is auch gut ecker, wingarten buwen vnd was mit erden zu gen sal.

In dem Ossen, wesserer vnd fisch so ist is gar gut hussfrauwen nemen, huser bauwen, in huser zehen vnd alle ding zu bestedigen, was do lang weren sal.

In diesen zeichen dem Steren Crebis, Darant, Steinbock vnd schutze so ist iss bosse haussfrauwen nemen, huser buwen, in huser ziehen vnd bestedigen, was do lange weren sail etc.

Die duodezpergamenthandschrift, welche diese für geschichte des deutschen aberglaubens nicht uninteressanten stücke enthält, befindet sich in der Mainzer stadtbibliothek und entstamt dem tal Ehrenbreitstein bei Coblenz a. Rhein.

IV. Erbauungsschriften.

1. Ain tractetlin voñ dē sterbendē | menschen vñ von d' anfechtūg im sterben. | Vñd ettliche fragstuck vor dē eñd | des sterbendē menschen. |

Am ende: Impressū Mōmingen, 1498. |

Quarto, 29 n. gez. Blätter, deren erstes leer.

Fehlt bei Hain, repertorium, welcher 11082 eine andere ausgabe dieser schrift beschrieb. Auch Goedeke, Grundriss unbekant.

2. Der ewigē wisz | heit betbüchlin | Holzschnitt | Mit randeinfassung in holzschnitt. *Auf der rückseite des titels:* Zů lob ere, vnd danckberkeyt usw.

Blatt CCVIII vorseite: ℂ Gedruckt vnd vollendet in der lob- | lichen stat Basel, durch meyster | Jacoben von Pfortzheim, | in costen Marx wer- | demüller vō zürch. | Nach christi | geburt | als | man zalt | dusent funffhun- | dert vnd achtzehen iar, In | dem andern dag des Brachmonetz: | *rückseite leer.*

*Kleinoctavo, signaturen a II — b 5 + † — * † III + blatt I — CCVIII.*

Mainz. stadtbibliothek.

Als handschriften:

3. Dis ist daz buch der ewigen wisheit, in dem redet die sel mit gode in einss dieners wise. Prologus. Ein fürrede dys Buchelins. Es stunt ein prediger zu einer zit noch metten vor einn Crucifix und klagte got inneclichen, das er nit enkunde betrachten nach syner marteln und lyden. Und das im dass also bitter was, want dar an hatte er byss an die stunde gar grosse gebrechen gehabt, und da er in der klagen stunt, da komen sin inre synne in ein ongewonlich uffgezogenheit und luchten ime gar swinde, und wart von got zugesprochen also: Du salt etc.

Schliesst: in der die sele wirt ernuweth in Gnadenn. Alle mein Hoffenung zu Goete. *Der text entspricht dem zweiten buch von Seuse's büchlein von der ewigen weisheit nach der ausgabe Denifle's s. 305—310 und bildet das vorwort zum zweiten buche desselben. Quartopapierhs. des 15. jahrhunderts in der Mainzer stadtbibliothek (ohne nummer). Vier blätter.*

4. *Sammelband von erbauungsschriften.*

a) Hanc amavi et exquisivi a iuventute mea etc. Dys worte stent geschreben in dem büche der wysheit und synt gesprochen von der schoner lieblichen ewiger wysheit und ludent zu dutzss also: Dys hab ich geliebet und usgesucht von meinem jungen tagen, und han sye usserkorn zu einer gemahel etc. *Bildet den text des zweiten buchs Seuse's und gehört der schrift nach zu voriger handschrift (3). Schliesst:* ein stedes bliben Amen. Deo gracias. *Vgl. die ausgabe Denifle's s. 311—500. Der nachtrag nach der ausgabe Denifle's s. 500—504 fehlt.*

b) Uff eyn zyt enscheine unser lieber here Jhesus Christus Eyner bedrupten selen in der formen, als er was veroetelt in dem dot und sprach etc. *Schliesst:* geoffenbaret worten der hilligen jungfr. Madalenen von sanct Claren orden. *Drei seiten.*

c) Des boijch ist von dem deynner der ewiger wissheyt. Eyn preger wass in dütschem lande von gebort eyn swabe, dess name geschreben sy in dass lebendige buch, der hat begert, dass er worde geheissen eyn deyner der ewigen wissheit etc. *Schliesst:* yn eynem heiligen leben Amen. Deo gracias anno etc. *Entspricht dem anfange des ersten teils des büchleins Seuse's; vgl. Denifle's ausgabe s. 13.*

d) Druw ding weiss ich ver war. *Schliesst:* da dass geendt wass, balde ist er gestorben. Amen.

Solt got in unssern sachen
 Nach sinem gefallen machen,

Wir wordenn ee weynenn dann lachen,
Hymmell unnd erde worde mit uns krachenn.
O got ich bit, verlaiss mich nit
Susanna Hannschuttin.

Myn aller lipste schwester Odilia wolt eiss exempell han von mir zu eym fruntlichen gedechtniss, dan ich sie mit arbet han uss dem latyn geschrieben von rechter lieben, die ich zu uch han und ess mit freuden gern gedan, bittent Jesum vor mich. *Den inhalt bilden beispiele aus dem leben der heiligen.*

e) Is ist zu wissen, das die figure betzeichent eyn iglichen geistlichen mentschen, der da gantz und zu mael sich ergeben sal got und uss yme selbst gehn und abesünderunge thun syn selbst von yme selbst und uss yme gehn ledig und frye etc. *Zwei blätter, hierauf:*

Eyn Spyegel dess waren lebens clare
Ist unss gesant von hymmels thron,
Von got dem vatter ist here kommen
Jhesus cristus die ware sonne
Erluchtend die mentschen und zu wysen etc.

Schliesst: In dem ewigen leben beschyn uns yn zu schauwen. M. E. N. *Zwei blätter.*

Sammelband, hs. Papier, octavo des 15. jahrhunderts in der Mainzer stadtbibliothek (ohne nummer).

5. Hie vohent sich an dis buches Cappittel, das do genant ist die bybel der alten ee, und ist mit figuren gemolet. *Dann register. Der text begint:* Richter gott von himelriche und ertriche und ob allen krefften swebt din krafft und dar umb so lobet dich billichen alles, das da ist und ein ertheber aller wissheit, darumb sagt man dir billichen lobe etc. *Am ende defekt.*

Foliopapierhs. des 15. jahrhunderts in der Mainzer stadtbibliothek.

6. *Theologisch-moralische abhandlung über das leiden Christi, gebrechen der zeit, abnahme der gottesfurcht zur zeit des verfassers, in dialogform. Beginnt:* Sentite de domino in bonitate et simplicitate etc. *Schliesst:* Explicit horologium eterne sapientie. Deo gratias. *Darunter steht:* Est bona vox: hale wyn, est milior (!): schenck yn, est optima: drynck uyss, est mala vox: rechen, peior est: bezal, pessima: keyn gelt.

Handschrift des 15.—16. jahrhunderts auf papier, grossoctav, nr. 44 der königl. landesbibliothek zu Wiesbaden (wol aus der abtei Sayn).

7. *Erbauungsbuch und ordensregel. Am ende:* Anno domini MCCCCXCVIII off madag (!) nach sant Johannes baptista ist diss boch volendet vnd geschriben. Elizabeth von bechtelssheym pruorisse zu Engelndal hait diss buch geschriben, got wolle sie vor der hellen pyn behüden.

Papierhandschrift in octavo, aus dem 15. jahrhundert. In der Mainzer stadtbibliothek (VI, 69).

V. Übersetzung der schrift des Philippus Beroaldus Bononiensis de septem sapientium sententiis etc.

Philippus Beroaldus Bononiensis verfasste das buch: de septem sapientium sententiis, *welches unter dessen* opuscula varia *zu Basel 1515 in quarto gedruckt ward. Davon fertigte doctor Johann Wacker aus dem Heidelberger humanistenkreise bereits 1502 eine deutsche, bisher ungedruckt gebliebene übersetzung und widmete sie dem pfalzgrafen Philipp bei Rhein. Die merkwürdige vorrede teile ich hier ganz mit:* Dem durchluchtigsten hochgebornen fursten und hern hern Philipsen Pfaltzgraffenn bey Ryn, Hertzogen in beyern, des heyligen Romischen richs Ertztruchsess unnd Churfurstenn Mynem gnedigsten hernn Enbiet ich Johann Wacker doctor myn themutig gebete gegen gott und alle myn vermeglich underthenig gehorsam, bereyt dinstbarkeyt zuvor, mich damit euwern furstlichenn gnaden befehlend. Dwyl euwer furstlich gnad on liebkosenn zu schriben vor andern fursten und hernn mit hoher scharpffer vernunfft, weissheit und balfehigem verstant mit vil adelichen angebornen tugenden von got und der natur hoch begabt, dabey auch mit sonderlicher macht von oben herabe begnadet, darinn sie der konigyn palladi mit furstlichem gemute und vermischung gnadenricher myltikeyt, Julio dem ersten Romischen keyser mit starcker stanthafftiger strenckheit und holtseligen furstlichen syttigen geberden gezirdt, Scipioni dem edeln Römer in mitteylung und hanthabung aller erberkeyt und gerechtigkeyt, dem konig Minos in götlicher forcht unnd ereherbiettung Nume dem zweyten konig zu Rome in reygiment und beschirmung der Pfaltz und loblichen kurfurstenthumbs mit langwirigen guttem frieden Octaviano Augusto gar woll zu verglichen und by dem allem eyn sonder Liebhaber, gonner, merer und patron aller philosophen und naturlicher weissheit, yn der ich gern der mynst schuler syn wolt, ist, und ich dan in kurtz verschynen tagen eyn schon meysterlich wolgesatzte rede des Hochwissenn und wolgelerten manns Philippi Beroaldi noch inn leben von der welt seligkeit etlicher philosophen meynungen zum kurtzsten begriffende, waruff weltlich seligkeyt zu

setzen sey, mit ettwan vil hoffelichen spruchen, exempeln und gezirten worten verlesen, han ich gedacht, dwil diss matery sunst gar weytleuffig durch dissenn Philippum so lustlich und kurtz zusamenn bracht und gezwungen, das es euwer furstlich gnad zu zeitten zu horen hergetzlich und gefellig seyn solt, dwil sie auch vil lustiger historien und gutter spruch in ir beschleusst, und dar umb so ich auch euwern furstlichen gnaden myner unschicklichen onentlichkeit halb sunst zu nicht nutz syn mag, das in eyn grob onbehauwen Creuch gemysch dutsch zu bringen, mich damit undertheniglich zu herzeugen in aller dinstbarkeyt flehenlich byttend, solch von mir in gnaden und gutter meynung anzunemen, und ob es grob, unzirlich gesetzt ist, die gutten sententz, sprüch und meynung des guttenn philosophen mern dan das unschicklich deutsch und myn underthenigen gehorsamenn dinstlichen willen darin gefallen zu lassen mir damit in gnaden allzit zu gebiettenn. Hie mit befelhe ich mich abermals euwern furstlichenn gnaden, die der almechtig gott in zittlicher mit nachfolgender ewiger seligkeyt langzit uffenthaltenn woll. Actum uff der heyligen dry konig Abent Anno domini Tausent funffhundert und zwey.

Handschrift des 16. jahrhunderts auf papier kleinquarto in der Mainzer stadtbibliothek (VI, 72). Die handschrift ist kein autograph Wackers, aber von ihm an manchen stellen verbessert. Sie solte wol als widmungsexemplar dienen, da sich auf bl. 1 ein grösserer initial mit arabesken und einige kleinere im texte finden. Die handschrift ist am anfang und am ende defekt.

VI. Glossen.

Eine defekte evangelienconcordanz des 9. jahrhunderts in meinem besitz enthält vornen eingeschrieben von einer hand wahrscheinlich des 9. jahrhunderts folgende glossen:

desideratus : geliubit.
benedictus : kisegit.
sulphur : erdphuir.
bitumen : erdleim.
deliramenta : thobizunga.
dicit : redinot.
exemplar : pilidbuoch.
laudare : louan.
timere : fortan.
adversus : anegeginne.
sustinuit : tholundun.
lumen : liohte.
cognovi : bikanda.
impugnans : anafehtonde.

GEISENHEIM (RHEINGAU). F. W. E. ROTH.

EINE PROTESTANTISCHE MORALITÄT VON ALEXANDER SEITZ.

Alexander Seitz oder Sytz ist eine merkwürdige erscheinung in der zeit der politischen und religiösen gährung zu anfang des 16. jahrhunderts: ein in Italien gebildeter gelehrter und zugleich ein fruchtbarer deutscher schriftsteller, ein tüchtiger arzt und ein gewanter volksredner, ein selbständiger teilnehmer an den religiösen fragen der zeit und im persönlichen umgange ein unruhiger, streitsüchtiger charakter. So ist sein bild uns kürzlich von G. Linder (Zeitschr. für algem. geschichte 3, 224—232. 1886) gezeichnet worden. Wir wollen versuchen, diesem bilde durch die betrachtung einer Linder entgangenen dichtung des mannes einige züge hinzuzufügen[1].

Seitz ward um 1470 zu Marbach geboren, studierte wahrscheinlich zu Tübingen und Como, sicher zu Padua und Rom medicin. 1514 beteiligte er sich an dem aufstande des armen Konrad gegen den leichtsinnigen und gewalttätigen herzog Ulrich von Würtemberg und flüchtete nach dessen niederwerfung in die Schweiz. Zu Baden im Aargau lebte er als das haupt der verbanten, die sich den Schweizern gegenüber auf „der eidgenossen eltern Stapfacher und Wilhelm Dell" beriefen, „welcher tapferkeit und handhabung die ganz eidgenossenschaft noch heut zu tag sich billig trösten soll". Auf des herzogs widerholtes ansuchen beschloss die eidgenossenschaft 1516 seine ausweisung, obwol die „schwangern und andern ehrsamen frauen zu Baden" für ihren arzt supplicierten. Er schweifte im reiche herum, in München, Reutlingen, Strassburg, und wurde ein eifriger anhänger der protestantischen lehre. Auf Zwinglis vermitlung kam er (1525?) nach Zürich, dann nach Basel, wo er 1529—1535 nachweisbar ist. Wir werden sehen, dass er 1540 noch einmal in Strassburg erscheint; damit verlischt aber jede spur seines lebens.

Folgende schriften sind von ihm bekant geworden:

1) Ein nutzlich regiment wider die bosen frantzosen. Pfortzheim 1509. 4⁰. (Panzer, Annalen der älteren deutschen litteratur 1, 312. 1788). — Neu herausgegeben von A. Moll: Dr. Alex. Seitz aus Marbach und seine schrift über die lustseuche vom jahre 1509. Stuttgart 1852.

1) Sonst ist über das leben von Seitz zu vergleichen: Zwinglii Opera ed. Schuler et Schulthes 7, 434. 8, 26; Heyd, Ulrich herzog zu Württemberg 1, 362—364. 327 (1841); Algemeine deutsche biographie 33, 653—655.

2) Der thurnier, oder adeliche müsterung; von ihm angeführt in nr. 3, bl. Ciiij a.

3) Ein schoner tractat darjnnen begriffen ist Die art vnnd vrsach des Traümes, ... Durch den hochgelertten Philosophum vnd Doctor Allexander Sytz von Marpach vßgangen. 5 bogen 4°. Gedruckt zû Landßhut. (In Berlin. Panzer, Zusätze 1802 s. 135). — Widmung Dem ersamen vnd gaistlichem waltbruder Arbogasto schmitzer jm weichen tale, anno 1515. Die zweite hälfte des buches ist politischer natur; in kap. 13 und 14 wird ein traum gegen herzog Ulrich gedeutet, kap. 15 handelt über das irtzen der fürsten, 16 über das wort hertzog (herz + auge), 18 ist ein gedicht: „Was Venantz das wort bedeut".

4) Menschlichs lebens art vnd vrsprung, vnd wie man daß befristen soll durch die wilbäder, bevor zu Oberbaden ... Durch den hochgelerten Doctorem Alexandern Sytzen von Marckpach nüwlich beschribben. Basel, Adam Petri 1516. 7 bogen 4°. Vorrede an Christoph Kreß von Nürnberg. (Panzer, Annalen 1, 393.) — Neue ausgabe von Leonhard Strübin 1576. — Auf dies buch bezieht sich wol schon das citat in nr. 3, bl. Aijb: „Aber von disem hab ich clarrer geschrieben in meinem tractat von der menschlicher art etc."

5) Ain schöner nützlicher tractat von aderlassen, durch den hochgelerten Doctor Alexander Sytz vonn Marpach vleyssigclich beschriben. Landßhut 1520. 4°. (In Berlin. Weller, Repertorium typogr. 1864 nr. 1640.) Die widmung ist an den rat von München gerichtet.

6) Ein Tra- | gedi, Das ist, ein | Spile, seines anfangs | voller freuden, aber mit | seer leydigem aus- | gang. Vnd ist | Vom grossen Abent- | mal, vnd den zehen Junck- | frawen, Alles aus dem Euan | gelio gezogen, mit seer hüpsch | en sprüchen. Beschriben durch den | hochgelerten Doctor Ale- | xander Seitz. 7½ bogen 8°. (München, Zofingen). — Auf bl. Hiiij a steht: „Zû Straßburg, in Knoblochs | druckerey, Durch Geor- | gen Messerschmid. | M. D. LX". Die jahreszahl ist jedoch ohne zweifel durch umstellung der lezten ziffern in 1540 zu ändern: denn auch der bl. Cvija producierte einladebrief trägt das datum „Mittwochs nechst von Ostern. Anno M. D. XL". Ferner begegnet der vermerk „Straßburg in Knoblochs Druckerey durch Georgen Messerschmidt" auch 1544 in einem drucke von Sleidans Oration an kaiserl. maiestät (Algem. deutsche biogr. 16, 316), während über eine spätere buchdruckertätigkeit G. Messerschmidts, der 1559 auch den roman „Vom Edlen Ritter Brissoneto" zu Strassburg herausgab, nichts feststeht. Endlich ist das stück in dem alten Münchener sammelbande mit

vier andern dramen vom jahre 1539 und 1540 vereinigt. Das vorwort trägt leider kein datum.

Seitz war zu der zeit, wo er sein drama veröffentlichte, etwa 70 jahre alt. Ein beweis seiner geistigen frische ist es, dass er für die in den lezten zehn jahren emporgekommene gattung des biblischen dramas mit lebendigkeit eintritt. Er eifert in der vorrede gegen die schamparen worte und den närrischen tand der fastnachtspiele nicht minder als gegen die venerischen komödien des heiden Terentius, die schon der gottesfürchtige Seneca misbilligt habe, und verweist auf Erasmus und Reuchlin, die auch zierliches latein zu reden verstünden, und auf die neuen biblischen stücke: „Got treibt daher seinen geist gar mechtigkleichen in eim anderen schwungk, das jetzund gemacht vnd vffgericht werden an vilen orten, da das Euangelium grûnet, andere comedien vnd spiele aus Euangelischer arte, darinn unsere kinder mit Christenlicher tuget gemilchelet vnd vffgepflantzt werden". Offenbar dachte er an Sixt Bircks stücke und an Binders Acolast, die er in Basel wol selbst mit angesehen hatte. Ob er sein „spiel aus dem euangelium", das etliche ehrbare personen von ihm begehrt hatten, aber noch dort oder, was wahrscheinlicher ist, in Strassburg abfasste, bleibt ungewiss. Vielleicht ergeben sich in Strassburg deutlichere spuren seines aufenthaltes.

Die neutestamentlichen parabeln vom grossen abendmahle und den klugen und törichten jungfrauen hat Seitz in eigenartiger weise zu einer etwas schwerfälligen allegorie verbunden, die dem genialen zuge in Naogeorgs Pammachius (1538) freilich nicht entspricht, aber doch manche ähnlichkeit mit dieser grossen lutherischen satire aufweist. Zu der hochzeit des Emanuel von Nazareth, die am donnerstag vor ostern statfinden soll, ladet sein himlischer vater Jehu (Jehova) durch seine boten, die apostel, ein. Die reichen lehnen die aufforderung ab, die armen und kranken aber folgen willig, zulezt auch die fünf klugen jungfrauen. Zwei fürsten aber, Julianus und Trajanus, haben die worte der einladung „Compelle intrare" (Luc. 14, 23), durch ihren pfaffen verleitet, falsch aufgefasst und führen eine grosse schaar gefangener mit gewalt zum himmelstore, wo sie Petrus zurückweist. Die sich nun entspinnende disputation, in der Lucas und die apostel gegen die pfaffen und hofleute Julians auftreten, während Trajan sich durch Philippus bekehren lässt, bildet den eigentlichen kern des ganzen. Dieselbe tendenz, gegen die verfolgung der evangelischen mit waffengewalt zu protestieren, verrät sich in dem intermezzo des unter den übrigen gästen hereingeschlichenen pharisäers, der unter seiner geistlichen kleidung

eine landsknechtsrüstung, büchse, schwert, harnisch und pickelhaube verborgen trägt und, als er zu den teufeln hinausgewiesen wird, vergeblich um sich haut und schiesst. Der päpstliche ablasshandel wird in dem krämer angegriffen, der den törichten jungfrauen zettel verkauft, die ihnen den eintritt in das hochzeitshaus sichern sollen.

Die selbständige stellung gegenüber den religiösen parteien, die Seitz 1533 in Basel durch seine freimütige äusserung über die lehren Zwinglis und Oekolampadius' von der erbsünde dartat, zeigt er auch hier im epiloge bl. Hiij a:

> Den Sabath soltu heilig hon,
> Beüt dir Got, an die predig gon:
> Wart nit, bis die Pfaffen eins werden;
> Es ist nie gewesen vff erden.

Obwol eine einteilung in akte und scenen mangelt, hat Seitz doch für allerlei schaugepränge und komische zwischenhandlungen durch die knechte Gnatho und Davus, den narren u. a. gesorgt; als die gäste nahen, wird Petrus angst, ob auch die speisen in der küche ausreichen werden, und er läuft mit Johannes zum bräutigam, ihm seine sorge zu klagen. Um die inscenierung endlich ist der autor durch eingehende anweisungen an den regisseur bemüht. Ich halte diese allgemeinen vorschriften, auf die schon R. Genée, Lehr- und wanderjahre des deutschen schauspiels 1882 s. 83 fg. aufmerksam machte, für interessant genug, um hier abgedruckt zu werden, und füge noch den schluss der tragödie, die entführung der törichten jungfrauen durch die teufel, hinzu, teils um die oft recht gewante diktion Seitzens zu zeigen, teils weil wir hier ein vereinzeltes beispiel dreifüssiger reimpaare statt der sonst als „teufelsmetrum“ und zum ausdrucke starker erregung gebräuchlichen zweifüssigen verse vor uns haben.

[G vij b]

Petrus.

— — — — —
Darumb trollen eüch nur bald hinweg!
Dis sei mein antwort:
Nur bald von der port!

Venus.

Ach ich bit dich,
5 Thů so übel nicht!

Petrus.

Ich sag eüch glat:
Macht eüch von stat!
Hörn jr nit?
Es hilfft keyn bit.
10 Solt eüch drossen,
Die thür ist bschlossen.

Jungkfraw Schöne.

O mort.
Was sih ich dort!
Venus, wend dich umb
15 Vnd kurtzumb!

Venus.

O mort vnd jmmer mort!
Wohin, an welches ort
Wöllen wir fliehen auß!

O des bösen strauß,
20 Den wir hie müssen,
Die sünd zů büssen!
O des teüffels gwalt,
Der grewlichen gestalt!

Teüffel.

Wie, jungkfraw Venus, [Gviij a]
25 So schön überauß,
Warumb schreistu mort?
Du bist doch mein hort
Gsin an allen ort,
Mir trewlich ghorcht
30 Keck on alle forcht,
Vil ins netz gefelt,
Wie ichs hab gewölt:
Gib ich dir zů lon
Die helsche cron,
35 In meinem königreich
Würt nit sein deins gleich.
Tummel dich hierumm!
Wie stelst du dich so krumm?
Das dich der ritt schit,
40 Kenst du mich noch nit?
Můst mit mir an tantz
In hellischen glantz.

Venus.

O der mortlichen fart,
Das ich ye geboren ward!
45 Verflůcht sey die stund,
Da Got hat vergundt
Mir das leben mein!
Solch marter vnd pein
Bringt die můtter mein,
50 Hat die růt gespart,
Bis mich die hoffart
Dahin hat gebracht, [Gviij b]
Alle zucht veracht,
Hat mich vff gepflantzt
55 Tag vnd nacht zům tantz,
Ließ mir allen geyl,
Als ich were feyl.
O, het ich gehört
Vnd mich daran kert,
60 Was mich het gelert
Got mit seinem wort,
Lid ich nit solch mort.
O hilff mir auß not,
Du mechtiger Got!

Der erst Teüffel.

65 Was klapperest von Got,
Du helli[s]che krot?
Mein sponß můstu sein,
Tummel dich harein!
Thůst mir gefallen
70 Ob andern allen.

Jungkfraw Spritz[1].

O mort, das son vnd mon
Verflůcht müssent ston!

Der ander Teüffel.

Was plörst, jungfraw Spritz?
Das der hellisch plitz
75 Dich ewig verbren,
Gar wol ich dich erken.

Trumpel[2].

Das Got alle schend, [H 1 a]
Die mich verfürt hend!
O des grossen leyds!
80 Wie bin ich verreytzt!

Der drit Teüffel.

Har, har, du Trumpel,
In das hellisch krumpel!
Du bist gsin gar geyl
Vnd mir gwesen feyl:
85 Würt anders nit drauß,
Můst mit mir an strauß.

Pflantzerin[3].

Verflůcht sind, die mich so lind
Vfferzogen zů einem kind
Dem teüffel zu seinem gsind!

1) Vgl. mhd. sprenzen = putzen, einherstolzieren.

2) Trumpel, unzüchtiges weib.

3) Pflanzerin, wie bair. pflänzlerin bei Schmeller[2] 1, 450, eine verzärtelte person. Vgl. oben v. 54 pflanzen = zieren, putzen.

Der vierd Teüffel.

90 Sihe, jungkfraw Pflantz
So stets mit deinem schwantz!
Hab keinen verdruß,
Gib mir einen kuß,
Spring mit mir den ring
95 Biß ins teüffels kling!

Schöne.

Himel vnd erd sind verflůcht,
Das ich binn gsin so verrůcht!
Verflůcht sind můter brüst,
Das ich nit ward ain warer christ!

Der fünfft Teüffel.

100 Wolhar, jungkfraw Schone,
Ich gib dir ein bone. [H 1 b]
Hast dich meins diensts beflissen,
Bey mir můstu sitzen
In meinem reich perfort;
105 Bist mir ein rechter hort
In der hellischen port.
¶ Gůter gsel, hierum,
Harfür vnd kurtzum
Vnd schlah vmb die trum!
110 Hürne, stich ins horn!
Wir hond außerkorn
Ein wildpret erjagt,
Von hertz es vns schmackt,
Kirchwey zů halten,
115 Teüffel můß walten
In vnser capel,
Das erkling die schel.
Nun reissent hin!
Da würt keyn ander gwin:
Nur in die hellische pin!

¶ Vff solichs sollent die Teuffel ynherrauschen mit einer ketten vnd sie da mit vmbgeben vnd hinreissen, vnd jnen vorgehen der mit dem horn vnd böcken vnd ein kübel oder becken haben für ein böck.

[Aiij b] Ein kurtzer bericht, wie man dise Tragedi, oder spiel, mit personen vnd anderen zůgehörungen, schicken, anrichten vnd ordnen solle.

Die alten weisen habent nit vergebens erdacht die Commedien, zůuor die Tragedien, mit fleiß darob gehalten, kein kosten darinn gespart, vff das frucht daraus erwüchse, namlich, das die welt, zůuor die jungen, zů zierlichem gesprech dester küner vnnd in alweg zů menschlicher art dester geschickter würdent. Vnd das solchs dester fruchtbarlicher gschehe, sol man dis spiel mit formlichem vnd lieblichem schawfalg zůrichten mit der rüstung vnd zůuor mit gschickten personen, einer jeden sprüch zůuerordnen nach gelegenheit des handels; als hie in disem spiele sollen die zwen Herolt zwen dapffer mann sein auch in jrem gespreche vnnd worten, wie die zwen reüttersche heuchler Dauus vnd Gnato frech sein sollen; aber der preutgam vnnd sein vatter eins senfften manlichen gsprechs, Petrus vnd Paulus ernstlicher rede etc., vff das alles dahin lange, das die ehr Gottes gefürdert vnd der nechst gebessert werde. Vnd zůuor sol man sich anfänglich darinn befleissen, ainer lustigen vnd lieblichen procession vnd aller rüstung etc. Also sol sich das gantz spiele [Aiiij a] versamlen in einem hause nicht zů nahe dem platze vnd in der procession vff den platz oder bruck gehn. Zum ersten die zwen Herolt, in einer farb, in bekleidung wie sich gebürt, vff sie die spilleut. Darnach die fünff Engel, dann die fünff clůgen junckfrawen, jede mit besonderem engel sol eingefürt werden. Darnach die Sponß ehrlich vnd doch erbarlich vnd nit prächtisch geziert, in plawen kleidern. Darnach die zehen junckfrawen, zům ersten die clůgen erbarlich becleidt, in einer farb, mit vffgehebten ampeln. Darnach die Venus auch allein, nach jr die thorechten, die sollen zům hoffertigsten außgestrichen sein, mit vmbgestürtzten ampeln. Darnach der Preütgam vnd sein vatter. Darnach die Aposteleu, alle inn cleidung nach erbarlichen

vnd burgerlichen sitten, mit langen bärten vnd preyten hüten, doch nit mit diadematen. Darnach die Reüters rot, Julianus vnd Traianus, in Keyserlicher zierung, vnd sol jr jedem ein bloß schwert vorgefürt werden. Julianus sol zů rofs bey jhm haben Sergium den verleugneten Münch, den Gnatonem, ein narren etc. Item Traianus sol bey jm haben sein Cantzler, den Dauum, vnd sie beyd mehr reysig knecht, vnd sollen beyd keyser gefangen leut mit jhn füren, vnd Julianus vnder seinen einen Pfaffen, laut des spiels in den sprüchen. Nach dem reysigen Zeug solle gehn der Phariseer, vnd nebem [!] jme ein [Aiiij b] gharnischster landsknecht mit eim schlachtschwert. Darnach der Krämer mit seinem korb vff dem rucken, sein fraw neben jm. Darnach die armen leut. Darnach die fünff Teufel, dann ein jede thorechte junckfraw sol von eim besondern teuffel in die hell gerissen werden. Vnd wann sie kommen zů der brucken, so solle ein jede part ziehen an jr verordnete statt vnd warten, bis sie wider durch den trummeter vff der bruck berůffen wirt, vnd sollen die zwen Keyser jeder zů eim bsonderen thon sich zů wenden. Item die bruck sol vnderscheiden sein mit einem thor, damit ein vorbruck, daruff etlich sprüch gesprochen werden[1]. Item vff der einen seiten der brucken sol vffgericht sein ein kuchin, vff der anderen ein helde, darunder die hochzeit vnd mal gehalten werde. Damit aber solle die ordnung vnd verbesserung des spiels inn aller rüstung eim jeden verstendigen vorbehalten sein.

1) So bl. Biiij b, wo die bühnenanweisung lautet: „Vnd sol Petrus alleyn in die kuchin lauffen, die andern Apostel sein vff der vorbruck warten. Vnd jm wider heraus lauffen sol er zu jnen also sprechen".

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

ZU JOH. CHR. GÜNTHERS GEDICHTEN.

1. Ludwig Fulda spricht in seiner ausgabe (Kürschners Deutsche nationallitteratur bd. 38, s. 138) die vermutung aus, dass das gedicht „Die selbstzufriedenheit" (213[1]) entstanden sei, nachdem Günthers bewerbung um die hofpoetenstelle gescheitert war. Es lässt sich aber noch genauer datieren — nach dem bisher nicht bemerkten akrostichon der lezten strophe:

> **I**mmerhin, ihr wilden Grillen!
> **N**ichts erwirbt euch mein Gehör.
> **I**hr verderbt Verstand und Willen,
> **A**ber, mir wohl nimmermehr.
> **U**nter der Ergetzlichkeit
> **E**iner Selbstzufriedenheit
> **R**ührt mich weder Gram noch Leid.

In Jauer war Günther in seinen lezten lebensjahren einige male. Ich beziehe das gedicht auf den aufenthalt während der wanderung

1) Zahlen ohne weitere bemerkung weisen auf die seiten der ausgabe von 1746 hin.

von Breslau nach Lauban, die in die monate december 1719 und januar 1720 fält. Günther selbst berichtet in einem gedicht an herrn M. v. R. j. u. c. (Fulda s. 203) v. 112:

> In Jauer stärkt mich Gorn, ein alt- und treuer Freund,
> Mit Bette, Tisch und Rat und dem, was trostreich scheint,
> Von Leuten meiner Qual Verzweiflung abzuwenden.

Ein anderes gedicht ist überschrieben „An seinen guten Freund und Bruder (Schubart) auf der Reise nach Jauer“ (186).

2. In dem gedicht an herrn von Beuchel (474) sagt Günther v. 85:

> — — — — „Die Treu von Leonoren,
> Die ihrem Besser mehr gehalten als geschworen,
> Die Treu', die Zärtlichkeit, die Neigung und die Lust.
> Erhielt ich auch von Dir!“ (Kalliope wird angeredet.)

Litzmann bemerkt dazu s. 161 seiner ausgabe: „Unaufklärliche anspielung“, und Fulda (s. 272): „Unzweifelhaft ist hier der dichter Johann von Besser gemeint“. Er hat nun aber in Bessers leben und gedichten vergeblich nach einer treuen Leonore gesucht. Mir scheint die stelle folgenden sinn zu haben. Günther, der überaus häufig den gedanken ausspricht, dass er, ein anderer Petrarka, den ruhm seiner geliebten verewige und ihr „denkmal ausbreite“, konte sehr wol sich selbst als den „Besser“, den hofpoeten seiner Leonore bezeichnen — vielleicht sogar mit einer gewissen selbstironie, nachdem ihm eine wirkliche hofpoetenstelle nicht zu teil geworden, vielmehr statt seiner König dem herrn von Besser „adjungiert“ worden war. Dass man Günther im märz 1722 (denn zu dieser zeit ist das erwähnte gedicht verfasst) nach seinen mannigfachen erlebnissen — auch in der liebe — schon wider die objektivität zu diesem der wahrheit entsprechenden urteil über Leonore zutrauen darf, bestätigen die innigen trostgedichte, die er drei monate später Leonore nach dem tode ihres kindes schickte. Ich weise nur auf folgende verse hin:

> Ist auf der Welt ein Weib, an dem mir unter allen
> Witz, Tugend und Person im Herzen wohl gefallen,
> So ist es, lass mir hier ein frei Bekenntnis zu,
> Ein Bild von seltner Art, und welche sonst als du? (824.)

3. Segne die gerechten Waffen
Deiner werten Christenheit,
Uns den Frieden herzuschaffen,
Den der Feind zu stehlen dräut!

Halt den Schatten rechter Hand
Über unser Vaterland,
Dass die drei berühmten Plagen
Weder Vieh noch Völker schlagen!

Zu dieser strophe in dem gedichte „Abendlied" (75) bemerkt Tittmann (s. 258) „Hunger, Seuchen, Wassersnot" und Fulda (s. 7) „Pest, Hungersnot, Überschwemmung", was man wol übereinstimmung heissen darf. Weshalb nent aber der dichter diese plagen „berühmt"? Mir scheint, dass Günther, in dessen gedichten biblische reminiscenzen in grosser zahl zu finden sind, hier auf II. Sam. 24, 12. 13 (I. Chron. 21, 10. 12) anspielt; danach wären die „berühmten" plagen: teuerung, flucht vor dem feinde und pest, was hier — man vergleiche den eingang der strophe! — viel besser passt.

4. Ich habe schon genug, bringt mich nur Gott zur Ruh,
Dass ich mit dir, mein Kind, dies Elend bauen könne;
Dein treuester Besitz sagt mir die Wollust zu,
Die ich in dieser Welt des Himmels Vorschmack nenne!

Zu diesen versen (s. 64 seiner ausgabe) bemerkt Fulda: „dies Elend bauen, unverständlich, wahrscheinlich fehlerhaft". Diese note aber ist mir unverständlicher als der text; denn die bezeichnung des irdischen lebens als „elend" im gegensatze zur himlischen heimat mit ihren wonnen ist auch bei Günther häufig (z. b. 74. 579. 784). Viele belege bietet Grimms Wörterbuch III, 406.

5. Goethe erzählt im 7. buch von Dichtung und wahrheit, dass er einst seinen und später den namen seines mädchens in einen lindenbaum eingeschnitten, und dass es tiefen eindruck auf ihn, den launisch liebenden, gemacht habe, als er im frühling aus dem namenseinschnitt der geliebten „pflanzenthränen" über seinen bereits verhärteten namenszug fliessen sah. Es ist wol nicht unangebracht, hier an einige verse aus Günthers gedicht s. 275 zu erinnern:

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese zährenvolle Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

Dieses rührt die toten Bäume
Dich, mein Kind, ach, rührt es nicht!

— — — — — — — —

6. Imelmann hat in den Grenzboten 1879 I darauf hingewiesen, dass Bürger den namen und die strophenform seiner ballade von dem bekanten Güntherschen gedicht „An Lenore“ (321, bei Fulda s. 206) übernommen hat. Die berührung wird besonders deutlich, wenn man die erste fassung der eingangsstrophe von Bürgers Lenore (Briefe I, 111) mit der ersten strophe des Güntherschen gedichts vergleicht:

Bürger:	Günther:
Lenore weinte bitterlich,	Mein Kummer weint allein um dich,
	Mit mir ists so verloren;
Ihr Leid war unermesslich;	Die Umständ überweisen mich,
Denn Wilhelms Bildniss prägte sich	Ich sei zur Not geboren.
Ins Herz ihr unvergesslich.	Ach, spare Seufzer, Wunsch und Flehn,
	Du wirst mich wohl nicht wieder sehn,
	Als etwan in den Auen,
	Die Glaub' und Hoffnung schauen.

Obgleich die urfassung schon an sich zu einer verbesserung auffordern konte, so ist es doch auch nicht unmöglich, dass die wol unwilkürliche übereinstimmung mit Günther auch Bürger zum bewustsein gekommen war und zu der überaus glücklichen änderung der strophe mit veranlasste.

Noch ein anderes gedicht Günthers scheint auf Bürger eingewirkt zu haben (diesen hinweis verdanke ich der güte des herrn prof. v. Waldberg). Es trägt die überschrift: „An Leonore bei absterben ihres Carl Wilhelm“; man hat hier also beide namen neben einander. Jede der neun strophen beginnt mit dem verse: „Eher todt als ungetreu!“ (vgl. Bürgers: „Bist untreu, Wilhelm, oder tot?“) Der gedanke der lezten strophe komt dem grundgedanken des Bürgerschen gedichtes recht nahe:

Eher todt als ungetreu!
Glaube das, du treue Seele!
In der finstern Grabeshöhle,
Schläft mir auch dein Schatten bei!

Dass die oben angeführte überschrift diesem Güntherschen gedichte eigentlich gar nicht zukomt (Litzmann, s. 88 seiner ausgabe), hat für

uns keine bedeutung, denn Bürger hat das gedicht sicher mit dieser überschrift kennen gelernt und muste sich unter „Leonore und Carl Wilhelm" ein liebespaar vorstellen.

HEIDELBERG. M. SPANIER.

7. Günthers Leonore. Unter den gedichten Joh. Christian Günthers findet sich (s. 90 der samlung Breslau und Leipzig bei M. Hubert 1735) ein geistliches lied „Glaube und Hoffnung", beginnend: Mein Vertrauen gründet sich Auf zwei Pfeiler, die nicht wanken. Die verse dieses liedes ergeben das akrostichon: Magdalena Eleonora Jachmannin. In den originalausgaben ist dasselbe in keiner weise kentlich gemacht. Die nachricht von Günthers erstem biographen Steinbach, dass Magdalena Eleonora Jachmann Günthers Schweidnitzer Leonore gewesen sei, scheint demnach doch nicht ganz unberechtigt. Mit diesem namen ist uns auch der schlüssel gegeben zu den zahlreichen gedichten Günthers „an Magdalis", „an Lenchen" (diminutiv von Magdalena) und den hierhergehörigen Leonorenliedern. Es dürfte wol am platze sein, Steinbachs nachrichten über Günther noch einmal einer genauen prüfung zu unterziehen.

HEIDELBERG, NOVEMBER 1892. KARL HOFMANN.

GOETHES EPILOG ZU SCHILLERS GLOCKE.

Das lebendige verständnis dieser verherlichung unseres grösten dramatikers durch seinen ebenbürtigen freund ist besonders dadurch beeinträchtigt worden, dass sie seit mehr als zwei menschenaltern nicht mehr in ihrer ursprünglichen gestalt vorliegt, in welcher sie dreimal auf der bühne gesprochen wurde und auch gedruckt auf die durch den herben verlust noch tief bewegten gemüter wirkte, sondern mit den bei spätern widerholten aufführungen gemachten zusätzen und veränderungen, wodurch die geschlossene einheit gesprengt wurde, der ursprüngliche bedeutsame schluss verloren gieng. Selbst der einsichtsvolle Berliner gymnasialdirektor Franz Kern, der den epilog mit recht in seine samlung „Goethes lyrik" aufgenommen, gibt ihn in der spätern fassung; doch lesen wir wenigstens in den anmerkungen den ältern schluss, den man in den werken, mit ausnahme der Hempelschen ausgabe (bd. XI), vergebens sucht. [Eben sehe ich, dass er jetzt in der ursprünglichen gestalt in der auswahl von Ludwig Blume steht.] Die schon von Goethe selbst beklagte unfähigkeit, dichtungen als künstlerische ganze

aufzufassen, zeigt sich auch bei unserm gedichte; man hat meist die innere verbindung der teile zu einem lebendigen ganzen übersehen, nur an der packenden gewalt einzelner stellen sich erfreut.

Als Goethe den im ersten erschütternden schmerze feurig ergriffenen gedanken, den „Demetrius“ des heimgegangenen freundes zu vollenden, hatte aufgeben müssen, entschloss er sich, vorläufig dessen andenken zu Lauchstädt, wo die herzoglichen schauspieler im sommer spielten, auf entsprechende weise dadurch zu feiern, dass er den drei ersten in höchster aufregung schliessenden aufzügen der „Maria Stuart“ eine dramatische aufführung des die mannigfaltigsten lyrischen töne anschlagenden „liedes von der glocke“ folgen liess, und mit einem epilog schloss. Dieser solte die dankbare verehrung der liebevoll an Schiller hängenden schauspieler aussprechen, denen er seine eigene verklärende würdigung des erhabenen und zugleich liebenswürdigen menschen und des mächtigen, schwungvollen dramatikers lieh. Zu diesem zweck nahm er den von frau v. Stein geliehenen ersten teil der Schillerschen gedichte, der jenes lied enthielt, mit nach Lauchstädt. Er benuzte ihn nicht bloss, um die einzelnen teile des liedes für die schauspieler ausschreiben zu lassen, sondern las auch mit wehmut die bedeutendsten andern gedichte dieses teiles. Bei Goethes erschütterung durch Schillers jähen tod hatte die Weimarische bühne ihren dramatiker und dramaturgen nur durch den ausfall der vorstellung am begräbnistage und eine schlichte erinnerung bei der widereröfnung der bühne feiern können. Noch vor der trauerfeier an dem belebten badeorte, die ein vierteljahr nach Schillers tode, den 10. august (der 9. war kein theatertag), stattfinden solte, am 31. juli ging eine abschrift des epilogs an Cotta ab, der ihn dem fast ausgedruckten nächsten „Taschenbuch für damen“ in der weise vorsetzen solte, „wie man es bei widmungen zu tun pflegt“, mit hindeutung auf den vortrag desselben bei der Lauchstädter trauerfeier. Der talentvollen schauspielerin Amalie Wolff, die, wie ihr gatte, Schiller nahe gestanden, übte Goethe das gedicht sorgfältig ein. Bei einem besonders treffenden worte fasste er, von tiefer rührung ergriffen, die schauspielerin am arme und bat sie inne zu halten, indem er bewegt äusserte: „Ich kann, ich kann den menschen nicht vergessen!“ Freund Zelter kam auf Goethes einladung nach Lauchstädt. Er konte noch an der anordnung der dramatischen aufführung der „Glocke“ teilnehmen, dagegen wurde sein chorgesang der dem liede vorgesezten lateinischen glockeninschrift nicht so zeitig fertig, dass er schon am 10. gesungen werden konte. Das lied wurde in weit künstlerischerer weise dramatisch dargestelt, als es Kotzebue vor drei jahren

bei der gegen Goethe gerichteten namenstagsfeier Schillers beabsichtigt hatte. Damals solte Kotzebue als meister die form zerschlagen, aus dieser Schillers büste herauskommen und von den damen bekränzt werden, wie auch wol der dichter selbst, der zur teilnahme eingeladen werden solte. So würde es wie ein gewöhnliches geburtstagsstück geendet haben, der bedeutsame schluss, auf den das ganze berechnet ist, weggefallen sein. Zu Lauchstädt führte man das, was der meister den gesellen befiehlt, wirklich aus. Der schauplatz war die ernste werkstätte des giessers: der glühende ofen, das herabrollen des feurigen baches durch die rinne, sein verschwinden in der form, das aufschlagen derselben, das hervornehmen der glocke, welche sogleich mit kränzen, die durch alle hände liefen, geschmückt wurde, und ihr heraufziehen zu solcher höhe, dass die den epilog als vertreterin der schauspieler sprechende muse (jedesfals die des dramas, wie sechszehn jahre später im prolog für Berlin) bequem darunter hervortreten konte: alles bot auch dem auge eine angenehme unterhaltung. Die mannigfaltigen lyrischen stellen waren mit rücksicht auf alter, geschlecht, persönlichkeit und fähigkeit unter die schauspieler verteilt, auch die mimische darstellung des meisters, der gesellen, herandrängender neugierigen und teilnehmenden sorgfältig eingeübt. Dieser bericht von Goethe selbst über die widerholung im jahre 1815 dürfte in den wesentlichen zügen auch auf die Lauchstädter vorstellung bezogen werden dürfen, obgleich in den „Tag- und jahresheften“ (unter 1806) diese nur als didaskalie bezeichnet wird. Zum schlusse der Lauchstädter vorstellungen wurde am 19. die aufführung der „Glocke“ nebst epilog widerholt, darauf Zelters lied vom chore gesungen; vorausgegangen war diesmal Schillers übersetzung des „Parasiten“. Goethe wohnte dieser nicht bei; schon vor einer woche war er nach Halle zu freund Wolf gegangen, mit dem er die lustige reise nach Helmstedt antrat. Den 27. kehrte er nach dem badeort zurück, wo er eine neue trauerfeier auf der Weimarischen bühne zu Schillers nächstem geburtstag, dem 10. november, bedachte, für welche Zelter eine musikalische begleitung der ganzen „Glocke“ versprochen hatte. Aber weder der tonsetzer noch der dichter kamen damit zu stande. Unterdessen war der epilog im damenkalender erschienen und hatte gezündet. Jezt erst wagte Goethe in Weimar Schillers witwe zu besuchen. Die naturwissenschaften, besonders die farbenlehre, an der Schiller sehr regen anteil genommen, beschäftigten ihn damals lebhaft. Hatte er Schillers geburtstag nicht besonders zu feiern vermocht, so durfte die bühne um so weniger unterlassen, an seinem todestag des vor einem jahre hingeschiedenen zu gedenken, als auch

das Berliner und andere theater festvorstellungen vorbereiteten, deren ertrag den hinterbliebenen zu gute kommen solte. Eine solche woltätigkeitsvorstellung durfte Goethe für das herzogliche theater nicht in vorschlag bringen, weil Schiller herzoglicher beamter gewesen. Am 10. mai (der 9., an dem Schiller gestorben, war in diesem jahre kein theatertag) wurde nach dem zweiten bis vierten aufzug von „Wallensteins tod“ die „Glocke“ mit dem epilog und Zelters chorgesang gegeben. Einer vom Gothaischen hofrat R. Z. Becker, dem eifrigen samler zu einem nationaldank für Schiller, gegebenen anregung, das herzogliche theater möge in Weimar noch vor dem abgange nach Lauchstädt eine vorstellung zum besten desselben geben, konte Goethe schon deshalb keine folge geben, weil sie zu spät kam, da die paar noch übrigen theaterabende schon bestimt waren. Vor Schillers nächstem geburtstag hatte das unglück bei Jena höchste not über Weimar gebracht; das theater muste länger als zwei monate geschlossen bleiben. 1808 erschien der epilog mit wenigen veränderungen[1] im achten bande der ersten Cottaschen ausgabe der werke, zwischen „Künstlers apotheose“ und dem gedicht „Die geheimnisse“, welche stelle er auch später behielt.

Zur einleitung dienen die beiden ersten stanzen, welche sich unmittelbar an die lezten worte des liedes anschliessen. Ja auch ihnen hat das glockengeläute freude und frieden gebracht am tage des einzuges des erbprinzen mit seiner in Petersburg ihm angetrauten gattin, der grossfürstin Maria Paulowna (am nachmittag des 9. november des vorigen jahres). Noch Kern bezieht die worte: „Dem friedenreichen klange bewegte sich das land“, auf die friedliche zeit Norddeutschlands seit dem Basler frieden, während Viehoff den dichter sagen lässt, nach dem erscheinen des Schillerschen liedes (1799) habe sich das land einige jahre der segensreichsten ruhe erfreut. Aber weder steht die gefährliche und unheilvolle ruhe seit dem Basler frieden mit dem glockengeläute, noch die für Weimar freilich kriegslose zeit mit dem „Liede von der glocke“ in irgend einer beziehung. Es muss von einem ereignisse die rede sein, das in Weimar mit glockengeläute

1) Hier fehlt der im ersten druck dem wahlspruche noch vorangehende vers: „Concordia soll ihr name sein!“ In der ersten stanze steht nach 2 komma statt punkt, 3 erschien statt erscheint, 4 Begrüssten statt Begrüssen, 6 Vermischte statt Vermischt sich, 7 ward statt wird, in der fünften 1 schmückt statt schmückt' und schöne statt hehre, 6 Verwechselt statt Verwechselt', in der jetzigen achten 3 schildert statt schildert', in der neunten 5 In statt Im. Man kann zweifeln, ob der wegfall der apostrophe nicht blosses druckversehen ist.

gefeiert wurde und dessen man sich noch lebhaft erinnerte; auch kann dies nur dasselbe sein, was die folgenden verse genauer bezeichnen. Beim glockengeläute zum einzuge des erbprinzlichen paares bewegte sich freudig das ganze land. Dem klange einfacher dativ, bei dichtern häufig statt des mit einer präposition (hier bei, wie 6 (7), 8 für) verbundenen. Noch 1808 lautete 2: „Bewegt sich neu das land und segenbar“ mit einem wol auf schreib- oder druckfehler beruhenden punkt, wofür 1808 das richtige komma eintrat. Diese ursprüngliche fassung der stelle zeigt, das glockengeläute habe ein für das land Weimar segenreiches ereignis bedeutet, wodurch es sich erneut gefühlt, worauf auch 3 ein frisches glück geht. Daran änderte auch die spätere fassung (komma vor und mit weglassung desselben nach segenbar) gar nichts, nur schloss nach dieser und die folge an, wie so häufig in der die logische beziehung nicht bestimt bezeichnenden dichtersprache[1]. Die ursprünglichen präsentia 2—7 vergegenwärtigen lebhaft das schon vor einem halben jahre geschehene. Ob die später eingeführten imperfekta (vgl. s. 84*) vorzuziehen seien, kann man bezweifeln; sie waren aber durch die änderung von 2 veranlasst, wo der vers wegen der tilgung von neu (wol weil 3 frisch folgt) bewegte (statt bewegt) forderte. Zur ausführung der festeslust 3—6 vergleiche man den lezten auftritt des vorspiels von 1807. Der hochgesang, womit sie das junge fürstenpaar empfiengen, ist der jubelruf, worin sich dss erregte gefühl stürmisch luft machte. Die verse 4 fg.: „Im vollgewühl[2], im lebensregen drange[3] Vermischte sich die thätge völkerschar“ deuten darauf, dass viele aus allen teilen des gewerbtätigen Weimarischen landes nach der hauptstadt geeilt waren, um das junge paar einziehen zu sehen. Die schauspieler aber, deren vertreterin hier spricht, müssen vor allem des ersten besuches der grossfürstin im theater gedenken, wo am abend des 12. Schillers „Huldigung der künste“ diese zu trähnen gerührt habe. Das „vorrufen der huldigung der künste an die geschmückten stufen“ geht darauf, dass in diesem lyrischen

1) Segenbar, des reimes wegen statt der gangbaren bildungen segenreich, segenvoll, nach fruchtbar gebildet.

2) Vgl. im vorspiel von 1807: „Jedes freut sich des buntgewühls“. Goethe liebte später mit voll zusammengesezte hauptwörter, wie er im „Tankred“ Vollgewicht, in der „Natürlichen tochter“ Vollbestand, später Vollgewand, Vollgenuss, Vollgewinn brauchte, von einem Vollgehalt 7 (8), 1 vollgehaltig bildete. In allen diesen zusammensetzungen, wie auch in ähnlichen mit hoch, frei, wohl, schön u. a., begint der zweite teil meist mit ge oder be.

3) Erst später trat, wol der abwechslung wegen, in lebensregem ein.

festspiel die sechs künste dem rufe des genius an das proscenium folgen, um sich der grossfürstin „zu verkündigen und zu nennen“.

Aber gerade die erinnerung an jenen glücklichen abend führt ihnen in der zweiten stanze den schärfsten gegensatz zu jenem freudigen festgeläute vor die seele, das schreckliche mitternächtliche geläute zum begräbnisse des einzigen, so geistvollen wie liebenswürdigen dichters. Den dumpfen, schweren ton glaubt sie noch zu hören; so schrecklich schwebt ihr der eindruck vor, den dieser vor einem vierteljahre auf sie gemacht. Dumpf und schwer, wie es im liede von der glocke heisst: „Schwer und bang tönt die glocke grabgesang“. Das damalige gefühl sprechen 3—8 aus. Die frage „Ists möglich?“ deutet darauf, dass der tod eines geliebten, den wir nicht entbehren können, wenn auch lange gefürchtet, doch, wenn er eingetreten, uns unmöglich scheint. Vgl. unten 10 (11), 4. Soll es ... erbeuten? (4 fg.) Alle hatten ihn am leben zu erhalten gewünscht, das er so sehr verdiente. In der fortsetzung des vorspiels Was wir bringen (1814) will Lachesis ihre schwester Atropos vom zerschneiden des lebensfadens des vielverdienten Reil mit den worten abhalten: „Vor allem den lebenswürdigsten, o lass ihn leben!“ Hier gedenkt die muse des ungeheuren verlustes, den die welt und den die freunde in Weimar (die seinen) erlitten haben. Zu ihnen dürfen sich die schauspieler zählen, gegen die er so wolwollend, ja als wahrer freund sich erwiesen, wenn er auch einmal in der misstimmung nichts mehr mit dem „schauspielervolke“ zu tun haben wolte. Wie oft hatte er sie bewirtet, ihnen seine stücke vorgelesen und eingeübt, aber auch ihnen rat und hülfe geboten! Wenn die welt, die ihn nur aus seinen dichtungen kante, um ihn weint, wie viel mehr müssen sie es tun, die seines umgangs sich erfreuen durften!

Mit dem tief empfundenen sich unmittelbar anschliessenden „Denn er war unser!“ macht die dritte stanze den übergang zu Schillers schöner menschlichkeit im umgange. Kern gibt als inhalt derselben an: „Schillers edle geselligkeit, seine gewantheit in heiterm und ernstem gespräch, seine teilnahme an Goethes arbeiten“. Gewantheit im gespräch, eine gabe mancher flachen naturen, an Schiller zu preisen konte Goethe nicht einfallen; von sich selbst spricht er mit keinem worte. Freilich hat v. Loeper gemeint, man könne: „Das haben wir erfahren und genossen“, auf Schillers teilnahme an der theaterleitung beziehen, obgleich hier von den schauspielern die rede ist, denen er sich stets freundlich erwiesen hat. Wurde Schiller in der vorigen stanze

als unser freund bezeichnet, so hier als der hohe mann von seiner erhabenen natur, in deren absolutem besitz er, wie Goethe gegen Eckermann einmal äusserte, immer war, der durch nichts eingeengt, dessen gedankenflug durch nichts herabgedrückt wurde. Ein andermal bemerkte er, in Schillers erscheinung sei alles stolz und grossartig mit ausnahme der so sanften augen gewesen, und sein talent habe dem körper entsprochen. Hervorgehoben wird, dass er in geselschaft, wenn er sich wol fühlte (an gutem tage) leutselig (bequem gesellig) gewesen, sei und, obwol von natur zum ernste geneigt, sich gern (wolgefällig, mit wolgefallen) an heiterm gespräch über die tagesereignisse beteiligt, aber auch rasch zum ernste zurückgewant habe, wenn es galt, durch rat und tat dem zweifelnden beizustehen; dann zeigte er sich geistreich (weise die verhältnisse entwickelnd) und sicherstellig (überzeugend)[1], erzeugte der lebensplane tiefen sinn. Das kann nur bezeichnen, er habe durch hinweisung auf das bisherige leben und die natürlichen anlagen des fragenden gezeigt, wozu er bestimt sei, was „das schicksal mit ihm gewolt“ (wie es in einem Venediger epigramm Goethes heisst); er habe ihn über den zu fassenden lebensplan aufgeklärt. Der lebensplane tiefen sinn steht für tiefsinnige (wol erwogene) lebensplane. Kettner (Neue jahrbücher für philol. und pädag. 1891 II, 620) erklärt „tiefes verständnis für die entwicklung des eignen lebens“, wozu erzeugt nicht recht stimt. Freilich gehört hierher zum teil, was Kettner anführt, dass Schiller „den gang des Goethischen geistes beurteilt“ (Schillers brief an Goethe 4), „die summe seiner existenz gezogen“ hat (Goethes antwort 5); aber auch der dadurch bewirkte entschluss, wie Goethe dort bekent, des freundes teilnahme habe ihn zu einem lebhaftern und emsigern gebrauch seiner kräfte aufgefordert. Gar nicht hierher zu ziehen ist die Goethe geläufige redensart „einem seine träume auslegen und erzählen“ im sinne „einem das dunkel gedachte klar entwickeln“, wie er auch „weissagen“ brauchte.

Mit dem stolz widerholten worte: „Denn er war unser!“ das dem ungeheuern schmerz gewissermassen zum trost dient, knüpft die vierte

1) Kern erklärt sonderbar „sicher stehend und dadurch sicherheit bringend“. Wie probehaltig, stichhaltig von probe, stich halten, so ist sicherstellig von sicher stellen (wovon sicherstellung) gebildet. Werkstellig (wovon bewerkstelligen) und steifstellig, die v. Loeper anführt, sind von ins werk stellen, steif stellen abgeleitet. Die ableitung -ig ist die allerzahlreichste, besonders bei zusammensetzungen und aneinanderschiebungen beliebt, wie wir hier auch stanze 7 (8) vollgehaltig, reichgestaltig finden.

stanze den gedanken an, dass er nach wildem sturme erst in Weimar den sichern hafen gefunden, wo er zu seiner höchsten entwicklung gelangt sei. Weimar und Jena werden im folgenden nicht unterschieden, da sie so innig zu einander gehörten, dass Goethe später launig von „Weimar-Jena, der grossen stadt“ und ihren „beiden enden“ sprach. Freilich war der erste ort, wohin Schiller aus der not sich rettete, nicht Weimar; und er, als er von Dresden dahin übersiedelte, weit entfernt, dort sogleich seinen „sichern port“ zu finden; ja während seiner Jenaer professur ward er von einem leiden befallen, das ihn jahre lang zurücksezte und dauernd an seinem leben zehrte. Aber eine genaue lebensgeschichte soll hier nicht gegeben werden: im hochgefühl, dass Schiller hier zu seiner wahren grösse gelangt sei, wobei die leise in der bezeichnung „das stolze wort“ angedeutete vorstellung mitwirkt, dass dies anderswo nicht in gleicher weise hätte geschehen können, übergeht die muse das ihrem zwecke nicht entsprechende, wählt nur das zur verklärung des hingeschiedenen sich darbietende aus. Erst hier (indessen, während er hier im sichern port ruhte), hat sein geist sich der wahren idealität, den ideen des wahren, guten und schönen[1], zugewant, ist in das land der ideen vorgedrungen, hat die wirklichkeit hinter sich gelassen. Es schwebt das Schiller so beliebte bild eines kühnen wanderers, eines pilgers nach dem lande der verklärung vor, wie dieses sich neben denen vom fliegen und segeln schon in dem frühen gedichte „Die grösse der welt“ findet. Bekant ist Schillers mahnung in dem gedicht „Das ideal und das leben“: „Fliehet aus dem engen, dumpfen leben in des ideales reich!“ In den stanzen „An Goethe“ heisst es, auf der bühne werde die idealwelt aufgetan. Er lebte ganz in der idee, von der er, wie Goethe gegen Eckermann klagte, nur zu sehr, statt von der anschauung, ausgieng. Kern versteht unter dem gemeinen (8) das altägliche, wie in „Wallensteins tod“ I, 4, wo ihm das ausserordentliche entgegengesezt wird; dagegen bildet hier der wesenlose schein den gegensatz.

Die fünfte stanze, die ursprünglich aus den sechs ersten versen dieser und den zwei lezten der jezt folgenden bestand, gedenkt des nächtlichen wachens, während dessen er zur klarheit über gott und welt gekommen, wobei auch dichterische arbeiten berührt werden. Den ausgangspunkt bildet seine gartenzinne. Bekant ist, dass Schiller sich

1) Das ewige, das absolute, im gegensatz zu der gemeinen wirklichkeit, wie die Griechen αὐτοαγαθόν, αὐτοκαλόν, αὐτοθεός sagen (freilich schreibt man dafür jezt zwei wörter), αὐτὸ ἢ ἀλήθεια, aber auch τὸ ἀεὶ κατὰ ταὐτὰ ἔχον. Bekant ist Goethes so vielfach misbrauchtes das ewig weibliche am schlusse des „Faust“.

1797 ein gartenhaus bei Jena kaufte, worin er von anfang mai bis ende oktober mit „Wallenstein“ und balladendichtungen beschäftigt war. Der gröste teil des erstern war im entwurf vollendet, als er endlich am 7. mai 1798 wider den garten beziehen konte. Hier liess er sich einen pavillon bauen und auf das haus einen zweiten stock setzen, der ihm eine weite aussicht und den freien anblick des himmels gewährte; denn er selbst bewohnte das grosse und die beiden kleinen zimmer dieses stockes, während die gattin auf dem ersten, kinder und gesinde in den untern räumen waren. Im juli konte er den neuen stock beziehen. Hier verbrachte er die nächte häufig schlaflos, da er meist von krämpfen geplagt war, versenkte sich in ernste betrachtungen und in die vollendung seines „Wallenstein“, erfreute sich aber auch des ungeheuren anblicks des funkelnden sternenhimmels. Im folgenden sommer arbeitete er hier an „Maria Stuart“, die er bis III, 4 brachte, und schuf für den „Almanach“ das ihm schon längst im sinne liegende „Lied von der glocke“. Die im garten abends mit Schiller verlebten drei sommer blieben Goethe unvergesslich. Schon im december 1799 siedelte Schiller nach Weimar über. Nur vom 5. märz bis zum 1. april 1801 weilte er hier noch einmal, aber allein mit seinem diener, um „die jungfrau von Orleans“ zu vollenden. Im nächsten frühjahr wurde der garten verkauft.

Wie herrlich hat Goethe die von Schiller auf dem zweiten stock des gartenhauses verbrachten nächte dichterisch verklärt, indem er diesen hier im gespräch mit den sternen zur lebendigen idealität heranreifen lässt! In wirklichkeit haben die im garten verbrachten abendgespräche der freunde so ausserordentlich erleuchtend und erhebend auf beide gewirkt. Aber seltsam haben die erklärer die stanze durch annahme einer dilogie entstelt, die so seltsam ist wie die schlimste der berüchtigten Baxters im Horaz. Da möchte v. Loeper freilich „eine realistische anspielung“ auf das gartenhaus annehmen, doch bildlich sei „das observatorium, die himmelswarte des sehers“ zu verstehen. Und doch erkent er selbst an, Nun (1), wofür noch 1808 Da gedruckt war, knüpfe an den sichern Port (4, 3), wonach denn nur von Schiller in Weimar (Jena) die rede sein kann, nicht von dessen verklärung im jenseits, deren erst weiter unten gedacht ist. Schröer, der v. Loeper beistimt, sezt die ungeheuerlichkeit dieser deutung recht ins licht durch seine ausführung: „Nun fährt er fort von (?) da, woher er auf erden der sterne wort vernahm, wie einst hienieden, seine gartenzinne sich zu schmücken, einzurichten“. Unmöglich scheint mir auch Kerns auffassung, unter der gartenzinne sei zugleich der ideale standpunkt zu verstehen,

von dem aus er das „würdigste“ sich angeeignet habe[1]. Dass Schiller noch einen stock dem hause aufgesezt, wird nur deshalb erwähnt, weil er hier gespräche mit den sternen geführt haben und zu reiner idealität gelangt sein soll. Das schmücken der gartenzinne ist nicht als aufputzen zu nehmen, sondern der neue stock gereichte dem hause zum schmuck. Wir haben hier den dichtern geläufigen sogenanten prägnanten gebrauch: schmückte steht im sinne von „baute schmückend“. Die gartenzinne selbst hiess ursprünglich mit beziehung auf die höhe hehr; Goethe änderte hehre in schöne, mit bezug auf die schöne aussicht, die man hier auf das Leutrathal genoss. — Schillers sinn war „gleich ewig, gleich lebendig“, wie die sterne. Nur die höchste flüchtigkeit konte sich zu der erklärung verirren: „nicht weniger dem ewigen als dem irdischen leben zugewendet“. Der sterne geheimnisvolles (andern unverständliches) wort war ihm klar (4). Mit dort (5) wird auf sein dichterisches schaffen zur nachtzeit übergegangen, das aber absichtlich nicht näher bezeichnet ist, da des bedeutendsten teiles derselben, der dramen, erst weiter unten gedacht werden solte. Das wunderbare verwechseln der zeiten bezieht sich auf die durch seine krämpfe veranlasste gewohnheit, in der nacht zu wachen und am tage zu schlafen. Als er im september 1794 vierzehn tage bei Goethe weilte, brachte dieser ihn von der verwechslung der tageszeiten ab, und zeitweise hörten in folge der zuträglichern abendkost auch die nächtlichen krämpfe auf; aber bald stelten sich diese wider ein und liessen ihn nicht ruhen. Wie glücklich hat Goethe auch diesen zug verwant, indem er bemerkt, diese schlaflosen nächte seien ihm selbst und uns zu köstlichem gewinn geworden, da er in ihnen so schönes, seine eigene dichterische entwicklung förderndes geschaffen, woran sich die welt erfreue, denn hier durfte uns nicht auf die schauspieler allein gehen. Goethe rühmt gegen Eckermann, Schiller sei bei jedem stücke fortgeschritten, immer vollendeter geworden. Vgl. unten 7 (8), 6[2].

Unmittelbar auf die verwechslung der zeiten folgten ursprünglich die verse: Nun sank der mond, und zu erneuter wonne
Vom klaren berg herüber schien[3] die sonne.
Beim ersten anblick muss man geneigt sein, dies auf den wirklichen

[1] [illegible] waren der ursprüngliche [illegible]

[2] [illegible] die mit recht [illegible] Schiller [illegible] schmückt“ [illegible]

[3] [illegible] als [illegible] gegensatz [illegible] sah.

sonnenaufgang zu beziehen, bis zu welchem Schiller gewacht habe[1]. Aber das stark eintretende nun muss auf etwas neues deuten, das in Weimar ihm geworden, wie auch das widerholte am anfang der folgenden stanze auf etwas, was er nicht auf seiner gartenzinne geschaut oder getan. Hiernach kann es nur bildlich gefasst werden, wie auch die neue jugend der folgenden stanze, in dem sinne: jezt sei die dunkelheit des wilden sturmes gewichen, der volle tag angebrochen; statt der mondnacht, an der er sich vorher erfreut habe, sei der alles im klaren lichte zeigende sonnentag nun erschienen.

Die ursprüngliche sechste, jezt durch die einschiebung siebente stanze schildert die in Weimar gewonnene unvergängliche geistige jugend, die seine wange gerötet[2], ihn mit siegbewusstem mute und unauslöschlichem glauben, dass endlich das gute und edle siegen werde, beseelt habe. Der glaube steigt immer höher, wenn ihn auch bald die hofnung beschwingt, bald die ungunst der zeiten zu geduldiger fassung nötigt. Das gedeihen des guten wird durch wirken, wachsen, frommen bezeichnet, von welchen das erste auf die eintretende, das lezte auf die sich verbreitende wirkung deutet. Dem edlen = für das edle, vgl. zu 1, 1 (s. 85). Schillers warme begeisterung für die ästhetische erziehung der menschheit spricht sich besonders in den dieser gewidmeten briefen und in dem gedicht „Die künstler“ aus.

Erst in der siebenten (jezt achten) stanze komt die muse auf die sie zunächst berührende tätigkeit Schillers als dramatiker, die wirkliche krönung seines dichterischen schaffens, welche sie bescheiden als ein herablassen seines mächtigen, von den höchsten, reinen ideen ergriffenen geistes bezeichnet. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass Schiller bereits im wilden jugendsturme die bühne erschüttert hatte und die erstlinge seiner dramatischen muse noch immer mächtig wirken. Bei dem bretternen gerüste (2) hat v. Loeper auf Schillers gedicht An die freunde (von 1802) hingewiesen, wo er bei begeisterter hervorhebung der bedeutung der Weimarischen bühne von den „brettern, die die welt bedeuten“, spricht. Dieses gedicht stand nicht im ersten teile von Schillers „Gedichten“, den Goehe zu Lauchstädt las, wol aber das, was ihm ohne zweifel vorschwebte, die stanzen „An Goethe“ (von

1) Schröer sieht merkwürdig darin eine bildliche ausführung des „gedankens, dass er nacht in tag verwandele“.

2) Rot und röter = immer röter, nach Goethes gebrauch, wie schon in der Zueignung, die früher den eingang der „Geheimnisse“ (1784) bildete, fest und fester, schwer und schwerer, und ähnliches in „Iphigenie“, „Tasso“ und sonst.

1800), wo es heisst „auf dem bretternen gerüst der scene“ werde eine idealwelt aufgetan. Doch hatte Goethe hier ursprünglich geschrieben:

> Und, so geübt, erquickt und vollgehaltig,
> Hat er doch dies gerüste nicht verschmäht;

indessen stand die jetzige lesart schon in der abschrift, die er am 31. juli zum druck absante. Die änderung war wol zunächst durch den anstoss veranlasst, den er an erquickt nahm; bei diesem dürfte er an die in der vorigen stanze ausgeführte geistige verjüngung gedacht haben. Geübt geht auf die stete beschäftigung mit dem edelsten und tiefsten, durch die er volgehaltig[1] wurde. Den inhalt seiner tragödien bezeichnet der kampf mit dem schicksal, „welches den menschen erhebt, wenn es den menschen zermalmt“, wie die gleichfals im ersten teile der gedichte enthaltene parodie „Shakespeares schatten“ sich ausdrückt. Dort heisst auch das schicksal der tragödie „gross, gigantisch“, wie es hier „gewaltig von tag zu nacht die erdenachse dreht“. Das darf man nicht mit Schröer auf die umdrehung der erde beziehen, wogegen schon der ausdruck spricht: vielmehr bezeichnet es den tag und nacht fortgesezten übergang der welt von glück in unglück, mit beziehung auf die lehre des Aristoteles (Poetik 13), die volkommenste tragödie sei die, welche den übergang des glückes in unglück darstelle. Die erdenachse ist hier das irdische glück, das unbeständig ist, wie ein rad sich umdreht. Kugel und rad sind die sinbilder des glückes. Goethe selbst hatte in seinem garten dem guten glück einen weihestein errichtet, mit der abbildung einer auf einem kubus ruhenden kugel. Die „manchen“ worte des dichters sind tief, insofern sie das wesen des menschengeistes enthüllen, reichgestaltig, da sie uns die verschiedenartigsten menschencharaktere schauen lassen. Sie haben den wert der kunst erhöht, als grossartige kunstwerke, die alle von eigentümlichem leben bewegt erscheinen. Schiller schrieb selbst im jahre 1804 an Körner, jeder stoff fordere seine eigene form; die kunst bestehe darin, die ihm passende zu finden; die idee des trauerspiels müsse sie in hundert und tausend formen darstellen. Goethe erklärte den „Wallenstein“ für so gross, dass nichts ähnliches daneben bestehe, und die folgenden stücke waren in ihrer art eben so bedeutend, keines nach dem muster der andern, alle ganz eigentümlich gebildet. Aber auch den wert des künstlers haben sie erhöht, da dieser nie stille stand, sondern immer wuchs, immer von neuen seiten sich

1) Das neue von vollgehalt (vgl. s. 87*) abgeleitete wort, auf das freilich der reim führte, war bezeichnender als das schon abgegriffene gehaltvoll.

zeigte, wie die romantische tragödie der „Jungfrau“ den unmittelbaren einfluss von himmel und hölle voraussezte, „Maria Stuart“ den erbitterten glaubenskampf zur anschauung brachte, „die braut von Messina“ in antikem sinne gedacht, „Tell“ ein volksstückim besten sinne des wortes war. Die stanze schliesst damit, dass er seine höchste kraft auf die tragödie verwant, dieser selbst sein leben geopfert habe. Zu Eckermann bemerkte Goethe später, die ideelle freiheit habe Schiller getötet, da er deshalb anforderungen an seine physische natur gestelt habe, welchen diese nicht gewachsen gewesen. Freilich äusserte er damals auch, ein liqueur oder etwas ähnliches, das er in augenblicken körperlicher schwäche genommen, habe an seiner gesundheit gezehrt, ja auch seinen dichtungen geschadet. Aber das scheint nur eine grille von Goethes alter. Freilich trieben sein schaffensdrang und das verlangen, da er auf ein langes leben nicht rechnen durfte, noch möglichst viel für seine kinder zu erwerben, den dichter zu übermässiger anstrengung; aber griff diese ihn auch augenblicklich an, so stelte doch seine zähe natur trotz aller leiden sich immer wider notdürftig her. Und geistige anspannung war ihm ein bedürfnis. Gegen Goethe äusserte er einmal: nie befinde er sich besser, als wenn er recht lebendigen anteil an einer seiner arbeiten nehme; tätigkeit mache ihn gesund. An Körner schrieb er, fleiss gebe nicht nur die mittel des lebens, sondern gebe ihm auch seinen alleinigen wert. Nicht die geistige anspannung hat an seiner gesundheit genagt, sondern die davon unabhängigen stösse derselben, besonders im jahre 1790 und zulezt im juli 1804, haben sie hinfällig gemacht; dazu kam sein drang zum geselligen leben, der ihm auch beim unwolsein, das ihm zur gewohnheit geworden war, nicht gestattete, wenn seine teilnahme irgend möglich war, seiner zu schonen und sich sorglich zu hause zu halten. Nicht dass er so früh hingeraft wurde, sondern dass er so lange sich hielt, war zu verwundern. Aber Goethe übte nur sein dichterisches recht, ja seine pflicht, wenn er in dem sein bild verklärenden nachrufe keinen trüben schatten walten liess. So durfte er auch den freund sein leben durch unablässigen schaffungsdrang zum besten des vaterlandes, dem dieses zu dank verpflichtet sei, verkürzen lassen, während es in wirklichkeit nur ein rührendes schauspiel war, wie dieser trotz immer widerkehrender körperleiden und steigender schwäche durch seinen geist aufgerichtet und zum dichten getrieben wurde.

Zu dieser kränklichkeit macht die achte (jezt neunte) stanze den übergang, indem sie von seinem regen dramatischen schaffen, dem unablässigen geschäfte, ausgeht, wie Schiller selbst seine dichtungen

nante[1]. Die schauspieler lernten ihn besonders seit dem herbst 1798 kennen. Erst im december 1799 siedelte er nach Weimar über, wo er nicht bloss durch die proben und aufführungen seiner eigenen stücke mit ihnen in nächste verbindung kam, sondern oft Goethe in der theaterleitung vertrat, auch gesellig viel mit ihnen verkehrte. Die ganze zeit über war er oft leidend, zur arbeit unfähig, besonders seit der rückkehr von Jena am 22. august 1804; aber immer stelte er sich wider her, und da war es ihm eine freude, sobald er wider frisch arbeiten und das theater besuchen konte. Wenn es am anfange heisst, er habe „in riesenschritten den kreis des wollens und volbringens gemessen", so geht dies auf die darstellung der dramatischen helden. Der riesenschritt erinnert an Goethes Shakespearerede von 1771, in welcher dem kühnen britischen dichter ein gigantischer schritt, siebenmeilenstiefel zugeschrieben werden. Gegen Eckermann äusserte Goethe, Schiller habe immer einen grossen gegenstand kühn angegriffen. Schröer bezieht die worte auf Schillers „erstaunliches vermögen, das theoretisch geforderte auch in der kunst zu verwirklichen", obgleich offenbar hier nicht im algemeinen von dessen tatkraft, sondern nur von der dramatischen darstellung die rede ist. Im prolog für Berlin sagt die muse: „vom tragisch reinen stellen wir euch dar des düstern wollens traurige gefahr"; der kräftige mann, voll trieb und willevoll, wüte hier. Bei der folgenden äusserung, er habe „von land zu land, der völker sinn und sitte, das dunkle buch mit heiterm blick gelesen", ist nach dem zweiten land ein particip wie wandernd zu denken. Später wolte der dichter neben den verschiedenen ländern auch des wechsels der zeiten gedenken; deshalb schrieb er „durch zeit und land", wozu gleichfals ein „wandernd" gedacht ist. Das zum leichtern verständnis notwendige komma nach land haben die neuern ausgaben mit unrecht gestrichen, nur die Cottasche es beibehalten. Sehr hart ist hier die verbindung „der völker sinn und sitte, das dunkle buch". Das buch ist die weltgeschichte, die freilich „der völker sinn und sitte" zeigt; aber bedeutender sind in ihr doch die taten und personen, die daneben nicht unerwähnt bleiben durften. Ohne zweifel deutet das dunkel auf die traurigen wechselfälle der begebenheiten und der personen, aber diese versteckte hindeutung genügt nicht. Die unglücklichen begebenheiten las Schiller „mit heiterm blicke", weil er darin den stoff

1) Noch 1801 begann die stanze mit So kennt ihr statt Ihr kanntet. So schien dem dichter anstössig, weil es etwas hart an die vorhergehende stanze anschliesst, auch wol des folgenden wie wegen, das leicht auf so bezogen werden konte. Doch hat der lezte anstoss ihn 10 (11), 3 zu keiner änderung veranlasst.

zu tragischer darstellung und in den handelnd auftretenden personen charaktere fand, die er mit seiner kunst beleben konte. Bei dem ursprünglichen „von land zu land“ schwebte Goethe unzweifelhaft vor, dass jede Schillersche tragödie in einem andern lande spielt; aber freilich auch in einem andern jahrhundert, weshalb er denn später auch der wechselnden zeit gedachte. Zu diesem rastlosen bewältigen der mannigfaltigsten tragischen stoffe bildet die zweite hälfte der stanze in der ewigen kränklichkeit des dichters, von der die schauspieler diese jahre her zeugen gewesen, einen rührenden gegensatz[1]. Sie sahen ihn schwer atmend (atemlos), ängstlich bangend vor schmerzen (in leiden bangte), da er zu ersticken fürchtete; freilich genas er immer wider, aber nur kümmerlich, da eine gewisse schwäche und neigung zum rückfall immer zurückblieben. Diese jahre waren für sie traurig, da sie um den verehrten freund immer besorgt waren und mitlitten, aber auch schön, weil sie sich seiner genesung herzlich freuten, im tröstenden bewusstsein, dass sie ihn noch besassen.

Die neunte (zehnte) stanze schliesst sich unmittelbar an, indem die schauspieler der freude gedenken, dass er, wenn er wider von der schmerzhaften krankheit sich befreit fühlte, als leidenschaftlicher freund des theaters, dessen besuch für ihn zugleich eine stete schule war, an ihrer kunst sich erfreute, wie er ja noch am vorabend seiner lezten krankheit über ihre scherze gelächelt hat. Etwas störend ist die anknüpfung mit dem nach zwei versen wider aufgenommenen ihn. Die in ihm wühlenden schmerzen zerrütteten ihn so, dass er keinen blick auf die aussenwelt richten konte; erst, wenn diese wichen, blickte er wider auf, und sobald er es vermochte, besuchte er wider das theater, das er freilich, da ihm noch das volle wolgefühl des lebens abgieng (es stockte, und er fühlte sich deshalb gedrückt), nicht, wie wenn er wolauf war, geniessen konte; aber doch unterhielt den genesenden (den neubelebten sinn) ihre kunst, da sie alles aufboten, ihm zu gefallen. Noch am vorabend seiner lezten krankheit hat ihr spiel ihm ein lächeln abgelockt[2]. Den abend vor den lezten sonnen (lezten lebenstagen) hat v. Loeper auf Schillers lezte dramatische arbeiten, auf „Die huldigung

1) Das ursprüngliche Wir haben das war schon in der zum druck gesanten handschrift in das kräftigere Das haben wir verbessert.

2) Ursprünglich stand am schlusse still ihm (statt glücklich) abgewonnen. Still solte darauf deuten, dass er wegen der vor kurzem überstandenen krankheit nicht, wie sonst, mit voller lust lachen konte. Durch die änderung ist das unentbehrliche ihm weggefallen, das im anfang des verses an die stelle des unnötigen Und hätte treten sollen.

der künste“ (aufgeführt am 12. november 1804) und „Phädra“ (zuerst am 30. januar, widerholt am 18. februar 1805 gegeben) beziehen zu dürfen geglaubt. Schröer denkt blos an erstere, deren aufführung „noch jezt [vor einem halben jahre!] ihn zufrieden gestelt“, obgleich dieses festspiels bereits in der ersten stanze gedacht war und der ausdruck nur den abend vor der lezten krankheit bezeichnen kann. Nun besuchte Schiller wirklich am vorabend derselben das theater, wie wir jezt wissen (Goethe-jahrbuch VII, 299), am 1. mai, wo Schröders zulezt am 17. märz 1802 gegebenes lustspiel „Die unglückliche heirat aus delikatesse“ gespielt wurde. Auf ein lustspiel passt auch das beifällige „lächeln“ besser als auf ein ernstes stück, bei dem der beifall sich durch rührung und thränen ausspricht. Früher muste man nach dem unzweifelhaft scheinenden zeugnis des jungen Voss glauben, Schiller sei zulezt montag den 29. april im theater gewesen, wo das zulezt vor anderthalb jahren gegebene Spiessische ritterschauspiel „Klara von Hoheneichen“ zur darstellung kam. Die verwechslung könte darauf beruhen, dass Schiller wirklich auch an diesem abende das theater besucht hatte und von Voss abgeholt wurde, wie er schon am vorigen tage bei der sontäglichen hofcour erschienen war. Aber nicht allein dies; wahrscheinlich hatte er das theater schon gleich nach ostern wider besucht. Bei der sontäglichen hofcour war er nach dem starken fieberanfall vom 9. februar zuerst wider am 10. märz gewesen, und er besuchte sie dann wider regelmässig mit ausnahme des 7. april (palmsontag), wo er krank war. Da wird er bei seiner grossen freude am theater, das ihn weniger anstrengte als die hofcour, den am 15. widereröfneten vorstellungen (in der karwoche wurde nicht gespielt) regelmässig beigewohnt haben. Die eintragungen der gegebenen stücke in Schillers kalender beweisen gar nichts, da dieser seit dem mai 1802 alle vorstellungen während seiner anwesenheit in Weimar, auch die nicht von ihm besuchten, aufführt. Den schauspielern war es wol in gutem gedächtnis geblieben, dass Schiller zulezt einem lustspiel beigewohnt und sich an den scherzen erfreut hatte; aber freilich wurde er damals vor dem schlusse von einem fieber befallen, woron man im theater nichts merkte. Der junge Voss erzählt, Schiller habe, als er am lezten abend, wie er gepflegt, ihn aus dem theater abgeholt, fieberhaft mit den zahnen geklappert.

Den abrundenden schluss bildete die zehnte stanze, deren fünf erste verse in der jetzigen elften beibehalten sind. Der anfang schildert den schrecken und das grauen, welche der so viele jahre gefürchtete tod hervorgerufen, aber zum troste diente die gewissheit, dass der

heimgegangene jezt verklärt sei, und die hofnung, das vaterland, dem er sein leben geopfert, werde seinen einzigen auf die erde bezüglichen wunsch erfüllen. Frühe hatte er erkant, dass seine gesundheit zerrüttet sei und er nicht lange leben könne. In wirklichkeit hofte er noch im frühjahr 1804, „sein fünfzigstes jahr mit ungehinderten geisteskräften zu erreichen" und noch so viel durch den ertrag seiner werke zu erwerben, dass seine kinder unabhängig würden. Schon zwei jahre vorher hatte er in seinem kalender seine einnahme bis zur vollendung seines fünfzigsten jahres berechnet, wobei er auf diese sieben jahre zehn neue theaterstücke mit einschluss des schon begonnenen „Warbeck" und der umgearbeiteten annahm. Aber seit der krankheit des sommers 1804 war er so hinfällig geworden, dass er, wie er klagte, jeden freien lebensgenuss mit wochenlangen leiden büsste, und er muste das schlimste fürchten. Beim Lesen des strengen wortes schwebt ein schicksalsspruch vor, wie der dem könig Belsazar an der wand erschienene, den erst Daniel lesen und erklären konte. Goethe selbst hatte in seiner jugend ein drama „Belsazar" gedichtet in der weise von Klopstocks „Salomo". In der Proserpina (1776) rufen die Parzen der unglücklichen tochter des Zeus zu: „Du bist unser!" So (3) steht abschliessend, da sie sich in den beschluss des schicksals fügen müssen, wie Goethes lied „An die entfernte" begint: „So hab' ich wirklich dich verloren", seine übersetzung des irischen klagegesanges: „So singet laut den Pilalu", Schillers gedicht „Die ideale": „So willst du treulos von mir scheiden". Viele ähnliche stellen aus dichtern hat Lehmann (Goethes sprache s. 277—284) gesammelt. Kern erklärt so: „mit demselben ruhigen sinne dem tode wie der genesung entgegensehend". Aber wenn Schiller auch bei schweren, ihn überwältigenden schmerzen, im gegensatze zu Goethe, ein ruhiger kranker war, so muste es ihn doch betrüben, durch krankheit in seinem freudigen schaffen gestört zu sein, und unmöglich konte er dem tode mit ruhe entgegensehen. Wirklich ahnte er den tod nicht, er hatte, wie die seinen, wider frischen mut gefasst. Auch war das, was Kern die schauspieler hier sagen lässt, durchaus nicht an der stelle. Das, was diesen nahe liegen muss, ist der gedanke, endlich sei doch das so oft befürchtete ende eingetreten, das sie freilich jezt erschreckte (Nun schreckt uns das), weil ein solches unglück, obgleich vorhergesehen, uns beim eintreten doch überrascht. Vgl. oben zu 2, 3 (s. 86). Die zweite hälfte der strophe lautete noch 1808:

Doch jetzt empfindet sein verklärtes wesen
Nur einen Wunsch, wenn es herniederschaut[1].
O möge doch den heilgen[2] letzten Willen
Das Vaterland vernehmen[3] und erfüllen!

Dass Goethe nicht an ein bewustsein des irdischen lebens im jenseits glaubte, ist bekant. Frau von Stein bedauerte, als Goethe gleich nach Schillers tod bei ihr trost suchte, dass jener, der damals ausserordentlich schön und original über den geistigen menschen gesprochen, so wenig wie Schiller ein widerfinden nach dem tode zu denken vermocht, was doch jedem, der recht geliebt habe, unentbehrlich sei. Aber in der verklärung des heimgegangenen freundes muste dieser noch im jenseits der zurückgelassenen gedenken, die er so sehr geliebt, die er so gern unabhängig im leben gewusst hätte. Über die bedeutung der beiden lezten verse ist mir nur eine äusserung bekant. Kern sieht darin „eine beziehung auf den schluss der glocke“. Ich kann keine solche entdecken. Der heilige lezte wunsch des verewigten, den das vaterland erfüllen möge, kann nur der sein, dass dieses dankbar der hinterlassenen gedenke, deren wol ihm so sehr am herzen gelegen. Freilich hatte die grossfürstin eine reiche unterstützung dauernd den beiden knaben gesichert, und von anderen seiten wurde so viel gespendet, dass frau von Stein schon am 1. juni schreiben konte, die witwe werde jezt wol 1500 taler einkommen haben. Aber das ganze vaterland solte dem grossen dramatiker seinen dank durch freiwillige gaben darbringen, und wenn die schauspieler diesen wunsch verhült äussern, so können diese nur an vorstellungen auf der bühne zum besten der hinterlassenen denken. Vor siebenundzwanzig jahren hatte der schauspieldirektor Grossmann die deutschen schaubühnen eingeladen, vorstellungen eines Lessingschen stückes mit einer vorhergehen-

1) Im ersten druck steht gegen die handschrift herüberschaut. Möglich ist freilich, dass Goethe hier, wie sonst in der zum druck gesanten handschrift, geändert hat; doch könte dies auch ein übersehener schreibfehler der abschrift sein oder dem setzer zur last fallen.

2) Das volle heiligen von 1808 ist nur druckfehler, da hier das unmetrische *i* ausgestossen, thätge, mitternächtges, Lebenswürdgen, ewgen gedruckt ist. Auch sonst wurde mehrfach gegen Goethes handschrift das *i* vom setzer, auch vom abschreiber eingeschoben, während anderswo dasselbe auf des dichters eigener nachlässigkeit beruht. Über die entstellung, welche auch die Weimarische ausgabe durch zahlreiche unmetrische *i* erfahren hat, habe ich in dieser zeitschrift bd. XIV, 345 fg., XV, 436 fgg., XXIII, 306 fgg. gesprochen.

3) Die handschrift hat verstehen.

den, von einem der beliebtesten deutschen dichter verfertigten, von einem geschickten tonkünstler gesezten trauerkantate die kosten zu einem würdigen denkmal des grossen mannes aufzubringen. Leider fehlte die gewünschte teilnahme, so dass er im bittersten ärger eine „vaterländische geschichte von Lessings denkmal“ herausgab, die er dem deutschen kaiser Leopold und dem deutschen könige von Preussen widmete, deren hofbühnen sich kalt zurückgezogen hatten. Was damals für Lessing, der durch seine „Fragmente“ den grimm der christgläubigen sich zugezogen hatte, sieben jahre nach dessen tode unmöglich war, schien Goethe zu gunsten des vor kurzem hingeschiedenen lieblings des deutschen volkes leicht erreichbar; doch dachte er nicht an ein eigentliches denkmal, sondern an eine stiftung zum besten der so früh des gatten und vaters beraubten familie. Wirklich nahm sich Schillers freund Iffland der sache warm an, und der schon genante R. Z. Becker forderte in einer schrift zur feier von Schillers nächstem todestage auf und richtete an viele schaubühnen die aufforderung, Schillervorstellungen zum besten eines monuments oder einer anderen stiftung zu geben. Und es kam eine wenigstens nennenswerte summe zusammen, zu welcher Berlin bei weitem das meiste beigetragen hatte; die bühnen von Hamburg, Leipzig und anderer städte schlossen sich an, später auch Regensburg, München und Wien. Übrigens hatte Goethe vorgehabt, bei seiner beabsichtigten grössern trauerfeier an Schillers geburtstag das vaterland selbst auftreten und wol zu warmer beteiligung an den schuldigen nationaldank mahnen zu lassen; denn nach dem erhaltenen schema solten auf die „verwandlung zum katafalk“ folgen „Trauergesang. Epilog des vaterlandes“.

Leider ist in folge zweier spätern widerholungen der einheitlich gedachte und ausgeführte epilog durch zusätze und eine einschiebung verlezt und der frühere schluss, als damals, wo die samlung von beiträgen abgeschlossen war, nicht mehr zeitgemäss, durch andere wenig glückliche verse verdrängt worden. Gerade fünf jahre nach Schillers tode, am 9. (nicht 10.) mai 1810, wurde, während Goethe in Jena zu seiner erholung weilte, die „Glocke“ mit dem epilog auf der Weimarischen bühne widerholt, worauf einzelne scenen aus Schillerschen dramen folgten. Über diese festvorstellung hatte Goethe mit dem regisseur Genast in Jena verhandelt. Riemer gieng am tage der aufführung von Jena nach Weimar, um ihr beizuwohnen. Damals fügte Goethe eine neue schlussstanze hinzu, und zur anknüpfung derselben wurden die drei lezten verse des ursprünglichen, nicht mehr zeitgemässen schlusses also verändert:

Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt[1].

Das geständnis, dass manches an Schiller beklagt und getadelt worden, wäre in dem verklärungsgedicht von 1805 unmöglich gewesen, und auch fünf jahre später konte man darin nur einen aufgesezten lappen sehen, der von der sonstigen stimmung der schwungvollen dichtung absticht. Dass Schiller gar sich selbst durch die nachsicht seiner schwächen auf erden verklärt fühlen soll, mutet uns wunderbar an. Sonst ist hier nichts als flickwort. Auch kann der tod, die zeit wol schwächen entschuldigen, aber nicht sie adeln, wie etwa liebhaber körperfehler der geliebten als schönheiten preisen. Schillers bekantes wort von der reinigenden, läuternden kraft des todes (in der „Braut von Messina“) passt hier nicht. Sonst sagt man wol, an den lebenden nage der neid, der nach dem tode ruhe. Bei dem, was die zeitgenossen beklagt, schwebten das philosophisch reflektirende und die übermässige ausdehnung der dramen vor. Goethe selbst äusserte später gegen Eckermann, die philosophie habe Schiller als dichter geschadet, und trotz alles strebens sei es ihm nicht gelungen sich zu beschränken, das für die bühne gebotene zeitmass inne zu halten.

Die neue zwölfte stanze beginnt damit, dass auch manche gegner, die sein grosses talent anerkant, aber mit seiner behandlung der tragödie nicht einverstanden gewesen, ihm jezt den ehrenplatz eines klassischen dramatikers nicht mehr versagen. Nur dies können die worte besagen, er habe sich zum höchsten emporgeschwungen und sei mit allem, was wir schätzen (den bedeutendsten algemein anerkanten geistern) eng verwant. Der grundsätzlichste, schärfste gegner Schillers und besonders des dramatikers, Herder, war anderthalb jahre vor ihm hingeschieden. Sein ehrsüchtiger nebenbuhler Kotzebue weilte in Russland, wo er nach wie vor dichtete. Die romantiker fiengen nachgerade an gegen Schiller gerechter zu werden, und der mangel der zeit an gleichkräftigen, geistvollen dramatikern zeigte seinen wert, den die wenigen begabten dramatiker, Werner, Kleist und Oehlenschläger, anerkanten. Die stanze schliesst mit der aufforderung an die zuschauer, dem verewigten den vollen preis zu erteilen, den die gegenwart [illegible]

1) Die veränderung und den zusatz machte er zu Jena am 22. und 23. ap[illegible] An das „Morgenblatt“ wurden beide stanzen (11 und 12) am 15. mai abgesant, [illegible] sie zehn tage später brachte. Dort stand stanze 10 (11) in 4 Uns schreckte [illegible] statt Nun schreckt uns das, 5 erblicket statt empfindet. Das erste gieng [illegible] die spätere ausgabe der werke nicht über.

halb zu geben vermöge; was nur insofern wahr ist, als den lebenden der neid verfolgt, der manche zu gegnern macht. Aber wärmer ist immer der beifall der zeitgenossen, und am wärmsten und echtesten hat es Schiller ja bei lebzeiten nicht gefehlt.

Wider fünf jahre später, am 10. mai 1815, feierte die Weimarische bühne zugleich den im vorigen september gestorbenen Iffland und den geburtstag des vor zehn jahren Weimar entrissenen Schiller. Den schluss bildete die dramatische aufführung der „Glocke" mit dem epilog. Dieser hatte nicht bloss eine auf die widerholte feier bezügliche weitere schlussstanze erhalten, sondern es wurden auch nach 5, 6 acht verse eingeschoben[1]. Leider war die zeit auch dieser nachdichtung nichts weniger als günstig; denn gerade damals fand Goethe sich geistig und leiblich ausserordentlich angegriffen. Doch hatte er sich ein paar monate vorher wider mit Schiller beschäftigt. Den am 10. und 11. april im „Morgenblatt" gedruckten aufsatz hatte er vorher Schillers gattin mitgeteilt, die in ihrem dankschreiben vom 20. märz eine stelle geändert wünschte. Seine einschiebung in den epilog war dadurch veranlasst, dass er irrig meinte, neben der philosophie müsse auch der geschichte gedacht werden; denn er war im jahre 1805 weit entfernt gewesen, die verschiedenen arten von Schillers werken zu erwähnen. Fehlt ja auch jede erwähnung der lyrischen gaben der muse, von denen gerade das vorangegangene „Lied von der glocke" ein so hervorragendes beispiel gab. Stanze 5 soll keineswegs, wie man gesagt hat, „die philosophischen schriften" bezeichnen, neben denen freilich die historischen nicht fehlen dürften, sondern sie geht auf die in Weimar eingeschlagene richtung zum idealen. Das verkante Goethe selbst zehn jahre später, und da Schiller, wie er gegen Eckermann sich äusserte, um sich in der unbedeutenden gegenwart aufzuerbauen, zu zwei grossen dingen, zur philosophie und geschichte, gegriffen, so glaubte er vor erwähnung der dramen noch seiner auffassung der weltgeschichte gedenken

1) Mit diesen zusätzen wurde das ganze gedicht im „Morgenblatt" vom 23. märz abgedruckt. Hier fanden sich auch folgende abweichungen vom druck in den werken: 1, 2 erschien statt erscheint, 4 in lebensregem statt im lebensregen, 2, 4 den statt dem, 7, 2 entfliegt statt verfliegt, 9, 1 Ihr kanntet statt So kennt ihr, 10, 2 Schmerzes statt Schmerzens. Dagegen scheint 4, 7 im wesenlosen statt in wesenlosem druckfehler. 11, 5 war, abweichend vom abdruck im „Morgenblatt" von 1810, schon statt jetzt eingetreten. So gieng das gedicht in die beiden folgenden ausgaben der werke über, nur mit dem zusatz in der überschrift: „Widerholt und erneut bei der vorstellung am 10. (?) mai 1815", ohne angabe der frühern widerholungen und ohne bestimte bezeichnung der beiden neuen schlussstanzen, der eingeschobenen und der veränderten verse.

zu müssen, obgleich bald darauf die geschichtliche überlieferung als quelle der dramen bezeichnend genug hervortritt. Dadurch schädigte Goethe selbst sein eigenes gedicht, so dass man darauf fast anwenden dürfte, was er einmal gegen Riemer bei gelegenheit von „Dichtung und wahrheit“ äusserte, er pflege seine sachen zulezt zu verderben, wenn er nicht aufhören könne, sie zu verbessern. Hier trat das ein, was er anderswo gesteht, dass er später über seine dichtungen kein richtiges urteil mehr habe; er verkante den bei genauer betrachtung sich deutlich ergebenden aufbau des epilogs.

Da er mit der auffassung der weltgeschichte eine neue stanze beginnen wolte, deren schluss die beiden lezten verse von stanze 5 bilden solten, so muste er zu dieser zwei verse hinzudichten; ihren inhalt solte der gedanke bilden, Schillers geist sei erst recht in der tageszeit erwacht, wo die meisten menschen sich vor ermüdung dem schlaf hingeben. Er schrieb die wenig anschaulichen verse:

Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Das begegnen der nacht ist so gezwungen, wie im würdigsten beschäftigt steif, und die erwähnung der dämmerung vor der nacht fält als wenig bedeutend auf[1].

Die sechs ersten verse der neuen stanze leiden an grosser dunkelheit, welche Kettner a. a. o. aufzuklären versucht hat. Er fasst die stelle also: „Die unablässig sich folgenden fluten der geschichtlichen tatsachen[2] verdrängen eine die andere, nehmen hinweg, was einst gross oder furchtbar, mit leidenschaftlichem lob oder tadel von den zeitgenossen aufgenommen war, wie auch die wilden kriegstaten, die längst ausgetobt; alles ist nach seinem wesen in der fürchterlichen wie in der segensreichen bedeutung klar hervorgetreten“. Hier schwebe Schillers einleitung zur „Geschichte des dreissigjährigen krieges“ vor, wo dieser gewürdigt werde nicht weniger nach seinen schrecklichen und verderblichen wirkungen wie nach dem von der welt daraus gezogenen gewinne.

1) Wenn man in dieser stanze richtig schmückt' und Verwechselt' schreibt, so ist auch 7 Begegnet' statt Begegnet zu setzen.

2) Statt Flut muss es wegen der mehrheit schwollen offenbar Flut- heissen. Freilich sezt Goethe oft in solchen verbindungen nach der einheit die mehrheit wie wunsch um wünsche, lied um lieder, ranke nach ranken, aber er sagt auch zeil' an zeile, plan auf plan, well' auf welle, und so steht hier beidemal die mehrheit, wie man sagt torheiten auf torheiten. Fluten steht von jeder der im laufe der zeit aufeinander folgenden überschwemmungen, wie in „Johanna Sebus“: „Die Fluten spülen“, aber darauf von dem eben das land überschwemmenden wasser die Flut sich findet.

Aber Schiller gedenkt dort „des seltsamen ganges der dinge“, dass die kirchentrennung den schrecklichen und verderblichen dreissigjährigen krieg, aber durch ihn auch die teilnehmung der europäischen staaten an einander, zur folge gehabt habe, „was allein schon gewinn genug, den weltbürger mit seinem schrecken zu versöhnen“; Goethe spricht gar nicht davon, dass das schreckliche gute folgen habe, auch nicht davon, dass dasselbe von den einen gelobt, von den andern getadelt worden, sondern es ist von ganz entgegengesezten dingen die rede, wie das doppelte was zeigt, da für das zweite was sonst und stehen müste. Auch ist Kettners rückbeziehung von v. 5 („im niedrig schrecklichsten, im höchsten guten ... durchgetobt“) auf 2 („was getadelt, was gelobt“), unerträglich hart. Und wäre es nicht sehr auffallend, dass der charaktere der hauptpersonen gar nicht gedacht würde? Ich beziehe v. 5 fg. auf „der erdbeherscher“. Goethe sagt: „In der wechselnden flut der weltgeschichte, die offen vor seinem blicke lag, sah er eine zeit von der andern verdrängt (verspült), mochte sie gut oder schlimm gewesen sein, auch die welteroberer mit ihren endlich sich austobenden gewaltigen heeren, welche von ihren schrecklichen wie von ihren guten seiten einsichtig geprüft wurden, so dass ihr bild klar hervortrat (deutlich durchgeprobt)“. Die beziehung auf die erdbeherrscher ergibt sich deutlich aus nach ihrem (nicht seinem) wesen, da sachlich die beziehung auf heeresgluten unmöglich ist. Das harte, was auch nach dieser erklärung bleibt, ist, wie so oft bei Klopstock, nicht die schuld der erklärung, sondern des zu bedeutsamer kürze zusammendrängenden dichters. Auffallend ist auch das niedrig schrecklichste neben dem höchsten guten, da man entsprechend niedrigst schrecklichem verlangt. Anders erklärt Kern die stelle, wobei er auch besonders an die „geschichte des dreissigjährigen krieges“ denkt. Die von ihm hineingelegten gedanken: „Die geschichtlichen überlieferungen, oft sich widersprechend, machen das lobenswerte und tadelnswerte unkentlich, vor dem geschichtsforscher aber, der zugleich dichter ist, erscheinen die taten und die charaktere in ihrem wesen; er hat den probierstein, durch welchen er edles und unedles von einander scheidet“, kann ich aus den freilich etwas wirren worten nicht herauslesen. Unverkenbar scheint mir das verspülen auf das verschlingen durch immer neue fluten zu deuten, nicht auf widersprechende auffassungen derselben geschichtlichen personen, wie bei Wallenstein nach Schillers bekanten versen; ebenso offenbar geht was getadelt, was gelobt auf einen gegensatz. Nicht die geringste spur sehe ich von dem „geschichtsforscher, der zugleich dich-

ter ist". Durchprobiert weist nicht auf einen probestein, nur der reim hat durchproben für durchprüfen gebracht, das in demselben sinne steht wie Schiller durchprüfen im briefe an Körner vom 28. märz 1801 von zwei dramatischen stoffen braucht, die er „durchdacht und durchgeprüft" habe.

Die dreizehnte, im jahre 1815 zugesezte stanze geht von dem jezt, zehn jahre nach dem tode, noch gesteigerten ruhme des dichters aus, neben dessen in fünf bänden erschienenem „Theater" die von Körner besorgte ausgabe der „sämtlichen werke" noch im laufe dieses jahres mit dem zwölften bande schloss. So stand er ebenbürtig als klassiker neben Lessing, Wieland, Goethe und Herder. Die Welt verdank' ihm (4) kann nach dem zusammenhang nur heissen, sie habe ihm zu danken, nicht, wie Kettner meint, sie sei ihm dankbar; denn dies kann nicht die segensreiche erfahrung sein, deren der vorige vers gedenkt, sondern aus der erfreulichen wirkung, die er immer mehr als idealer dichter übt, hat die welt erkant, wie sehr sie ihm verpflichtet sei. Was er sie gelehrt ist der aus seinen schriften wehende geist, der (6) als „das eigenste, das ihm gehört", bezeichnet wird. Goethe nent einmal im „Divan" (IV, 18) als das bleibende, das ihm die zeit nicht rauben könne, idee und liebe, und in den nach einem spruche von Beaumarchais gebildeten versen „Eigentum" heisst es, nichts gehöre ihm an als der ungestört aus seiner seele fliessende gedanke und die gunst des augenblicks. Die zweite hälfte der stanze besagt, dass Schillers geist längst weit verbreitet sei in (über) ganze schaaren; dass er ihnen wie ein in entfernte welträume verschwindender komet vorleuchte, den weg zu den ewigen ideen, die ihn selbst schon hienieden so mächtig angezogen, seinen verehrern zeige. Schon „Die mitschuldigen" gedachten als einer furchtbaren erscheinung des grossen kometen von 1769; in „Götz" wird ein komet als „grausam zeichen" mit benutzung einer stelle aus Sebastian Franks „Chronika" beschrieben. Den grossen kometen des jahres 1811 hatte Goethe genau beobachtet. In „Epimenides' erwachen" erschreckt dieses „furchtbare zeichen" mit seinem „rutenfeuerschein". Schiller selbst hatte in der kapuzinerpredigt von „Wallensteins lager" nach dem Augustinerpater Abraham a Sancta Clara den kometen erwähnt, den „der herrgott wie eine rute drohend am himmelsfenster heraussteckeʺ. Hier aber wird des kometen als des herlichsten, mit kern und schweif weithin strahlendes licht verbreitenden, auf die fernsten himmelsräume hinweisenden sternes gedacht, dessen entschwinden den vergleich mit Schillers hingang nahe legt, wenn auch nicht in Klopstockscher weise (und ähnlichen

träumen gab sich auch frau von Stein hin) ausgeführt wird, dass er jezt in einer der unsern augen entrückten himmelswelten weile.

Nur scheinbar bilden die dreizehn stanzen ein ganzes. Die beiden lezten stehen mit dem den frischen schmerz über den unersetzlichen verlust so ergreifend darstellenden epilog von 1805 in unversöhnlichem widerspruch, der durch die enge verbindung, in welche stanze 10 (11) mit der folgenden gesezt ist, nur um so greller wirkt. Wäre jene stanze unverändert geblieben, und im anfang der folgenden etwa durch ein „So klang es damals bei dem frischen schmerze" oder eine ähnliche, dichterischere einführung das folgende als späterer zusatz gekenzeichnet worden, so wäre es wenigstens erträglich. Der ursprüngliche epilog muss, obgleich vom dichter selbst ausgeschlossen, seinen ehrenplatz in Goethes werken einnehmen, mag man daneben auch der weiterführung von 1815 den raum nicht streitig machen; er ist und bleibt der edelste erguss des unendlichen schmerzes, das rührendste denkmal warmer, den ebenbürtigen dichter verklärender freundschaft, durch dessen stiftung Goethes seele wirklich von dem lastenden schmerze sich endlich befreit fühlte. Und will man das andenken des ewig mit der deutschen seele innigst verbundenen Schiller an seinem geburtstage auf der bühne würdig feiern, so kann es nicht edler geschehen als durch jährliche widerholung der Lauchstädter vorstellung vom august 1805, des dramatisch dargestelten „Liedes von der glocke" und des epilogs, wie ihn Goethe ursprünglich gedacht, auf die bühne gebracht und dem deutschen vaterland geweiht hat.

KÖLN A. RH. H. DÜNTZER.

BEMERKUNGEN ZU SCHILLERSCHEN BALLADEN.

Die frühste erwähnung der tauchersage[1] finden wir in dem c. 1211 abgefassten buche des Gervasius von Tilbury Otia imperialia (Leibnitz, SS. rerum Brunsv. I, s. 921, c. 21), wo erzählt wird „In hanc referunt ex coactione regis Siciliae Rogerii descendisse Nicolaum Papam (*sic*), hominem de Apulia oriundum, cujus mansio fere continua erat in profundo maris. Hic a marinis beluis quasi notus ac familiaris vitabatur ad malum, maris sedulus explorator, currentibus in pelago navibus nautis instantes tempestates praenuntiabat et, cum derepente a mari nudus prorumpebat, nihil praeter oleum a transeuntibus postula-

1) Vgl. Götzinger, Deutsche dichter I, s. 174—183.

bat, ut ejus beneficio fundum abyssi maris speculatius intueri posset atque rimari. Hic in Pharo nemorosum abyssum esse dicebat. Ex arborum itaque oppositis obicibus fluctus collidi invicem proponebat asserens, in mari montes esse et valles, silvas et campos et arbores glandiferas, ad cujus rei fidem nos quoque glandes marinas in littore maris saepe prospeximus". Ausführlicher berichtet der Franziskaner Salimbene in seiner leider bisher nicht volständig und sorgfältig genug herausgegebenen Chronica (Parmae 1857) s. 168, wo er die verkehrtheiten und abergläubischen ansichten des kaisers Friedrich II. genauer schildert. Er sagt: „Quarta ejus superstitio fuit, quia quendam Nicolaum contra voluntatem suam pluries misit in fundum Phari, et pluries rediit inde et volens penitus veritatem cognoscere, si vere ad fundum descendisset et inde rediisset, nec ne, projecit cupam suam auream, ubi credebat majus esse profundum, quam ille, cum descendisset, invenit et attulit sibi, et miratus est Imperator. Cum autem iterum vellet eum mittere, dixit sibi: nullo modo me mittatis illuc, quia ita turbatum est mare inferius, quod, si me miseritis, nunquam redibo. Nihilominus misit eum, et nunquam est reversus ad eum, quia periit ibi, nam in illo fundo maris sunt magni pisces tempore marinae tempestatis et sunt ibi scopuli et naves multae fractae, ut referebat ipse ... Iste Nicola homo Siculus fuit, et quadam vice offendit graviter et exasperavit matrem et imprecata est ei mater, quod semper habitaret in aquis et raro appareret in terra et ita accidit sibi." Als quelle für seine mitteilung nent er mehrere ordensbrüder aus Messina, besonders den Jacobinus de Cassio aus Parma (s. 169). Diesem sicher noch vor 1288 lebenden berichterstatter schliesst sich als dritter gewährsmann an Franciscus Pipinus (Muratori, SS. rerum Ital. IX, s. 669), welcher folgendes meldet: „Nicolaus Piscis hoc etiam tempore in regno Siciliae natus est. Hic enim, dum puer esset, delectabatur esse in aquis assiduus, cujus mater ob hoc indignata maledictionem illi imprecata est, ut scilicet semper esse delectaretur in aquis et extra eas non posset vivere, quod siquidem contigit, nam semper ex tunc in aquis maris vixit ut piscis. Diu extra aquas esse non poterat, nautis apparebat et cum eis in navibus aliquando erat, maris aestus illis praedicens et secreta, quae viderat in profundo. Anguillam maximum piscium esse dixit et inter Siciliam et Calabriam pelagus profundissimum esse. Imperator Fridericus cum eo sermonem habuit et projecto in fundo vase argenteo instituit illi, ut descenderet in profundum ac vas illud afferret. Ille vero ait: Si descendero in profundum, non revertar. Experiri tandem promisit et, quum descendisset, ultra non comparuit hominum

visui. Reminiscor, quod, dum puer essem, audire consuevi matres, dum parvulis vagientibus terrorem vellent incutere, hunc eis Nicolaum ad memoriam reducebant". Kürzer, aber im wesentlichen dasselbe berichtet der ebenfals bis 1312 schreibende Riccobaldus Ferrariensis (Eccard, Corpus hist. med. aevi I, s. 1283—1284; Muratori, SS. rerum Ital. IX, s. 248): „Per haec tempora fuit homo in Sicilia nominatus Nicolaus Piscis, qui in mari vixit ut piscis nec diu extra aquas esse poterat. Hic multa de secretis maris hominibus revelavit; post matris maledictionem sortem talem sortitus est".

Zu den erläuterungen Götzingers (s. 270—276) betreffend die Rhodische drachensage genügt es, auf die ausführlichen mitteilungen Herquets, Die Rhodische drachensage (Im Neuen Reich 1881, II, s. 497—508) hinzuweisen. Interessant ist auch die von Albert Berg, Die insel Rhodus, Braunschweig 1862, I s. 86—89 gegebene gegenüberstellung des Vertotschen berichts mit dem texte des Schillerschen gedichts, woraus man die feinheit bewundern lernt, mit der Schiller häufig buchstäblich übersetzend den stoff dichterisch gestaltet hat.

In bezug auf die erklärungen zum „Gang nach dem eisenhammer" (Götzinger I, s. 231—249) tragen wir nach, dass die erzählung, in welcher die hauptpersonen der könig Dionys von Portugal und dessen gemahlin, die heilige Elisabeth (1273—1333), sind, uns in der vorliegenden form (statt des eisenhammers wird nur ein kalkofen bei Coïmbra genant) nicht im Leben der heiligen in Act. Sanctorum 4. Juli II, s. 173—197, aber in dem buche: Väter und märtyrer von Räss und Weis, Mainz 1823—1826, IX, s. 156—157 (8. Juli) und am genauesten in Antonio de Escobar, A Fenis de Portugal, Coïmbra 1680, s. 83 begegnet; die bei Potthast, Bibl. medii aevi s. voce citierten specialschriften haben wir nicht vergleichen können. Einer untersuchung wert scheint die handschrift des klosters Reun nr. 22 s. XIV fol. 59^{v} (Xenia Bernardina, Wien 1891, II A, s. 18), wo unsere erzählung sich auch findet.

BERLIN. REINHOLD RÖHRICHT.

EINE SACHSENSPIEGEL-HANDSCHRIFT.

Die in den Niederlanden entstandenen handschriften des Sachsenspiegels (Homeyer, Extravaganten s. 229 fgg.) gehören entweder der

glossenklasse an, oder der ältesten und einfachsten ordnung. Beide formen sind durch die ausgabe de Geer's, *De Saksenspiegel in Nederland. 's Gravenhage* 1888, zugänglich gemacht. Für den ältesten text lagen ihm vier handschriften vor, und zwar ausser den beiden von Homeyer beschriebenen, nr. 3 und 374, zwei in seinem besitze befindliche. Zu diesen handschriften der ältesten textform tritt jezt eine fünfte, deren kentnis ich herrn dr. phil. Constantin Noerrenberg, kustos der hiesigen universitäts-bibliothek, verdanke.

Die handschrift, eigentum des freiherrn von Nagel-Doornick auf Vornholz bei Oelde in Westfalen, wird auf „Haus Wohnung" bei Dinslaken (Rheinprovinz) aufbewahrt[1]. Auf den vorbesitzer weist die einzeichnung des vorderen vorsetzblattes: *Dit boeck hoert toe Jan van Doernick.* Schmalen quartformats und in braunes leder mit messingbeschlägen gebunden, ist die handschrift auf pergament doppelspaltig in rundlicher minuskel des vierzehnten jahrhunderts geschrieben. Sie bildet eine gruppe mit den beiden schwesterhandschriften, welche Homeyer auf denselben schreiber zurückführt, stimt aber in den lesarten mit keiner von beiden genau, sondern geht bald mit der einen, bald mit der andern und besizt vor beiden den vorzug grösserer korrektheit. Sie würde daher verdient haben, an stelle der v. Alkemade'schen handschrift im Haag (*A*), deren lücken sie nicht teilt, dem abdruck des textes zum grunde gelegt zu werden, trotzdem auch sie von schlechten lesarten nicht frei ist. Auf den ersten fünf blättern, von denen das zweite ausgeschnitten ist, geht in roter schrift das volständige, in *A* nur bis kap. 330 reichende rubrikenregister voran: *Hier beghint die tafel van den spieghel van zassen.* Es folgen, mit dem eingange *GOd hadde die zassen wel bedacht* bis *Onrechten luden ics niet en gan* (vers 97 bis 112 der reimvorrede) und als kap. 1 bis 3 gezählt, die vorreden. Die zählung läuft durch land- und lehnrecht bis kap. 344. Wie in *A* finden sich ausser den vergoldeten und mit arabesken geschmückten initialen der kapitel zwei miniaturen, nämlich vor den vorreden Christus als weltrichter mit zwei schwertern auf dem regenbogen, vor dem beginn des lehnrechts (kap. 207) der römische kaiser.

1) Die lokalität ist aus der grossen „Karte des Rhein-stroms im königreich Preussen" (Berlin 1879) section 16 ersichtlich.

KIEL. STEFFENHAGEN.

LITTERATUR.

Denkmäler deutscher poesie und prosa aus dem VIII.—XII. jahrhundert herausgegeben von **K. Müllenhoff** und **W. Scherer.** 3. ausgabe von **E. Steinmeyer.** Berlin 1892. I (XLIII und 321 s.) und II (492 s.). 7 und 12 m.

Die denkmäler sind ein denkmal geworden. Jahre sind über sie hinweg gegangen; risse, die die zeit eingesprengt hat, kann kein aufputz mehr verdecken. Wenn das werk also der öffentlichkeit nicht entzogen werden solte, so war eine umfassende restauration nötig, und solche arbeit erfordert nicht blos eine geübte und eine glückliche hand, sondern auch selbstlose hingabe, bewusten verzicht auf alle erfolge, die über den engeren rahmen der gestelten aufgabe hinausgreifen. Dieser aufgabe hat sich E. Steinmeyer in klarer erkentnis ihrer schwierigkeiten unterzogen — und er hat sie auch gelöst.

Wol wäre es auch ihm verlockender erschienen, eine eigene ähnliche samlung an die seite zu setzen, und es scheint fast, als ob zum verzicht auf diesen plan die „kurz bemessene frist" in erster linie von einfluss gewesen sei; ob aber im entgegengesezten falle der wissenschaft ein grösserer dienst geschehen wäre? Denn die denkmäler werden noch lange den „hervorragenden platz in der entwicklungsgeschichte unserer disciplin" einnehmen, der sie immer wider zum anknüpfungspunkt für so viele wichtige streitfragen macht; und darum erscheint der „versuch, dem buche die ergebnisse der neueren forschung unter tunlichster wahrung seines ursprünglichen charakters einzuverleiben" doch wol verdienstvoller als eine eigene neue samlung gewesen wäre. Über die beiden fragen, die sich hier erheben: ob die neueren ergebnisse alle genügend verwertet sind, und anderseits: ob die alten grundzüge tunlichst gewahrt wurden, darüber wird sich wol nie übereinstimmung der meinungen erzielen lassen. Dem referenten hätte an stelle der defensive, die Steinmeyer im algemeinen beobachtet, an manchen orten eine frische offensive mehr zugesagt; aber er kann der durchführung der einmal erwählten grundsätze seine bewunderung nicht versagen. Was nicht mehr zu halten war, hat Steinmeyer mit entschiedenheit preisgegeben, um das übrige desto nachdrücklicher zu verteidigen. Dabei entfaltete er neben einem unermüdlichen samlerfleiss geschick und geschmack in der verwertung des gesammelten, in der einstreuung von zutaten und in der auswahl, mit der er seine eigenen spenden als solche bald kentlich machte, bald unbezeichnet im texte mitgehen liess. Dem bedürfnisse der leser ist er endlich entgegengekommen, indem er einen plan Scherers ausführte und den text von den anmerkungen trente, wobei die varianten im ersten bande unter den text zu stehen kamen. Solche rücksichtnahme auf die leser berührt gerade bei diesem werke angenehm, schon als zeugnis dafür, dass auch hier die traditionen der schule nicht im festkleben an äusserlichkeiten gesucht werden.

Was nun die textgestaltung betrift, so haben den löwenanteil an der arbeit die poetischen denkmäler beansprucht. Aber auch die prosaischen haben allerlei verbesserungen erfahren. Schon die durchführung zeitgemässer accentuation, der wegfall der längezeichen auf einigen flexionssilben, die längebezeichnung auf anderen (nur *jâ* wurde nicht unter die langsilbigen formen aufgenommen) machte durch die ganze samlung zu schaffen; für die meisten stücke sodann sind eigene oder fremde collationen neu herangezogen worden. So sind die bairischen glaubensfragen (LIII der alten ausgabe) durch Martins veröffentlichung zum bruchstück einer beichte angewachsen, das um seiner verwantschaft mit der Lorscher beichte willen in der neuen auflage als LXXIIc geführt wird. Ebenso haben sich in den predigten (LXXXVI)

einige teile (in A.)ganz geändert und umgestelt, andere (in C) sind unverhältnismässig ausgedehnt worden. In Notkers katechismus (LXXIX) ist die accentuation nachgebessert, da und dort wurde auch die lesung neu festgestelt: so LVII, 1 *unseer* für *unsar* (vgl. PBr. Beitr. II, 141 fgg.); LV, 33 *ganâdôn* für *ganâdan;* LXXII, 1 *endi theson;* XCII, 6 und XCIII, 6 *gerndot* und *geerndot* für *gaeundot,* zu welcher doch nicht ganz sicheren lesart irgend welche belege sehr erwünscht wären; wenigstens ist mir zu dem substantiv *arunti* bis jezt kein verbum begegnet. Zu LIX und LX hat Steinmeyer die neue collation von Hench benüzt, die er teilweise ebenfals durch eigene conjekturen ergänzte (f. *gimang* LIX, 2, 3 vgl. Bd. II s. 346). Im vordergrunde aller änderungen steht jedoch bei den prosaischen denkmälern die umwandlung des briefes Ruodperts (LXXX) in eine Sangaller schularbeit, bei der natürlich auch der sogenante briefeingang fiel. Steinmeyer hat durch die offene und entschiedene art, mit der er hier und II s. 406 den untersuchungen Bächtolds gerecht wurde, gewiss auch im sinne Scherers gehandelt. Denn Scherer hat schon meinen untersuchungen zur syntax des Notkerschen Boethius (Berlin diss. 1883) gegenüber, die zum ersten male in die Notkerschule bresche schossen, den grundsatz betätigt, mit dem Steinmeyer seine vorrede schliesst: „ein anrecht auf den alleinbesitz der wahrheit steht niemand zu; est das zusammenwirken vieler hilft sie im widerstreit der meinungen erringen“.

In diesen grundsatz münden auch die empfindungen aus, mit denen uns ein vergleich der poetischen denkmäler der alten und der neuen auflage erfült. Gleich in den ersten drei gedichten war es so wenig möglich, den heutigen stand der forschung im rahmen der alten textgestaltung irgendwie zu kenzeichnen, dass diese ersten drei denkmäler, das Wessobrunner gebet, das Hildebrandslied und das Muspilli nun in doppelform erscheinen: neben der gestaltung, die in der lezten ausgabe gegeben war, erscheint eine zweite, die sich näher mit Braunes althochdeutschem lesebuche berührt.

So ist gleich beim Wessobrunner gebete der liodaháttr aufgegeben und statt dessen möglichstes anschmiegen an die uberlieferung erstrebt worden, die überhaupt nur zu gunsten des Sieversschen typensystems verlassen wird. Vielleicht hätte man hier noch einen schritt weiter gehen können und in z. 3 nach *paum* statt einer lücke nur eine pause annehmen dürfen. Die anmerkungen zum texte (II, 1 fgg.) haben bei Steinmeyer erweiterung gefunden. Vor allem wurden für bestimte formen, die in der lezten auflage als zeugen sächsischer herkunft verwertet waren, belege ausserhalb des sächsischen gebietes beigebracht, so zu *mid firahon* (3, 13). Damit war denn auch der schlussexkurs vorbereitet, in welchem die „spuren sächsischer herkunft“ als „nicht sicher“ bezeichnet werden. Einer anderen ausführung dagegen möchte ich weniger beipflichten, nämlich dass Müllenhoffs zweiter abschnitt etwas voraussetze, indem *dár* (in z. 5) notwendig zurückweisen müsse. Die partikel braucht nicht anaphorisch gefasst zu werden, vielmehr ist jene abgeblasste deiktische bedeutung, mit der sie auf einen gegenstand hinweist, der nur der phantasie des redenden vorschwebt, gerade in der volkspoesie häufig.

Das Hildebrandslied hat nach des herausgebers ansicht durch die neueren forschungen mehr in metrischer als in eigentlich philologischer beziehung gewonnen. Die gestalt, die er dem liede gibt, zeichnet sich vor allem durch straffere concentration aus: abgesehen von einzelnen halbversen hat er nur eine grössere lücke angenommen, vor vers 46 fgg., die mit Kögel (Z. f. d. a. XXXIII s. 414) dem Hadubrand in den mund gelegt werden. Mir scheint aber, dass gerade die auffassung

Rödigers, die Steinmeyer aus dem handexemplar Müllenhoffs durch eine neue erklärung von *infâhan* (z. 37 = entgegen nehmen) bekräftigt, es uns möglich macht, ganz ohne lücke auszukommen. Wenn in der tat die verse 46 fgg. nur aussprechen sollen, dass der gegner schon durch die statliche ausrüstung seine versicherung, ein fahrender recke zu sein, lügen strafe, so lassen sie sich zwanglos unmittelbar an die vorhergehenden worte Hadubrands anknüpfen. Vers 30 fgg. hat sich Hildebrand zwar nicht genant, seine ansprüche an die vaterschaft aber so klar angedeutet, als die schwerfälligen wendungen des epischen stils es nur vermögen, und hat geschenke angeboten. Die gegenrede Hadubrands knüpft charakteristisch zunächst an die geschenke an, er weist sie zurück, der geber sei ein betrüger; denn Hildebrand sei tot. Freilich die gewisheit hierüber beruht nur auf hörensagen, zweifel mögen sich immerhin einstellen; und diesen macht wenigstens in bezug auf den angeredeten gegner der waffenschmuck ein ende, über den der gegner verfügt und nach dem es den sprecher doch immerhin gelüstet., indes der in der fremde umherziehende Hildebrant nicht in solchem glanze erscheinen könte. Wie dann der vers 45 sich hineingeschoben hat, ist eine andere frage; vielleicht geben die starken anklänge an vers 44 eine antwort, indem sie ihn als vor 49 fgg. vorweggenommen erklären lassen. Die verse 55—57 belässt Steinmeyer — meines erachtens mit recht — an ihrem platze. In diesen versen klingt eben ein motiv durch, das sonst — aber mehr nur für unser gefühl — hinter der tragik des zweikampfes der blutsverwanten zurücktritt. — Die anmerkungen haben vor allem durch die einfügung und textkritische behandlung des jüngeren Hildebrandsliedes gewonnen.

Fast mehr noch als das Hildebrandslied hat das Muspilli den herausgeber in anspruch genommen. Zwar den collationen Pipers (Z. f. d. ph. XV, 70—73) misst er wenig bedeutung bei, aber nach anderer seite hin war hier der text zu reinigen. Vor allem erfült es mich mit befriedigung, dass Steinmeyer hier syntaktische bedenken bei seinen textkritischen erwägungen mitgewogen hat. Beim alten texte war die inconsequenz bedenklich gewesen, mit der einzelne partikeln und artikelformen bald als überflüssig gestrichen, bald in eben so überflüssiger verwendung zur ausfüllung metrischer lücken herangezogen wurden. Namentlich der artikelgebrauch, der im Muspilli ganz bestimte grundlinien aufweist, ist bei dem neuen herausgeber wider zu seinem rechte gekommen, wie auch die wortstellung mitsprechen durfte (vgl. z. 76). In dem excurse, den der herausgeber als eigene spende an die anmerkungen anfügt (II s. 40. 41), lässt er in erster linie die stilistische seite der betrachtung hervortreten, er hebt den einheitlichen charakter des werkes hervor, die widerholung der gleichen ausdrücke, der gleichen syntaktischen fügungen. Von hier aus gewint er neue stützpunkte für eine atethese von v. 37—62, als einer partie, in der das häufige fehlen des artikels, die stellung des subjektes in hauptsätzen u. a. auffallen. In der ästhetischen beurteilung des werkes schliesst sich Steinmeyer an Kögel (Grundriss II, s. 213) an, der in ihm prosaische rede sieht, die der verfasser mittelst der alliteration heben wolte, ohne auf deren regeln sich zu verstehen. Dieses urteil scheint doch ein neues extrem gegenüber früherer übertriebener wertschätzung. Einzelne partien entziehen sich diesem verdammungsurteile ganz entschieden, und diese leztere ästhetische empfindung ist auch geeignet, die oben angeführten stilistischen ergebnisse (betrefs der gleichartigkeit des ganzen) zu modificieren.

Die übrigen poetischen denkmäler können wir hier nicht alle schritt für schritt verfolgen; es genügt einige aus ihnen hervorzuheben. Das Georgslied ruft zunächst die kämpfe wider in die erinnerung, die um seine strophische gliederung ausgefochten

wurden. Steinmeyer pflichtet hier persönlich den aufstellungen Scherers bei, wonach strophen von zwei und solche von drei zeilen auch in der combination einer 5zeiligen strophe zu grunde liegen; er hat sich aber angesichts des standes der überlieferung doch nicht entschliessen können, die vorsetzungen und atethesen durchzuführen, die dem entsprächen. In den anmerkungen ist natürlich der vielberedete 182. psalm in den 82. verwandelt worden (vgl. II s. 94 zu z. 9). Beim Heinrichsliede komt Steinmeyer zu einem „*non liquet*“; fast scheint der skepticismus hier auf die spitze getrieben (II s. 106). Für den Modus Ottinc (nr. XXII) sind neuere collationen zur textgestaltung verwendet worden, während Himmel und hölle (XXX) durch einen excurs zu den anmerkungen endgültig des poetischen bürgerrechts beraubt wurde.

Auf ein viel umstrittenes gebiet führt uns Ezzo's gesang (nr. XXXI). Leider hat hier in der hitze des gefechtes des herausgebers ruhige besonnenheit nicht ganz stand gehalten; und doch wäre es nicht nötig gewesen, dem jüngsten unpassenden ausfall auf Scherer hier ein echo gegen Bartsch folgen zu lassen. Wol ist es sicher, dass man den fund Baracks nicht einfach bloss eine „glänzende bestätigung der ansichten Konrad Hofmanns“ nennen durfte, denn dieser fund hat wie fast alle funde die conjecturen auch dieses gelehrten nur teilweise bestätigt. Ausserdem gehört von den also bestätigten aufstellungen Hofmanns ein teil Müllenhoff zu, eben jenem Müllenhoff, über den Bartsch triumphieren zu müssen glaubte; und andererseits hat der fund auch solche aufstellungen Müllenhoffs bestätigt, die Hofmann nicht geteilt hatte. Nach dieser seite hin war jenes urteil von Bartsch allerdings einseitig und wurde den tatsachen nicht gerecht; aber die bedeutung des Barackschen fundes liegt meines erachtens überhaupt auf einem anderen gebiete, wo in der tat die beweisführung Müllenhoffs den schwersten stoss erlitt. Ezzos gesang ist kein lied mehr, das im chor gesungen wurde; ein einzelner trägt ihn vor. Der ungleiche bau der strophen braucht gar nicht mehr mit den grundbedingungen einer chormelodie in beziehung gebracht zu werden, und man hat nicht nötig einen symmetrischen bau gewaltsam zurecht zu zimmern; vielmehr darf man in aller ruhe bei diesem vortrage eines einzelnen sich die frage vorlegen, ob hier überhaupt noch von einer melodie die rede sein kann, oder ob nicht der umfang der einzelnen strophen gelegentlich vom inhalt aus geregelt wurde. Steinmeyer hat an diese frage nicht gerührt, sondern auch hier sich mehr auf die defensive beschränkt. Dagegen wurde der textgestaltung besondere sorgfalt zugewandt. [illegible] partien, die in B mitgeteilt sind, werden im allgemeinen [illegible] gegeben, nur dass die [illegible] eigenart mit rücksicht auf die [illegible] gezeigt wurden (vgl. 3, 5). Ähnlich ist [illegible] A [illegible] erscheint, verfahren. Nur [illegible] in die textgestaltung herein und [illegible] 4, 1, 3) sowie vielleicht [illegible] auch die anmerkungen [illegible] der zweite teil (s. 382 fg. der [illegible] mehr nur in form [illegible] die anmerkungen bei [illegible] diese erweiterung[1] [illegible] hervorgehoben wird.

[1] [illegible] II. s. 133. 152. 153 — [illegible]

dass die charakteristischen züge gerade in dem perikopenschema keine vorlage finden, und dass die ästhetische würdigung den begabten dichter überhaupt aus dem rahmen einer solchen nachahmung heraushebt. Auf Waags „Kleine gedichte des XI. und XII. jahrhunderts (Halle, Niemeyer. 1890) ist Steinmeyer hier wie später nicht eingegangen; die ausgabe mag ihm bei der redaktion der poetischen denkmäler noch nicht vorgelegen haben. Sonst zeigt seine fassung alle die formen, die Kraus, Anz. f. d. a. XVII, s. 21 fgg. für Waags Ezzolied nachträgt.

Aus eben jener Strassburger handschrift, die uns über Ezzos gesang neuen aufschluss geboten hat, ist nun das Memento mori als XXX[b] in den kreis der denkmäler neu eingefügt worden, das von Scherer schon in der Ztschr. f. d. a. XXIV s. 426—60 eingehender untersuchung unterworfen worden war. Steinmeyer gelangt hier zu mannigfachen änderungen, die als verbesserungen gelten müssen, während andere dagegen zu weit gehen. So möchte ich *gerno* in 1, 7 durchaus nicht missen; so halte ich in 6, 2 an *is* fest und lese in 14, 5 *gelebeta,* wobei ich bei *des* an die zeit denke, die der mensch auf erden nicht mehr durchleben konte und die ihm im jenseits tausendfältig ersezt wird *(in dunchit dâ bezzir ein tac tenne hier tûsinc, teist wâr).*

Der Summa theologiae gegenüber ist der herausgeber zu konservativ geblieben, wenn er sich auch in II, s. 220 gegen das ganze künstliche strophengebäude Scherers ausspricht. Trotzdem aber finden wir bei ihm für das studium des gedichtes vielfältige anregung und belehrung; lesungen sind verbessert und der ganze apparat sorgfältig verzeichnet. Beim Lob Salomonis kann ich den von Müllenhoff angeregten, von Steinmeyer beibehaltenen athetesen (vgl. 1, 6. 5, 8. 9, 2. 10, 2 u. a.; vgl. anmerkungen hiezu) nicht beistimmen. Auch die episode 5[b] lässt sich syntaktisch aus dem rahmen des ganzen nicht lösen.

Unter den übrigen poetischen denkmälern treten sonst nur noch solche hervor, in denen Steinmeyer sich mit Waag auseinandersezt. Seine äusserungen bleiben hier auch gegenüber der inzwischen erschienenen ausgabe der kleinen deutschen gedichte zu recht bestehen.

Wir haben nun den ganzen kreis der denkmäler durchmessen, aus prosa und poesie, und können erst jezt das weite arbeitsfeld einigermassen überblicken, auf dem der herausgeber tätig war. An zwei stücke nur hat er nicht gerührt: an die vorrede Müllenhoffs und an Scherers musikalische exkurse; für beide fälle hat er seine zurückhaltung bündig begründet. Beide gehören auch weniger zu den teilen des werkes, die den anstoss zu rüstigem fortschritt geben werden, den der herausgeber als lohn seiner mühewaltung erhoft. Möge ihm auch in dieser form der dank nicht ausbleiben!

HEIDELBERG, 3. NOV. 1892. H. WUNDERLICH.

Geschichte der deutschen litteratur von der ältesten zeit bis zur mitte des elften jahrhunderts. Von **Johann Kelle.** Berlin, W. Hertz. 1892. 435 s. 8 m.

Trotz der unzahl bereits vorhandener deutscher litteraturgeschichten konte man doch gerade für die zeit bis zur mitte des elften jahrhunderts noch immer eine darstellung wünschen, die eine selbständige durchforschung der quellen lehrreich erkennen liesse und doch klar und auch für leser unserer zeit anziehend geschrieben wäre; die alle litterarischen einzelheiten umfassend berücksichtigte und doch, die innere geschichte des litterarischen lebens mit der äusseren verknüpfend, den leser auf

höhere gesichtspunkte stelte; die meinungen und resultate anderer forscher gerecht abwöge und doch das eigene urteil des verfassers ausspräche. Alle diese eigenschaften erscheinen in Kelles buche in so hohem grade vereint, wie wol noch in keiner früheren behandlung der altdeutschen litteratur; und die harmonische verbindung so verschiedenartiger vorzüge muss — zumal bei diesem gegenstande — in Deutschland noch immer als ein besonderes verdienst gerühmt werden. Es gibt noch manche gelehrte, welche die nase rümpfen, wenn ein aus streng wissenschaftlichen quellenstudien hervorgegangenes buch lesbar und anziehend geschrieben ist; und es gibt noch recht viele gebildete leser, welche fast in ohnmacht fallen, wenn ihnen genaue citate von quellenstellen oder reichliche verweise auf specialuntersuchungen geboten werden. Zur ausrottung dieser beiden einseitigkeiten erscheint mir Kelles litteraturgeschichte sehr geeignet. Auch fachgenossen, welchen die durch lange jahre mit unermüdlichem fleisse fortgeführten specialforschungen Kelles auf dem gebiete der ahd. sprache und philologie bekant sind, können die in diesem buche gebotene übersicht über das zum teil recht spröde gebiet mit freuden begrüssen.

Vergleichen wir — was durch den gegenstand, den vorausgesezten leserkreis und selbst durch manche eigenschaften des stiles nahe gelegt wird — Kelles buch mit den entsprechenden ersten kapiteln von Scherers litteraturgeschichte, so sehen wir zunächst, dass dem von Scherer auf etwa 70 seiten text und 4 seiten anmerkungen behandelten stoffe von Kelle 286 seiten text und fast 150 seiten anmerkungen gewidmet sind. Bot schon der weitere raum Kelle gelegenheit zu breiterer entfaltung und alseitiger behandlung gegenüber der sprunghaften und hervorragende einzelheiten zu charakteristischer auswahl herausgreifenden darstellung Scherers, so zeigt sich auch im einzelnen Kelles erörterung ruhiger und objektiver. Während Scherer sehr häufig moderne massstäbe an die persönlichkeiten und litteraturdenkmäler jener zeit anlegt[1] und auf die politischen und kulturhistorischen verhältnisse gelegentlich einige geistvolle seitenblicke wirft, zeigt sich bei Kelle das umfassende bestreben, die litteraturerscheinungen innerhalb ihrer zeit zu verstehen und zu beurteilen und ihre entwicklung im zusammenhange mit der inneren und äusseren deutschen geschichte darzustellen. Besonders inhaltreich sind bei Kelle die anmerkungen. Neben sehr zahlreichen litteraturangaben bieten sie zur begründung des im texte vorgetragenen eine fülle wörtlich abgedruckter quellenstellen aus der lateinischen geistlichen und weltlichen[1] litteratur jener zeit, die noch nie in solcher ausdehnung wie hier zur unmittelbaren erläuterung der deutschen litteraturdenkmäler verwertet ist. Auch studien über das gesamte schrift- und unterrichtswesen des mittelalters, sowie über die geschichte von bibliotheken und einzelnen handschriften (vgl. z. b. den abschnitt über Notker) hat Kelle für die geschichte und würdigung der altdeutschen litteraturdenkmäler fruchtbar gemacht.

Dieser [illegible] auf [illegible] erkenntnis des geistigen lebens in jeder epoche der älteren deutschen geschichte entspricht auch die von Kelle befolgte anordnung des stoffes, die [illegible] klar und [illegible] praktisch ist. Er hat gänzlich gebrochen mit der noch lange [illegible] absonderung von gattungen und gruppen der litteraturdenkmäler, und zugleich mit der anschauung, als ob solche gattungen und [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] existiert hätten. Die [illegible] der meisten früheren litteraturgeschichten war nur schein-

[1] Man vergleiche z. b. das von Scherer s. [illegible] und das von Kelle s. 318 über Hrabanus Maurus gesagte; oder die bemerkungen beider über den Heliand, über das Ludwigslied u. a.

bar sachentsprechend und auch nur scheinbar praktisch; in wirklichkeit erschwerte sie die übersicht über die zu gleicher zeit vorhandenen und auch durch sachliche und persönliche beziehungen mannigfach mit einander verknüpften litteraturdenkmäler ungemein. Das hängen an dieser gewohnheit hat z. b. dazu geführt, dass bei Khull (Geschichte der altdeutschen dichtung. Graz 1886) die Merseburger zaubersprüche und sogar das Traugemundslied vor Wulfila zur besprechung kommen; ähnlich bei Kögel in Pauls grundriss das Wessobrunner gebet erst hinter dem Ludwigsliede und sogar hinter noch viel späteren zeugnissen über historische lieder. Kelle dagegen nimt zur grundlage der einteilung — wie ich es ähnlich in F. Zarncke's colleg über altdeutsche litteraturgeschichte gehört zu haben mich dankbar erinnere — die zeiträume der politischen geschichte. Er grenzt die acht bücher seine werkes streng nach den regierungsjahren der herschergeschlechter, später der einzelnen bedeutenden herscher ab; selbst für den anfang hat er in dem abfassungsjahre der Germania des Tacitus ein festes und greifbares datum gewonnen. Selbstverständlich werden die umspanten zeiträume bei zunehmender masse der erhaltenen litteraturdenkmäler immer kleiner: während buch I die zeit bis zur gründung des Frankenreiches (486), buch II die fortentwicklung bis auf Karl den Grossen (786) überschaut (mit bedeutungsvoll gehobener darstellung bei schilderung des Araberbezwingers Karl Martell s. 49!), ist der zeit Karls des Grossen, Ludwigs des Frommen, Ludwigs des Deutschen je ein buch gewidmet (III—V); ebenso je eines der zeit der lezten Karolinger 876—911, der sächsischen kaiser 919—1024 und selbst der kurzen regierung des Franken Konrad II. (1024—1039), mit welcher Kelle das buch abschliesst, so dass Ezzo und Williram nicht mehr zur behandlung kommen. In diesen festen chronologischen rahmen sind die litteraturdenkmäler mit rücksicht auf den charakter und die gruppierung, die sie in jedem zeitraume erkennen lassen, und die ja durch algemein politische verhältnisse wie durch persönliche einwirkungen einzelner herscher sehr wesentlich mitbestimt wurden, eingereiht und je nach ihrer bedeutung mehr oder weniger ausführlich besprochen. Bei bedeutenden werken hat Kelle die entstehung von der späteren verbreitung und fortwirkung gewissenhaft gesondert. So ist z. b. Wulfilas persönlichkeit und leben im ersten, inhalt und beschaffenheit der gotischen bibelhandschriften dagegen erst im zweiten buche besprochen; Otfrid[1] hat seine hauptstelle im fünften buche, aber die herstellung der Freisinger handschrift wird als bedeutsame tatsache (wie auch das gebet des Sigihard) noch im sechsten buche erwähnt; Notkers eigene tätigkeit ist in buch VII, das fortleben und die glossierung seiner arbeiten in buch VIII geschildert. Da Kelle (wie ich meine, mit gutem grunde) der ansicht ist, dass die angabe der Klage über eine lateinische aufzeichnung der Nibelungensage einen tatsächlichen kern enthält, so wird auch sie an die gehörige stelle eingereiht als ein vorgang, dessen bedeutsame wirkungen erst in der folgenden periode zu tage getreten sind, an die Kelle's leztes buch den leser nur durch andeutungen des bevorstehenden um- und aufschwunges hinanführt.

Bei der behandlung des einzelnen zeigt sich überall, dass der verfasser die forschungen anderer bis auf die jüngste zeit herab gewissenhaft verfolgt und zu jeder früher ausgesprochenen ansicht stellung genommen hat. Ich hebe aus dem reichen inhalte des buches nur weniges zu ausführlicherer besprechung heraus.

Für den zweiten Merseburger zauberspruch hat sich Kelle s. 66 ohne bedenken der erklärung F. Kauffmanns, Beitr. XV, 207 fg. angeschlossen, deren lockungen

1) Die *versus* und die *praefatio* zum Heliand freilich sind s. 113 fg. 121 fg. mit dem hauptwerke zugleich behandelt, weil ihre entstehungszeit nicht sicher angegeben werden kann.

auch Steinmeyer in der neuen ausgabe der Denkmäler nicht völlig widerstanden hat. Mir ist sie schon aus sprachlichen gründen (die sachliche seite will H. Gering demnächst ausführlicher beleuchten) unannehmbar. Der gen. sg. des personalpronomens neben der genetivform des eigennamens, wie er für v. 3[b]. 4[b] (*der Sunn ihre schwester* usw.) angenommen wird, ist für die ältere zeit ganz unerhört und durch kein einziges ahd. oder altsächs. beispiel belegt. Die Gramm. IV, 351. 957 gegebenen beispiele sind aus viel späterer zeit, in welcher der possessive genetiv eine verdeutlichung durch hinzugefügtes possessivpronomen vertragen konte. Der (zum verbum gehörige) dativ neben *sin*, der in v. 2 (und bei Otfr. 1, 5, 36. 10, 20. 27, 42) vorkomt, ist etwas ganz anderes. Ich bleibe also bei der alten annahme, dass in v. 3 und 4 des Merseburger spruches je zwei göttinnennamen asyndetisch zusammengestelt sind. Sehr ähnliche altnordische beispiele für ein solches asyndeton hat schon J. Grimm Z. f. d. a. II, 188 angeführt; man kann auch vergleichen Heliand 18. 19 (wo freilich zwei paare von namen, jedes unter sich durch *endi* verbunden, asyndetisch neben einander stehen); oder Nibel. 9, 3 *Gêre und Eckewart*, 4 *Volkêr von Alzeie*. Vgl. auch Nib. 10, 1. 2. 210, 1. 2. 2218, 1. 2. 2308, 1. 2.

In den versen des Wessobrunner gebetes sieht Kelle s. 77 fragmente zweier in Baiern verbreiteten gedichte, welche einen teil der Genesis dichterisch behandelten. Auch für den ersten abschnitt nimt er an (was, mit noch anderen folgerungen verknüpft, schon W. Wackernagel in dieser zeitschrift I, 295 ausgesprochen hat), dass er im hinblick auf die Mosaische schöpfungsgeschichte verfasst sei (s. 75; vgl. anmerkung s. 331). In der tat lässt sich dem berichte der bibel eine reihe von ausdrücken entnehmen, die ungefähr zu den in dem deutschen fragmente erwähnten gegenständen passen (wobei *pereg* der arida des lateinischen textes Genes. 1, 9 entspräche und der mit *ther mâreo sèo* beginnende, nicht volständig erhaltene satz durch Genes. 1, 20 veranlasst wäre). Aber diese reihe enthält doch nicht volständig alles in der Genesis erwähnte, und die stark betonte und charakteristische scheidung der sechs schöpfungstage ist in den erhaltenen versen des deutschen gedichtes gar nicht merklich. Ansprechend aber ist Kelles hinweis (s. 76) darauf, dass der in den commentaren oft citierte spruch psalm. 102 (103), 8 miserator et misericors dominus; longanimis et multum misericors die veranlassung zu den worten *manno miltisto* des zweiten fragmentes gegeben haben kann; ebenso dass die erwähnung der *cootlihhe geista* darauf beruhen mag, dass die schöpfung des himmels mit den engeln in den erläuterungen zu Genes. 1, 1. 2 stets erwähnt zu werden pflegte.

Im dritten buche (s. 91 fg.) wird mit recht die bedeutung der auf einer rheinfränkischen vorlage beruhenden Monseeer fragmente als gemeinsamer zeugnisse für die geistlichen bildungsbestrebungen unter Karl dem grossen betont; die annahme, dass Isidor und das Matthäusevangelium von demselben übersetzer stammen, wird aber — wie mir scheint — mit schlagenden gründen aus der syntax abgewiesen (anm. s. 337 fg.).

Für Tatian wird s. 112 nur mit vorsicht die möglichkeit einer beteiligung mehrerer übersetzer zugegeben. Ich muss gestehen, dass mir auch nach dem, was Sievers in seiner inzwischen erschienenen zweiten ausgabe s. LXXI fgg. anführt, kein bestimtes und folgenreiches resultat in dieser frage gewonnen zu sein scheint. Solche abweichungen, wie die dort erwähnten können auch bei einem und demselben übersetzer bei längerer arbeit wol vorkommen, und wir wissen ja nicht, in wie weit die vorlage der St. Galler handschrift etwa korrekturen oder veränderungen enthalten hat. Für die noch immer ausstehende genaue durcharbeitung der syntax dieses denkmals wird —

man den text zunächst als einen einheitlichen in's auge zu fassen haben; solten sich besondere eigentümlichkeiten auf gewisse partien beschränken, so würde man auf diesem nachweise vorsichtig weiter bauen können. Dankenswert ist ohne frage die von Sievers in der zweiten ausgabe auch am oberen rande jeder seite angegebene unterscheidung der verschiedenen schreiber. Auch in den gewohnheiten der accentuierung unterscheiden sie sich sehr bestimt, wie man bei verfolgung der accente leicht erkent (angenommen, dass alle accente gleich bei der ersten niederschrift und nicht etwa — was bei den tonaccenten der Otfridhandschriften V und P durchgängig der fall ist — erst bei der korrektur gesezt sind). Beachtenswert erscheint mir namentlich, dass die accente im Tatian öfters auf silben stehn, die offenbar gar nicht einen besonders starken ton erhalten solten, sondern bei denen nur vor alzu schwacher betonung gewarnt werden solte. So z. b. bei den accenten auf der zweiten silbe von *ôtage* 4, 7 (schreiber α), *ôtag* 105, 3 (Shreiber δ); bei der accentuierung der vorsilben *ar-*, *int-*, *fur-*, *for-* (besonders bei schreiber β; charakteristisch *úfárhabanen* 21, 5, was der irrigen auffassung als *ûfar-h.* vorbeugen solte!); bei accentuierung eines endvokals vor folgendem vokale, um der elision vorzubeugen: *sô áhtitun* 22, 18 schreiber β; accentuierung der personalpronomina: *íu* 14, 23. 22, 18; *íuuih* 14, 23. *ír* 23, 13. 28, 1 u. a.; *zi ín* 107, 4. *hér* 22, 5. *bisthú* 13, 19. 21. *íz* 36, 1; *íúuih* 106, 7, *zi íú* 107, 3 (schreiber δ), wo die accente gleiche wirkung zu haben scheinen, wie die phonetischen schreiberaccente der Otfridhandschriften; selbst accentuierung ganz schwacher flexionssilben, die nur nicht ganz verschluckt werden solten: *Andreasés inti Petrusés* 17, 1; *Zebedoén iro fater* 19, 3, alles bei schreiber β. Eine eingehende untersuchung der accentuation im Tatian kann vielleicht noch manches zur richtigen auffassung auch der Otfridischen accente beitragen; hier komt es mir namentlich auf den oben schon ausgesprochenen satz an, der für manche accente der Otfridhandschriften ebenfals seine geltung hat, was ich schon bd. XI, 100 dieser zeitschrift mit den worten andeutete: ein schwanken konte darüber statfinden, welche unter den vier tonsilben des (kurz-) verses der bezeichnung durch einen accent entweder am würdigsten oder am bedürftigsten seien; und was jezt auch A. Heusler in seiner scharfsinnigen schrift zur geschichte der altdeutschen verskunst s. 17. 18 anerkant hat.

Dem werke Otfrids, zu welchem mich die lezten bemerkungen schon hinüberleiteten, hat Kelle (abgesehen von den hier meist nur kurz auf die litteratur verweisenden anmerkungen) die seiten 150—174 gewidmet. Auch hier ist die unparteilichkeit und sorgfalt anzuerkennen, mit welcher der verfasser nach eigenen langjährigen und mühevollen studien bereit gewesen ist, die arbeiten jüngerer und jüngster forscher objektiv zu würdigen und auf grund aller vorarbeiten ein gesamtbild von Otfrid und seiner litterarischen bedeutung herzustellen. Dass unter den „viri probatissimi“ (ad Liutb. 5), welche einmal von unanständigem laiengesange geärgert in Otfrid den entschluss zur abfassung seines werkes weckten, namentlich Hrabanus selbst gemeint sei, wird s. 152 und anm. s. 363 fg. nahe gelegt. Die von mir aufgestelte unterscheidung der schreiber der Otfridhandschriften V und P erkent Kelle im wesentlichen an. Die persönliche identificierung einiger schreiber von V mit bestimten im copialienbuch der Weissenburger schenkungsurkunden vorkommenden händen (s. 159) wird doch wol über einen gewissen grad von wahrscheinlichkeit nicht zu erheben sein; aber auch wenn keine identität der schreibenden individuen vorhanden sein solte, so ist schon die übereinstimmung im charakter der schreibart und der korrekturen (vgl. Kelles Otfridausgabe II, s. XXIX fg. XXXIV) eine mächtige stütze

der aus vielen gründen naheliegenden annahme, dass V und ebenso auch D und P aus Weissenburg, und zwar noch aus der zeit und der unmittelbaren umgebung des verfassers selbst stammen.

Für die kentnis von Otfrids quellen hat niemand so viel geleistet als Kelle selbst, der schon im ersten teile seiner ausgabe (1856) feststelte, dass Otfrid sich bei der erläuterung auf gelehrte theologische erläuterungen der evangelien gestüzt hat, und zugleich viele stellen nachwies, zu denen Otfrids worte mehr oder weniger genau stimmen. Aber in welcher gestalt oder zusammenstellung Otfrid seine quellen vor augen gehabt hat, das hat bei der vielfachen übereinstimmung der verschiedenen commentare und homilien unter einander mit voller sicherheit bisher nicht festgestelt werden können. Eine gelegentliche benutzung vieler verschiedenen hilfsmittel ist ja bei der langen zeit, über die wir uns Otfrids arbeit verteilt denken müssen, immerhin möglich; aber bei der schwierigkeit, welche die erlangung und benutzung von handschriften zumal in jener zeit gehabt haben muss, behält doch die von Lachmann aufgestelte annahme grosse wahrscheinlichkeit, dass wenn nicht alle, so doch mindestens viele erläuterungen Otfrids aus einem gemeinsamen, dem dichter in compendiöser form vorliegenden grundstock lateinischer bibelerklärungen stammen. Dr. Loeck, der auf den (auch von Kelle s. 61 bei anderer gelegenheit erwähnten) homiliarius des Paulus Diaconus aufmerksam machte, muste selbst zugeben, dass nicht für alle erläuterungen Otfrids sich eine entsprechende vorlage dort findet; wol aber hat er dies für eine erhebliche anzahl nachgewiesen, und zwar sind darunter nicht wenige, die in einer so genau zu Otfrids worten stimmenden fassung noch in keiner anderen lateinischen quelle nachgewiesen waren[1]. Mit einer möglichst umfassenden samlung solcher nachweise müssen wir uns begnügen, auch wenn wir die mit Otfrids worten übereinstimmenden vorlagen nicht mehr an einer stelle vereinigt nachweisen können[2]. Die stelle V, 14, 25—29 beweist nach meiner meinung nicht notwendig unmittelbares studium des Gregorius und Augustinus; vielmehr kann Otfrid sehr wol eine erläuterung oder eine homilie vor augen gehabt haben, in der bereits auf diese beiden gewährsmänner verwiesen war.

An Otfrids stil tadelt Kelle s. 170 die „uns verstimmende weitschweifigkeit und steifheit“, die er auf ausdrucksweisen und formeln des volkstümlichen stiles beruhend sich vorstelt. Ich glaube, man muss unterscheiden: 1) erläuternde widerholungen, die durch die lehrhafte absicht und vielleicht durch die gewohnheit des lehrvortrages veranlasst wurden; 2) parallelismus des ausdrucks, der auf erinnerung

1) Ich habe das zwar schon in dieser ztschr. XXIII, 474 ausgesprochen, setze aber gegenüber der etwas kurz abweisenden bemerkung Kelles auf s. 155 einige solcher stellen her. O. III, 20, 139 *oba thu scowôst thaȥ muat, thanne nist thaȥ wort guat, wanta wântun harto thes, thaȥ sie mo bâtin ubiles* = si enim cor eorum intuearis, maledictum est, quia hoc maledicentis affectu protulerunt (Loeck s. 21). IV, 5, 21 *er (ther oliberg) zeinôt hôhî in wâra thera sînera ginâda* = mons oliveti sublimitatem dominicae pietatis ac misericordiae designat (Loeck s. 26). IV, 5, 43 *sie wurfun nidar âna wank iro sèlôno gifang, thes lîchamen bruzî* = corpora sua, animarum videlicet tegumenta, pro domino dabant (Loeck s. 27). V, 4, 39 *wio mag wesan thaȥ io sô, thaȥ unser iuch egisô? jâ birun wir in wâra iu eigene gibûra* = cur pertimescetis, quae vestros concives videtis? (Loeck s. 31). Ich wundere mich, dass für die beiden ersten dieser stellen nicht auch Marold A. f. d. a. XVII, 117 eine beweisende übereinstimmung anerkant hat.

2) Zu einem ähnlichen resultate gelangt ja auch die neueste erörterung der Heliandquellen durch M. H. Jellinek, Ztschr. f. d. a. 36, 162—167.

an bibelstellen, namentlich psalmverse, zurückgeht; erst nach berücksichtigung dieser motive kann man 3) denken an einfluss des altgermanischen epischen stiles (vgl. diese zeitschrift XX, 380). Das ästhetische urteil über diese dinge wird immer ein subjektives bleiben; ich finde, dass Otfrid von der widerholung und variation der ausdrücke oft auch recht angemessenen gebrauch gemacht hat und bezweifle, dass die stellen sehr zahlreich sind, die lesern des 9. jahrhunderts durch „flickworte“ oder „nichtssagende einschiebungen“ anstoss geboten haben mögen.

Die eingehende würdigung Notkers im VII. buche (s. 232—263, mit reichen anmerkungen s. 393—408; der berühmte brief an Hugo bischof von Sitten, der nachruf Eckehards und viele speciellen nachweise sind dort wörtlich abgedruckt) gibt die resultate der zahlreichen monographien Kelles (s. diese zeitschrift XXIII, 380) und gewint aus ihnen ein charakterbild des nach vielen seiten hin bedeutenden mannes. Es ist ein bleibendes verdienst Kelles, die individuelle wirksamkeit Notkers erkant und ihre zersplitterung in die einer „übersetzerschule“ siegreich zurückgewiesen zu haben.

Weiter auf einzelheiten einzugehen muss ich mir hier versagen. Wenn ich aber zum schlusse dem buche Kelles noch einen wunsch mitgeben darf, so ist es der, dass sein reicher, klar und treflich dargestelter inhalt auch solchen kreisen bekant werden möchte, die sich oft mit ganz seichten und oberflächlichen darstellungen unserer alten litteratur abspeisen lassen. Auch zur vorbereitung des lehrers für den litteraturgeschichtlichen unterricht ist dieses buch wie keine andere bisher erschienene altdeutsche litteraturgeschichte geeignet; und für das eigene quellenstudium, das ja durch kein handbuch überflüssig gemacht werden kann, bietet es anregung und umfassende nachweise der litteratur und der durch frühere untersuchungen festgestelten tatsachen.

Für jezt hat Kelle beim ablauf der althochdeutschen zeit halt gemacht; das buch tritt in sich abgeschlossen auf, nicht als „erster teil“ einer deutschen litteraturgeschichte. Doch deutet manches in der anlage, namentlich auch der schluss des lezten buches, auf die absicht einer fortführung hin; in der tat wäre es höchst erfreulich, wenn Kelle auch den folgenden perioden der deutschen litteratur eine ebenso gründliche und durchsichtige bearbeitung zu teil werden lassen wolte.

KIEL. O. ERDMANN.

Die wappen, helmzierden und standarten der grossen Heidelberger liederhandschrift, herausgegeben von **Karl Zangemeister.** Görlitz (kunstverlag von C. A. Starke) und Heidelberg (A. Siebert). 1892. XII und 28 s. mit 62 tafeln. 100 m.

Unsere mittelalterliche litteraturforschung ist es fast schon gewohnt, nicht nur hülfsmittel, sondern auch anregungen und fingerzeige von der bildenden kunst zu erwarten; so kann es uns nicht überraschen, wenn ein werk, das unsere forschungen auf dem gebiete der älteren lyrik kräftig fördern wird, aus einem kunstverlage stamt. Auf reproduktion war hier zunächst der blick gerichtet. Der heraldik solte ein neues hilfsmittel entstehen, und gleichsam als zugabe nur hat sich eine methodologische bereicherung unserer wissenschaft daraus entwickelt. Denn in der tat — so bescheiden auch der herausgeber selbst seine eigene tätigkeit an diesem werke beurteilt, so knapp die textbeilagen zu den tafeln gehalten sind, so hat er doch ver-

standen, eindringlich die bedeutung des bilder- und wappenschmuckes der Heidelberger liederhandschrift hervorzuheben und immer wider dem leser das zugeständnis abzuringen, dass neben dem handschriftlichen apparate auch bilder ihre sprache reden. Und auf diesen punkt möchte ich in der beurteilung des ganzen werkes das hauptgewicht legen; er ist wol für uns germanisten der entscheidende. Wir lernen hier die handschrift C von einer neuen seite kennen. Bilder und wappen eröfnen uns einen blick in die art, wie das mittelalter litterarhistorische studien trieb. Wir staunen, welch eine grosse zahl von wappen, die hier oft recht entlegenen dichtern beigelegt werden, sich nun auf grund heraldischer forschungen als völlig gesichert erweisen. Und wenn wir dann weiter sehen, dass auch da, wo die sammler auf falscher fährte betroffen werden, meist ein gleichnamiges benachbartes geschlecht es war, das den ferner abliegenden dichter in den hintergrund drängte — so wenn an stelle des Fenis von Neuenburg zu einer zeit, wo in Neuenburg nur französisch gesprochen wurde, die Vorarlberger Neuenburg traten; ähnlich vielleicht bei Rudolf von Rotenburg (s. 5) u. a. —, so werden wir solche irtümer doch nicht gleich als zeugnisse für nachlässigkeit und oberflächlichkeit verwerten, sondern auch in ihnen die spuren eines ehrlichen, wenn auch nicht immer erfolgreichen strebens erblicken. Und gerade auf dem gebiete der älteren lyrik haben wir allen grund, mit dem urteil etwas zurück zu halten, da noch heutzutage trotz so reich entwickelter hilfsmittel die geographischen stützpunkte bedenklich schwanken und die forscher immer wider neigung zeigen, die dichter, mit denen sie sich beschäftigen, in ihrer eigenen nähe zu lokalisieren. Aus solchen erwägungen heraus werden wir nicht umhin können, den wappen überhaupt mehr einfluss auf die litterarhistorische forschung zuzugestehen, die gesicherten wappen als zeugen zu verwerten und die ungesicherten doch wenigstens mit auf die rechnung zu setzen; so beim bruder Wernher (s. 21), bei Günther von dem Vorste (s. 20) u. a.

Was nun Zangemeisters text im einzelnen betrift, so ist uns der Heidelberger oberbibliothekar auf diesem gebiete kein fremder mehr. Verdanken wir ihm ja doch die überzeugenden untersuchungen über die alte zugehörigkeit der handschrift C zu Heidelberg. Hier bietet er uns, die wir gerade für den minnesang in den einschlägigen sammelausgaben verlässliche litteraturnotizen so sehr vermissen, nachweise für die litteratur zu den einzelnen dichtern, die er behandelt, und verspricht ausserdem auf der Heidelberger bibliothek einen sammelpunkt für die ganze litteratur über den minnesang zu schaffen. Ein dankenswertes unternehmen gerade für dieses gebiet, wo die einzelnen arbeiten auch über das der geschichte, der heraldik und der bildenden kunst hin zerstreut liegen.

Die litteraturangaben, die Zangemeister im texte zusammenstelt, müssen natürlich diejenigen dichter übergehen, für die kein wappen vorliegt: Hausen, Winsbekin, Klingsor (sängerkrieg), Werbenwag, Nithart, Schulmeister von Esslingen, den junge[illegible] Meissner, Oberndorf, Rudolf den Schreiber, Gottfried von Strassburg, Konrad v[illegible] Würzburg, Chünze von Rosenhein, Rubin von Rüdeger, den Kol von Nüssen, Sig[illegible]her, den wilden Alexander, Rumslant, Spervogel, den Kanzler; ausserdem die dr[illegible], die nicht einmal ein bild erhalten haben: Walther von Breisach, den alten Meiss[illegible] und den Gast. Es fehlen also bekante und unbekante dichter, persönlichkeiten, [illegible] in scharfen umrissen in unserer litteraturgeschichte verzeichnet stehen, und nam[illegible] die nur als überschrift über einer gruppe von gedichten prangen.

Aber auch dieses moment weiss Zangemeister in seine beweisführung ein[illegible]flechten; so z. b. wenn er an die tatsache, dass im bilde zu Nithart und zu W[illegible]r-

benwag die umrisse eines wappenschildes schon angedeutet waren, die vermutung knüpft, die samler haben den schild nur deshalb nicht ausgefült, weil ihre forschungen noch nicht zum abschlusse gekommen waren.

Wenn hier die aufgabe, die dem herausgeber gestelt war, einschränkungen bedingte, die wir von anderem gesichtspunkte aus als lücken empfinden, so hätte einem anderen bedürfnis, das sich uns aufdrängt, vielleicht abgeholfen werden können. Zangemeister verzichtet grundsätzlich darauf, die in den grossen sammelausgaben schon verzeichnete litteratur noch einmal vorzuführen; er will nur ergänzungen geben. Dies war einerseits nicht immer durchführbar, denn in principiell wichtigen punkten muste doch eine ausnahme gemacht werden; andererseits erschwert dieser grundsatz die übersicht, da er uns nötigt, doch immer wider aus den verschiedenen ausgaben zusammenzutragen, was um so störender ist, als diese sammelausgaben, voran „Des minnesangs frühling", mit ausserordentlicher wilkür die litteratur bald angeben, bald verschweigen. Es gehört schon eine intime kentnis dieser ausgaben dazu, um von vornherein zu wissen, in welcher von ihnen wir für den einen und den andern dichter belehrung finden; und ebenso sind die nachträge bei Zangemeister ein gradmesser nicht bloss für die beachtung, die einzelne dichter in neuerer zeit gefunden, sondern auch für die schwankungen, in denen sich die bibliographische treue früherer herausgeber bewegte. Dazu kommen noch andere mislichkeiten: grundlegende arbeiten konten bei den dichtern, denen sie in erster linie zugewant sind, nicht citiert werden, weil sie hier natürlich auch in den sammelausgaben seltener fehlen. Wenn es nun auch verdienstlich war, sie wenigstens an nebenpunkten, die sie gelegentlich streifen, hervorzuheben, so ist es doch im grunde mislich, wenn Scherers Deutsche studien in solch einem werke unter Friedrich dem knecht (s. 20) citiert werden.

Doch das sind nebensächlichkeiten, auf denen länger zu verweilen kleinlich und undankbar wäre. Der angeführten litteratur wüste ich wenig nachzutragen und möchte nur, um der aufforderung Zangemeisters zu entsprechen (s. VIII), zu Morungen auf PBr. Beitr. XII, 431 fgg. und die kecke dissertation von Schütze, Kiel 1890 (vgl. Anz. f. d. a. XVII, s. 301), zu Fenis auf Bartsch, Ztschr. f. d. a. XI, 145 fgg. verweisen. Bei Bligger von Steinach hätte wol, ähnlich wie es bei Veldecke geschah, auf den epiker mit verwiesen werden können; bei Walther vermisste ich eine würdigung des treflichen buches von Schönbach (Dresden 1890); für den „Züne" (s. 20) wäre besser über Burdach hinweg auf Scherer zurückgegangen worden. Endlich sei hier noch auf die seit erscheinen dieses werkes von Grimme (Germania XXXVII s. 154 fgg.) gegebenen neuen nachweisungen verwiesen, die für Wachsmut von Künzingen und den Dürner neue resultate erzielen.

Die benützung und wertung der einschlägigen litteratur verrät glücklichen takt und ein gesundes urteil. Dass über einzelne punkte sich trotzdem streiten liesse, ist natürlich; doch wird man im rahmen dieser besprechung nicht erwarten, die einzelheiten nun alle aufgerolt zu sehen. Nur zur Kürenbergfrage möchte ich das bedürfnis einer entschiedenen stellungnahme betonen, wie ich auch den namen Strnadt [vgl. diese ztschr. 23, 361] nicht so im vordergrunde, dann aber im zusammenhange mit Hurch (Zur kritik des Kürnbergers. Linz 1889) gewünscht hätte. Wenn endlich in der beurteilung der handschriften (s. XI) von einem „häufig besseren älteren texte" in B die rede ist, so wäre es nicht uninteressant gewesen, hervorzuheben, worin C vor allem von B abweicht. Denn die versuche in C, den text zu glätten,

die reime reiner zu gestalten, gehören doch auch zu den litterarhistorischen bestrebungen der samler von C und stehen in gewisser parallele zu ihren heraldischen forschungen.

Unter den vielen neuen ergebnissen, die uns Zangemeister in der form von anspruchslosen notizen bietet — so die bemerkungen zum Püller s. 16, zu Hawart s. 20, zu Hadlaub s. 22, die warnung vor den manuscripten des Nic. Müller über Frauenlob s. 23 — ist vor allem die beurteilung des Berliner bruchstücks Ca hervorzuheben, das Zangemeister s. XI um ein jahrhundert später ansezt, als es bei v. d. Hagen und in MSF. geschehen ist.

HEIDELBERG. H. WUNDERLICH.

Garel von dem blüenden tal. Ein höfischer roman aus dem Artussagenkreise von dem Pleier mit den fresken des Garelsaales auf Runkelstein herausgegeben von dr. **M. Walz.** XVI und 346 s. Freiburg i. B., Wagnersche universitätsbuchhandlung. 1892. 8 m.

Längst war man sich darüber einig, dass eine volständige ausgabe von des Pleiers Garel wünschenswert sei; für die verwirklichung dieses wunsches gebührt Walz besonders insofern dank, als er genug uneigennützigkeit, genug interesse und liebe zur sache gehabt hat, um einen gefällig ausgestatteten, mit nachbildungen der Runkelsteiner Garel-fresken geschmückten druck dieses mehr denn 21000 verse umfassenden gedichtes ganz auf eigene kosten zu veranstalten. Nicht nur durch den umfang, sondern auch durch die art der ausführung, der Pauls beistand zu gute kam, bedeutet diese ausgabe einen fortschritt gegenüber der unzulänglichen probe, welche Walz vom Garel bereits im jahre 1881 im programm des akademischen gymnasiums zu Wien gegeben hatte. Trotzdem gibt doch auch sie noch anlass zu mancherlei ausstellungen.

Ob es angezeigt war, die handschriftliche überlieferung „in die mittelhochdeutsche sprache zurückzuübersetzen“ — darüber mag man streiten. Sicher ist dies normalisierte mittelhochdeutsch von der sprache des dichters weiter entfernt als der dialekt der Meraner handschrift (M). Aber in M liegt nur etwa der fünfte teil des gedichtes vor, und so mochte es mislich scheinen, im anschluss an die keineswegs konsequente schreibweise dieser bruchstücke die orthographie auch für die nur in der jüngeren handschrift L erhaltenen partien zu bestimmen. Zudem hat uns Walz über die lautlichen eigentümlichkeiten der beiden handschriften durch die übersicht auf s. IX fgg. zur genüge unterrichtet. Freilich bietet auch sein text durchaus keine ganz gleichmässig regulierte schreibung, und wenn er bei dessen „richtigstellung“ „der mhd. grammatik folgte“, so dürfte man nicht formen wie prät. *tât* begegnen. Jedesfals hätte bei der gegenüberstellung der abweichenden lesarten der beiden handschriften auf s. XIV die normalisierung unterbleiben müssen; so wird eine variante, die L statt *[illegible]* bietet, dort *[illegible]* geschrieben, während sie tatsächlich *krî* lautet. Wichtiger ist, dass Walz es ganz unterlassen hat, aus dieser vergleichung der beiden überlieferungen feste und bestimte grundsätze für die textkritik abzuleiten.

Und auch sonst ist nicht alles geschehen, was dazu dienen könte, der kritik eine sichere grundlage und norm zu schaffen. Es ist ja nur zu loben, dass der herausgeber die verse eines Pleier nicht nach den regeln Lachmannscher metrik zurecht-

geschnitten hat; aber er hätte doch klar stellen müssen, wie weit sie von diesen abweichen. „Aus metrischen gründen im texte nichts oder doch nur ganz unwesentliches zu ändern und in dieser beziehung sozusagen einen diplomatischen abdruck zu geben“ (s. XV), ist doch prinzipiell nicht richtig, wenn man in anderer beziehung keinen diplomatischen abdruck, sondern eine kritische ausgabe zu liefern beabsichtigt. Sollen wir die autorität der an fehlern doch sonst nicht armen handschrift so hoch stellen, dass wir ihr zu liebe z. b. annehmen, der dichter habe die beiden verse, welche in ihr lauten *ir schelten er ir vergalt* | *alsô daz si sîn hôhen schaden gewan,* wirklich so gebaut und nicht vielmehr *alsô* vor *vergalt* gesezt? Die metrischen bemerkungen auf s. 308 fg. sind sehr dankenswert; wenn der verfasser nur auf dieser bahn weitergegangen wäre! Warum wird z. b. bei einem dichter, der doch zweifellos da, wo er die freie wahl zwischen einsilbiger und zweisilbiger senkung hat, die einsilbige vorzieht, das feminine *-inne* als zweisilbige senkung einer handschrift zu liebe angenommen, aus der doch eben dies *-inne* 2985 des reimes wegen in *-în* emendiert wird? Und warum wird in einem verse wie 5851 *von keiner slahte man* das *keine* unangetastet gelassen, da doch festgestelt ist (1954 anm.), dass eben die handschrift, die allein diesen vers überliefert, *dehein* in *kein* ändert? Glaubt der verfasser, dass derartige unregelmässigkeiten beim Pleier doch zu häufig und zu gut bezeugt seien, als dass es gestattet sei, selbst in fällen wie den angeführten die überlieferung einer einzelnen handschrift anzutasten? Er hätte durch zusammenstellungen dem leser ein urteil darüber ermöglichen sollen; ich meinerseits habe jenen eindruck nicht gewonnen. Statt einer speciellen darstellung der metrik des Pleiers den leser auf „die nunmehr gedruckten 52000 verse gleichen metrums“ zu verweisen, ist doch etwas hart!

Dass die vergleichung der vom Pleier benuzten älteren dichter, insbesondere Hartmanns und Wolframs, schon für die textkonstruktion von bedeutung sei, hatte bereits Bech in seiner recension von Walz' erwähntem programm (Litteraturbl. 1882 sp. 11 fg.) bemerkt. Aber auch in der vorliegenden ausgabe ist den zahllosen entlehnungen und reminiscenzen dieses epigonen keine aufmerksamkeit zugewant. Nicht einmal die bedeutung solcher nachweise für die litteraturgeschichte scheint der verfasser zu würdigen, wenn ich die etwas unklar gefasste anmerkung zu 14658 fg. richtig verstehe. So ist es ihm augenscheinlich auch entgangen, dass man auf grund vieler übereinstimmungen zwischen den gedichten des Pleiers und dem von Mai und Beaflor unserem poeten auch dies epos zugeschrieben hat. Wenigstens wird die dissertation von O. Wächter (Jena 1889), in der s. 61—76 diesen nachweisen und erörterungen gewidmet sind, nirgend auch nur erwähnt. Das gleiche schicksal teilt auch die eben genante recension von Walz' früherer arbeit durch Bech, trotzdem sie manche wichtigen textbesserungen enthält, mit denen jezt (ich weiss nicht ob durch unabhängiges zusammentreffen) der text der vorliegenden ausgabe mehrfach übereinstimt. Erwähnt wird von anderen besprechungen jener schrift *Steinmajer* (anderswo figuriert der name als Steinmayer) im Göttinger gel. Anzeiger (!) und *R. M. Werner* im Litt. centralblatt 1883. Werners recension steht aber im Anzeiger für deutsches altertum; im Litt. centralblatt ist nur eine ganz kurze anonyme anzeige, die zweifellos nicht von Werner herrührt, im jahre 1882 erschienen! Hoffentlich sind text und lesarten zuverlässiger, als des verfassers angaben über die seine eigene arbeit betreffende litteratur. Fehlerfrei sind die variantenangaben unter allen umständen nicht. Vers 872 müste nach seite 211 in L lauten *und fiwer ûz dem helmen dringen,* in M *und fiwer dar ouz helme dringen;*

nach den auf seite XIV nebeneinandergestelten lesarten der beiden handschriften steht dagegen in L nicht *dem* sondern *den* und in M nicht *dringen* sondern *springen*. — Vers 16081 steht nach seite 229 *si herbergten* in L, *si herwargten* in M; nach s. XIV dagegen *si beherbergten* in L, *er beherbergte* in M. — V. 15875 *furt* M, *streit* L nach s. 224; dagegen *furt* L, *strît* M nach s. XIV. — V. 17218 liest M nach s. XIV *erliten* st. *vermiten;* s. 244 fehlt diese variante. — V. 16168 steht nach s. 230 in M undeutlich *vnt haizet,* nach s. XIV *lazet*. — V. 15496 liest M *reit* st. *streit* nach s. XIV; diese variante fehlt s. 218. Ebenso verhält es sich mit *nider* M st. *tôter* V. 15426 nach s. XIV und s. 217. — Die auf s. XIV zu v. 4598. 5087. 14690 angegebenen lesarten müssen sich auf andere verse beziehen. — 6568 hat M *holte* nach s. 92, *holde* nach s. XIV, 16254 *miniv* nach s. 232, *miner* nach s. XIV. — 37 stellen werden im ganzen auf s. XIV angeführt; ihre vergleichung mit dem text und dem variantenverzeichnis ergab 14 unrichtige angaben! V. 1815 lautet nach Walz' programm *daz man daz harnasch vonme enphie*. Werners sonst sehr einträgliche nachcollation (A. f. d. a. 9, 263 fg.) hat für diesen vers keine berichtigung ergeben; nach der volständigen ausgabe lautet er dagegen *daz harnasch man von im enpfie*. Ich weiss nicht, auf welcher seite hier der fehler liegt, kann auch sonst ohne heranziehung der handschriften selbst nicht entscheiden, wie weit man sich auf des herausgebers angaben über ihren wortlaut verlassen kann; das aber darf man schon auf grund der angeführten fälle, in denen der herausgeber selbst uns in den stand gesezt hat ihn zu controlieren, sicherlich behaupten, dass es mit sehr wunderlichen dingen zugehen müste, wenn sein variantenapparat im übrigen keine erheblichen ungenauigkeiten enthalten solte.

Im text sind mir folgende besserungsbedürftige stellen aufgestossen: 493 *minder gelich als umb ein hâr* lies *ninder;* im mhd. steht doch *als* nicht nach dem comparativ. 521 hätte das fragend unter die varianten gesezte *wert* dreist in den text gesezt werden sollen. — 817 *der wirt tugent nie vergaz, den ritter fuort er fürbaz:* vor *tugent* mit dem herausgeber *der* einzusetzen ist ganz unnötig. — 1083 *des bit ich got durch tugent*, lies *sîne t.* — 1162 Die schilderung des eindruckes, welchen Garels rede einerseits auf den hausherrn, andrerseits auf die ritter macht, darf nicht durch einen absatz auseinandergerissen werden. — 2690 *sîn lant und mînes swâger lant scheidet in wân dirre walt*, l. *niwan* st. *in wân*. — 5419 *die in daz lant durch prise riten*, l. *pris e.* — 5563 *ich wil dich haben* (hdschr. *hawen*) *als einen diep*, l. *hâhen*. — 6836 l. *des* st. *daz*. — 9041 *die wolten minner* (hs. *mein'*) *trûric wesen:* das *mein'* ist vielmehr ein sehr einfacher lese- oder schreibfehler st. *niemêr*. — 9070 l. *lîp* st. *liep*. — 9933 *der künee der* (= solcher) *koste sich bewac; man gab in* . . . l. komma st. semikolon. — 11129 *daz ich muoz immer mêr sîn gelastert und geunêret, mîn vreud mir leit versêret;* l. *mit* st. *mir*. — 11157 muss doch *dâ* vor *die* ergänzt werden. — Hinter 11771 ist ein punkt zu setzen, hinter dem folgenden verse ist das semikolon zu streichen; *der alte und der junge* sind als vorangestelte und dann mit *die* 11774 wider aufgenommene nominative zu fassen, wie sie der herausgeber 19010 anm. bespricht. Vgl. Willehalm 199, 19. — 11979 *wir helfen noch enhelfen* (hs. *enchelfen*) *im:* das *enchelfen* ist vielmehr verschrieben, oder wol nur vom herausgeber verlesen statt *enthelfen:* über die formel geben Grimm und Lexer unter *enthelfen* die nötigen nachweise. — Hinter 12503 l. komma st. punkt; hinter 12504 ist das komma zu streichen. — 13634 l. mit L *der* st. *daz* M. — 13889 *die den boijen truogen, die kunden nicht genuogen, swaz si der ritter vallen nider*. In der handschrift steht ganz richtig der singular *chvnde*. — 15099 wird in

beiden handschriften ebenso richtig von Garel und den seinen gesagt, dass sie sich im kampfe *sêre leideten;* was das statt dessen unter dem texte vermutete *lideten* sein soll, weiss ich nicht. — Hinter 15457 l. komma st. punkt. — 17601 l. *wiste* st. *wisel.* — 17702 und 18934 brauchte das überlieferte *unverzaglichen* nicht zu *unverzagellichen* ergänzt zu werden. — 17826 l. *sîn reise* st. *sine reis* (druckfehler). — 17832 *ich weiz wol, daz du mêre hâst* | *hazzes gein dem biderman,* | *(der fuore ich dir niht engan)* | *danne gein dem boesen, daz mit leit* | *ich fürchte, daz* ... l. *dast mir leit. ich fürchte, daz* ... — 19403 l. *füeren* st. *füerten.* — 20354 st. *dô solte* l. *du solt.* — 21172 l. *nâch* st. *noch.* — 21190 l. *dâ* st. *dô.* — 21195 l. *es* oder *des* st. *ez.* — 21310 *des helf uns got durch sîn* (hdschr. *seiner*) *marter* (*: mêr*); l. *sîner marter êr.* Unrichtige quantitätsbezeichnungen übergehe ich ebenso wie andere vermutlich als druckfehler zu entschuldigende versehen, die sich jeder leicht selbst corrigieren wird.

Aus den anmerkungen sind zweckmässige zusammenstellungen der kulturhistorisch bemerkenswerten angaben des gedichtes hervorzuheben. Zu 9943 fg. und 10030 fg. hätte aber nicht bezüglich der dort geschilderten schwertnahme vom „ritterschlage“ gesprochen werden sollen. Vom ritterschlage weiss weder der Pleier noch sonst eine deutsche quelle des 13. jahrhunderts etwas.

Besondere aufmerksamkeit hat der herausgeber in den anmerkungen auch dem zusammenhange und den widersprüchen gewisser teile der erzählung gewidmet. Auch hier kann ich ihm zwar nicht überall zustimmen; zu 20119 sehe ich z. b. gar keinen grund zu der annahme, Garel habe sich mit den v. 19315 erwähnten 1000 rittern an die tafelrunde gesezt, die übrigens auch nicht mit dem *rinc* schlechtweg identificiert werden darf. Aber mancherlei von den hier hervorgehobenen tatsachen ist doch der beachtung zu empfehlen. In einem zweifellos einheitlichen gedichte finden wir hier ungleichmässigkeiten, ja scheinbar unvereinbare züge der darstellung, wie sie sonst vielfach als kritische handhaben für die auflösung einer dichtung in bestandteile verschiedenen ursprunges benuzt sind. Auf wechsel von Ihr und Du in der an dieselbe person gerichteten rede wird z. b. zu 2256, auf widersprüche in den zahlangaben wird zu 10977 hingewiesen, auf hin- und herspringen der erzählung zu 1927. 5846. 8193 und zu 11445; dazu kommen dann noch mancherlei andere inconsequenzen und incorrectheiten, widerholungen und verwendung von parallelmotiven, deren beobachtung entschieden zur vorsicht in der verwendung solcher kriterien mahnt.

Dabei kann man den Pleier keineswegs als einen konfusen kopf bezeichnen. Die gesamtanlage seines romans ist sogar ausserordentlich klar, einfach und übersichtlich. Garel zieht aus, um das land und die verhältnisse des mächtigen königs Ekunaver auszukundschaften, der den könig Artus für das nächste jahr mit einem sehr gefährlichen kriegszuge bedroht hat. Wie den ritter Kurt auf seiner brautfahrt hält nun auf diesem wege den helden ein abenteuer nach dem andern auf, ehe er seine absicht ausführen kann. Von diesen einzelnen begegnissen stehen unter sich nur zwei im zusammenhange von ursache und wirkung; aber jedes ist doch in die anlage des ganzen dadurch fest eingefügt, dass es für den helden zu einem mittel wird, seine eigentliche aufgabe, die der dichter niemals aus den augen verliert, schliesslich in der glänzendsten weise zu lösen. Denn als preis für jeden sieg, den er erficht, erhält er von denen, die er überwunden oder auch errettet hat, die zusicherung reichlicher hülfleistung im kampfe gegen Ekunaver, so dass er schliesslich an der spitze eines gewaltigen heeres diesen im eigenen lande niederwerfen kann, ehe Ekunaver dazu komt, in Artus reich einzubrechen. Besonders bemerkenswert ist dabei das

sichtliche streben des dichters von einem motiv der erzählung zum andern das interesse des lesers oder hörers zu steigern. Garels erstes abenteuer besteht in dem einfachen, sehr schnell erledigten speerkampf mit Rialt und Gerhart. Bei dem zweiten, welches ihn mit Gilan zusammenführt, folgt dem einfachen stechen bereits ein harter schwertkampf. Das dritte bringt ihm die tjost mit Eskilabon, bei der viele speere verstochen werden, ehe es überhaupt zu dem nun auch noch weit erbitterteren und langwierigeren streit mit den schwertern komt. Bei dem vierten hat es der held schon mit übermenschlichen ungeheuern zu tun, mit dem bisher ganz unbesiegbaren riesen Purdan und seinem fürchterlichen weib Fidegart, während er im fünften einem scheusal gegenübergestelt wird, welches an gebrüll, unverwundbarkeit und prompter tötung jedes gegners alles dagewesene weit übertrift, nämlich dem entsetzlichen meerwunder Vulgân mit seinem Gorgonenschilde. Die bedeutung dessen, was der held durch diese kämpfe erreicht, steigert sich gleichzeitig mit der schwierigkeit derselben. Der erste trägt ihm Gerharts beistand mit 1000 rittern, der zweite Gîlans waffenbrüderschaft und seine hülfeleistung mit 2000 rittern ein; der dritte hat ausser der unterwerfung des wilden Eskilabon, der sich ihm mit 1000 rittern verpflichtet, auch noch die befreiung von 400 selbständigen rittern und das gelöbnis ihrer bundesgenossenschaft zur folge; durch den vierten erwirbt er einem jungen herzog, einer landgrafentochter und einem zwergkönig die freiheit, was ihm dann widerum noch weit bedeutendere hülfskräfte für sein vorhaben einträgt; durch das fünfte erringt er ein weib und ein grosses königreich. Alle die machtmittel, die er so erworben, und alle die helden, die er sich unterworfen und verpflichtet hat, vereinigen sich nun, nachdem die erzählung von den einzelkämpfen im fünften abenteuer den gipfel erreicht hat, zu dem grossen massenkampfe gegen Ekunaver, dessen einzelne momente dann wider in geordneter disposition und in wolerwogener steigerung vorgeführt werden: Garel erkämpft zunächst in der *klûse* den schlüssel zu dem feindlichen lande und behauptet ihn mit 200 rittern; die nächste operation gilt der gewinnung des wichtigsten flussüberganges, bei der schon beiderseits die ganze vorhut, zehntausende umfassend, in hartem kampfe mit einander ringt, bis schliesslich die beiden gewaltigen gesamtheere die grosse entscheidungsschlacht schlagen, über deren anordnung der herausgeber s. 202 fg. einen guten überblick gibt. Mit der rückkehr des siegreichen Garel zu Artus, der sich gerade zu demselben kriege rüstet, den der held schon für ihn gewonnen hat, kehrt dann die erzählung zu ihrem ausgangspunkt zurück und der ring ist geschlossen.

Es ist von wert, hier, wo sich einmal der dichter seinen stoff selbst gebildet hat, eine so entschieden durchdachte und streng schematische komposition feststellen zu können. Dass bei so manchem motive mehr des Pleiers erinnerung als seine erfindung wirksam scheint, kann ihn im vergleich mit bedeutenderen dichtern, die ihre ganzen erzählungen fremden quellen entlehnten, nicht herabsetzen. Was ihm durchaus fehlt, ist nur die gabe selbständiger poetischer darstellung. Hier zeigt er sich als der echte epigone. Er steht so volständig unter dem banne seiner vielgelesenen lieblingsdichter, dass ihre wendungen, ihre bilder und ihre reime sich ihm immer wider viel eher aufdrängen als ein eigener ausdruck; und auch abgebrauchte reimformeln volksmässiger poesie verschmäht er so wenig wie die auch in dieser so beliebte selbstwiderholung. Gerade diese schwäche hat aber ihr besonderes interesse; so manche litterarhistorische, stilistische und psychologische beobachtung liesse sich hier noch anknüpfen.

BRESLAU. F. VOGT.

Heinrichs buch oder Der junker und der treue Heinrich. Ein rittermärchen. Nach einer Dillinger handschrift herausgegeben von dr. **Sebastian Englert.** Würzburg, A. Stuber. 1892. XVII und 66 s. 2 m.

Ein interessanter fund wird durch die vorliegende schrift der algemeinen benutzung zugänglich gemacht. Das bisher nur aus der einen Heidelberger handschrift (Germ. 119) bekante gedicht vom junker und dem treuen Heinrich, bereits früher durch v. d. Hagen in den Gesamtabenteuern und durch Kinzel[1] (Berlin 1880) herausgegeben, lernen wir nunmehr in einer zweiten, im einzelnen vielfach abweichenden fassung kennen, die sich schon äusserlich durch den grösseren umfang auszeichnet (2416 v. gegen 2189). Die von dem herausgeber entdeckte handschrift befindet sich auf der kgl. kreis- und studienbibliothek zu Dillingen im bairischen Schwaben. Sie gehörte früher den bischöfen von Augsburg, welche dort ihre residenz hatten, und ist so in die bibliothek der ehemaligen Dillinger akademie übergegangen. Sie enthält vier stücke: das leben des heiligen Wilhelm, ein stück mit rätselhafter überschrift (*Dis ist die froge und sendüng von sanuwel die er schicket isaack zü der schüllen der sinago vnd ist die erst epistel.*), die vision des Tundalus und als viertes unser *Heinrichs bůch*. Es wäre von interesse gewesen, wenn der herausgeber bei dieser ersten mitteilung über die handschrift auch über die drei anderen stücke etwas genauere angaben gemacht hätte. Bei den drei lezten findet sich jedesmal am ende das datum 1479; am schlusse des ganzen bandes nent sich der schreiber, Johannes Karcher von Hagenau.

Mit grosser wahrscheinlichkeit führt der herausgeber die entstehung der handschrift auf die werkstätte des Diepold Lauber zu Hagenau zurück, welche in der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts blühte. (Vgl. Kirchhoff, Beiträge zur gesch. des deutschen buchhandels s. 1 fg.; derselbe, handschriftenhändler des mittelalters s. 118 fgg.). Doch möchte ich nicht darin zustimmen, dass der Karcher als händler die handschrift nach Augsburg gebracht habe; auch nicht darin, dass eins der bücher des Lauberschen lagers nach dem uns überlieferten titel: *von eime getruwen ritter der sin eigen hertze gab umb einer schönen frowen willen* (Raumers hist. taschenbuch n. f. II, s. 537) „inhaltlich mit unserm Heinrichsbuch viele ähnlichkeit gehabt haben müsse“ (s. IX). Die schreibart der handschrift, soweit sie sich als werk des schreibers erkennen lässt, würde für Hagenau passen (bemerkenswert ist es, dass stets *o*, nie *au* für *â* geschrieben ist). Es wäre von wert, wenn die gemeinsamen schreibgewohnheiten der mit sicherheit aus der Hagenauer bücherfabrik hervorgegangenen handschriften untersucht und festgestelt würden.

Der herausgeber hat den text dieser handschrift in diplomatisch treuem abdruck widergegeben, wie vor ihm Kinzel den Heidelberger text. Diesem wurde seiner zeit von Bartsch vorgehalten, er hätte sich erst dann das recht zu einer neuen ausgabe erwerben können, wenn er den versuch gemacht hätte, die ursprüngliche, in der handschrift verwischte mundart widerherzustellen (Göttinger gel. anzeigen 1881, s. 1342). Bartsch forderte also eine im volsten sinne des wortes kritische ausgabe. Dass eine solche aber nicht möglich, die zurückhaltung also wol am platze war, zeigt die neue handschrift **D**. Es fragt sich aber, ob nach dieser vervolständigung des materials dasselbe verhalten auch noch zu billigen sei. Es scheint nun doch so, dass von einer kritischen ausgabe abgesehen werden muste, so lange die kritische

1) Traut Englert seinem vorgänger wirklich die behauptung zu, die ihm allein bekante handschrift sei zugleich auch die einzig existierende? (s. VI.) An der stelle bei Kinzel (s. 17) liegt doch der ton auf abschrift und nicht auf einer.

untersuchung nicht weiter gefördert war, als es in der einleitung des vorliegenden buches geschehen ist (s. VI—XVII). Diese geht aus von der frage: in welchem verhältnis steht **H** zu **D**? Es wird als erstes festgestelt, dass in nicht wenigen fällen **D** eine bessere lesart bietet als **H**, so dass auch manche emendationen von Bartsch in der anzeige der Kinzelschen ausgabe bestätigt werden; wogegen wider **D** an manchen stellen aus **H** verbessert werden muss. In allen herangezogenen fällen handelt es sich nur um einzelne worte. Der zweite und hauptteil der erörterung sucht dann darzutun, dass „der verfasser von **D** breiter ist als der von **H**" (s. IX). Es werden dafür einmal eine sehr grosse zahl beispiele von zusätzen der hdschr. **D** innerhalb des verses gegeben und zwar in grammatisch geordneten gruppen; anderseits davon, dass ganze verspaare eingeschoben sind. Dass die für dies zweite angeführten stellen interpoliert sind, ist fast jedesmal evident; ebenso aber auch, dass anderswo durch **D** lücken der hdschr. **H** ausgefült werden, darunter zwei von mehr als 100 versen (s. XVI). So ergibt sich als erster satz der antwort des verfassers auf seine frage: **D** und **H** hatten wol (— vielmehr: ohne allen zweifel!) verschiedene vorlagen, von denen diejenige, welche **H** vor sich gehabt, die meisten lücken hatte. Dieses festzustellen bedurfte es der weitläufigen einzeluntersuchung nicht. Deren aufgabe war vielmehr, nachdem die beiden handschriften als von einander unabhängig erkant waren, in irgend einem grade ihr verhältnis zu der vermutlichen originalfassung des textes festzustellen. Aus der gegenseitigen korrektur einzelner worte (vgl. s. VI—IX) lässt sich dafür nichts sicheres entnehmen. Dagegen scheinen die übrigen ausführungen des verfassers dartun zu sollen, dass die hdschr. **D** der knappen ausdrucksweise in **H** gegenüber einen wilkürlich erweiterten text biete, entsprechend der zweifellosen interpolation von reimpaaren. Aber wie ebenso zweifellos dafür auch **H** beträchtliche lücken aufweist, so ist auch der etwas breitere ausdruck der hdschr. **D** innerhalb des verses nicht selten offenkundig ursprünglicher als der kürzere in **H**. Zu einer stelle (**D** 1703. 1704 = **H** 1634), welche unter den beispielen steht, dass **D** „weitläufige wendungen, verwässerte relativsätze" gebraucht, „wo **H** sich knapp und prägnant ausdrückt", bemerkt der verfasser: „Grade diese stelle aber zeigt, dass **D** trotz der weitläufigkeit hier das ursprüngliche hat, weil der md. reim *dat : gesatt* beibehalten ist". Dagegen lässt sich nichts sagen; aber man dürfte doch sich zu der frage veranlasst fühlen, was denn mit der zusammenstellung der weitläufigen stellen bezweckt wird. Dieselbe frage lässt sich schwer zurückdrängen, wenn sich noch mehr stellen finden, wo die sache grade so liegt. Man ist begierig, zu erfahren, wie der verfasser über diese urteilt. Dem angedeuteten beispiel entspricht ganz genau folgendes:

D	**H**
707. *Alle die herren die worent da*	684. *alle die heren die da*
Und die do logent in der stat	*waren zu der stunde,*
Ir keinem was künt dat	*der was nie keinem kund.*

Dazu wird *Und die do logent* als erweiterung in **D** angemerkt. Ferner fehlt zweimal (**H** 1613 = **D** 1682 und **H** 1942 = **D** 2149) in **H** das für den sprachgebrauch des 'gedichtes charakteristische *das* im hauptsatze (vgl. Kinzel s. 28); sie werden citiert um den satz zu belegen: „auch sezt **D** gern im nachsatze *das*", s. XIII. Der zusammenhang legitimiert das pluswort von **D** dem augenscheine nach an folgenden stellen[1]: **D** 1981 = **H** 1812, **D** 434 = **H** 425, **D** 552 = **H** 535, **D** 2348 = **H** 2125,

1) Die reihenfolge der stellen ist die, in welcher sie bei Englert zur besprechung gelangen.

D 1482 = H 1427. Und noch mehr stellen lassen sich finden, bei denen inhaltliche, stilistische oder grammatische gesichtspunkte entscheiden. Dem wird der verfasser, soweit nach den eben angeführten worten sich vermuten lässt, kaum widersprechen. Wolte er aber mit seiner ganzen breiten darlegung nichts weiter erweisen, als dass sich D durch „streben nach breite" und H durch „knappe ausdrucksweise" auszeichnet? Dies zu wissen ist doch eigentlich recht gleichgültig, wenn, wie hier, es nicht gestattet ist, daraus schlüsse auf die echtheit oder unechtheit einer stelle zu ziehen. Dass der verfasser sich mit diesem ergebnis hat begnügen müssen, liegt, wie es scheint, an der fragestellung. An dem verhältnis zwischen den beiden handschriften interessiert uns weiter nichts als die frage: ist eine von der andern abhängig oder nicht? Da diese auf den ersten blick entschieden ist, so hatte die weitere untersuchung es nur mit dem verhältnis der beiden zum original zu tun. Der verfasser hielt sich aber zu peinlich an sein nicht ganz zweckmässig gesteltes thema. Auch in einer andern beziehung dürfte sich die untersuchung zu wenig frei bewegen, dass nämlich die handschriften nur nach den einzelnen wörtern betrachtet und danach plus und minus berechnet werden. Aber unsre abschreiber deutscher handschriften, besonders in jenem, durch die papierfabrikation gesegneten jahrhundert, schreiben die ganzen verse, auch wol reimpaare, auf einmal ab, nicht wort für wort, und wo sie neigung zu freier behandlung der vorlage haben, erstreckt sich ihre tätigkeit meist über das einzelne wort hinaus, auf die konstruktion des ganzen verses, vor allem auf den reim, welcher oft wider die umänderung ganzer verse zur folge hat. Daher lässt sich das verhältnis der lesarten in vielen fällen anders beurteilen, als es durch den herausgeber geschehen ist.

Um nun das verhältnis der beiden handschriften zum original auch nur annähernd zu bestimmen, brauchen wir hilfsmittel, mit denen wir an den stellen, wo die überlieferung der beiden auseinandergeht, auch ausser der berücksichtigung des zusammenhanges die ursprüngliche lesart festzustellen vermögen. Solche können nun in bedeutendem umfange der darstellungsweise des gedichtes entnommen werden. Dieses zeigt eine grosse formale verwantschaft mit den spielmannsepen, welche in der gleichen gegend, zur vermutlichen zeit seiner entstehung, lebendig waren und noch gewisse stadien der textentwicklung durchmachten. Die komposition beruht durchaus auf der widerholung und variation der motive. Die veranlassung dazu lag allerdings schon in dem gegebenen stoffe. Der dreifache turniersieg des helden, welcher jedesmal in anderem abzeichen erscheint, und jedesmal unerkant bleibt, selbst von seiner geliebten, ist als beliebtes motiv der ritterromane, besonders aus dem Lancelotkreise, bekant[1]. Ohne zweifel war dies durch die quelle geboten. Es wird aber durch die burleske wahl der abzeichen („hühnernest" und „ofenwisch") gradezu parodiert. Bezeichnend ist es nun, dass die jedesmalige schilderung des turniers mit vor- und nachspiel sich in allen phasen widerholt. Jedesmal komt der ritter in vogelgestalt heimlich zur prinzessin geflogen, jedesmal überreicht sie ihm ein kostbares geschenk, das er beim turnier tragen soll, jedesmal bemüht sich der „böse ritter" das geschenk ihm abzubetteln, die beiden ersten male mit erfolg, das lezte mal ohne erfolg usw. Im einzelnen lässt sich natürlich nicht bestimt behaupten, was grade eigene zusammenfügung unsres dichters ist (oder der dichterin!), was schon der direkten quelle angehörte. Aber in der stoffwahl zeigt sich die geschmacksrichtung. Diese tritt noch deutlicher dadurch hervor, dass jedesmal mit derselben

1) Man vergleiche auch die allerliebste schottische romanze von Roswall und Lillian, Englische studien bd. XVI, heft 3.

situation dieselben ausdrucksmittel widerholt und variiert werden. Für jedes wichtigere motiv wird eine formel, oder ein formelhafter reim geprägt. Die untersuchung solcher stellen ermöglicht nun die ursprünglichen lesarten in weiterem umfange sicher zu stellen. Das möge an einigen beispielen gezeigt werden.

Im abzeichen des ersten tages heisst der held bald *der mit dem hunernest,* bald *der da furt das hunernest;* an den stellen wo beide handschriften übereinstimmend die zweite formel haben, reimt ein nichtapokopiertes wort: *ist* (**H** 1181 = **D** 1227), *crist* (**H** 1488 = **D** 1553), ebenso da wo **D** sie allein hat, gegenüber *mit dem h.* in **H**: *crist* (**D** 1219 = **H** 1173), *in den mist* (**D** 1307 = **H** 1261). Dagegen reimt auf *mit dem hunernest* eine ursprünglich zweisilbige form: *enweste* (**H** 2067 = **D** 2288, **D** 1842, fehlt in **H**), *das beste* (**H** 1767, das reimpaar ist in **D** ausgefallen). Die sprache des gedichts scheint also den apokopierten dativ *nest* gemieden und darum, wenn ein stumpfer reim auftrat, zu der umständlicheren formel gegriffen zu haben. Dem entspricht es durchaus, wenn auf *ein hunernest : mist* reimt (**H** 1684 = **D** 1858), sowie der reim *Des sie wande han genist der furte ein hunernist* (**H** *vermist;* **H** 1097 = **D** 1143). Daher ist an den beiden angeführten stellen die lesart von **D** vorzuziehen; die vorliegende abhandlung erkent in *der do furt* diese beiden male eine erweiterung von **D**. Auch an einer dritten stelle, wo beide handschriften übereinstimmen, ist zu korrigieren: *der da furt das hunernist : in den mist* (**H** 1400 = **D** 1449). Aus gleicher erwägung muss auch die lesart in **D** 1141 als echt anerkant werden: *Und wonte der do fürte den krantz Das der wer irs hertzen schrantz,* wo **H** 1095 *mit dem kranze* liest; dagegen heisst es *Der erste an dem danze der lag mit sime kranze* (nach **D** 1179; in **H** ist die stelle sehr entstelt).

Die scheu vor der apokope erstreckt sich nicht auf den „ofenwisch“; neunmal reimen beide handschriften gemeinsam *mit dem ofenwisch : risch,* während nur einmal in **H** *der da furt den ofenwisch* steht, eine änderung der überlieferung unter dem einflusse der vorhergehenden stellen mit dem hühnernest, so dass hier *mit dem* als das ursprüngliche anzusehen ist. Das reimwort *risch* ist durchweg mit einem andern adjektiv zu einem zweigliedrigen ausdruck verbunden, entweder *snell* oder *stark*. Darum ist an den beiden stellen, wo *risch* in **H** allein steht, die lesart *snell und risch* von **D** vorzuziehen (**H** 1478 = **D** 1546, **H** 1784 = **D** 1956). Das wort hat in allen fällen eine wenig selbständige bedeutung, es heisst nichts anderes als *stark* und *snell* auch, und dient nur als reimflicken[1]. Deshalb steckt auch in **D** v. 1457 das ursprünglichere: *Da sprach heinrich harte risch Das sol sin ein offenwisch* gegen *einen ofenwisch, der da were risch* **H** 1412, wo auch Kinzel (in der anmerkung z. d. st.) anstoss nimt und die von Lexer angegebene deutung „trocken“ bezweifelt.

Im abzeichen des dritten tages heisst der held entweder *die perlin kogel* oder *mit der perlin kogel* oder *der da furt die perlinkogel* und reimt stets auf *fogel*. **H** 1748 (das reimpaar fehlt in **D**) fehlt *perlin*, ist aber zu ergänzen.

Alle diese fälle zeigten, dass in **H**, wie es scheint mit absicht, vielfach einzelne worte ausgelassen sind, oder ein kürzerer ausdruck bevorzugt wird. Dafür noch ein beispiel aus den turnierberichten. Jedesmal wo die zuschauer eingeführt werden, der künig, die königin und die junge königin, wird ausdrücklich erwähnt, dass sie im fenster liegen: der ausdruck wechselt, immer aber wird das fenster genant (**H** 74

1) Einzige stelle ausserhalb des reimes risch als ein fogel 1717 = 1891).

= **D** 766, **H** 1086 = **D** 1132, **H** 1151 = **D** 1197, **H** 1726 = **D** 1900). Zweimal aber fehlt es in **H** (**H** 666 = **D** 689, **H** 1456 = **D** 1513); die zweite stelle wird von dem herausgeber von **D** als beleg dafür angeführt, dass **D** den ausdruck durch beisatz von adverbialien und adverbien genauer hervorzuheben sucht, die in **H** fehlen (s XI).

Auf diesem wege lässt sich noch bedeutend mehr gewinnen. Dabei einer der beiden handschriften einen principiellen vorrang einzuräumen, ist durchaus unzulässig. Nur wo es sich, wie wir gesehn, um einzelne worte handelt, die füglich nicht gut fehlen können, darf kürzung in **H** a priori angenommen werden. Um die beiden überlieferungen zu kenzeichnen, soll noch eine stelle besprochen werden. Es wird der erste heimliche besuch des ritters bei der königstochter berichtet. Dieser ist als kleines vöglein in ihre kammer geflogen, sie hat das fenster zugeschlagen und ihn gejagt, bis sie ihn schliesslich auf dem bette erhascht. Sofort verwandelt das vöglein sich in einen schönen jungen mann. Nach einigen zierlichen redensarten heisst es weiter:

	H		**D**
797	*da mit ließ sie ir sneewißen arme*	829	*Und ließ ir sne wißen armen*
	minniglich uber ine varn	830	*Uber sin not erbarmen*
	und kert iren roten mund		*Und druckete ihren werden munt*
800	*an den sinen zu mancher stund.*		*An den sinen manche stunt*
	und was die zwei da daten		*Also lang sie one ile*
	daz mocht ein narre wol raten;		*Ein gůt lange wile*
	ich mochte schriben zu wit	835	*Wistu das do uß in beide*
	— — — — — —		*Manche tuyentliche rede*
			Die mir zu schriben wurdent zu wit
			— — — — — —

Es folgt eine unterbrechung der erzählung — dann gibt sie ihm einen kostbaren kranz.

823	*er nam das cleinet rich*	857	*Er nam das kleinot rich*
	und druckt die minniglich		*Und truckete sie menlich*
825	*an sinen stolzen lip*		*An sinen süssen lip*
	ich mein zwar si were ein wip	860	*das rein küsch wip*
	da zu stunden geworden		*Hie mit befal sie in zu gote*
	und gedretten in unsern orden.		*Er sprach er wolt noch irem gebotte*
	hie mit befalch sie ine gott.		*Ir werben gernne ir hulde*
830	*da ward der edele botte*		*Und thůn was sie wolte*
	wider zu eim fogelin	865	*Sin scheiden versmocht sie sere*
	und flog inn die kamer sin.		*Also flog der junchere*
	dieß dett er als mit solcher list,		*Vil heimlich in sin kamer dar*
	das Heinrich nüts davon wist		*Das es nieman wart gewar*
			Das dette er mit grossem liste
		870	*Das es heinrich noch nieman wüste*

Die absicht, in welcher die überlieferung der hdschr. **D** redigiert ist, kann nicht verkant werden. Ganz dasselbe widerholt sich vor **D** 2053: die verse **H** 1878—1879, welche wörtlich gleich **H** 801—802 sind, fehlen in **D**. (Über derartige purificierungen in den handschriften vgl. Euling, Kaufringer, Lit. ver. 182, s. II.) Ausserdem ist wahrscheinlich **D** 830 verändert, um den reim *arm : varn* zu verdrängen. Dagegen fehlen in **H** nach v. 800 die verse **D** 833 und 834, und nach 829 die verse **D** 862—866. Diese auslassungen lassen keine andre absicht erkennen als die abzukürzen. Dem entspricht der gesamteindruck, den die hdschr. **H** bietet. Sie hatte

eine vorlage, in welcher der text, vielleicht aus ganz äusserlichen rücksichten auf den gegebenen raum, durch fortlassung des scheinbar überflüssigen und gelegentliche zusammenziehungen (vgl. H 829—832 = D 866—868) gekürzt ist. Der text der hdschr. D ist dagegen nach geschmacksrücksichten freier gestaltet und teilweise erweitert. An der vorliegenden stelle scheint in der vorlage von D in den älteren text hineinkorrigiert zu sein; dadurch, dass noch einiges stehen blieb und die änderung teilweise nur angedeutet wurde, lässt sich so ein blödsinn wie D 835—837 erklären.

Um an den in den beiden handschriften abweichenden stellen die ursprünglichen lesarten zu finden, würde es sich empfehlen, sie von fall zu fall zu vergleichen, unter fortwährender berücksichtigung des zusammenhangs auf der einen seite und auf der andern des stils und des sprachgebrauchs, wie ihn die übereinstimmende überlieferung anderswo erkennen lässt. Leider muss auch so dem herausgeber von D zugegeben werden, dass diese arbeit nicht überall, so weit es sich übersehen lässt, erfolg haben wird. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der nutzen einer kritischen ausgabe des gedichtes nicht im verhältnis stehen wird zu der aufgewanten mühe und der unter allen umständen noch zu befürchtenden unzuverlässigkeit. Dem interesse welches die wissenschaft an diesem denkmal nehmen kann, ist im wesentlichen durch die vorliegende publikation gedient. Es ist in erster linie das litterarhistorische, und wir sind durchaus in der lage, die wahl und behandlung des stoffes, die komposition und den stil, heimat und zeit daran zu studieren. Und auch die sprachgeschichte dürfte einer kritischen ausgabe, wenn auch mit geringerer bemühung, nicht mehr entnehmen, als was hier schon vorliegt, nämlich materialien des wortschatzes und der syntax. Die lokalisierung, welche durch die reimverhältnisse in H bedingt ist (vgl. Kinzel s. 26), wird durch D bestätigt; der mundartliche wortschatz erfährt einige bereicherung: *luffern* D 485; *treck* für *mist* in H, D 1148, 1154, 1164; *sot* (narr) D 2161, *drüwerb* D 2335, 2353, dafür in H *drü male; vierwerb* D 1792. (Die stelle fehlt in H). In welcher absicht die für das geschlecht der verfasserin beweisenden verse aus der überlieferung von D getilgt sind, zeigt jene oben ausgeschriebene stelle. Die möglichkeit aber, dass die quelle in prosa geschrieben war, welche der verfasser, s. XVII, noch offen lässt, ist durch D nicht weniger unmöglich geworden, als sie es war. (Vgl. Kinzel, s. 31, anm. z. v. 12.)

Dem herausgeber gebührt daher dank, dass er seinen fund nicht zurückgehalten hat. Ein stück vergangenen deutschen lebens hat dadurch an beleuchtung gewonnen. Und als solches sind doch in lezter absicht derartige denkmäler unsrer litteratur zu betrachten, die uns weniger wegen des genusses, den sie uns selbst gewähren, wertvoll sind, als wegen der freude, die unsere vorfahren an ihnen gehabt haben.

ALTONA, NOVEMBER 1892. G. ROSENHAGEN.

Deutsches wörterbuch von **Moriz Heyne.** Zweiter band, *H — Quittung.* Leipzig, S. Hirzel. 1892. XXIV und 1238 spalten hochquart. 10 m.

Das werk, dessen ersten halbband ich in dieser zeitschrift XXIII, 362 fgg. begrüsste, ist in kaum drei jahren bis zur ausgabe des vierten gediehen; mit dem lezten artikel stelt sich also der herausgeber eine volgiltige „quittung“ über sein emsiges und rastloses arbeiten aus. Hoffentlich wird in entsprechendem kurzen zeitraume auch das lezte drittel bewältigt werden können. Dieselbe anerkennung, wie der erste, verdient auch dieser zweite band: die sorgfalt des verfassers ist ebenso zu

rühmen, wie die klarheit, mit welcher er auch bei vieldeutigen oder mannigfach gebrauchten worten die bedeutungen und verwendungen scharfsinnig und sicher scheidet und durch gut gewählte, genau citierte belege anschaulich macht. Auch die etymologischen angaben sind gründlich belehrend und überall mit grosser umsicht so gefasst, dass unrichtigen oder misverständlichen auffassungen der sprachgeschichtlichen vorgänge vorgebeugt wird. Zum ersten male ist (sp. I—XXIV) ein quellenverzeichnis beigegeben; es geht bis auf die neueste zeit und enthält z. b. auch die jüngsten exercier- und schiessvorschriften des deutschen heeres und den entwurf des bürgerlichen gesetzbuches; von dichtern und novellisten unter anderen namentlich C. F. Meyer, Rosegger, v. Wildenbruch. Ganz volständig ist das verzeichnis nicht; ich finde z. b. nicht den auf sp. 695 oben citierten Adrian, zu dessen feststellung meine bücherkentnis nicht ausreicht.

Nicht völlig klar sind mir die grundsätze geworden, nach denen Heyne fremdwörter aufgenommen oder fortgelassen hat. Ich finde z. b. *cigarre*, aber nicht *citrone*, *civil* (oder sollen sie unter *Z* folgen?); auch nicht *kap*, *kastell* und manche andere, denen mit ihren ableitungen ein deutsches wörterbuch wol hätte aufnahme gewähren können. Doch sei es fern von mir, mit dem verfasser über die grenze, die er hier sich gesezt hat, rechten zu wollen. Im algemeinen widerhole ich durchaus das schon über den ersten halbband ausgesprochene urteil, dass Heyne's wörterbuch sowol neben dem grossen von den brüdern Grimm begründeten werke seinen selbständigen wert zu behaupten vermag, als auch besonders, dass ihm überall dort eingang zu wünschen ist, wohin dieses umfangreiche und teure werk nicht gelangen kann; auch in den häusern der gedildeten deutschen familie und in den arbeitszimmern deutscher schriftsteller und zeitungsschreiber. Die nicht alzu massenhaft auftretenden, aber mit sorgfalt und umsicht aus guten schriftstellern gesammelten belege können jedem, der um treffenden und scharf bezeichnenden deutschen ausdruck sich bemüht, anhalt und richtschnur gewähren. Jedem schreibenden bietet Heynes wörterbuch auch nach dieser richtung reiche belehrung, und zwar mehr, als manche neu erschienene schrift über sprachreinheit und sprachrichtigkeit, da Heyne hauptsächlich positiv musterhaftes angibt, seltener negativ bedenkliches bekämpft oder abweist.

Nur zaghaft stelle ich einige bemerkungen über wörter zusammen, die ich bei gelegentlichem nachschlagen vermisst habe, oder zu denen ich etwas erinnern möchte. *abweihen* hätte nach dieser zeitschrift XXII, 253 wol aufgenommen werden können. — *anwesen* fehlt; ebenso das in Holstein in gleicher bedeutung übliche *gewese* = wirtschaftlich bebautes grundstück, haus mit hof und zubehör. — *bislang* ist zwar durch ein citat schon bei Bürger nachgewiesen und aus anlehnung an *bis só lang* hergeleitet; schwerlich aber ist diese anlehnung vielen der heutigen schriftsteller, welche das wort zu gebrauchen lieben, bewusst. Ich hätte gern eine warnende bemerkung bei diesem neben *bisher*, *bisjezt* ganz überflüssigen worte gesehen. — Der *deutsche Michel* hätte wol ebenso wie bei Grimm (II, 1046) aufgenommen werden können; eine lesenswerte studie des dr. A. Muncke über entstehung und gebrauch des ausdrucks enthält das gymnasialprogramm von Gütersloh 1870. — Bei *der erstere* (I, 819) und *der letztere* (II, 635) hätte ich neben den angaben über das aufkommen dieser misbildungen gern eine bemerkung über ihre völlige entbehrlichkeit gesehen, da Heyne in manchen anderen fällen solche kritik geübt hat. Auch auf *jedenfalls* (II, 250) hätte ein angriff gemacht werden können mit berufung auf Lachmanns beispiel; vgl. die ergötzliche beilage *D* bei Hertz, Karl Lachmann s. XXXIII! — *gelt* ist jezt doch nicht nur auf die oberdeutsche volkssprache eingeschränkt, son-

dern auch in mitteldeutschen landschaften (z. b. in Schlesien) sehr üblich. — Für *häufen* bezeugt Gellert 4, 248 (Ausgabe von 1867) *diesen mord durch einen selbstmord häufen* eine eigentümliche auffassung und verbindung des verbums. — *hüttenrauch* = arsenik steht bei Rosegger, gedichte (1891) s. 61. — *huschhüschen* neugebildetes verbum (echte reduplication?) Bürger in dem gedicht Inez von Kastro (brief vom 30. april 1778); nicht als zwei worte zu schreiben, wie in der ausgabe von Berger s. 179 geschehen ist! — Für *je und je* ist II, 249 kein älteres beispiel angeführt als eine stelle aus Paul Gerhardt; diese beruht aber offenbar auf Luthers übersetzung von Jerem. 31, 3. — Bei *knüttelvers* könte erwähnt werden, was auch in der eingehenden erörterung des wortes im grossen DWb. nicht geschehen ist, dass Kortum seine Jobsiade auf dem titelblatte (1784) selbst nante „eine historia lustig und fein in neumodischen knittelverselein“. — „Deine bisherige *kleiderei*“ aus demselben gedichte kap. 18 ist immerhin bemerkenswert. — „*eulen* und *krebse*“ das erste für wissenschaftliche, das zweite für zurückkommende verlagswerke (II, 468) ist titel eines buchhändlerromans von Niemann (Gotha 1888). — Wie ist das adjectiv *notwendig* bei seiner bildung gedacht worden? Doch wol: etwas, was sich in oder durch not so wendet (= gestaltet), wie es erscheint; nicht, wie Heyne II, 1019 umschreibt: geeignet eine notlage zu wenden. Lexer im DWb. 7, 956 sezt beide bedeutungen an; vielleicht ist doch nur die erste zu grunde zu legen.

Diese unbedeutenden nachträge verschwinden freilich gegenüber der reichen fülle dessen, was Heynes wörterbuch bietet; vielleicht hat Heyne selbst manche unter ihnen bei der notwendigen beschränkung, die für das buch erforderlich war, absichtlich bei seite gelassen.

KIEL. O. ERDMANN.

Peder Hegelund's Susanna og Calumnia. udgivne for universitets-jubilaeets danske samfund af **S. Birket Smith.** med et tillaeg: Materialier til skuespillets historie i Danmark før Kalmarkrigen. København, Thieles bogtrykkeri. 1888—1890. XLIX, 264 s. 8°. (= Universitets-jubilaeets danske samfund nr. 45, 47 und 53). 7 kr. = 7,90 m.

Das dänische drama von der keuschen Susanna, welches uns der um die geschichte des älteren dänischen schauspiels durch viele ausgaben und abhandlungen (vgl. diese zeitschrift XXI, 477) hochverdiente vorsteher der Kopenhagener universitätsbibliothek darbietet, ist eine übersetzung der lateinischen comoedia tragica Susanna des Augsburger schulmeisters Sixt Birck oder Xystus Betuleius vom jahre 1537[1]. Der übersetzer war gleichfalls ein schulmeister, der 1542 zu Ribe geborene Peder Jensson Hegelund, der, nachdem er seine studienjahre in Kopenhagen, Leipzig und Wittenberg vollendet, als leiter der domschule in seiner vaterstadt wirkte und als geistlicher daselbst 1614 starb. Für die einführung der schulkomödie nach deutschem vorbilde war er als rektor vielfach tätig: so brachte er am 25., 26. und 28. juni 1576 den Jephtha Georg Buchanans, den Abraham Georg Rollenhagens und die Susanna Bircks in dänischer gestalt mit seinen schülern zur darstellung. Die übersetzung der ersten beiden stücke rührte von Søren Kjær (oder Skriver) in Kolding her, die der Susanna hatte Hegelund selbst besorgt. Zur wahl derselben wurde er wol mit dadurch veranlasst, dass er schon 1565 eine lateinische Susanna, sicher die Birck-

1) Ein von mir verbesserter neudruck der lateinischen Susanna soll nächstens erscheinen.

sche, von studenten in Leipzig hatte aufführen sehen[1]. Er kante auch, wie er im vorworte s. 14 erwähnt, ein älteres deutsches Susannaspiel, wahrscheinlich die von Pilger in dieser zeitschrift XI, 132. 161 besprochene anonyme Nürnberger fassung: *Germanicum [poetam] qui hoc argumentum tractarit, vidimus nullum, praeter quendam, qui nulla fere elegantia confusum quiddam et ἄμουσον, Germanicis rhythmis, iam olim ante Betuleium nostrum congesserat.* Seine dänische übertragung liess Hegelund, nachdem er gehört, dass das lateinische original am 3. juni 1577 von studenten im Kopenhagener schlosse gespielt worden war, in den folgenden jahren 1578—79 zu Kopenhagen drucken.

Seine arbeit verrät in der form durchaus die einwirkung der deutschen litteratur. Sie ist in den vierfüssigen reimpaaren des deutschen dramas geschrieben, die an stellen, die eine seelische erregung schildern wie die liebesglut der greise oder die angst der Susanna (s. 29. 44. 49 fg. 62), den bekanten halbversen platz machen; das sapphische chorlied in der mitte des 5. akts (s. 17) ist in gleichem metrum widergegeben, während die übrigen chöre zu ende der akte fortgefallen sind; dreireime begegnen s. 44. 50. 63; überschlagende reime nur im prologe s. 22. Vereinzelt finden sich auch deutsche ausdrücke: s. 57 *en god jaaherre*, 63 *spitzgeselle*, 143 *Ein ider hüt sich für der that, Der lügen wird wol werden rhat*, und s. 141 fängt der gehilfe des büttels Andranchus an überhaupt deutsch zu reden. Gemeinsam mit deutschen bearbeitungen lateinischer dramen ist Hegelund die grosse breite und ausführlichkeit; zur widergabe der 1837 verse Bircks braucht er über 3000 (leider fehlt eine verszählung), wobei man freilich berücksichtigen muss, dass der dänische achtsilbler dem lateinischen senar oder tetrameter an länge erheblich nachsteht. Aber auch sonst ist die übersetzung keine wörtliche zu nennen, sondern oft malt der Däne die knapp angedeuteten züge der vorlage weiter aus; *dum ad nostri seculi mores et homines paulo vellem adducere istud [praescriptum autoris] propius*, sagt er s. 14. Er charakterisiert z. b. die leidenschaft der verliebten alten wortreicher, er schiebt in die gerichtsscene lehrhafte betrachtungen über die pflichten eines richters ein, er fügt zu der personenzahl einen weiteren sohn der heldin und einen büttel nebst seinem gehilfen. Eine besondre vorliebe hat er für volkstümliche sprichwörter und sentenzen aus der bibel und den lateinischen klassikern, wie auch zwei vom herausgeber s. XI erwähnte spätere sammelwerke von ihm zeigen; er sezt sie nicht bloss an den rand (zweimal, s. 50 und 153, begegnen citate aus Senecas tragödien), sondern auch in den text der Susanna. Regelmässig fügt Hegelund vor jeder scene ein prosaisches argument und eine gereimte moral, z. b. s. 79:

Lange klaeder met fuorede skind
Haffuer quindfolck oc stackede sind,

hinzu. Die ausführlichen lateinischen bühnenanweisungen ergeben manches interessante über die einzelheiten der darstellung: s. 49 ruft Achabus, um die stolz schweigende Susanna zu überführen, *inserta per vim in sinum manu: „Ah, foler, huad det hastelig slaar!“* s. 38 wird die ausstattung des gartens mit rasen und frischen blumen vorgeschrieben; vor dem beginne des stückes (s. 26) ziehen sämtliche schauspieler in drei abteilungen auf, und der argumentsprechor stelt sie den zuschauern

1) Die von Smith s. XIII[2] angeführte notiz aus Hegelunds kalender lautet: *11. maii. Publice in collegio Paulino exhibita est Susanna comoedia a nobilibus adolescentibus, magnificentissime.* Die erste aufführung hatte zwei tage zuvor auf dem rathause statgefunden. Sonst ist von studentenaufführungen in Leipzig während des 16. jahrhunderts, wenn man von Muschlers verdeutschung der Hecyra (um 1510) absieht, wenig bekant. Über das 17. jahrhundert vgl. Bolte in Herrigs archiv 82, 112—116.

einzeln vor, darauf *recipiunt se personae in domicilia sua intra scenam*[1]. Und s. 129 hebt der übersetzer es als eine besondere feinheit des dichters hervor, dass zum schlusse widerum sämtliche personen auf die bühne kommen und so den überblick über die ganze handlung erleichtern. Merkwürdig ist endlich die art, in der Hegelund im 4. akte für die erheiterung seiner zuhörer nach so vielem traurigen sorgen zu müssen glaubt; da ihm ein chorlied oder ein ausländischer tanz, wie er s. 15 bemerkt, hierzu nicht genügt, schiebt er hinter der verurteilung der heldin (s. 147—258) einen monolog der personificierten verleumdung (Calumnia) von etwa 3000 versen, also von gleicher länge wie das ganze übrige schauspiel, ein. Diese allegorische figur tritt gleich der vergilischen Fama (Aeneis 4, 173), die auch Hans Sachs zu seinen gedichten „Nachred das greulich laster" und „Das haus des Neides" (1531 und 1548; in der ersten folioausgabe 1, 297. R. Z. Becker, Hans Sachs im gewande seiner zeit 1821 taf. 17) angeregt hat[2], auf, an rücken und füssen geflügelt und ganz mit augen und zungen bedeckt, mit grossen ohren und zwei zungen versehen, in den händen bogen und pfeile. Sie stelt sich selber vor und nimt bei der schematischen beschreibung ihres wappens, ihrer kleider und gliedmassen gelegenheit, die geschichte der reformation in Deutschland, Frankreich, Holland und der aus ihr hervorgegangenen kriege von streng lutherischem standpunkte aus ausführlich zu erzählen. Wahrscheinlich führte Hegelund das zwischenspiel erst für den druck in dieser ermüdenden weitschweifigkeit aus; eine unverkürzte darstellung bei der ersten aufführung ist kaum anzunehmen. Die abbildung der Calumnia auf s. 149 kann mittelbar durch den holzschnitt bei Hans Sachs, der ja auch sonst ins dänische übersetzt ward[3], beeinflusst worden sein; auch an das beliebte Lucianische bild des Apelles von dem unschuldig verurteilten[4] mag erinnert werden.

Eine wertvolle beigabe des herausgebers ist die zusammenstellung aller nachrichten über die geschichte des dänischen schauspiels bis 1600 auf s. XXVII—XLIX. Wir ersehen aus den systematisch geordneten daten, wie die humanistensitte lateinischer schulaufführungen im laufe des 16. jahrhunderts in Dänemark eindringt, wie aber bald trotz einigen widerstrebens dänische übersetzungen an die stelle der fremden stücke treten, denen sich dann eigene dichtungen anschliessen. So werden ausser Plautus (Aulularia) und Terenz (Andria, Eunuchus, Heautontim.) die bedeutenderen neulateiner bekant: Reuchlins Scenica progymnasmata, Chil. Mellerstadts Dorothea, Gnapheus' Acolastus, Betuleius' Susanna und (?) Judith, Sapidus' Anabion, Gualtherus' Nabal, Papeus' (?) Samaritanus, Macropedius' Hecastus und (?) Lazarus, Madirus' Pisander bombylius, Crocus' (?) Joseph, Zieglers (?) Decem virgines, Stymmels Studentes, Buchanans Jephtes. Deutsche stücke, wie 1577 eine komödie von

1) Alles genau deutschem brauche entsprechend; vgl. meine bemerkung in Freybes ausgabe von J. Schlus Isaac 1890 s. ·31.

2) Smith s. XXIV erinnert an die den 2. teil von Shakespeares Heinrich IV. eröfnende figur des Rumour und an Fygomby in Tybos dänischem schauspiel Absolon (1618). Ebenso ruft in D. Cramers Plagium (1593) Fama, nachdem Kunz von Kaufungen die prinzen geraubt, zur verfolgung der entführer auf.

3) In unsern bibliographien fehlen die von Nyerup, Almindelig morskabslaesning 1816 s. 211—217 beschriebenen übersetzungen des Hellbades von 1540 (folioausgabe 1, 356) und des gespräches zwischen s. Peter und dem herren von 1553 (1, 94). Vgl. Matthias in den mitteilungen des vereins f. gesch. Nürnbergs 7, 180. Auch Wickrams Knabenspiegel von 1554 erschien seit 1571 mehrmals dänisch (Nyerup s. 208—211.

4) Hans Sachs, folioausgabe 1, 431 (1534). Woltmann, Holbein² 1, 205. J. Micyllus' komoedie Apelles Aegyptius (1364), deutsch von J. Cerner (1569).

David und Goliath (von Tyrolff?, Ztschr. f. d. altert. 32, 10), wurden am hofe zu Kopenhagen und Helsingör, wo später die englischen komödianten erschienen, dargestelt, während Rollenhagens Abraham durch Søren Kjaer übersezt wurde. Die s. XXXVII genante *fabula, in qua introducetur colonus aliquis, qui destituitur veste rustica* (1602) hing wol mit dem Vitulus des Schonaeus zusammen. Die s. XIII[2] angeführte Susanna des Macropedius hat wahrscheinlich nie existiert; s. D. Jacoby, Macropedius 1887 s. 11. S. XIV[5] lies 1577 statt 1677 und s. XXX, z. 9 v. u. *tamen* statt *tatem*.

BORKUM (BERLIN), JULI 1890. JOHANNES BOLTE.

Die reception der neuhochdeutschen schriftsprache in stadt und landschaft Luzern (1600—1830). Von dr. **R. Brandstetter.** Einsiedeln 1891. 91 s.

Diese schrift ist teilweise eine ergänzung oder fortsetzung der „Prolegomena zu einer urkundlichen geschichte der Luzerner mundart“, die der verfasser im jahre 1890 herausgegeben hat und die ich band XXIV, 231—33 dieser zeitschrift besprochen habe. Dies mal hat sich der verfasser die aufgabe gestelt, zuerst die schrift- (kanzlei-) sprache in Luzern vor dem eindringen des neuhochdeutschen und dann dieses eindringen und den kampf der beiden sprachformen bis zum siege des neuhochdeutschen darzustellen, beides sowol in grammatischer übersicht als an textproben.

Einleitend (s. 1—17) gibt der verfasser in ebenso gewissenhafter und einleuchtender weise wie bei den „Prolegomena“ die kritischen grundsätze an, nach denen er verfahren ist. Er hat nur handschriftliche quellen benuzt, weil die drucke oft änderungen enthalten, und nur von gebürtigen Luzernern mit authentischen unterschriften, immer von mehr oder weniger gebildeten. Schon diese grundsätze zeigen, welche sorgfalt und mühe der verfasser bei der auswahl seiner quellen verwant hat.

S. 17—30 folgt die darstellung der Luzerner kanzleisprache um das jahr 1600 in grammatischen hauptmerkmalen; s. 31—62 das eindringen der schriftsprache, welches natürlich nur almählich und nicht gleichzeitig auf allen punkten geschah, dargestelt in einer auswahl grammatischer erscheinungen. Den schluss machen textproben von personen, die an bildung, stand und wohnort verschieden waren.

Das einzelne liesse sich ohne weitläufigkeit nicht referieren, ist aber immer von interesse. Eine reihe von monographien ähnlicher art, wie die neulich erschienene von Nebert, Zur geschichte der kanzleisprache in Speier, ist natürlich eine unerlässliche vorarbeit für die geschichte der kanzleisprache und der schriftsprache im ganzen deutschen sprachgebiet. [Der verfasser liess noch erscheinen: Die Luzerner kanzleisprache 1250—1600. Gedrängter abriss mit hervorhebung des methodologischen momentes. Geschichtsfreund bd. XLVII, s. 227—318. Red.]

ZÜRICH, DECEMBER 1891. L. TOBLER.

Laut- und flexionslehre der mundart des mitleren Zornthales im Elsass. Von **Hans Lienhart.** (Alsatische studien, I. heft.) Strassburg, Trübner. 1891. 74 s. 2 m.

Durch die vorliegende übersichtlich eingeteilte und mit äusserster korrektheit gedruckte dialektgrammatik führt sich der zukünftige mitherausgeber des elsässischen

wörterbuches in günstiger weise bei den fachgenossen ein. Seine darstellung ist zwar eine rein descriptive, ausschliesslich nur die heutige aussprache berücksichtigende; dafür bleibt er aber nicht bei der lautlehre stehen, sondern bietet uns nun einmal auch die mundartliche declination, conjugation usw.

Einige grundsätzliche erörterungen mögen hier platz finden. Umlaut des *a* ist ein stark gutturales *ä*, z. b. *fach* — *fächer;* gelegentlich aber auch offenes *e*, z. b. *dach* — *decher,* woneben wider das diminutiv *dächel;* ebenso bei *ô: gôrte*ⁿ (garten) pl. *gaerte*ⁿ, aber *zôn* (zahn) — pl. *zên*. Lienhart führt dieses *e* auf „neuhochdeutschen einfluss" zurück. Ein solcher wäre nun aber nur denkbar durch vermitlung des gedruckten buchstaben, und da dieser = *ä* ist, müste dann auch die aussprache demgemäss sein. Wir haben es vielmehr mit zwei zeitlich auseinanderliegenden stufen des umlauts zu tun, von denen *ä* gerade die jüngere ist.

Etwas mechanisch ist das kapitel vom sporadischen lautwandel aufgefasst. Es ist unrichtig, zu sagen: „*t* für *k* — *stakse*ⁿ = mhd. *statzen*", sondern *stakse*ⁿ geht eben zurück auf mhd. *stackezen*. *môst* komt nicht von mhd. *mân*, sondern ist zusammenziehung aus *magsât; mer* für *wir* beruht auch nicht auf spontanem lautwechsel, sondern auf assimilation an vorhergehendes verbales *n*; in *mer* = *man* hat sich *r* aus hiatusdeckung veralgemeinert usw.

Das transscriptionssystem, dessen Lienhart sich bedient, ist dasjenige von Kräuter. In diesem system kommen die zeichen *b, d, g* nicht vor. Eine media im norddeutschen sinne, d. h. tönend, besizt nämlich das elsässische so wenig wie die andern oberdeutschen mundarten. Zugleich werden die tenues *p, t, k* mit so geringer intensität gesprochen, dass sie mit den charakterisierten *b, d, g* zusammenfallen. Für diese laute, die „gewissermassen zwischen den alten medien und den tenues stehen", sind die tenueszeichen gewählt — nach meiner ansicht kein glücklicher griff, da *p, t, k* im leser unwilkürlich die vorstellung einer energischen artikulation, wie sie z. b. die ostschweizerischen, nicht aber die elsässischen mundarten haben, erwecken. Es entfernt sich dadurch die elsässische dialektologie nicht nur von der in den mundartlichen schriften üblichen schreibung, sondern auch von der transscriptionsmethode der übrigen alemannischen dialekte.

Das zweite heft der alsatischen studien soll eine darstellung der sprache in Arnolds „Pfingstmontag" (1816) bringen. Wir möchten wünschen, dass darin das problem der lautbezeichnung seitens des nicht-philologischen dialektschriftstellers im zusammenhang mit der orthographie früherer zeiten erörtert würde.

BASEL, AUGUST 1891. ADOLF SOCIN.

Der mundartliche vokalismus von Basel-stadt. Von **Eduard Hoffmann.** Basel, Geering. 1890. 2 m.

Lobend verdient in erster linie hervorgehoben zu werden, dass Hoffmann das einschlägige material so volständig als möglich beibringt. Seine arbeit ist eine fleissige und sorgfältige lautstatistik. Mit besonderer vorliebe hat er die geschicke der unbetonten vokale verfolgt. Wenn ich mir erlaube, auf einige irtümer hinzuweisen, so soll dem wert der arbeit dadurch kein abbruch geschehen.

Seite 4 heisst es: „Nach den obigen erörterungen sind es also, abgesehen von der aussprache der fremdwörter, vorwiegend die gebildeten stände, welche die reinste lautform der mundart aufweisen. Es ist daher diese sprache der nachfolgenden abhandlung zu grunde gelegt". Gerade die art und weise, wie die fremdwörter von

den „ungebildeten" behandelt werden, hätte dem verfasser zeigen sollen, dass vorzugsweise bei diesen die quelle der mundart rein und lauter sprudelt. Ohne alle reflexion und gelehrsamkeit lassen sie die fremden laute diejenigen veränderungen durchmachen, welche durch die specifische einstellung ihrer artikulationsorgane bedingt werden. Wie die ungebildeten sich fremdes sprachgut mundartlich zurecht zu legen wissen, so finden wir auch bei ihnen die erbwörter in streng gesetzmässiger fortentwicklung, und dass sie beim umgang mit leuten anderer mundarten in höherem grad als die gebildeten eine korruption ihrer eigenen mundart zu befürchten hätten, ist nicht anzunehmen.

Die gebildeten waren nirgends und zu keiner zeit die getreusten hüter echter mundart, und in Basel werden sie wol keine ausnahme machen. Wie oben ist gesagt worden, hat der verfasser die sprache der gebildeten seiner abhandlung zu grunde gelegt. Im verlaufe derselben besint er sich eines besseren und bringt uns formen, deren jeder ungebildete sich bedient.

Seite 4 erwähnt er als der gebildeten sprache angehörig: *'kolossā́l, 'kontṓr, diškuriərə, 'konsultiərə* usw. Seite 84, 91 fgg. werden *bā̦rəblī̦, abī́dḙk, 'kabī́tsī̦nər, dišbədiərə, b̦ḗdišt, ăbidī̦tt* laut erklärung von seite 4 als ebenfals der sprache der gebildeten konform aufgeführt, obgleich sie ganz den stempel der „mots populaires" an der stirne tragen. Wie reimt sich das zusammen?

Über das vokalschema s. 5 mag folgendes bemerkt werden. Wenn Winteler (Kerenzer mundart s. 105) die vokale, ausgenommen die vermitlungsklangfarben, auf einer geraden linie darstelt, so steht dies im einklang mit seiner ansicht, dass die verschiedene qualität jener vokale hauptsächlich von der in horizontaler richtung sich volziehenden bewegung der zunge herrühre. Vietor (Elemente der phonetik s. 16) lässt in seinem diagramm die beiden schenkel von *a* aufwärts gehen, weil von *a* nach *i* und *u* die zunge sich hebt. Hoffmann führt die beiden radien abwärts. Das ist nun allerdings etwas neues, aber schwer zu begreifen.

Die gleichung *ẹ* = frz. *è* ist nicht richtig. Das frz. *è* ist offener als Hoffmanns *ẹ*. *ə* soll sich mit frz. dumpfem *e* decken, und um die gleichung plausibel zu machen, wird bemerkt: *ə* ist seiner färbung nach gegen *ö* hin liegend: *ə* in *bī̦rə* darf doch nicht dem *e* in frz. *le* gleich gesezt werden.

§ 16. In Bern spricht man nicht *ẹigə, mẹi.*

In §§ 17. 18. 19 befindet sich auch nicht alles im reinen. Die chronologie der diphthongierungen resp. der vokalverschiebungen steht auf sehr gebrechlichen füssen. Unter 1. finden wir: *iį > ẹi*, unter 3: *ẹi > ai.* Wenn also *ẹi* in *ai* übergieng, als *ī* (*iį*) schon zu *ẹi* sich gewandelt hatte, so muste dieser diphthong auch in den verwandlungsprozess hineingerissen werden, also auch in *ai* übergehen, folglich würde *šnẹiə šnaiə* ergeben haben. Dem ist aber nicht so, also fält auch das chronologische gebäude in sich zusammen.

Klar liegt jedoch die sache, wenn wir folgende entwicklungsreihe annehmen.

Die 1. etappe muss die entrundung der gerundeten vokale gewesen sein, also *öü > ẹi.* Auf der 2. etappe sehen wir *ẹi* in *ai* übergehen, und erst in lezter linie haben sich die geschicke der hiatusvokale erfült. Nicht weil der hiatusvokal *û* eine zu lange walfahrt angetreten, ist er zu *ai* geworden (!), sondern weil er später als *üi* und *ẹi* sich auf die reise begeben hat.

Hinsichtlich der transscription der konsonanten fält die doppelkonsonanz im auslaut auf. Im inlaut kann sie die gemination figurieren, aber im auslaut, was hat sie da zu tun? *brǘtt, șḗkk* usw. sollen doch keine gemination andeuten.

Nach §§ 146, 188, 199 nimt Hoffmann an, dass die alten längen *î*, *û*, *iu* im auslaut nicht, sondern nur im inlaut vor vokal diphthongieren. Es ist indessen nicht einzusehen, warum auslautender vokal vor vokalischem anlaut der folgenden silbe weniger der diphthongierung zu verfallen hat, als inlautender vokal im hiatus. Die bedingungen zum eintritt der diphthongierung sind ja in beiden fällen identisch.

BASEL, JUNI 1891. P. SCHILD.

MISCELLEN.

Zu Friedrich Hebbels trauerspiel Agnes Bernauer.

3. akt, 8. scene. (Friedrich Hebbels sämtliche werke. Hamburg, Hoffmann und Campe 1891. 4. bd. s. 48.)

Albrecht. Agnes, hat man 's dir schon gesagt, dass der rote wein, wenn du ihn trinkst, durch den alabaster deines halses hindurch leuchtet, als ob man ihn aus einem kristall in den andern gösse?

Hebbel benuzt hier ein altdeutsches motiv. Vgl. die erzählung der Borte von Dietrich von Glatz, gedruckt in v. d. Hagens Gesamtabenteuer I. band, s. 456, v. 47 fgg. Dort heisst es von einer jungen frau:

ir kinne wîz, sinewel,
ir kel was ein lûter vel,
dâdurch sach man des wînes swanc,
swenne diu schœne vrouwe trank.

Da „Agnes Bernauer“ 1851, das „Gesamtabenteuer“ 1850 erschienen ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass Hebbel gerade diese stelle vorgeschwebt hat.

4. akt, 4. scene (Werke s. 63) berichtet Ernst, herzog zu München-Baiern von seinem sohn Albrecht: Er reitet heut oder morgen nach Ingolstadt zum turnier hinab. Dort soll er, ich möchte sagen, wider ehrlich gesprochen werden, und dies wird glücken; denn Ludwig hat alles zusammen gerufen, was mir feind ist, er denkt: je weiter der riss zwischen uns beiden, je besser für ihn! Nun, während sie die fahne über ihn schwenken, will ich dafür sorgen, dass sie sich hinterdrein nicht zu schämen brauchen.

Den gebrauch des fahnenschwenkens in diesem zusammenhange entlehnte Hebbel höchst wahrscheinlich der erzählung „Michael Kohlhaas“ seines geistesverwanten H. v. Kleist, dem er, wie seine jugendschrift „Über Theodor Körner und Heinrich v. Kleist“ zeigt, schon früh eindringendes studium widmete. Vgl. H. v. Kleists sämtliche werke, herausgegeben von Theophil Zolling (Stuttgart, W. Spemann), 4. teil, s. 153: „Denn der erzkanzler herr Heinrich hatte die klage, die er im namen seines herrn in Dresden anhängig gemacht, punkt für punkt und ohne die mindeste einschränkung gegen den junker Wenzel von Tronka durchgesezt; dergestalt, dass die pferde, nachdem man sie durch schwingung einer fahne über ihre häupter ehrlich gemacht, und aus den händen des absenders, der sie ernährte, zurückgezogen hatte, von den leuten des junkers dickgefüttert und in gegenwart einer eigens dazu niedergesezten kommission dem anwalt auf dem markt zu Dresden übergeben worden waren“.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Zu Goethes Faust.

Prolog im himmel v. 68 (310):

Weiss doch der gärtner, wenn das bäumchen grünt,
Dass blüt' und frucht die künft'gen jahre zieren.

Schröer sucht in einer längeren anmerkung zu erweisen, dass hier nicht an das grün werden im frühlinge zu denken sei, sondern dass grünen hier die bedeutung des althochd. *gruojan* = wachsen habe. Ich sehe keinen grund, weshalb wir hier grünen in einer bedeutung fassen sollen, die in der sprache des 18. jahrhunderts nicht zu belegen ist. „Die künft'gen jahre“ ist wol zu erklären durch „dieses und das folgende jahr“. Wie ich sehe, hat auch Friedrich Hebbel in seinem trauerspiel Maria Magdalena (Sämtliche werke. Hamburg 1891. 2. bd. s. 99) in einer stelle, die offenbar auf eine reminiscenz an Goethe zurückgeht, die stelle des Faust so gefasst, wie man sie unbefangen immer erklären wird. Er lässt dort den meister Anton sprechen: „Wenn ich einen baum grünen sehe, so denk' ich wol: nun wird er bald blühen! Und wenn er blüht: nun wird er früchte tragen“.

II, 2, 5 Am obern Peneios.

3189 (7801) Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein pfad, nun ist's ein graus.

Bereits habe ich bd. 24, s. 509 dieser zeitschrift Schröers erklärung, welcher graus hier als land = steinkorn, steinschutt deuten will, zurückgewiesen. Ich füge dem heute eine stelle aus Lichtwers fabeln I, 22 hinzu, wo graus in ähnlichem zusammenhange vorkomt, indem es nach einem gewitter heisst:

Der gärtner läuft nunmehr herbei,
Und findet graus und wüstenei ....

Es ist klar, dass in einem zerstörten garten von keinem steinschutt die rede sein kann. Graus kann hier vielmehr nur die bedeutung „etwas grauen erregendes“ haben, die ich auch für die Fauststelle schon früher annahm. Ähnlich sprechen wir noch von den gräueln der zerstörung. Ebenso gebrauchen wir noch das adj. grausam in der bedeutung von „grauen erregend“, wenn wir von einem grausamen unwetter reden. Vgl. auch Mnd. wb. 2, 519 unter grusam, wo aber, wie in Kehreins Gramm. der deutschen sprache des 15. und 16. jahrhunderts § 282, eine andere deutung gegeben ist.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Erwiderung.

In seiner anzeige meines „böhmischen puppenspiels vom doktor Faust“ s. 421 fg. dieser zeitschrift (bd. XXV) gibt herr dr. Ellinger den gedankengang meiner vergleichung dieses puppenspiels mit dem volksliede in einer weise wider, gegen die ich einspruch erheben muss. Ich muss zur erklärung die betreffende stelle der anzeige anführen: „Die wichtigste der dabei in betracht kommenden fragen ist bekantlich die, auf welche weise die in dem epischen volksliede vorkommende scene, in der Faust sich den erlöser am kreuz malen lässt, in das drama gekommen ist. Kraus versucht den knoten mit einem kühnen streiche zu durchhauen“. Dieser „kühne streich“ ist, wie Ellinger weiter ausführt, die deutung des titels „Comödilied“ als Comödienballade, seines inhalts als widergabe einer Prager aufführung, woraus ich nach Ellinger auf eine Prager umarbeitung im 17. jahrhundert schliesse.

Für eine solche art zu schliessen wäre die bezeichnung „kühner streich“ noch ein euphemismus; sie ist mir jedoch volständig ferne gelegen.

Hätte herr dr. Ellinger meine einleitung so sorgfältig gelesen, wie eine andere quelle seiner recension, so hätte er erkant, dass mich das angegebene problem an dieser stelle gar nicht beschäftigt hat, dass ich vielmehr demselben schon in der vergleichung mit den deutschen puppenspielen auf s. 78 näher getreten bin. Die frage nach dem verhältnis des puppenspiels zum epischen volksliede hielt ich in übergrossem vertrauen auf Tilles untersuchungen für erledigt. Hatte ich doch als entdecker einer quelle, die seine ansichten zu bestätigen schien, keinen grund, ihm zu mistrauen. Es stand also für mich im vorhinein fest, dass die quelle des volksliedes ein puppenspiel des 17. jahrhunderts sei; ich untersuchte nur das verhältnis von C zu diesem construierten puppenspiele, und erst nachdem mir diese vergleichung eine gemeinsame quelle der beiden ergeben hatte, zog ich s. 94 zur beantwortung der nebenfrage: „wo fand diese aufführung statt?“ den titel „Pragerisches Comödi-Lied“ herbei. Herr dr. Ellinger hat sich Tilles ansicht über diesen titel zu eigen gemacht; ich vermag ihm darin nicht zu folgen. Doch das gehört nicht hieher; jedesfals ist meine art zu schliessen eine ganz andere, als man nach Ellingers anzeige annehmen müste.

Unrichtig ist es ferner, dass ich s. 57 die innern gründe zur datierung von C verschweige. Hier hat Ellinger meine interpunktion nicht beachtet; ich finde bloss diese gründe unzulänglich und berufe mich daher auf mein subjektives stilgefühl.

An der ganzen vergleichung von C mit dem deutschen volksliede und der daraus sich ergebenden datierung von C halte ich nun, da ich meine ansicht über Tilles untersuchungen geändert habe, nicht länger fest; ich glaube jedoch immer noch, dass C ein puppenspiel des 18. jahrhunderts und der treueste repräsentant einer ganzen gruppe der deutschen Faustspiele (der kreuzgruppe) ist.

PRAG. DR. ERNST KRAUS.

Antwort des recensenten.

Ich muss es den lesern dieser zeitschrift überlassen, die betreffenden seiten des buches von Kraus mit meinen ausführungen zu vergleichen; sie werden dann mit leichtigkeit erkennen können, ob die darlegungen des verfassers ungezwungen eine andre auffassung als die meinige zulassen.

Von einer anderen quelle meiner recension ist mir nichts bekant; herr dr. Kraus würde mich daher zu dank verpflichten, wenn er mir zur bereicherung meines wissens diese andre quelle nachweisen wolte.

SONDERSHAUSEN, AM 27. DECEMBER 1892. GEORG ELLINGER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Andresen, K. G., Sprachgebrauch und sprachrichtigkeit im deutschen. 7. aufl. (besorgt von Hugo Andresen). Leipzig, Reisland. 1892. VIII und 476 s. 6 m.

Die zusätze sind wenig umfangreich; druck und ausstattung des schätzbaren werkes sind in dieser ausgabe sehr würdig gestaltet.

Braune, Wilhelm, Die fabeln des Erasmus Alberus. Abdruck der ausgabe von 1550 mit den abweichungen der ursprünglichen fassung. [Neudrucke aus dem 16. und 17. jahrh. nr. 104—107.] Halle, Niemeyer. 1892. LXXII und 216 s. 2,40 m.

Der bei Goedeke[2] II, 437—447 eingehend behandelte fabel- und kirchenliederdichter ist in der einleitung von neuem liebevoll gewürdigt, wobei zu seiner biographie, zu der art, wie er seine quellen benuzte, und sonst zu seiner charakteristik vieles neue beigebracht ist. Interessant ist namentlich die anschauliche lokalisierung vieler fabeln an bestimten örtlichkeiten, die Alberus aus eigener anschauung kante (s. LXVIII fgg.).

Bünte, Karl, Beiträge zur sittengeschichte aus Tandareis und Flordibel. Kieler diss. 1893. 64 s.

Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts 40/41: Von deutscher art und kunst (1773). Stuttgart, G. J. Göschen. 1892. LV und 123 s. 3,50 m.

Der neudruck dieser berühmten fliegenden blätter ist von H. Lambel besorgt, welcher in der ausführlichen einleitung die äußere und innere geschichte der durch Herder veranstalteten samlung sorgfältig verfolgt. Treffend ist namentlich das zusammenfassende schlussurteil s. XXXVIII—XLI.

Über den verfasser des vierten aufsatzes, den Italiener Paolo Frisi, bringt Lambel s. XXXIII neue daten; name und person des deutschen übersetzers ist auch ihm unbekant geblieben.

Das citat, mit welchem Herder seinen berühmten Shakespeareaufsatz bedeutungsvoll eröfnet, hat Lambel ebensowenig nachgewiesen, wie einer der früheren herausgeber. Woher stamt es? O. E.

Die **Edda.** Die lieder der sogenanten älteren Edda, nebst einem anhang: Die mythischen und heroischen erzählungen der Snorra Edda. Übersezt und erläutert von **Hugo Gering.** Leipzig und Wien, o. j. Bibliographisches institut. 17, 402 s. geb. 4 m.

Gíslason, Konráð, Udvalg af oldnordiske skjaldekvad med anmærkninger, udg. af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. Københ. 1892. XXVII, 248 s. 5 kr.

Haack, Otto, Zeugnisse zur altenglischen heldensage. Kiel, diss. 1892. 56 s.

Hauksbók, udgiven efter de Arnamagnæanske håndskrifter nr. 371, 544 og 675, 4° samt forskellige papirshåndskrifter af det kongelige nordiske oldskriftselskab. 1ste hæfte. Københ. 1892, Gyldendal. 276 s. 5 kr.

Heyse, J. Chr. A., Algemeines verdeutschendes und erklärendes fremdwörterbuch mit bezeichnung der aussprache und betonung der wörter nebst genauer angabe ihrer abstammung und bildung. 17. ausgabe. Mit rücksicht auf die amtlichen erlasse über verdeutschung der fremdwörter neu bearbeitet von dr. **O. Lyon.** Hannover, Hahn. 1893. XII und 908 s. gr. 8. 6 m.

Bei der neuen bearbeitung ist das altbewährte werk vielfältig erweitert und verbessert worden. Alle angaben sind so klar und deutlich, dass sie auch ohne kentnis einer fremden sprache volkommen verständlich werden.

Kahle, Bernh., Die sprache der skalden auf grund der binnen- und endreime, verbunden mit einem rimarium. Strassburg, Trübner. 1892. VIII, 303 s. 7 m.

Katalog over den Arnamagnæanske håndskriftsamling, udg. af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. Andet binds 1. hæfte. Københ., Gyldendal. 1892. IV, 505 s. 7 kr.

Bei dem rüstigen fortschreiten dieser ausgezeichneten, von dem bibliothekar dr. Kr. Kålund mit gröster sorgfalt ausgearbeiteten werkes ist die baldige vollendung mit sicherheit zu erwarten.

Legerlotz, Gustav, Mittelhochdeutsches lesebuch. Mit einleitung und wörterbuch nebst einem anhang von denkmälern aus älteren und neueren mundarten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1892. XX und 134 s. Geb. 0,90 m.

Nibelungentext nach der handschrift C, was nicht zu billigen ist, und in ganz wilkürlicher auswahl ohne andeutung der fortgelassenen strophen. Dazu 3 strophen aus der Gudrun, 10 gedichte Walthers, kleine got., ahd., and., mnd. proben, sowie ein gedicht von Hebel und zwei von Klaus Groth.

Medeltidsordspråk, östnordiska ock latinska. Peder Låles ordspråk ock en motsvarande svensk samling, utg. för Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur. II. Kommentar av **Axel Kock.** Københ. 1892. 11 kr.

Meyer, Heinrich, Die alte sprachgrenze der Harzlande. Göttingen, diss. 1892. 46 s.

Noreen, Adolf, Altisländische und altnorwegische grammatik unter berücksichtigung des urnordischen. 2. volständig umgearbeite auflage. Halle, M. Niemeyer. 1892. XII, 314 s. 6 m.

Priese, dr. **Oskar,** Deutsch-gotisches wörterbuch nebst einem anhange, enthaltend eine sachlich geordnete übersicht des gotischen wortschatzes und eine sammlung von redensarten und sprüchen. Leipzig, R. Voigtländer. 1892. VI, 64 s. 1,80 m.

Der kenner des gotischen wird das anspruchlose büchlein mit interesse durchblättern, besonders den anhang, der einen schnellen überblick über den leider so überaus dürftigen wortschatz der uns erhaltenen fragmente des Wulfila ermöglicht. Der wissenschaft wäre durch ein ausführliches griechisch-gotisches wörterbuch mehr gedient; namentlich für die forscher auf dem gebiete der gotischen syntax wäre ein solches werk ein sehr schätzbares hilfsmittel.

Schmeckebier, O., Abriss der deutschen verslehre und der lehre von den dichtungsarten. 3. umgearbeitete auflage. Berlin, Weidmann. 1892. 32 s. cart. 0,40 m.

Sievers, Eduard, Altgermanische metrik. Halle, Niemeyer. 1892. XVI, 252 s. 5 m.

Eine erweiterte und berichtigte umarbeitung der von demselben verfasser herrührenden darstellung der altgermanischen metrik in Pauls Grundriss der germanischen philologie. Das buch behandelt nur die metrik der alliterierenden dichtung, ist aber für diese von fundamentaler bedeutung.

Wackernagel, W., Geschichte der deutschen litteratur. 2. aufl., fortgesezt von Ernst Martin. II, 3: das achtzehnte jahrhundert [abgeschlossene darstellung]. Basel, B. Schwabe. 1892. S. 287—538. 4,80 m.

NACHRICHTEN.

Der ordentliche professor dr. Hermann Paul in Freiburg i. B. hat einen ruf an die universität München erhalten und angenommen.

Für deutsche philologie habilitierte sich dr. V. Michels an der universität Göttingen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DER ZWEITE MERSEBURGER SPRUCH.

Der algemeinen anerkennung, die Steinmeyers neubearbeitung ler Denkmäler von Müllenhoff und Scherer bei den fachgenossen findet, ler widerholt und freudig ausgesprochenen genugtuung, dass er mit lten schultraditionen, die sich mit dem heutigen standpunkte der wissenschaft nicht mehr vereinigen lassen, rückhaltlos und entschieden gebrochen hat, kann auch ich im grossen und ganzen aus voller überzeugung mich anschliessen. Zuweilen jedoch hat er, wie es mir scheint, etwas zu voreilig das bewährte alte zu gunsten neuerer hypothesen, lie von ihren urhebern als sichere ergebnisse eindringender forschung betrachtet zu werden scheinen, bei genauerer erwägung aber als nicht stichhaltig sich erweisen, aufgegeben. Hierher rechne ich die neue auffassung des zweiten Merseburger spruches, der gegenüber ich Müllenhoffs erklärungen in jedem einzelnen punkte aufrecht erhalten muss.

Steinmeyer hat sich (wenn auch nicht ohne bedenken) zu den ansichten bekehrt, die Fr. Kauffmann im 15. bande der Beiträge (s. 207 fgg.) vorgetragen hat, ansichten, die zwar dem scharfsinne des herrn verfassers alle ehre machen, trotzdem aber meines erachtens samt und sonders verfehlt sind. Die erste von Kauffmanns behauptungen verteidigt den einfall Mannhardts, welchem auch Scherer, ohne ihn eingehender prüfung zu unterwerfen (QF. LI, xxvii), zustimte, dass nämlich *Phol* in z. 1 nur eine ungenaue schreibung für *Vol* sei — nur sah Mannhardt *Vol* als m. an, als das männliche seitenstück oder den bruder der *Volla* (wie *Njǫrdr* — *Nerthus*, *Fjǫrgynn* — *Fjǫrgyn*, *Freyr* — *Freyja* u. a.), während Kauffmann es als f., als nom. zu dem angeblichen genetiv *Volla* (z. 5) auffasst. Dies ist schon deswegen höchst unwahrscheinlich, weil man schwerlich im altertum die galanterie soweit getrieben hat, einen weiblichen eigennamen dem eines mannes voranzustellen: in den nordischen quellen heisst es *Oðinn ok Frigg*, *Bragi ok Iðunn*, *Njǫrdr ok Skaði*, *Freyr ok Freyja*, *Byggvir ok Beyla*, *Ái ok Edda*, *Afi ok Amma*, *Faðir ok Móðir*, *Hjǫrvarðr ok Sigrlinn*, *Helgi ok Sváva*, *Helgi ok Sigrún*, *Þjóðrekr ok Guðrún* und niemals anders. Weitere bedenken treten hinzu. Wie der schreiber dazu gekommen sein solte, denselben namen einmal mit *Ph*, das

andremal mit *V* zu schreiben, wird nicht erklärt — denn dass *Phol* für *d'Vol* (die Vol!) zu nehmen sei, soll mir keiner einreden, ehe er mir nachweist, dass der artikel vor eigennamen im ahd. gebräuchlich war. Der anlaut *v* begegnet in dem kurzen spruche nicht weniger als viermal (*vuorun, volon, vuoz, Volla*) neben einem *f* (*Frija*); wenn dem gegenüber der name *Phol* mit *ph* geschrieben ist, so ist mir das ein beweis dafür, dass ein laut widergegeben werden solte, der von dem deutschen *v* wesentlich verschieden war, wenn auch nicht so verschieden, dass er mit diesem nicht alliterieren konte[1]. Steinmeyer bemerkt (Dkm.[3] II, 47), dass die deutung Kauffmanns „nicht ganz sicher" ist, da „die vielen mit *Phol* komponierten oberdeutschen eigennamen zu denken geben". Sie geben nicht nur zu denken, sondern sie verbieten es geradezu, der hypothese Kauffmanns zuzustimmen. Diese ortsnamen begegnen hauptsächlich in Oberdeutschland, mithin in den gegenden, die der römischen kultursphäre am nächsten lagen, und finden sich vereinzelt bis nach Thüringen hinein (s. die von Jac. Grimm gesammelten belege in Haupts ztschr. II, 252 fgg. und Myth. s. 205 fgg.), während sie in Norddeutschland gänzlich fehlen (Fuhlsbüttel bei Hamburg gehört, da hochdeutschem *ph* niederdeutsches *p* entsprechen müste, nicht hierher): die annahme ist also wahrscheinlich genug, dass der eigenname *Phol* in der tat ein fremder, aus dem süden eingedrungener sei. Bugge hat dies richtig erkant, nur irt er darin, dass er (Studier s. 546 fg.) *Phol* als die germanisierte form von *Paulus* betrachtet (dieser hätte wol neben Christus, aber unbedingt nicht neben Wôdan erwähnt werden können). Dagegen trift Bugges frühere annahme (a. a. o. s. 288), dass *Phol* eine verstümmelung von *Apollo* sei, meiner meinung nach das richtige[2]. Dass fremdwörter, die mit einem unbetonten vokal anlauten, diesen nach ihrer aufnahme in das germanische gerne abwerfen, ist eine bekante tatsache (Wackernagel, Kl. schriften III, 297 fgg.); und nicht minder bekant ist es, dass die namen römischer gottheiten auf verwante gestalten der germanischen mythologie übertragen wurden (Mars thingsus, Hercules magusanus u. a.). Dass aber der griechisch-römische lichtgott Apollo dem germanischen lichtgotte Balder seinem wesen nach verwant war, dürfte wol nicht zu bestreiten sein.

1) Scherer (a. a. o.) behauptet, die alliteration fordere *Vol* statt *Phol*, was ich nicht zugeben kann. Womit solte wol der dichter ein mit *ph* anlautendes fremdwort (s. u.) anders alliterieren lassen als mit *v*?

2) Auch Zacher combinierte (Ztschr. IV, 467) *Phol* mit *Apollo*, sah aber die beiden namen als urverwant an, was ich für unmöglich halte.

Damit ist bereits ausgesprochen, dass ich auch die zweite behauptung Kauffmanns (die er Bugge entlehnt), dass nämlich *Balder* in z. 2 nicht ein eigenname, sondern ein appellativum sei und „herr“ bedeute, für falsch halte. Es spricht dafür nur der umstand, dass im ags. (und sonst nirgends) *bealdor* allerdings in dieser bedeutung mehrfach sich findet[1]. Denn dass dieselbe person in z. 1 *Phol*, in z. 2 dagegen *Balder* genant wird, könte nur jemand auffallen, der es für ungereimt ansieht, dass z. b. Ovid in den Metamorphosen dieselbe gottheit einmal (II, 394) mit dem römischen namen *Sol* und ein paar zeilen weiter (399) mit dem griechischen *Phoebus* bezeichnet. Ich halte demnach Müllenhoffs ansicht, dass *Balder* eigenname und mit dem nordischen *Baldr* identisch sei, aufrecht, bis man mir beweist, dass das wort jemals in Deutschland appellativisch gebraucht ist. Dass dies bisher noch nicht nachgewiesen wurde, führt auch Steinmeyer als ein bedenken gegen Kauffmanns behauptungen an, doch ist es ihm nicht gewichtig genug erschienen, um die neue theorie, wie sie es verdient hätte, a limine abzulehnen.

Kauffmann verwirft ferner die früher von allen herausgebern und erklärern geteilte auffassung, dass in z. 3 und 4 von vier göttinnen die rede sei, die nach einander die heilung des verrenkten pferdefusses versucht hätten, nämlich von Sinthgunt[2], Sunna, Volla und Frija. Er übersezt vielmehr: „da besprach ihn Sinthgunt, der Sun ihre schwester; da besprach ihn Frija, der Vol ihre schwester“. Warum „Sun“ und „Vol“ überhaupt genant werden, bleibt bei dieser erklärung rätselhaft. Kauffmann stösst sich an dem doppelten asyndeton in z. 3 und 4 und meint, da in z. 1 *Phol* und *Wôdan* durch *ende* verbunden sind, so hätte auch hier die conjunction nicht fehlen dürfen! Beide stellen sind aber gar nicht mit einander vergleichbar: in z. 1, wo die beiden subjekte dem verbum vorausgehen, war die setzung des bindewortes unbedingt notwendig, in z. 3 und 4 war es volkommen entbehrlich, weil das verbum an der spitze steht. Dass ein zweites subjekt, prädikat oder objekt, wenn verbum und erstes subjekt, prädikat oder objekt voranstehen, asyndetisch angefügt wird, ist für die ältere poesie geradezu charakteristisch, vgl. z. b. Þrymskv. 23: *ganga hér at garþi gull-*

1) Die vermutung Edw. Schröders (Ztschr. f. d. a. XXXV, 243), dass sich die appellativische bedeutung aus der persönlichen entwickelt habe, ist aber sicherlich zutreffend.

2) Die hs. liest *sinhtgunt*, was Bugge (Studier s. 286) verteidigt, der *sinht* für eine contraction aus **sinnaht* ansieht. Aber decomposita kommen meines wissens als im germanischen nicht vor.

hyrnþar kýr, oxn alsvartir (ist etwa *oxn alsvartir* apposition zu *gullhyrnþar kýr*?!); Hárb. 56: *stund er til stokksins, qnnur til steinsins;* Skírn. 34: *heyri hrímþursar, synir Suttunga, sjálfir ásliþar;* Atlakv. 43: *fjarghús ruku, bœr Buþlunga;* Hild. 20: *her furlêt in lante luttila sitten prût in bûre, barn unwahsan* (mit demselben rechte, wie im Merseburger spruche, könte auch hier nach Kauffmanns logik aus dem fehlen der copula geschlossen werden, dass *barn unwahsan* nicht als zweites objekt zu *furlêt sitten*, sondern als apposition zu *prût* gefasst werden müsse, weil ja in z. 2 *Hiltibrant enti Hadubrant* geschrieben steht!); Beów. 49: *him wæs ȝeômor sefa, murnende môd;* 89: *þǽr wæs hearpan swéȝ, swutol sang scopes;* 654: *Hrôðȝâr . . . him hǽl abeád, wínærnes ȝeweald;* 672: *þâ he him of dyde îsernbyrnan, helm of hafelan;* Hêl. 19: *sia wârun gode lioba, wirðiga ti them giwirkie;* 126: *ni skal an is lîba gio lîdes onbîtan, wînes an is weroldi* (dagegen im pros. Tatian 2, 6: *wîn noh lîd ni trinkit,* genau nach der Vulg.: *vinum et siceram non bibit*) usw. usw. Wir dürfen auch nicht übersehen, dass wir es z. 3 und 4 mit einer aufzählung zu tun haben, wo die conjunction, was schon Grimm bemerkte, häufig ausgelassen wird, vgl. Rígsþ. 25: *Snót, Brúþr, Svanni, Svarri, Sprakki, Fljóþ, Sprund ok Víf, Feima, Ristil;* Hyndl. 22: *Gunnarr bálkr, Grímr harþskafi, jarnskjoldr Þórir, Ulfr gínandi;* Sturl. I, 41^{20}: *þeira synir váru þeir Grímr, Snorri, Ingjaldr;* 41^{32}: *þeira synir váru þeir Jón, Þorsteinn, Oddi;* 42^{4}: *þessi váru bqrn hans: Asólfr, Oðalríkr, Margrét;* 189^{14}: *hann átti mqrg bqrn: Svart Hrafn, Christrøð;* 190^{2}: *enu váru bqrn Eyjólfs ok Hildar . . . Jón, Loðmundr, Alfeiðr;* 191^{26}: *þeira bqrn Brandr, Páll, Valgerðr;* vgl. ferner 192^{11} fg. (14 namen ohne conj.) 192^{22}, $193^{7. 27. 28. 30}$, 193^{8}, 194^{6-11} usw. usw. Noch entschiedener spricht gegen Kauffmanns erklärung der umstand, dass die von ihm behauptete construction (*Sunna era suister* = „der Sun ihre schwester"), die noch in mhd. zeit sehr selten begegnet (Gramm. IV, 351), im ahd. — ich kann mich hier auf die belesenheit meines freundes O. Erdmann berufen: vgl. oben s. 116 — sonst unerhört ist: und wenn Kauffmann in z. 2 ein beispiel derselben findet, so zeigt er widerum, dass er verschiedenartiges nicht auseinander zu halten versteht: denn *sîn* ist nicht gen. des personalpronomens, sondern, wie die von Erdmann a. a. o. angezogenen Otfridstellen aufs klarste beweisen, nom. des possessivums und *sîn vuo:* darf sicher nicht mit *demo Balderes volon* zu einem ganzen zusammengeschweisst werden, sondern gehört zu *birenkit*, da der ausdruck nicht anders zu fassen ist, als wenn geschrieben stände: *dô wart*

demo Balderes volon der vuoz birenkit — wie die worte zu verbinden sind, lehrt schon die verscäsur.

Da somit *Sunna* nicht minder nominativ ist als *Volla,* so fält auch jeder anlass fort, in der ersten figur etwas anderes zu suchen, als was man bisher mit fug und recht in ihr erblickt hat, nämlich die göttin der sonne. Kauffmann, der überall um jeden preis etwas neues und noch nie dagewesenes scheint erklügeln zu wollen, erkent in ihr die nordische *Syn.* Diese göttin aber, von der in den liedern der Edda niemals die rede ist, die auch von den skalden nur selten erwähnt wird (einmal von Hallfreðr vandræðaskáld, Fms. II, 249; einmal in der Þórsdrápa des Eylífr Guðrúnarson, Sn. E. I, 302; einmal in einer lausavísa des Egill Skallagrímsson, Egils saga ed. Finnur Jónsson s. 317; und einmal in den Nafnaþulur der Sn. Edda I, 556) gehört aller wahrscheinlichkeit nach als personifikation eines bestimten vorganges im nordischen rechtsverfahren (Gylfaginn. c. 35) zu den jüngsten neuschöpfungen der skandinavischen mythologie und hat auf aufnahme in den gemeingermanischen götterhimmel sicherlich ebensowenig anspruch wie die *vrouwe Sælde* oder die *vrouwe Werlt* der mhd. dichter.

Es bleibt also (wenn anders meine bedenken, wie ich nicht zweifle, begründet sind) von Kauffmanns hypothesen nicht eine einzige bestehen, und die lehre ergibt sich, dass die kühnen neuerer nur nach reiflichster überlegung es wagen solten, an Müllenhoffs sorgfältig durchdachtem werke zu rütteln oder zu ändern. Auch die von ihm vorgenommene umstellung der namen *Volla* und *Frija* in z. 4 muss ich durchaus als volberechtigt anerkennen. Vor den gesicherten resultaten der modernen forschung hätte der hochverdiente gelehrte, der z. b. schon in seiner herstellung der Vǫluspǫ́ die neuentdeckten metrischen gesetze, so sauer es ihm wurde (DA. V, 98 anm.), anerkant hat, sein auge nicht verschlossen, fals es ihm vergönt gewesen wäre, die 3. auflage der Denkmäler selber zu besorgen; durch Kauffmanns angriffe hätte er sich aber, wie Steinmeyer selber vermutet, in seiner erklärung des zweiten Merseburger spruches schwerlich beirren lassen.

KIEL, 4. JANUAR 1893. HUGO GERING.

ALLITERIERENDE DOPPELKONSONANZ IM HELIAND.

Von der algemeinen regel, dass beim stabreim lediglich der erste laut des stabtragenden wortes in betracht komt, machen bekantlich die drei gruppen *sk sp st* eine ausnahme — drei gruppen, deren einheit-

lichkeit ja auch bei der lautverschiebung ihren zweiten konsonanten eine sonderstellung verschaft. Wenn aber diese drei verbindungen die einzigen sind, bei denen der stabreim mehr als einen laut umfassen muss, so komt doch eine tendenz, den reim auf mehrere glieder einer lautverbindung auszudehnen, keineswegs nur bei ihnen zur geltung. Für die altsächsische poesie mindestens kann man ganz algemein die regel aussprechen: doppelkonsonanz reimt am liebsten auf doppelkonsonanz.

Mir war diese regel, deren modifikationen noch auseinanderzusetzen sind, längst geläufig. Als ich vor einigen jahren Heliandübungen leitete, sah ich zu meinem befremden, dass sie völlig unbekant zu sein schien. In der litteratur fand ich sie dann nur in Rask-Mohnikes Verslehre der Isländer. Man hat mich schon einmal gescholten, weil ich dies veraltete buch citierte; ist es aber meine schuld, dass es in vielen punkten feiner und sorgfältiger beobachtet, als die zahlreichen jüngeren metriken? So geht Brate (Fornnordisk metrik s. 20) auf die frage gar nicht ein. Nur Vetter (Muspilli s. 44) hat ausdrücklich gegen Rask polemisiert. Dieser sagt (s. 15): „Ist der hauptstab zusammengesezt, insonderheit *sk st sp*, so müssen auch die nebenstäbe dieses sein, und ein blosses *s* oder ein *s* mit einem andern konsonanten als nebenstab würde für einen fehler gelten; jedoch wird dieses mit *bl br gl gr fl fr* nicht so genau genommen, wiewol es für richtiger und besser gehalten wird, wenn sie alle drei volkommen übereinstimmen“. Vetter erwidert: „*gl gr, bl br, fl fr* sind nicht mit Rask hierher zu rechnen: sie unterliegen der lautverschiebung; und dass ihre völlige übereinstimmung richtiger sei, als bloss die des *g b f*, konnte Rask wenigstens aus der Edda nicht entnehmen“. Nun ist es durchaus richtig, dass die Edda unsere regel noch weniger streng durchführt, als die continentale alliterationsdichtung, wahrscheinlich auch weniger streng als die angelsächsische; ob aber eine genaue prüfung nicht dennoch selbst für die Edda Rask recht geben würde, das käme auf die probe an. Nur dürfte diese probe sich nicht auf ein blosses zählen der fälle beschränken, in denen *gl gr bl br fl fr* tatsächlich auf *gl gr* usw. reimen. Die „volkommene übereinstimmung“ wird vielmehr oft auf eine eigentümliche weise gewonnen, die man noch gar nicht beachtet hat.

Übersehen wir diejenigen ahd. alliterationsverse, die mit doppelkonsonanz beginnen, so finden wir die folgenden:

gafregin firahim : firiuuizzo MSD. I, 1;
prût bûre : barn MSD. II, 21;

bretôn billju : banin MSD. II, 54;
prinnan pehhe : paluuîc MSD. III, 26;
preita : varprennit MSD III, 58.

Nur an der lezten stelle reimt *pr* mit *pr*. Aber an den beiden ersten sehen wir dennoch die alliterierende doppelkonsonanz widerholt, nur mit vokalischer unterbrechung: *fr* reimt mit *fir*, *pr* mit *bur* und *bar*. Das ist nun kaum ein zufall; denn wo wir die doppelkonsonanz an zweiter stelle treffen, begegnen wir dreimal derselben erscheinung:
ferahes frôtôro : frâgên MSD II, 8;
hêremo : hrusti II, 56;
furikitragan : frôno MSD. III, 100.
Nur zweimal fehlt sie:
fateres : friuntlaos II, 24;
brunnôno : bêdero II, 62.

Zwar folgt auch hier noch ein *r*, aber erst in der dritten silbe. Anderseits sehen wir aber auch die vokalisch unterbrochene doppelkonsonanz auf ihres gleichen gereimt: *garutun (gûđhamun) : gurtun* II, 5. — Ich behaupte nun, dass es sich hier um eine beabsichtigte verskunst handelt. Der reim auf doppelkonsonanz gilt für vollkommener, wenn das reimende stabwort beide konsonanten bringt, sei es auch mit vokalischer unterbrechung. *frôtôro : frâgên* galt gewiss für besser gereimt als *ferahes frôtôro;* dieses aber immer noch für besser als *fateres : friuntlaos.*

Zur deutung dieser zunächst vielleicht befremdenden erscheinung ist an die häufigkeit der svarabhakti im germanischen (J. Schmidt, Vokalismus 2, 373 fg.) und besonders im westgermanischen (Braune, Ahd. grammatik § 65; vgl. Gallée, As. laut- und flexionslehre § 69) zu erinnern. „Die liquiden“, sagt Schmidt dort, „haben in den hochdeutschen und sächsischen dialekten von je her einen stark vokalischen klang gehabt, der sich in den ältesten sprachdenkmalen wie in den heutigen volksdialekten zwischen ihnen und folgenden konsonanten oft zum selbständigen vokale individualisierte“. Mit anderen worten: beim vortrage reimte tatsächlich nicht *fer : fr,* sondern *fer : fer,* und der reim *ferahes : frotoro* war also völlig gleichartig dem reime *garutun : gurtun.* Gerade wie Otfrid den endreim gern über die lezte silbe herausdehnt (Erdmann, Otfrid s. LXVIII), so liebt die stabreimdichtung die alliteration über den ersten konsonanten zu verlängern; und wo die doppelkonsonanz kein genaues echo findet, da tritt aushelfend silbenreim ein. Im princip, darf man sagen, galt die verbindung „muta cum liquida“ als einheitlich und verlangte entsprechenden reim; aber

da sie in praxi fast als silbisch empfunden ward, konte dieselbe strenge wie für die metrischen binderunen *sk sp st* hier nicht statfinden.

Um die regel, deren wahrscheinlichkeit aus den geringen resten althochdeutscher stabreimdichtung sich uns ergeben hat, an reichhaltigerem material zu prüfen, habe ich die ersten 1019 verse des Heliand durchgesehen und gebe nun hier das resultat. Der bequemeren terminologie wegen habe ich, vom standpunkte der reimtechnik ausgehend, die verbindung von muta und liquida mit eingeschlossenem vokal „aufgelöste doppelkonsonanz“ genant, obwol man sachlich mit mehr recht die doppelkonsonanz in solchen fällen als kontrahierte silbe bezeichnen dürfte. — Da *sc sp st* als ein konsonant gelten, so war ihre verbindung mit *r* als den gruppen *br cr* usw. gleichartig anzusehen und zu behandeln.

Der kontrolle wegen haben wir auch die fälle verzeichnet, in denen doppelkonsonanz nicht auf gleiche, sondern auf ähnliche, d. h. nur im ersten componenten identische doppelkonsonanz reimt.

Von doppelkonsonanzen kommen im stabreime vor:

I. an erster stelle:

x + *r: br cr dr fr gr hr thr wr;* nicht *tr.*

x + *l: bl fl gl hl sl;* nicht *wl.*

x + *n: sn;* nicht *cn.* *x* + *w:* nicht *sw.*

x + *y* + *r: str;* nicht *scr spr.*

II. an zweiter stelle:

x + *r: br cr dr fr gr wr;* nicht *hr thr tr.*

x + *l: fl hl wl;* nicht *bl sl.*

x + *n: cn;* nicht *sn.* *x* + *w: sw.*

x + *y* + *r:* weder *str* noch *scr* oder *spr.*

III. an dritter stelle:

x + *r: br cr dr fr gr hr thr tr;* nicht *wr.*

x + *l: hl sl;* nicht *bl fl wl.*

x + *n: sn;* nicht *cn.* *x* + *w: sw.*

x + *y* + *r: scr spr;* nicht *str.*

Von den im altsächsischen vorkommenden doppelanlauten feh[illegible] im stabreim gänzlich nur *cl*; für *sl* halten wir uns in *sliumo* 13[illegible] 1014 M gegen *sniumo* C an den Monacensis.

Von den anlauten *sc sp st,* die ja so wie so als einheitlich beha[illegible] delt werden, ist (ausser in den verbindungen mit *r*) hier abgesehen.

Es bleiben demnach im ganzen neun verbindungen mit *r*, fü[illegible] mit *l*, zwei mit *n*, eine mit *w*, sowie die drei konsonantischen trip[illegible]thonge *scr spr str,* also zusammen zwanzig doppelkonsonanzen.

I. Volle doppelkonsonanz an erster stelle.

1) Doppelkonsonanz reimt mit der gleichen doppelkonsonanz, und zwar:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz: *cr:* Cristes : crafte 34. *dr:* dragu drugi : drihtnes 264. drome : drohtines 316. gidruog drome : drohtin 681. drohtin : droma 710. *fr:* fruodo : gifrumid 105. fruod : frahon 177. Fehlt bei *br gr hr thr wr* und allen verbindungen mit *l*.

b) mit doppelter und einfacher konsonanz: nur Cristes cumi : craft 866.

c) mit voller und aufgelöster doppelkonsonanz: *cr:* craft Criste : gicoran 12. *fr:* frumida ferehtlico : frohon 109. freson ferahes : friđu 773.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *br:* bredan berg : barn 714. *cr:* craft : gecorana 17. Cristes : kara 499. *dr:* drohtin diurie : derbi 27. *fr:* frummian firiho : fiori 9. fruod : ferehtan 73. fruod : foroht 115. friđu : firio 420. friđu faran : furthron 483. fragoda : firiwitlico 815. *gr hr thr wr* fehlen. *fl:* flesk afallan : fel 153. *hl:* hluttron : helago 291.

e) mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *br:* brudion Bethleem : barn 749. *cr:* Crist cuningo : gicoranan 991. *fr:* fri ferahu : fehmea 310. fremidun firinwerc : fellun 743. friđu fiondon : frahmuod 1011. *hr:* hriuwig herta : helaga 804. *wr:* writan wislico : wordgimerkion 233. wreth wurđigiscapu : widua 512. wrethero willeon : word 955. *hl:* hlutteran hugi : hellea 898. hlud hohon : heland 990. *str:* strid stande : starkan 29.

2) Doppelkonsonanz reimt mit der gleichen und ähnlicher doppelkonsonanz: allemal bei aufgelöster doppelkonsonanz:

fr: fruod filowis : furn 570. *hr:* hriuwig herta : helaga 804. *thr:* thrim githolonne : therna 502. *wr:* wrethero willeon : word 955.

3) Doppelkonsonanz reimt mit ähnlicher doppelkonsonanz und zwar:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz: *cn:* cneo craftig : krist 982. *sl:* slapandion : sweban 680.

b) mit doppelter und einfacher konsonanz: *bl:* blithi gibodscipi : brudi 301. blithi brioston : bocne 666. *fl:* flodo fagarosta : friđubarn 760. *hl:* hluttru hugiu : hnigan 546. *sn:* sniđi suerdu : serora 747.

c) mit voller und aufgelöster doppelkonsonanz: *bl:* blithi brioston : barn 474.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *fr:* gifruodot : filo 208 und 225. friđugumono : folk 619. friđubarn : fundan 667.

e) mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *bl:* blikan berehton : bocne 602. blodaga barmon : banon 751. *hl:* hlutro hugiu : herren 111. hluttran hugi : herdos 422. hluttran hugi : gihorig 837.

4) Doppelkonsonanz reimt mit einfacher konsonanz und zwar:

a) ausschliesslich mit einfacher konsonanz: *br:* brudigumen : bodlu 509. brioston : buokcraftes 614. *cr:* craft antkendun : cumi 489. craftigron cuning : cunneas 610. Crist : ankennean 813. *dr:* drohtines : dadio 140. drohtine : dages 515. drohtine : dadeon 936. drohtines : dopean 1000. *fr:* nie. *gr:* gruotta geginwardi : gode 258. *thr:* thria theodo : thenkean 593. thria : thingo 653. *bl:* blithi gibodscepi : Bethleem 424. *gl:* glauwa gumon : godes 623. dass. : gifa 654. dass. : godes 809. *hl:* hluttro hugiu : helagna 467. *str:* stranga stemna : forstandan 934. *sw:* sweltan sundeono : sid 734.

Die andern fälle haben wir schon verzeichnet: mit doppelter und einfacher konsonanz s. u. 1) b) bei gleicher, 3) b) bei ähnlicher doppelkonsonanz; mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher s. u. 1) c) und 3) c), mischfälle s. u. 3) b) und 3) e).

II. Volle doppelkonsonanz an zweiter stelle.

1) Doppelkonsonanz reimt mit der gleichen doppelkonsonanz.

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz: nicht möglich, da der fall sonst unter I. 1) a) fiele.

b) mit doppelter und einfacher konsonanz: *cr:* cuman craft : Cristas 49. kind cribbiun : craft 382. cuthian craft : Crist 399. cuningo craftigost : Crist 973. *fr:* fader fragon : gifruodot 228.

c) mit voller und aufgelöster doppelkonsonanz: *fr:* fuori friundon : gifragn 800.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *br:* gibarg briostun : barn 831. *dr:* diuridun drohtin : derbeas 83. *fr:* firihofrummian : fiori 16. *cn:* kinda kneobeda : cuningwisu 672.

e) mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *br:* bari briostun : bidun 174. giboht brudi : barn 298. barun brioston : badun 690. *dr:* diurlic drohtines : dopi 961. *fr:* firio frumon : fiund 52. firio fruma : findan 403. *gr:* gerno gramon : guodon 901. *wr:* wislico giwret : wordu 237. weros wracsid : wundan 554. wisliko giwritan : warsagon 622. *cn:* kunneas cnuosles : kiesan 223.

2) Doppelkonsonanz reimt mit der gleichen und ähnlichen doppelkonsonanz:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz fält mit I. 2) a) zusammen.

b) mit doppelter und einfacher konsonanz: bei der vollen doppelkonsonanz verzeichnet.

c) mit voller und aufgelöster konsonanz: *fr:* folmon frumidun : fruod 180.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *fr:* falle fruobro : firio 496. *cn:* quami cnuosla : cunneas 347. cuman cnuosle : kunneas 366. cunnies cnuosle : cumana 558.

3) Doppelkonsonanz reimt mit ähnlicher doppelkonsonanz und zwar:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz: fiele unter frühere rubrik, da auch an erster stelle doppelkonsonanz stünde.

b) mit doppelter und einfacher konsonanz: *fl:* fuodan flettea : gifruodot 150. fagaro flettea : fragode 552. fagar flode : friđubarn 983. *hl:* hofno hludost : hertun 746. *sw:* sagda swefna : slapandion 701.

c) mit voller und aufgelöster doppelkonsonanz: hier wäre nur der fall zu verzeichnen, dass an erster stelle aufgelöste, an dritter volle doppelkonsonanz stände; er komt nicht vor.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: nie.

e) mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *br:* balg brioston : beteran 723. *fr:* fagaron fratohon : folmon 380. *cn:* cuman cnuosle : kesures 66.

4) Doppelkonsonanz reimt ausschliesslich mit einfacher konsonanz: *cr:* gicuthid craft : quena 193. cuman craft : kind 276. cuningo craftigost : cuman 371. kind cribbun : cuning 407. cuman craft : cuning 598. gicuthid craft : cumbal 648. *gr:* guodan gruottun : geba 673.

III. Volle doppelkonsonanz an dritter stelle.

1) Doppelkonsonanz reimt mit der gleichen doppelkonsonanz:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz: würde mit I. 1) a) zusammenfallen.

b) mit doppelter und einfacher konsonanz: nach der doppelkonsonanz an erster bez. zweiter stelle verzeichnet.

c) mit voller und aufgelöster doppelkonsonanz: ebenso.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *dr:* diuritha : drohtine 418. *fr:* ferahtan : fremmean 93. forohti ferahe : freson 263. forth : friunscepi 322. ferran gifarana : fragoda 633. forabodo : frahon 931. *wr:* warsagono word : wrekkean 631. *hl:* heland : hluttro 958.

e) mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *br:* barn buosme : brioston 292. barno betst : bringian 338. *dr:* dernero dualm : drohtin 53. duome diurthun : drohtin 490. dopta diurlico : drohtin 967. diurlicaro dufun : drohtines 988. *fr:* fiendan autfuorian : gifrang 715. *gr:* georno gangan : grurios 112. *hl:* huldi heƀan : hluttra 902. *sl:* selƀon gisahun : sliumo 1014.

2) Doppelkonsonanz reimt mit der gleichen und ähnlicher doppelkonsonanz:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz,

b) mit doppelter und einfacher konsonanz

c) mit voller und aufgelöster konsonanz:

alle drei fälle nach der vollen doppelkonsonanz an erster oder zweiter stelle verzeichnet.

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *wr:* weros waldand : wrekkeon 671. *fr:* folgodun farahtlico : frumida 659. *sl:* selbes sunies : sliumo 137.

3) Doppelkonsonanz reimt mit ähnlicher doppelkonsonanz:

a) ausschliesslich mit voller doppelkonsonanz,

b) mit doppelter und einfacher konsonanz,

c) mit voller und aufgelöster konsonanz:

wie bei III. 2).

d) ausschliesslich mit aufgelöster doppelkonsonanz: *cr:* kindiski craft 840. *hr:* helithos hondon : hriwig 722. *hl:* himil : bihlidan 41 handgiwerc : hlutra 885.

e) mit aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *bl:* bereht bocan : blek 661. *fr:* fagar felde : fri 435.

4) Doppelkonsonanz reimt ausschliesslich mit einfacher konsonanz: *br:* gibenkeon gibeddeon : brudi 147. buokstaƀon : brief 230. ban bodscepi : bredun 341. buokspaha : brief 352. *cr:* antkendun kumbal Crist 657. aquellean : craftig 754. *dr:* Dauides : drohscepi 363. Dauides : drohtin 401. dago : drohtin 485. dohter : drohtine 505. dopan drohtines 889. dopi : drohtin 971. dopta dag : druhtfolc 978. *fr:* fasto bifangan : gifrumid 43. fodda fagaro : frio 438. fasto : frum 1018. *gr:* gumon Josepe : gruonean 757. *thr:* thiedo : thritig 963. *tr:* tionon atomid : treuwon 1016. *scr:* unsculdiga scola : biscriƀun 752. *spr:* spaha : gisprokean 375. spahoston : spracono 613. spahan : sprakun 84[illegible]

IV. Aufgelöste doppelkonsonanz an erster stelle.

Hier können also reime mit voller doppelkonsonanz nicht mehr in betracht kommen, weil schon oben verzeichnet; dasselbe gi

1) Aufgelöste doppelkonsonanz reimt

a) mit der gleichen aufgelösten doppelkonsonanz ausschliesslich: *br:* burgliudiun : barn 824. *fr:* fernun : formon 217. *hr:* harma : horian 498. hardlico : herro 640. *wr:* werthan weroldi : wordon 125. giwerthan : wordon 158. giwordan weroldi : giwarod 374. warlico : wordon 417. wordon wercon : weros 541. wordspaha weros : warun 563. weroldrikea : werthan 618. wirkean wordun : werold 811. warlico : wordon 868. wararo wordo : warth 907. weros warlico : werold 913. weron weroldi : wirthig 938. *hl:* helaglico : haldan 333, ebenso 448. helaga : helithon 518. holda : bihaldan 540. helagan : helean 1006. *sl:* selbon : saligna 587. *wl:* alowaldan : willeo 998. *cn:* kindjung : kunneas 167. cuninges : kindisc 733. kind kunni : cuning 774.

b) mit der gleichen aufgelösten doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *br:* barn burgeon : bed 196. barn giburdeon : gibod 205. barn barma : gibod 216. giboran burgion : gibod 348. giboran Bethlehem : barno 370. berehtun burg : buoki 530. berehtun bokne : barn 545. barnes giburd : bodon 697. barn Bethleem : giboran 731. barno best : giboranero 835. *fr:* firio beforan : fiwi 47. gifaran fathie : ferran 556. faran fern : fagin 899. *hr:* hard haramscara : helag 240. harm herta : hugi 607. *wr:* wordun wercun : wisara 5. giwarahtes giwahsanes : wordon 42. warun weroldi : wundar 157. giwordan waron : wihe 171. wardon weroldi : wini 321. waron wordon : biwundan 406. warun wordun : wiba 445. warun wordon : giwittig 569. giwath weroldi : wiscuning 582. werod warlico : wissin 620. werdan weroldi : wibon 748. werthan wordon : giwit 850. weros watere : warlico 1001. *hl:* helpa himile : helagna 11. helag himilisc : helitho 15. held helaga : hugi 385. helag himilisc : helithos 440. helpa hebancuninges : helago 521. *wl:* welono wunsamost : willeo 871. *cn:* cuning kesurdome : cunnio 605. kindes cumi : cuning 639.

2) Aufgelöste doppelkonsonanz mit gleicher und ähnlicher aufgelöster doppelkonsonanz: *br:* berehtun burg : bilithi 433. *hr:* harm herten : helitho 500. *wr:* wirdiga giwirkie : waldand 20. word weroldi : waldand 26. werthan weroldi : waldandes 277. werthe wordon : willeo 286. giwardot warlico : waldandes 300. weroldes waldand : word 409. weros weroldi : willeo 484. werodas giwaldan : word 767. werthan weroldi : willeon 893. weros warlico : waldand 905. word willeon : worde 933. werthan weroldi : willeon 943. *hl:* helithon hertan : helagna 21. *wl:* waldand welda : wordon 682. waldandes willeon : wordon 779. giwald weroldi : willeon 842.

3) Aufgelöste doppelkonsonanz reimt:

a) mit ähnlicher aufgelöster doppelkonsonanz ausschliesslich: *hr:* herren : helage 708. herron : helithos 917. *wr:* giwirkean : weldi 163. warlico : willeon 398. weroldi : waldan 585. *fl:* folgodin : furi 596. filowiso : furn 624. folke : furisagono 928. *hl:* helm : heritogon 58. hel : herron 259. *wl:* waldand : werold 39. waldande wertha : word 117. waldand warlico : wordo 974.

b) mit ähnlicher aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *br:* giboran bald : bocon 599. *cr:* gicoran kuninge : keser 62. *hr:* hetan heritoge : helmberandero 765. *wr:* warahta willeon : wiƀ 78. werode wihe : wilspel 519. giwirkian willeon : giwendit 692. wirkean willon : wih 790. wirkean willeon : wissun 855. war waldand : weg 916. werod watere : waldan 979. *bl:* balda bodscepi : barn 651. *hl:* helag heriscepi : heƀanwange 411. holdan herron : gihetan 486. holda herren : handon 676. *wl:* waldandi wirđig : giwit 260. waldandes word : giwit 575, ebenso 689.

4) Aufgelöste doppelkonsonanz reimt ausschliesslich mit einfacher konsonanz: *br:* berehtlico buok : gibodscip 8. barn buosme : gibod 324. burg Bethlem : bethero 359. barn bocon : bedu 592. *gr:* gerno : gigamalod 481. garo gumono : gode 957. *thr:* thiornun thinero : githungan 319. *tr:* torohtan teknon : to 428. torohtero tegno : tid 852. *wr:* giwerkes : wundran 160. werod wihe : wundrodun 175. werod witie : wisbodo 249. word wisa : wiƀ 288. weros wahtu : wiggeo 389. wordos : wiht 396. wordon giwisda : weg 695. word wisdom : giwitteo 848. werold : weg 896. werodes wuostinnia : wihti[illegible] 935. *bl:* bilithi : bocno 373. *hl:* helag : handon 7. helag : heƀanwang[illegible] 275. haldan hohgisetu : hiwiskes 365. helagas : heƀanwange 41[illegible]. helagna heƀancuning : hugi 473. helagna heƀancuning : herro 48[illegible]. holdan : hwerban 482. *cn:* cuning cuman : cumbal 635. kindjunga : qualmu 750. kindisc : quidi 817.

V. Aufgelöste doppelkonsonanz an zweiter stelle reimt

1) mit der gleichen aufgelösten doppelkonsonaz;

a) ausschliesslich: wäre nur bei fehlen des ersten stabes möglich; sonst schon verzeichnet.

b) mit der gleichen aufgelösten und mit einfacher konsonanz: *br:* bethiu giburdion : berehtun 367. Bethleem burg : barno 404. beston giburdeas : barn 584. bethiu barnu : berehtun 778. bodon burgi : barn 919. best giboranero : barno 993. *hr:* habda heriscipie : herta 55. *wr:* wines weroldi : wurdgiscapu 127. widun worold : warthan 1[illegible]. wanom weroldi : word 168. [illegible] wundrodun

giwirkes : giwerthan 203. wis weroldi : word 273. widun werold : werod 349. widun werold : wardos 387. wester weroldi : giwarod 597. wissun waren : worđon 615. wonon werode : word 707. wissa warun : werode 799. wissaro warsagono : weroda 924. wesan weroldi : word 999. *fl:* fagar folc : filu 412. fand folca : filo 805. *wl:* wegos waldos : williono 603. wendun willeon : waldandes 699. wonon willeon : giwald 827.

2) mit ähnlicher aufgelöster doppelkonsonanz:

a) ausschliesslich: schon verzeichnet.

b) mit ähnlicher aufgelöster doppelkonsonanz und einfacher konsonanz: *wr:* wisda weroda : waldandes 186. wisean waron : waldandes 190. wanom weroldi : willeo 447. wendian weroldi : willo 471. widor weroldi : willeo 536. wintro weroldi : willeon 964. *bl:* bocan bilithi : barn 479. *fl:* fasto bifolhan : ferahtan 22. bifieng felde : forohton 393. *wl:* wanom wolkan : wardos 392. wunoda willeon : wurth 761. watar willeon : weroda 874. wonoda waldandes : word 989. wesan weroldi : willo 1012.

3) mit einfacher konsonanz: *br:* buok baram : bad 232. bedon barne : banen 644. *wr:* giwisda giwarahta : wundarlicas 36. wisa wordun : wih 95. wintro weroldi : wiđ 145. wiđ wurdigiscapo : wintar 197. wesan weroldi : wisu 211. widun werold : wiđes 281. wesan werode : wiso 312. giwendid worđon : wiđe 330. wises word : wiđ 503. wintro weroldi : wih 514. wanom weroldi : wisun 687. wohs weroda : giwitteas 783. wisaro wordo : giwitun 832. wendat wordon : watere 882. was weroda : wiscumo 921.

VI. Aufgelöste doppelkonsonanz an dritter stelle reimt mit einfacher konsonanz:

br: bodo : barn 446. bethiu Bethleem : barn 459. Bethleem : burgo 625. bodo : barn 770. gibiodan barn : gibodscepi 895. *dr:* Dauides dohtor : diurlic 255. *fr:* fagaro antfengun : ferehtun 677. *gr:* gumono : gerno 1019. *thr:* thenkean thingo : thiornun 314. *wr:* wih : werod 103. wihe : wordon 114. giwinnanne : wordon 143. wanlik : werthan 207. wis winseli : word 229. wapnon witnot : werk 501. wihes : wardon 814. awahsan wuostinniu : werodes 860. wuostinniu : word 864. *fl:* fundun : folco 430. *hl:* ahebbean : helagaro 24. hebanwange : helag 434. hugisceftion : helag 436. handgiwerc : hlutra 885.

Bei der beurteilung dieses materials ist von den fällen auszugehen, in denen die doppelkonsonanz an erster stelle steht, denn der zweite stab ist ja der schwächste, der sogar oft ganz fehlt, und der

dritte kann auf die gestaltung der früheren nicht so leicht einwirken, wie der erste auf die der späteren.

Bei den fällen unter I. steht nun die statistik nicht alzu günstig. 39 belege genügen unserer regel: 8, in denen *xr* mit *xr*, 3, in denen *xr* mir *xr* und $x^e r$, endlich 28, in denen es mit $x^e r$ reimt (wovon 4 unter I. 2). Dabei ist als wichtig zu bemerken, dass der einfache reim (I. 1, b und I. 1, e) fast stets auf den zweiten stab fält: so 866 70 749 991 1011 502 233 955 898 990 29; und bloss 310 743 804 512 finden wir den dritten stab mit einfachem komponenten. — Aber diesen fällen stehen zunächst (unter I. 4) 19 belege gegenüber, in denen einfache konsonanz reimt; und dazu kommen noch (unter I. 3) 17, in denen zwar doppelkonsonanz reimt, aber eine andere als an erster stelle steht. Das wären 36 beispiele gegen, 39 für unsere regel.

Aber betrachten wir die beiden gruppen der ausnahmen näher.

Zunächst bei I. 4) ist nicht zu verkennen, dass unserer regel kein genüge geschieht. Hier fält nun auf, wie oft dieselben stabworte begegnen. Viermal steht *drohtin,* zweimal *thria,* dreimal die formelhafte verbindung *glauwa gumon* im versanfang: 9 von 20 stellen. Der dichter befand sich hier in einer zwangslage: bestimte worte drängen sich ihm fast unvermeidlich auf, ohne dass er ihnen volle reimworte zur seite geben konte. Immerhin bleibt natürlich die tatsache, dass in all diesen versen der dichter sich mit dem reim auf einfachen komponenten begnügt.

Wie steht es aber mit I. 2) und besonders I. 3)? Sind diese fälle den eben besprochenen gleich zu stellen oder vermitteln sie zwischen ihnen und den beispielen mit volkommenem doppelreim?

Ich glaube das lezte. Die verwantschaft von *r* und *l* ist mindestens so gross, wie die der verschiedenen vokale, die ja auch auf einander reimen. Ja sie ist grösser: leicht kommen schwankungen zwischen *r* und *l* vor (Sievers in Pauls Grundriss I, 296), so speciell auch ahd. (Braune § 120 anm. 1) und mhd. (Weinhold, Mhd. gramm. § 193—194). Von vornherein darf also jedesfals nicht bestritten werden, dass die konsonantische assonanz in fällen wie *filu* : *furu* empfunden ward; ein vermittelnder klang der aussprache, wie er etwa der in *r* und *l* differenzierten liquida der idg. urzeit eigen gewesen sein mag, ein gänzliches fehlen des rollens (Sievers a. a. o. s. 279) konte die ähnlichkeit der reimenden silben noch steigern. Und dass das as. *r* wenigstens in einigen worten „eine wenig energische aussprache" hatte, ist ja auch sonst wahrscheinlich (Gallée As. laut- und flexionslehre § 96). Allerdings gilt all dies nur für die fälle, in

entsprechen. Bei beispielen mit *cn, sn, sw* bin auch ich geneigt, an zufall zu glauben. Für absicht bei der bindung von *l* und *r* aber spricht der umstand, dass in den betreffenden versen das nur mit einfacher konsonanz versehene wort gewöhnlich in der schwächsten reimstelle steht: 301 760 111 422 837; an dritter stelle finden wir einfachen konsonanten nur 666 und 602 (beidemal mit demselben worte: *bocne*).

Rechnen wir nun die verse unter I. 3), in denen *xr* und *xl* reimen (elf), zu denen, welche *xr* mit *xr*, *xl* mit *xl* binden, und führen wir andererseit die bindungen von *cn* mit *cr, sl* mit *sw*, *hl* mit *hn, sn* mit *sw, fr* mit *fn* (fünf) denen zu, die doppelkonsonanz mit einfacher konsonanz reimen, so stehen nunmehr 50 fällen für die regel nur 25 gegen dieselbe gegenüber. Man sieht, wie notwendig bei solcher statistik eine individuelle prüfung der einzelnen klassen ist.

Besonders ist hier noch eins anzumerken. Da die art der vokale, selbst wo sie allein den stabreim tragen, keinen unterschied macht und die bindung ungleicher vokale sogar vorgezogen wird (Brate Fornnord. metrik § 21), so kann natürlich bei unserm nur assonierenden silbenreim gleichheit der von der doppelkonsonanz eingeschlossenen vokale erst recht nicht erwartet werden. Ob *bredan : berg* oder *bredan : barn,* das macht keinen unterschied. Dagegen ist es wahrscheinlich, dass beim reim von echter und aufgelöster doppelkonsonanz kürze des mitreimenden vokals verlangt wurde. Wenn 990 *hlud* auf *heland* reimt, so ist der zwischenraum zwischen *h* und *l* im zweiten worte zu gross, um die assonanz empfinden zu lassen. Anders steht es, wo zwei silben reimen: *helaglico : haldan* 333 kann sehr wol beabsichtigten gleichklang aufweisen. (Auch wenn beide assonierende silben lang sind — wie 708 *herren : helage* — kann gleichklang beabsichtigt sein: nach dem langen vokal wird die liquida leicht halb in die erste silbe gezogen: *hěl - lage.*)

Da die von uns vermutete bindung einer silbe mit einer doppelkonsonanz jedesfals voraussezt, dass nicht nur die leztere langsamer, sondern wol auch die erstere schneller gesprochen wurde als sonst, so sind alle fälle auszuschliessen, in denen konsonanten zu eng zusammenrücken würden, deren vergeselschaftung dem gem. sprachgebiet widerstrebt. V. 747 muss *serora* als nur mit *s* reimend angesehen [illegible] nicht bloss wegen des langen vokals, sondern auch weil *sr* [illegible]erlaubter anlaut ist; es wird ja urgerm. dafür *str* ge-

Nachdem wir nun die gleichartigkeit der „aufgelösten" mit der echten doppelkonsonanz zu erweisen versucht haben, gehen wir gleich zu den fällen über, in denen diese an erster stelle sich findet (IV). 26 verse binden $x^e r$ mit $x^e r$, $x^e l$ mit $x^e l$, 35 reimen teils so teils mit einfacher konsonanz. In diesen lezten fällen tritt die überraschende, noch nicht beobachtete erscheinung auf, dass die einfache konsonanz öfter an lezter als an zweiter stelle sich befindet. Sehr oft sind die beiden ersten stabworte formelhaft verbunden, so in fast allen beispielen mit *br*, ferner 406. 445. 569 *warun wordon*. Indessen das erklärt nur den vollreim an zweiter, nicht den unvolständigen reim an dritter stelle. — Die gleiche erscheinung finden wir nun beim reim auf ähnliche doppelkonsonanz. Fast immer steht (IV. 2) die identische verbindung an zweiter, die nur ähnliche an dritter stelle: *berehtun burg* — *bilithi*, oder es steht (IV. 3, b.) die ähnliche doppelkonsonanz an zweiter, an dritter stelle aber einfache konsonanz: *waldande wirđig* — *giwit*.

Ich glaube, dies zwingt uns, der aufgelösten doppelkonsonanz doch eine etwas von der der echten abweichende rolle zu geben. Wo an erster stelle *xr, xl* reimt, da wird zur volkommenheit des reims auch an der korrespondierenden stelle doppelkonsonanz gefordert, die im notfall durch $x^e r$ $x^e l$ ersezt wird. Wo aber an erster stelle $x^e r$ $x^e l$ sich finden, da wird dies nicht verlangt. Nur werden gern alte typische reimpaare in die erste halbzeile gesezt, die selbst einer früheren, wahrscheinlich strengreimenden zeit entstammen und jezt nur noch zur bequemen versfüllung dienen. Scheint es doch mit den zwillingsformeln, dieser charakteristischen eigenheit der altgerm. dichtung, ganz ebenso zu stehen (meine Altgerm. poesie s. 245). Der volle reim bei beginnender, aus muta + vokal + liquida zusammengesezter silbe wäre also in der as. dichtung nur ein rudiment, welches immerhin aber auf zeiten deutet, wo er mächtiger war. Die 26 fälle von IV. 1, a, zu denen in IV. 1, b noch 14 reguläre beispiele (370. 545. 731. 835. 556-42. 1001. 11. 15. 440. 521. 871. 605. 639) kommen, zeigen immerhin, dass auch im Heliand noch die reimbindung $x^e r : x^e r$ usw. gern angewant wird. Aber wir haben doch (IV. 4) allein 30 verse, wo einfache konsonanz entspricht. Und der allerhäufigste fall, reim mit ähnlicher doppelkonsonanz (IV. 2 und 3) mit 48 belegen spricht ebenfals gegen die ausdehnung unserer ersten regel auf verseröfnende aufgelöste doppelkonsonanz; denn weshalb solte *hard* mit *helac* lieber reimen als mit *haramscara?*

Wir haben also bis jezt zwei regeln gefunden:

1) Echte doppelkonsonanz an erster stelle wird am liebsten mit (echter oder aufgelöster) doppelkonsonanz gereimt.

2) Aufgelöste doppelkonsonanz an erster stelle bedarf der konsonanz in ihr entsprechenden reimsilben nicht mehr als jede andere silbe.

Wie steht es nun, wenn das doppelkonsonantische wort den zweiten reimstab trägt?

Ein blick auf II. 1 zeigt, dass hier der doppelreim fast ausschliesslich formeln verdankt wird. So besonders bei *craft Cristas* (II. 1, b) 49. 399. 973, so bei *fragon* 228. 800, bei *briostun* 831. 174. 690 usw. Eine absicht, auf die doppelkonsonanz an zweiter stelle doppelten reim an dritter folgen zu lassen, ist entschieden abzulehnen. Die schon vorhandenen und der bequemlichkeit wegen benuzten doppelreimenden formeln aber sind ein neuer beweis, dass zu anderer zeit *cr* wirklich vorzugsweise auf *cr, br* auf *br* oder *bar* usw. reimten.

Aber ein anderes bild bietet V. 26 mal führt aufgelöste doppelkonsonanz an zweiter stelle ihres gleichen als drittes stabwort nach sich. Nur 17 mal hat dies einfache konsonanz (V. 3), 14 mal ähnliche doppelkonsonanz in aufgelöster form (V. 2). Die statistik spricht also hier für den volständigen reim in höherem grade als bei der echten doppelkonsonanz. Wie ist das zu erklären? Wir finden sonst — wie auch ganz natürlich — echte doppelkonsonanz stärker wirksam als aufgelöste; verhielte es sich hier umgekehrt?

Eine rein schematisierende betrachtung stünde hier vor einem verblüffenden rätsel; einer individualisierenden anschauungweise scheint dies nicht unlösbar. Wir finden, dass in den vorliegenden fällen das zweite wort in der regel syntaktisch das hauptgewicht im satze trägt. Das erste stabwort ist adjektiv wie in *fagar folc* 412 oder verb wie in *habda heriscipie* 55; es erhält dadurch für die recitation das zweite stabwort fast höhere bedeutung als das erste. Wir sehen hierin beiläufig eine neue bestä-tigung der von Sievers algemein vertretenen, mindestens für den Heliandduns sicher scheinenden auffassung vom sprachtakt der alten stabreimverse. — Gerade nun hieraus erklärt es sich, weshalb an zweiter stelle echte und „aufgelöste“ doppelkonsonanz verschiedene behandlung erfahren. Die syntaktisch-rhetorische hervorhebung macht aus einem *cr* noch immer keine volle silbe; es bleibt schliesslich doch immer eine nur mit schwach vokalischem einschlusslaut gesprochene doppelkonsonanz, der ihre stelle im verse kein recht auf das gefolge einer doppelt reimenden dritten silbe verleiht. Dagegen ein *bur,* ein *fol* an dieser stelle werden durch die verlängernde kraft des accentes so nachdrücklich präsentiert, dass sie nach assonanz förmlich zu schreien scheinen.

Sind es doch auch vorzugsweise stark und tief tönende silben wie in *giburdon, burg,* wie in *weroldi,* für dessen dumpfen klang schon die engl. entsprechung zeugt. Wir sehen also, dass bei fragen der reimtechnik, wie längst ja Rieger erwiesen hat, bis in einzelheiten herein syntaktische verschiedenheiten eine rolle spielen und die einfache gleichsetzung beliebiger metrisch gleichartiger werte das sachverhältnis verschleiert.

Wir haben drittens den fall zu betrachten, dass die volle doppelkonsonanz an dritter stelle steht (III). Hier ist die regel sehr einfach, zeigt aber wieder eine neue form des eingreifens individueller momente. Bei zweireimigkeit wird der doppelkonsonanz gern die assonierende silbe vorausgeschickt (III. 1, d und III. 3, d), bei dreifachem stabreim geschieht dies nur zufällig (III. 1, e, III. 3, e und besonders III. 4). Es ist klar, dass die grössere intensität des reimes seine geringere häufigkeit im verse ausgleichen soll.

Unsere nummer VI verzeichnet nur stellen, in denen die an dritter stelle auftretende reimsilbe auf ihre vorgänger wirkungslos geblieben ist. Solche verse sind zusammenzulegen mit denen, in welchen ihr eine assonanz an zweiter oder dritter stelle entspricht. Diese sind alle schon besprochen. Es ist immer wahrscheinlicher, in reimfragen progressive assimilation anzunehmen, als regressive; aber III. zeigte uns soeben, dass auch diese vorkomt. Man müste nur eben das graswachsen hören können, um in jedem fall zu bestimmen, welches reimwort dem dichter stärker im ohr lag. Wo es das rhetorische hauptwort ist, kann es ganz gewiss proleptische assonanzen bewirkt haben, genau wie wir denselben fall täglich beim versprechen und verschreiben beobachten können. Aber wer kann nun wider immer wissen, wo der hauptton lag? Die alten sänger betonten gewiss anders als wir: uns scheint das neue immer als das am stärksten zu betonende — wie Reichels kleine abhandlung mit glück ausgeführt hat — ihnen ihrer ganzen tautologischen, häufenden art nach gewiss in der regel das schon bekante.

Wir haben bisher die oben allgemein formulierten regeln lediglich nach der stellung im verse individualisiert. Es gäbe auch andere einteilungsprincipien, vor allem lautphysiologischer art. Bekant ist, dass jede sprache bestimte alliterationen bevorzugt, so die lateinische *d* und *s*, die deutsche *w* und *h*. Keineswegs lässt sich das einfach aus der statistik der anlaute ableiten; sonst müste z. b. bei uns *s* als träger des stabreims viel häufiger sein, als es der fall ist. Ebenso wen[ig] erklärt der zufall, dass gerade bestimte beliebte worte

veralgemeinerung ihrer anfangskonsonanten im stabreim. Entscheidend ist gewiss ein ästhetisches behagen gerade an diesen klängen. Hess (Geist und wesen der deutschen sprache s. 35) hat darauf hingewiesen, welche rolle gerade spiranten und halbvokale in der deutschen dichtung spielen; und wenn sie statistich ebenfals einen hauptplatz einnehmen, so hat dies gewiss die gleiche ursache: die Germanen liessen von mehreren synonymis diejenigen fallen, deren klang ihnen weniger gefiel, begünstigten unter verschiedenen aussprachen die gefälligste usw. Ich hoffe in dieser richtung bald genaueres bringen zu können durch eine formulierung der germanischen anlautsgesetze, an der ich schon seit längerer zeit arbeite. Jedesfals liegt aber hier wider klar am tage, wie eng metrische und sprachliche eigenheiten verwant sind.

Eine solche modifikation unserer regeln auf lautindividualitäten will ich nicht wider durch alle situationen hindurchführen. Ich bemerke hier nur, dass bei *cr* die neigung zu doppelreim, bei *hl* die zu genauem reim besonders kräftig scheint, dass *hr : hl*, *wr : wl* und namentlich *fr : fl* sich beinahe zu suchen scheinen.

Ein drittes princip der einteilung könte aus der chronologie hergenommen werden. Vermehrt oder vermindert sich die tendenz zur doppelalliteration im lauf der dichtung? Zur beurteilung dieser frage reichen unsere tausend verse freilich nicht aus. Immerhin habe ich den ersten und wichtigsten fall, echte doppelkonsonanz (und zwar mit *r*) an erster stelle, darauf geprüft. Durchaus schien mir abnahme des vollen doppelreims bemerklich, wobei ungefähr v. 200 den wendepunkt bezeichnen kann. Der häufigste doppelanlaut, *fr*, komt in den ersten zweihundert versen sechsmal, in den nächsten achthundert nur dreizehnmal vor; jene sechs haben immer vollen doppelreim (9 73 105 109 115 177), von diesen dreizehn nur zwei (420 und 773; anders 208 225 310 420 456 513 570 619 667 743 1011). Ähnlich ist *cr* in den ersten 200 versen dreimal (12 17 34), immer mit vollem doppelreim, in den nächsten 800 sechsmal, aber nur einmal (499; anders 489 610 813 866 991) mit ganzer genüge der regel vertreten. Bei *dr* schiebt sich die grenze mehr der mitte zu: bis v. 316 sind vier fälle, von denen nur v. 140 *dr* mit *d* reimt, und zwar greift hier, wie natürlich auch sonst oft, eine formelhafte verbindung störend ein: dasselbe reimpaar wie 140 *drohtin : dadi* findet sich 936. (Dagegen 27 264 316 genauer vollreim). Nach v. 316 trägt *dr* noch fünfmal den ersten stab, aber nur noch zweimal mit vollem reim (681 710, aber nicht 515 936 1000). Für *cr* an zweiter oder dritter stelle konte ich eine analoge abnahme [illegible]llen, was sich aus dem obigen leicht erklärt. Die abnahme

bei I. aber deutet wider, wie schon manche anzeichen, darauf, dass in älterer, strengerer zeit auf deutschem boden wenigstens voller doppelreim wirklich gefordert wurde: erst almählich entzieht der christliche dichter sich dem ihn bedrückenden zwang. Die alten sänger hatten den vorteil fester formelhafter doppelalliterationen gehabt; er hat sich auch einige solche hilfsmittel angefertigt — so *craft Cristes* —, aber sie können die grosse zahl für ihn nicht mehr verwendbarer reimpaare nicht ersetzen. —

Welche bedeutung unser problem für die reimtechnik der alten dichter haben muste, das ergibt die eine tatsache, dass anlaut mit *wr* oder mit *w* + vok. + *r* in unsern 1019 versen nicht weniger als 123 mal begegnet, so dass ihn nahezu jede achte zeile trägt; so häufige worte wie *werold, wer* und besonders formen von *wesan* und *werthan* stellen das gröste kontingent. Dabei ist es selten echte doppelkonsonanz, diese dann an zweiter stelle (237 622, nicht 554) zweimal, an erster stelle einmal (512, nicht 233 955) durch *writan* verschaft. Übrigens komt gerade diese doppelkonsonanz im reim der ersten 200 verse überhaupt nicht vor. Auch *br* findet sich an erster stelle (509 614 714) und an dritter (230 292 338 341 352) nur nach dieser grenze, an zweiter einmal (174) vorher gegen viermal (298 690 723 831) nachher. Offenbar spricht auch dies für unsere annahme: der dichter vermied doppelkonsonanz im stabreim nach möglichkeit, so lange er sie noch voll glaubte reimen zu müssen. Vielleicht bedeutet v. 198, die geburt des Johannes, einen wirklichen abschnitt in der reimkunst unseres sängers; mehrere kapitel beginnen mit ähnlichen kurzen versen, so V. (v. 339), VIII. (v. 699), XII. (v. 949) und andere.

Auch die kleinste frage ist unerschöpflich. Wir könten noch untersuchen, ob die schweren vokale der „aufgelösten doppelkonsonanzen“ ganz ebenso behandelt werden wie die leichteren; wir könten vor allem auf die mehrmals gestreifte wirkung fester formeln auf die reimtechnik eingehen. Um den oberflächlichen einwand, unsere vermeinten regeln beruhten lediglich auf dem zwang des sprachlichen materials, der freilich schon durch einen verweis auf das verschiedene verhalten verschiedener reimstellen abzutun ist, ausführlich zu widerlegen, könten wir unsere reimstatistik mit einer algemeinen wortstatistik bezüglich der anlaute zusammenlegen, die wenigstens für die art, wie tatsächlich der wortvorrat auf die reimkunst wirkt, belehrend sein könte. Doch fürchten wir, die geduld des lesers schon genügend in anspruch genommen zu haben. Mich reizte es, eine im groben sehr leicht und einfach auszusprechende regel durch ihre individuellen modifikationen zu

verfolgen. Findet man, dabei sei nicht viel herausgekommen, so muss ich antworten: freilich nicht viel mehr, als herauskommen solte, aber über das verhältnis der sprache zum vers doch vielleicht einiges. Vor allem aber hat sich vielleicht wider einmal gezeigt, dass bei ins einzelne gehender betrachtung sich oft völlig andere resultate ergeben, als die blosse statistik aufzeigt. Und das ist am ende heut zu tage auch kein verächtliches ergebnis.

BERLIN, 3. DECBR. 1892. RICHARD M. MEYER.

TEXTKRITISCHES ZU MITTELNIEDERDEUTSCHEN GEDICHTEN.

I. Zu den mittelniederdeutschen gedichten, aus handschriften herausgegeben von August Lübben. Oldenburg 1868.

I, 10 *se vorsmade goet unde ere*
unde dar to alle dynk,
dar eer de werk mede ghenere.

Lübben vermutet, dass statt *werk verch* zu lesen sei, was aber im mnd. wb. nicht belegt ist. Ich vermute *werlt*. Der sinn ist: „sie verschmähte jegliche arbeit, womit die welt (die kinder der welt) ihren unterhalt zu erwerben pflegt“.

25 *Do sprak de moder untfermlike:*
„dochter, so gaet an mynen rouwe“.
ik byn van haven also rike,
gy moghet wol wesen vrouwe!“

L. übersezt v. 26: „Geht an meine ruhe, habt es so gut und bequem wie ich“. Nach dem zusammenhange empfiehlt die mutter der tochter sich der weltlichen liebe zu ergeben. Ich vermute deshalb:

*dochter, so gaet an myn*n*en rouwe*n

„Tochter, geht in der minne auszuruhen, euch der minne zu erfreuen“. Da die hds. teilweise undeutlich ist, so können die striche über der zeile, welche die ausgefallenen *n* bezeichneten, verwischt sein. Vgl. III, 47 *unde help mi, aller juncvrouwen ein vrouwe, dat ik ewichlik an dines kindes gnade rouwe.*

30 *moeder, waer syn se ghe*n*aren,*
de hir tovoren also rike
unde grote vrouwen waren.

L. bemerkt: *genaren*, „genesen, davon gekommen geblieben". Wie ist es mit denen geworden? Die vergleichung mit v. 482 fgg.:

> *„Des is gheleden seven jaer(en),*
> *dat hir quam eyn baghinekin;*
> *war mach it zin ghevaren".*

beweist, dass auch hier *ghevaren* zu lesen ist.

> 49 *„Dochter, gaet in iuwe camer ryk*
> *unde dœt an iuwe smale ziden*
> *vorsyrt in alre tyd*
> *unde laet desse rede ligghen.*

an doen = anziehn, bekleiden. *zide* ist „seite, wie v. 164 fg.: *unde dœt dan by mynen gheboede den grawen rok an iuwer ziden.* *smal* geht auf die schlanke gestalt der jungfrau. Im reime zu *ziden* stand wol ursprünglich *bliven* st. *ligghen.*

> 53 *„Moder, eyn speghel blœt*
> *is in myn herte ghestaen,*
> *dat is de bitter doet,*
> *den nement mach entghaen".*

bloet (s. anm. z. 258) kann hier allein die bedeutung „nichts weiter als nur" haben. Der sinn ist: „Ich brauche keinen weltlichen putz. In meinem herzen steht nur éin spiegel, in dem ich mich beschaue. Das ist der bittere tod, dem niemand entgeht".

61 fgg. ist zu lesen:

> *„Neen, moder wtverkoren,*
> *ik wil werden zin ghenoet;*
> *min lef wart arm gheboren*
> *unde ellendich to der doet* (hds. *to dem dode*).

Über *dôt* als fem., das der reim verlangt, s. die bem. zu 384.

> 81 *Seer iamerlyk vorladen*
> *droch he zin cruce goet,*
> *men sach de rode bladen*
> *noetverwen zin hilghe bloet.*

Statt *noetverwen* vermutet Lübben richtig *rôtverwen*. Wenn er aber fragt: „Sind *de rode bladen* hier die schulterblätter, die rot heissen, weil sie von der schweren kreuzeslast gedrückt sind? Oder prolep-tisch?" so treffen diese vermutungen das richtige nicht. V. 83 fg. gehen vielmehr auf die geisselung Christi. Es ist *de rodeblade* „Die blätter der rute" zu lesen. Die hiebe werden also nach der vorstel-lung des dichters mit zweigen erteilt, an denen no[illegible]

n solche auch als „badequesten“ (s. Mnd. wb. I, 351 u. *bladen*)

97. *Seet in de camer, dochter myn,*
dat bedde wide van dan

utet st. *van dan undân,* aber *van dôn* „öfnen, aufmachen“ ist l. wb. V, 196 belegt.

107. *iuwe rike moghen* (lies: *maghen,* verwante) *moghen mit eren vlyt*
en scolen iw nicht bystaen toer noet.

erkt: *vlyt* ist wol partic. von *vlien* (ornare, Kil.) „mit ehren . Ich sehe darin nichts anderes als das subst. *vlît,* eifer,

22. *stat* ist wol druckfehler für *scat.*

34. vermutet L., dass *den men* fehlerhaft aus dem anfange des ehenden v. *dar men* widerholt ist. Ich vermute umgekehrt, r *men* zu tilgen ist, welches entstand, indem das auge des rs auf den anfang der folgenden zeile abirte. Ich lese die lgendermassen:

„*Eyge, moder, des en beghere ik nicht,*
myn lef de utverkoren (auserwählte),
den men int cruce hanghen zeet,
he was ghecronet myt doren“.

ut ist auch v. 325 geschrieben.

13. *vorsweghet.* Ein schw. v. *vorsweghen* ist nicht belegt. Ist *het* oder *vorswêch* zu lesen?

)4. *troestghewynne* ist composit.

205. „*Suster, ik byn van mynnen rout,*
unde ik enbegheer anders nicht,
dan ik arme willelos al wet
van mynre moder scedede.

cht Lübben vergeblich zu erklären. Ich glaube, dass zu schrei- *van mynnen wunt* „von liebe krank“. Wir haben dann aller- inen unreinen reim *wunt : ut.*

257. *he* (Judas) *hefft verraden unde vorcoft*
dat kynt onnosel bloet.

sezt *bloet* durch „arm“, es ist jedoch wol unzweifelhaft, dass er durch sanguis, in der noch gebräuchlichen umschreibung für ndes wesen gebraucht wird. *kynt,* das als nicht in den zusam- g passend zu streichen ist, kam dem schreiber in die feder, in der verbindung mit *onnôsel* häufig ist (vgl. *der unnosel*

kindere dach = 28. december). Auch die im mnd. wb. I, 363 angeführten stellen aus dem Dithmarscher urkundenbuche (*de armen blode, de ketelboterknechte* u. a.) gehören hierher, denn wenn einmal *blôt*, sanguis als umschreibung für ein lebendes wesen gebraucht wurde, so lag es nahe auch den plural davon zu bilden, besonders wenn man nicht mehr deutlich an die ursprüngliche bedeutung dachte. — Die änderung von *vorcoft (: unsacht)* in *vorcocht*, die L. vorschlägt, ist unnütz.

265. St. *ghegreff* ist wol *ghereff* (= *gerîf* Mnd. wb. II, 72) zu schreiben.

305. *bernender* ist nicht in *bernendem* zu ändern, da *herte* als femin. auch durch andere stellen (Mnd. wb. II, 255) belegt ist.

323. *Siner moder wart so wee, beseet,*
dat eer herte duchte doer sniden.

anspielung auf Luc. 2, 35 et tuam ipsius animam pertransibit gladius, ut revelentur ex multis cordibus cogitationes. Da *herte* nur objekt sein kann, so fehlt das subjekt. Vielleicht ist *en swert* nach *herte* ausgefallen, möglich aber auch, dass zwei verse fehlen.

333 fgg. möchte ich lesen:

Des saterdaghes al den dach
so bin ik unledich mede,
offt ik sine moder mach
setten in yenighen vrede.

367. Der reim wird hergestelt, wenn wir *fyn* hinter *spise* ergänzen.

385. *Unfaet dit (deet), gude baghinekyn,*
dat Jhesus iw wil gheven,
want ik mach iw woldoen syn
ewelik myt em leven.

L. bemerkt: „*woldôn* = *woldônde*. Umschreibung des einfachen verb. „ich kann euch wol verschaffen, dass ihr ewig mit ihm lebt“. Der zusammenhang verlangt: *want it mach iw woldoen s.* „es (das kleid) mag euch wol verschaffen, ewig mit ihm zu leben.

417. *Du byst arm van willen nu*
unde alles of gheghaen.

Lies *afgeghaen*. Über *afgân* = sich entäussern s. Mnd. wb. I, 23 b.

469 vermutet L. *mit gruwen* statt *mit trouwen*. Ich halte es für wahrscheinlicher, dass *truwen* als versicherungspartikel zu fassen und *mit* zu streichen ist. Ähnliche versfülsel erscheinen ja mehrfach im gedichte.

508. *vorlaet* kann hier nur subst. = „das verlassen, aufgeben" sein, eine bedeutung, die im mnd. wb. nicht verzeichnet ist.

511. *Vorleen, got, dat an uns verdaghet,*
de an dy gheloven.

L. weiss sich den vers in der überlieferten gestalt nicht zu deuten. Vielleicht ist zu lesen:

Vorleen got, dat **se** *uns vordraghe,*
de an dy gheloven

„Verleihe Gott, dass sie uns, deine gläubigen, (mit Gott) versöhne".

519. *mit bliscap sunder vorlanghen*

L. erklärt *verlangh* = momentum, temporis spatium. *vorlanghen* ist aber wol substantivierter infinitiv in der bedeutung wie sie das Voc. Engelhus. vom jahre 1445 angibt: *vorlangen vel vordreyten, attediari.*

III, 22 lies *vlus* statt *vuls.*

IV, 27. *braghen : draghen* ist nicht zu ändern.

VI, 37 ist *dat* statt *dar* und 39 *do* statt *de* zu schreiben.

VII, 25. *hemmelschouwer* (St. Paulus) fehlt im mnd. wb.; auch in Lübben-Walthers hndwb.

VIII, 14 lies: *in iuncfrowen vaer* „in jungfrauen gestalt".

XI, 3. *wundentaster* fehlt im mnd. wb.; auch in Lübben-Walthers hndwb.

XII, 5 lies: *Och, konde ick my dar to verdigen,*
dat ick iuw konde loven werdigen!

Statt *sik verdigen* „sich fertig, bereit machen" hat die hds. *werdigen,* auch in den lezten beiden im Mnd. wb. 5, 676 unter *werdigen* verzeichneten beispielen ist *verdigen* zu lesen.

XII, 36. *vlesch, wyn, bath medestu alle tyd*

Ich halte *bath* weder für = balneum, noch glaube ich, dass es aus *math* verschrieben ist, sondern vermute:

vlesch, wyn **d***ath medestu alle tyd.*

XIII, 21 fg. lese und interpungiere ich, nachdem ich nach v. 20 punkt statt komma gesezt habe, folgendermassen:

l*ât my des also io ramen,*
dat ick by gode blive. Amen.

XV, 54 lies: *twe sunnen in schine overclaer.*

XVI, 26. *ick bevele dy gud, lyff, ere unde zele,*
behostu de, so blive ick seker
vor allen quaden valschen steker.

steker ist auch im mnd. wb. nicht erklärt. Solte nicht *sleker* = macula zu lesen sein? vgl. *sleckeren* schw. v. maculare, *besolen, smytten,*

sleckeren, unreyne maken: Mnd. wb. 4, 231. Im Göttingischen wird noch das subst. m. *slecker* = *slickerweder* gebraucht (s. Schambach s. 193 und 194).

XVII, 6. *ut erbenden.* Vielleicht = *uter benden* zu lesen? *uter* = mhd. *ûzer.*

90. *allet dat du denken kanst, dat denet dy*
dach unde nacht; su an de sunnen
unde an de manen unde an alle sternen
unde an alle dynk, de dy na syn unde verne.

L. vermutet wegen der mangelnden reime eine lücke. Da der zusammenhang eine solche nicht vermuten lässt, so wird wol zu lesen sein: *an de sunnen su* (: *dy*).

II. Van dem Holte des Hilligen Cruzes.

Dieses gedicht ist herausgegeben von Carl Schröder, Erlangen 1869; abdruck einer handschrift der Hamburger stadtbibliothek besorgt von demselben im Niederdeutschen jahrbuch 1876 s. 88 fgg. Ausserdem sind die verse 54—273 mit geringen veränderungen und teilweise geänderter reihenfolge aufgenommen in Arnold Immessens Sündenfall 1326—1527.

3. Statt *das* ist wie in der Hamburger hdschr. *des* zu lesen, da der vokalisch unreine reim hier weniger auffallen kann, als die nicht niederdeutsche form, die auch durch die vorlage nicht veranlasst wurde.

23. *dat he bî rade des duvels vil*
vorwordede sinen bruder Abil.

Da ausser dem original (s. Schröders ausgabe s. 121) auch die Hamburger hds. *fel* (böse, ruchlos) : *Abel* hat, so ist kein zweifel, dass *vil* nur ein misverständnis des schreibers ist, um so mehr, da nicht *Abil,* sondern *Abel* (v. 172 *helle* : *Abelle*) die im reime belegte form ist.

47. Das komma ist zu streichen.

77. *apen* ist wol als zusatz des schreibers zu streichen. Vgl. die lesart der Hamburger hds. und Sündenfall 1352.

108 ist zu lesen:

do dachte he up de clarheit
dar eme sin vader hadde af geseit.

In Schröders ausgabe fehlt *hadde,* nicht aber in der hds., s. Jahrb. II, 90.

141. Ein reim wie *reveren* : *delen* ist dem verfasser kaum zuzutrauen. Die verdeutschung von *diviseren,* wie in den übrigen hds. zu lesen ist, wurde wol erst vom schreiber vorgenommen.

166. *dat duchte em sin schade,*
dat he (der baum) *gewassen stunt so hoge*
unde vordorret was so droge.

Die Hamburger hds. hat *was* statt *stunt,* und *stunt* statt *was.* Für die richtigkeit dieser lesart spricht auch Sündenfall 1458.

182. *na den* in der bedeutung „dahin“ (s. Schröders ausg. s. 112) ist sonst nicht belegt. Da die Hamburger hds. an dieser stelle *van dennen* hat, so ist entstellung aus *van den* „von dannen“ höchst wahrscheinlich. *nâ den* = nachdem, nach dieser zeit 288.

203 fgg. Die vergleichung der entsprechenden stellen von Dboec und der Hamburger hds. führen auf folgende herstellung:

de olie der barmherticheide
schal dem kinde ut sinen leden
werden geperset so uter maten,
dat it eme de vader schal by laten
nogen van aller schult
de he up den menschen hult.

D. h.: „das öl der barmherzigkeit soll dem kinde so sehr aus seinen gliedern gepresst werden, dass der vater es (das kind) sich (dem vater) soll genüge tun lassen von aller schuld der menschen“. *bi* steht wie noch neuniederdeutsch für *da bi.* Für das mhd. s. Haupt z. Erec[2] 1060. Die veranlassung zur entstellung von *nogen* in *to noge* gab die etwas verwickelte konstruktion und das seltene vorkommen von *nogen* als transit. in der bedeutung von satisfacere.

209. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der dichter den reimlosen vers beabsichtigt hat, sondern wahrscheinlicher ist davor oder danach ein vers ausgefallen.

228. Dass *noch* aus *wedder* entstelt sein solte, ist nicht glaublich, sondern es wird mit umstellung von *noch* zu schreiben sein:

dre dage noch, so gy en seen,
. . . .
schal he leven unde lenger nicht.

Die Hamburger hds. hat: *dre daghe na dattu en sust.*

265. *hevet* erklärt Schröder s. 107 durch „*hebt*“, es ist aber, wie die vergleichung mit der Hamburger hds. (Sündenf. 1518 fgg. weicht ab) beweist = „hat“. Es ist dann auch kein grund zur änderung, sondern v. 260 fgg. sind mit der hds. zu lesen:

de drudde gerde schal wesen
gelik dem palmbome. bi desem
is de hillige geist bedut,

wente men in deme palmbome sut
dat he mannich blat uthgevet
unde al sine telgen hevet
dar mede (mit den blättern) *gesyret unde gespreit*
unde all in eyner grone steit.

268 fgg. Die vergleichung mit den übrigen hdss.[1] lässt ve ten, dass zu lesen ist:

des gelikes mach men merken
den hilligen geist an sinen werken,
de sine gnade hir unde dar
hemelik unde openbar
so mannichvolt h e v e t *utespret*
dat man nenen tal dar van wet.

294 fgg. Der dreireim scheint dadurch entstanden, dass schreiber der reim *leide : heyde* (s. Hamburger hds.) nicht geläufig

315. *be* ist druckfehler für *he* (vgl. Jahrb. II, 96).

324. Die schwache form *drudden* ist nicht zu ändern.

331 lese ich:

he toch van dar in Helem
unde allent dat dar was mit em
he vorde vort dar is em luste.
des avendes nemen se roste.

he vorde statt des hdschr. *se vorden* ist mir wahrscheinlicher w des folgenden. Nicht dahin, wo es ihm selbst, sondern wo es M beliebt, wird das volk hingeführt.

462. Das ἅπαξ εἰρημένον *dulgicht* ist noch nicht genügend erk Die Hamburger hds. hat dafür *gichtich.* Vielleicht ist zu lesen:

he was dul gichtich unde lam.

492 fgg. lauten in der überlieferung:

also david quam gereden
Do he scholde vor den seken riden
sloch he uth den roden to den suluuen tiden
Eyne soticheit dar he in deme berge was
Dat he al siner suke nass.

1) Auch die entsprechende stelle im Sündenf. 1524 fgg. ist entstelt und fo dermassen herzustellen: *Hir umme so mach me merken*
Den hilgen geist in sinen werken,
De sine gave hevet (hds. *gevet*) *tware*
Hemelik unde openbare
So mennich v o l t *utespret,*
Dat me nein tal af wet

Die überlieferung ist entstelt; doch genügt die herstellung Schrö-
s auch schon deshalb nicht, weil *ût slân* „herausschlagen“ wol von
er flamme, aber nicht von einem süssen geruche gebraucht werden
n. Aus dem niederländischen gedichte ist für die herstellung nichts
entnehmen, da es hier (drei statt neun verse, s. Schröder s. 86)
eutend kürzer ist. In der Hamburger hds. lauten die verse:

unde also David quam gereden
unde vor den seken solde liden,
do sloch eine vlamme to den tiden
ut den roden to dem berghe wert,
de hastelike hat verkart
alle de suke van sinen leden.

auch nach v. 587 fgg. (Hamb. hds. 625) eine flamme aus dem holze
lägt, so vermute ich, dass *he* v. 494 aus *hette* „hitze, heisse glut“
stelt ist, und dass die verse folgendermassen zu lesen sind:

also David quam gereden,
do he scholde vor den seken riden, (*liden* wie in der Hamb. hds.?)
sloch hette uth den roden to den sulven tiden.
eyne soticheit dar in deme berge was
dat he al siner suke nas.

508. Es ist unnötig *it* zu ergänzen, das auch die andere hds.
ht hat.

520. Der vergleich mit den übrigen hdss. lässt vermuten, dass
lesen ist: *it was lank er men it vullenbrochte*
so dure en werk, ik wet vor war.

rch *it* wird das subjekt in volkstümlicher weise vorweggenommen.

538 fg. ist mit genauerem anschluss an die hds. (auch die andere
t *se*, nicht *he*) zu schreiben:

he het den bom houwen unde kerven
de tymmerman wo se wolden.

552 ist *bunden it* „fügten es (das holz) ein“ zu lesen, vgl. v. 530.

572 fgg. lauten in der überlieferung:

do leet he varen in den wolt
Verne na vele eken.
Eynen anderen bom to soken.

h vermute nach den übrigen hdss., dass *hoken* statt *eken* zu schrei-
n ist. *verne unde na* hat schon Schröder richtig verbessert, dagegen
aucht nicht *in velen* geschrieben zu werden. Wir haben hier den

auch im mhd. (s. Haupt zu Erec[2] 3106) häufigen accusativ bei verben der bewegung.

619. *God sandet er in den sin Dat se deme holte to vote vil.* Der reim *sin* : *vil* ist dem bearbeiter nicht zuzutrauen. Ich vermute:

God sandet er in den mot
dat se deme holte vil[1] *to vot.*

Vgl. 623 *des sande er got in eren mot.*

632. Statt *der stede* schreibt Schröder *tôr stede.* Ich vermute *uppe der stede* „augenblicklich".

634. Statt *holt dî wis,* wozu s. 124 *wîs* als „weise" erklärt wird, ist *holt di wis* „halte dich versichert!" [*wis* = certus] zu schreiben.

Nach 659 ist ein punkt zu setzen und danach das hdsl. *He* (von Schröder in *unde* geändert) zu belassen.

667. *Dar vellet alsz id god wolde*
dat man enen dik grauen scholde
dar men dat vlesch an wasschen wolde
dat in den tempel wart ontfan

Es ist klar, dass hier nur eine nachlässigkeit des schreibers vorliegt. Das richtige lehrt die vergleichung mit der lesart der Hamburger hds. Es ist zu schreiben:

Dar vel et als it got wolde,
dat men einen dik graven scholde
dar men dat vlesch an wolde dwan
dat in dem tempel wart ontfan.

678 lies: *men grof ein putte an der sulven stede*
dar dat holt lach unser salicheide.

Wie die vergleichung mit der Hamburger hds. zeigt, gehört *dat holt unser salicheide* zusammen. Dies erkante der abschreiber nicht und schob deshalb ein *to* vor *unser* ein.

720. *anclivon* ist compositum.

726. Ich zweifle, ob der reim *nicht* : *vlit* dem verfasser gehört. Die Hamburger hds. hat *plicht* statt *vlit*, und dies möchte das richtige sein.

733. *segevacht* ist in beiden hdss. als compositum geschrieben. Ich lese:

dat was dat holt dat upwart stot
van deme cruze des kempen gut
de vor uns do segevacht.

1) oder *vêl.* Im reim ist die form im gedichte nicht belegt.

750. Die hds. hat:

Twe negel ghingen dȯr sine hande
unde dorch sine vote enen.

Statt *ghingen* schreibt Schröder *sloch men*, was allerdings der vorlage und der lesart der Hamburger hds. entspricht. Doch mag bemerkt werden, dass die lesart der hs. sprachlich nicht zu beanstanden ist, da die form *enen*, die äusserlich als accusativ erscheint, auch als nominativ verwant wird (s. Mnd. wb. I, 637).

758. Die hds. hat *hȯre* statt *horde*, eine form, die dem neuniederd. praet. *hôre* (s. z. b. Schambach s. 86) entspricht. Statt *tuas* hat die hs. *tuë* (s. Jahrb. II, 109).

759 entspricht genau der lesart der Hamburger hds. Die auslassung von *sach* gibt ein zeugnis von der flüchtigkeit des schreibers, der noch das *scouwen* der vorlage im sinne hatte.

771. Die handschriftliche lesart ist sprachlich nicht zu beanstanden.

III. Zum lübisch-revalschen totentanztext.

W. Seelmann hat im Niederd. jahrbuch XVII, 68 fgg. den alten lübisch-revalschen totentanztext aufs neue kritisch herausgegeben. Der lübische text vom jahre 1463 ist, unvolständig und lückenhaft, nur in einer abschrift vom jahre 1701 erhalten. Auch der revalsche text, eine kopie des Lübecker, ist jezt teilweise erloschen. Falsche lesungen der herausgeber haben vor Seelmann schon Mantels und Baethcke zu berichtigen gesucht. Gleichwol bleibt aber noch einiges zu erklären oder zu bessern.

95. *Hertogen, rydder unde knechte*
Dagen vor my durbar gerichte,
Unde juwelik hodde sik de worde
To sprekende, de ik node horde.

Seelmann fragt zu v. 96: lies *dogeden?* allein *dagen* = „verhandeln, pacisci“ ist ganz richtig. Ich glaube auch nicht, dass man wegen *hodde* in v. 97 das präteritum herzustellen genötigt ist.

105 fgg. (Der tod zum könige:)

Recht gevent unde verkeren
Hestu under dy laten reigeren
Den armen niegene leed want!

Die verse 105 fg. sind unverständlich und unzweifelhaft entstelt. Im Lübecker Dodendanz vom jahre 1496 heisst es entsprechend v. 351 fg.:

de under di (dem könige) *weren gesat to regeren, se hebben mit di ere kledinge, guden sede unde recht vorkeret.* Danach könte etwa gelesen werden: *Recht gewant unde sede vorkeren Letestu de under dy saten to regeren.* V. 107 scheint richtig überliefert; ich übersetze: Den armen wante niemand (von denen die „*under di saten to regeren*") leid ab.

205. (Domherr):

Mi dunkt, it is mi noch to vroch,
Van minen prunden hadde ik genoch
Do bruken went her min leven,
Late mi des dansses noch begheven.

Seelmann bemerkt in der anm. zu v. 107, dass v. 205 unklar sei. Es ist aber zu übersetzen: „Mich däucht, es ist noch zu früh für mich (zu sterben)". *vrôch* = *vrô,* frühe ist belegt aus dem *Spieghel der zonden* im Mnd. wb. VI, 312.

233. *Mer dine bedrechlicheit darmede*
Mochte di bringen in groten unvrede.

Melle's abschrift des lübischen textes hat *mede* statt *darmede.* Ersteres ist nicht zu beanstanden, da *mede* im mnd. ebenso für *darmede* gebraucht wurde, wie mhd. *mite* statt *dâ mite,* s. Haupt zu Erec[2] v. 1060.

243. (Arzt) *Van deme dode bin ik beseen,*
Wat ordel dat mi schal bescheen.

Seelmann bemerkt: „*beseen* mnl. *besien* heisst „besehen, besuchen, untersuchen, abwarten". Hier ist wol der sinn, dass der tod wie ein arzt den kranken besieht und die prognose (ordel) stelt". Dagegen ist zu bemerken, dass für *ordel* die von Seelmann angegebene bedeutung nicht zu belegen ist; das wort weist vielmehr in die gerichtliche sphäre. *beseen* ist auch ein ausdruck für die gerichtliche untersuchung (s. Mnd. wb. I, 269), und so erklären sich die zeilen einfach.

255. (Wucherer)

Ik hebbe al min gut vorsaden,
Mine bene sint vul kornes geladen,
Mot ik nu sterven, dat is mi swar,
Unde latent hir unde wet nicht war.

Seelmann erklärt: „*vorsaden* ist an dieser stelle unerklärlich und scheint entstelt, ohne dass eine ansprechende besserung sich leicht darbietet". Baethckes vermutung *verladen* stat *versaden* wird wegen des rührenden reimes beanstandet. Ich vermute:

Ik hebbe al min gut vo

n vermögen habe ich durch wucherzinsen erworben". Über n der angegebenen bedeutung s. Mnd. wb. IV, 36. *von* steht öfter für *van*.

. Capellan:

Ach leider wo quelet mi de dot!
Ik hebbe last van sunden grot,
Staplik hebbe ik gequiten,
Ik vruchte, God schalt nu mer witen.

st unerklärlich und wol entstelt. Ich vermute: *Stapellichte* achskerzen, *tortise*) *hebbe ik gequiten*. Der kaplan meint: „Ich sse wachskerzen gestiftet. Aber ich fürchte, dass Gott mein gessen hat". Nach *gequiten* empfiehlt es sich eine stärkere tion zu setzen.

. Kaufmann:

It is mi verne bereit to sin,
Na gude hebbe ik gehat pin
To lande unde tor see,
Dor wind, regen unde snee;
Nin reise wart mit so swar.

lesen: *Nin reise wart mi to swar.*

. (Tod zum kaufmann):

Hefstu anders nicht bedreven
In kopenscop, alse di was gheven,
It sal di wesen tor vromicheit

en, das in Melles abschrift steht, findet Seelmann keinen pas- nn. Er vermutet *gheve*, was „untadelhaft" bedeuten soll, wäh- Mnd. wb. II, 91 nur die bedeutungen „annehmbar, lieb, gut" et. Ich halte eine änderung nicht für nötig. *In kopenscop vas gheven* heisst „in dem kaufmannstande, der dir (von Gott) bestimt war".

. (Jüngling):

Wike wech, late mi rufeleren!
Int older wil ik mi bekeren.

ist nicht belegt und wol entstelt. Ich vermute *rufeleren*, for- gl. *ruffen* im Mnd. wb. III, 522 und *ruffeler-sche* im anhange mberg 6, 36; 7, 34.

. (Tod zum jüngling):

Haddestu west der werlde hat,
Were di beter unde er minne

Seelmann übersezt *unde er minne* durch „und eher barmherzigkeit“. Das passt aber nicht in den zusammenhang. Der gegensatz zu *hat* verlangt vielmehr, dass wir *minne* = „liebe“ fassen. Ich vermute, dass zu lesen ist: *Haddestu west der werlde hat, Were di beter wende er minne* „Wärest du der welt hass gewesen, (es) wäre dir besser gewesen als ihre liebe“. Die stelle enthält wol eine anspielung an Jacob 4, 4, 5 Amicitia hujus mundi inimica est dei. Vgl. Carl Schulze, Die biblischen sprichwörter der deutschen sprache, Göttingen 1860 s. 185.

383. (Jungfrau): *Ik hadde merket der werlde lust*

merket könte etwa durch „ins auge gefasst“ übersezt werden, ich vermute aber, dass *werket* zu lesen ist. *werken* ist = „durch tätigkeit hervorbringen, sich um etwas bemühen“.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

DAS NEUHOCHDEUTSCHE PRONOMEN. II.[1]

4. Demonstrativpronomen.

a) *der.*

Es ist ursprünglich mit dem bestimten artikel sowol dem begriffe nach als in der casusbildung identisch, indem der artikel nichts als das schwächer betonte pronomen ist. Erst in der nhd. periode und nur almählich treten endungsunterschiede hervor, und zwar im gen. sg. und im gen. und dat. plur. durch verlängerung der endungen: *desse, dessen; dero, dere, deren, derer; denen.* Und diese unterschiede treten in der regel nur dann auf, wenn das demonstrativum in substantivischer, mithin selbständiger verwendung steht; in attributiver stellung bleibt zumeist das alte verhältnis der flexionsgleichheit mit dem artikel aufrecht.

Der mhd. nom. sg. fem. und nom. und acc. pl. neutr. *diu* ist mit ende des 15. jahrh. erloschen; wol aber erscheinen noch reste davon in schriften, die den ersten jahrzehnten dieses zeitalters angehören, z. b. *diu sunne* Altswert 111. *der sel* Gesta Romanorum (ed. Keller) 37. *deu gothait* ebd. 73.

Der nom. und acc. sg. neutr., der ursprünglich mit der conjunction *daz* zusammenfiel, findet sich noch in älteren, der 1. hälfte des

[1] Fortsetzung zu bd. XXV, 303—313. — Durch ein versehen haben sich in abteilung I dieses aufsatzes, s. 309, z. 7—10 v. o. die beispiele verschoben; jenes aus Steinhöwel wurde hintangesezt, während es hätte voranstehen sollen.

15. jahrhunderts angehörigen quellen häufig *daz* geschrieben, z. b. im Meister Altswert. Daneben taucht aber schon frühe die schreibung *das* auf. Bei Niclas Wyle herscht auffallenderweise schon vorwiegend die heute gangbare unterscheidung zwischen pronomen und conjunction, indem jenes *das*, diese *daz* geschrieben wird. Dagegen erscheint in Eybs Ehebuch (1472) sowie in Brants Narrenschiff (1494) fast durchweg *das* in beiderlei verwendung. Auch im 16. jahrhundert begegnet häufig die schreibung *das* in der zweifachen anwendung, und zwar insbesondre als neutrum des artikels; daneben aber auch wechsel von *das* und *daß* (*dz*), vornehmlich für die conjunction. Von unsrer heutigen unterscheidung zwischen pronomen und bindewort ist nichts zu merken. Einzelne schriftsteller, wie Luther und Agricola, bevorzugen entschieden die schreibung *das*. Auch im laufe des 17. jahrhunderts ist eine feststehende übung bezüglich des gebrauchs von *das* und *daz* nicht zu erkennen. Zwar unterscheidet schon Henisch im Thesaurus linguae et sapientiae germanicae (Augsb. 1616) 661 — worauf zuerst W. Grimm, DWb. II, 811 aufmerksam machte — zwischen *das* und *daß*, indem er jenes als pronomen, dieses als conjunction gelten lassen will. Ebenso gebraucht Schottel (s. 536 und 664) für artikel und demonstrativum die schreibung *das*, für das bindewort *daß*. Allein konsequent durchgeführt erscheint diese regel erst gegen ende des 17. jahrhunderts, während sie vorher nur von einzelnen schriftstellern, z. b. in überraschender weise von Simon Dach (s. die ausgabe von Herm. Oesterley), mehr oder weniger genau gehandhabt wurde. Übrigens macht sich selbst im 18. jahrhundert bei manchen schriftstellern zeitweise ein rückfall in die frühere schreibweise bemerkbar; vgl. DWb. II, 811. In wie weit an der erwähnten unsicherheit der schreibung der beiden redeteile die druckereien die schuld tragen, muss unentschieden bleiben.

Der dat. sg. masc. und neutr. zeigte vormals bei pronominaler verwendung bisweilen die vollere form *deme*, z. b. *Aber laße deine Gaben Deme, das zum Troste mir Übrig blieben ist von dir* Logau 53. *noch freier ist mein Mut Auf das, was lasterhaft, von deme, was nicht gut* ebd. 63. *Moses gab so viel Gesetze niemals, als die Ärzte geben Deme, der gesund wil bleiben* 126. *Gott weiß wol, wer ihm günstig sei, Und deme steht er dann auch bei* P. Gerhardt 301. *indeme* Simpl. 1, 175. 231. 2, 155. *nachdeme* Rist 68.

Ebenso gab es neben dem gewöhnlichen genetiv und dativ fem. sg. und gen. plur. *der* auch eine vollere form *dero*, *dere*, die an das ahd. *dero* erinnern möchte, wenn sie nicht eher als eine fortbildung von *der* zu betrachten wäre. Einzelne schriftsteller hatten eine vor-

liebe für diese längere form[1]; bei N. Wyle scheint sie ausschliesslich zu herschen. Man vergleiche die beispiele: *du magst allain mich im leben behalten vnd allain ertötten. erwelle dir dero ains* 33, 31. *Aber vsser ainer sölichen menge dero, so sich vnsers hofs gebruchent* 84, 16. *dann sölich lüt pflegen Imbis vnd navchtmavle ze geben den obern edlern vnd mechtigern, vmb daz sy dero gunst rnd gůten willen überkoment* 121, 24. *Vil lobtent dich sin milte vnd ainen liebhaber des rechten vnd aber ander daz du dich latinischer rede, als dero ain rechter liebhaber, gefliessenlich gebruchtest* 202, 10. *Darumb mir nit mer gebürt danne dich zevnderrichten, wie vil frucht vnd nutzes von der geschrift komen syge vnd dich zeermanen, daz du etlich zyt vnd stůnden zů dero lernung gebest* 219, 34. *Nit forcht er das füre noch die form diser pingung des todes, also daz kain Philosophus dero, die wir nennent Stoicos, ye gewesen ist* . . . 229, 16. *Dero* (fröw) *ist vndertenig der gantz vmbkraisz diser welte* 235, 17. *Danne ainer, der über die hert ain obman was vnd dero gewalt hatt, lies mich siner husfröwen haimant jm stalle verschlossen steen* 267, 16. *Vnd dero* (gen. pl.) *ich darumb gern geschwyg* 292, 10. *Vnder dero* (gen. pl.) *zucht vnd maisterschaft, wie vil vnd grosz jch lernte, wil ich ander lavssen schetzen vnd vrtailen* 306, 24. *dero* (der sau) *tod erfröuwet alle nachpuren* . . . Franck Spr. 1, 158ª. *Uf Cappel, da sich gesamlet hat Dero von Zürich gwaltig macht* Salat 94. *da mit hab ich nicht erleubt noch bestettigt den freuel dere, so itzt wissentlich beider gestalt verdamnen* Luther, Winkelmesse (Neudrucke nr. 50) 74. *Zum Exempel setze ich den Anfang solcher Verzeichnus hieher: Lunten oder Zündstrick zuzurichten, daß er nicht rieche, als durch welchen Geruch oft die Musquetierer verrathen und dero Anschläg zu nichts werden* Simpl. 2, 229. *Du, du hast deine eigene teutsche Heldensprache, welche an reiner Vollkommenheit, Majestät und Pracht, Zierde und Lieblichkeit ihresgleichen unter der Sonnen nicht findet . . . ganz spöttlich gehalten . . . . und also dich selber zu einer schändlichen Schlavinnen dero ausländischen Sprachen gemachet* Rist 86.

Ein überbleibsel davon ist das mit *Ihro* (s. dieses, bd. XXV, s. 312) wechselnde, der feierlichen rede und dem briefstil angehörige *dero*,

1) Es mag hier darauf aufmerksam gemacht werden, dass in der sprache des 17. und 18. jahrhunderts auch ausserhalb des pronomens neigung zu formen auf *o* besteht; man vgl. die adverbialbildungen *dahero, anhero, einhero, dannenhero, bißhero, seithero, hinfüro, nunmehro, jetzo* u. dgl., von welchen viele schriften dieses zeitalters voll sind. Selbst Goethe bedient sich noch solcher formen öfter, vgl. *jetzo* 3, 99, *nunmehro* 7, 142.

Dero, das schon im 16. jahrhundert auftaucht und in den folgenden jahrhunderten algemein wird, heute aber wider verschwunden ist. Beispiele: *Dann vber diß, das seiner Kön: Würde dero liebe Vnterthane sehr ängstlich, wie eim Vatter seine Kinder angelegen, so thut es dero insonderheit weh, solch schmach vnd tratz von dir vnd deim Volck zuerfaren, mit welchem doch S. Mt: vnd dero Voreltern ... in fester Nachbarlicher Erbverbündnuß allweg ist gestanden* Fisch. Garg. 340. *Als jhm einer sagt, der Venedische Gesandter hett Ihre Keys. May. wegen dero langmütigkeit verachtet, antwortet er* ... Zinkgref 1, 101. *Als Ihr Churfürstl. Gnaden gefragt wurden, warumb sie keine Vestungen in dero Landen baweten, haben Sie geantwortet* ... ebd. 120. *Sein treuherziger Rath wäre, ich solte mich nach dero allergnädigstem Willen accomodiren* Simpl. 2, 157. *Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?* Lessing (Minna) 2, 193. *Ich bin Zeitlebens dero ergebenster Sohn Gotthold Ephraim* ebd. (Maltzahn) 12, 33. *Schenken Sie nur ferner Ihre Liebe Dero gehorsamsten Sohne Gotthold* ebd. 12, 201. *Wenn Sie recht artig wären, so sollten Sie eine schöne glattgestrichne Epistel ansenden, worinn Dero sonderbaar aufschwellende Hoffnungen nach dem heiligen Pfarrturn ... aufgemahlt wären* Der junge Goethe, hg. von Bernays 3, 9. *Madame, Dero ergebenster Goethe* ebd. 3, 57. Statt *Dero* begegnet manchmal auch *Deren*, z. b.: *Ich bin, hochzuehrender Herr Kammerrath, Deren ergebenster Diener* Rabener, Satiren (6. aufl. 1766) 3, 56. *Ich erbitte dieses auf meinen Knien von Gott und bin, mein Herr, Deren demüthige Dienerinn* ebd. 3, 66. *Dero* und *Ihro* neben einander: *Ew. Königliche Hoheit hoffe nach Höchstdero glücklicher Rückkehr, sowie nach wohlvollbrachter weiterer Fahrt, auf geistlichem Grund und Boden ehrerbietigst zu begrüßen. Möge das Wetter günstig seyn und alles Ihro getreuen Dieners eifrigen Wünschen vollkommen entsprechen* Briefw. G. KAug. 2, 220.

Ich wende mich nun zu den bildungen *dessen, deren, derer, denen*. Diese verlängerten formen treten schon frühe auf; am spätesten verhältnismässig *dessen* oder, wie es anfänglich auch lautete, *desse* (vereinzelt *desses*). Doch heisst es schon bei Franck Spr. 1, 74[b] *Die wyber sind desse beredt*, bei Wickram 20 *ich wil dich desse nit erlassen*, bei Rollenhagen 1, 49 *Dessen mich warlich jammert recht*, ebd. 2, 172 *Obs got und mensch nicht wenden kan, Das wir uns dessen unterstan* usw.

Bezüglich des gen. sg. *deren* ist zu bemerken, dass derselbe heutzutage eine eingeschränktere wirksamkeit hat, nämlich nur dann gebraucht wird, wenn kein relativum oder ein solches in einiger entfernung

von dem demonstrativum folgt, also z. b. *ich kenne deren Sohn* oder: *ich kenne die leute wenig, um so genauer aber deren Sohn, den ich lieben gelernt habe;* aber nicht: *ich kenne den sohn deren, welcher,* sondern *derjenigen.* Was ferner den gen. pl. *deren* und *derer* betrift, so gilt heute die regel, dass die form *derer* nur dann angewendet wird, wenn darauf ein relativum folgt, in welchem falle *derer* die bedeutung „derjenigen" erlangt; andernfals steht *deren.* Diesen unterschied der formen nach gestalt der bedeutung kante die ältere sprache nicht, indem im 15. und 16. jahrhundert *der* und *deren,* im 17. *deren* und *derer* wilkürlich mit einander wechseln, obgleich *derer* in lezterem zeitraum vorzuherschen scheint. Auffallend ist, dass Schottel im paradigma für den gen. pl. bloss *derer* und *dero* und Gottsched nur *derer* ansezt.

Beispiele für *deren, derer, denen: Daz was do niemant anders schuld Dann deren, die da dyenten* Wittenweiler 155. *domit wil ich ouch deren gdenken, die sich selbs döten oder henken* Brant 197. *Herr, ich bin tailhafftig aller deren, die dich fo̊rchten* Keis. 112[b]. *Es sind aber deren, wie des golds, . . . gar wenig, thür vnd dünn geseyet* Franck Spr. 1, 169[a]. *Vil sint deren, die ee wöllent maister syn . . .* Steinh. 228. *Also sein deren mer, die gern wolten wissen, was ire frawen an wolten fahen nach irem dot* Pauli 106. *Mir gefelt deren keiner* ebd. 323. *Das dünkt mich gar viel besser sein Als derer Fleiß, die nichts erwerben Durch ihre Reim' als leichten Schein Und doch für Hunger kaum nicht sterben* Opitz 43. *Geht, meine Seufzen, hin, Erweichet derer Sinn, Die meinen Sinn mir plaget* ebd. 48. *nehmet vor dieses mal mit unsern Säuen vorgut, auf ein andermal wollen wir derer mehr machen* Gryph., Dramat. dicht. 200. *drauf mit viel tausend Küßen Uns deren Werth mahnt an, zu zielen und zu schießen . . .* Log. 90. *Wenig derer, die bestehen, viel sind derer, die erliegen* ebd. 177. *Wer unter Narren wohnt, wie viel auch derer sein, Ist unter ihnen doch, als wär' er gar allein* 190. *Majolus setzet zwei Exempel, von einem Knecht . . . und von einem Ehebrecher, so der Ehebrecherin Büchsen genommen, sich mit deren Salben geschmiert, und also beide zu der Zauberer Zusammenkunft kommen sein* Simpl. 1, 144. *Dieser Schlung, Dieser Trunk Geht auf das Vergnügen Derer, die Schoß und Knie Fein gemächlich fügen* Günther 52. *Wie viele sind noch weit von dieser Spur entfernt, Die noch nicht deren Wehrt und Vorzug ausgelernt* Hagedorn, Versuch einiger gedichte („Deutsche litteraturdenkmale des 18. jahrh. in neudrucken herausg. von Bernh. Seuffert".[1] Nr. 10) 59. *Molierens Lorbeer bleibt noch immer*

1) Der titel dieses sammelwerks war auf s. 305 nicht ganz richtig angegeben.

unberührt, Der manchen stoltzen Geck im Schauplatz aufgeführt; Und deren Red' und Thun so lebhafft nachgemachet, Daß sie darüber offt unwissend selbst gelachet Bodmer 30. *Ein Freund zu seyn Derer, die schon Ewigkeit hinter sich sehn* ... Klopstock 67. *von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede schreiben* Lisc. 156. *zum Gebrauch derer, welche hören und reden* Lessing 4, 415. *Es gab deren an den Küsten von Griechenland und des ägeischen Meeres mehr als einen* ebd. (Maltzahn) 8, 504. *Das Ende derer, die, von Troja kehrend, Ein hartes unerwartetes Geschick Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfieng* G. (Iph.) 5, 329. *Billionen wollt' ich deren* (scenen) *ihm zu Gefallen komponiren* Jean Paul Richter, Die unsichtbare loge (Berl. 1793) 2, 295. *Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend* Wilh. v. Humboldt, Briefe an eine freundin (2. aufl. 1864) 436. — *vf das ouch der hirt mich mischet vnder die gemelten pfert vnd traib mich hin mit denen ze waiden* Wyle 267, 13. *daz got gibt denen, die vmb seinen willen leiden* Keis. 44[b]. *denen, die gott nit liebhaben* ebd. 45[a]. *Thůt wol denen, die euch layd thůn* Luth. GW. L 3[b]. *gleich wie denen, die mit irem testament etlich reich machen* ebd. F 1[a]. *darumb brauchen wir dises worts von denen, die an ein ort reisen oder gehen* Agric. 2, 68[a]. *vnder denen wolt er einen stelen* Wickr. 105. *Du hast mich lebend bhalten For denen, die drein furen schnell* Fisch. (Kurz) 3, 161, 2. *Denen bin ich so nachgeeilt* Rollenh. 1, 20. *gebet denen, die durstiger sein als ich* Zinkgr. 1, 45. *Hier sind die treuen Sinnen, Die niemand Unrecht thun, All denen Gutes gönnen, die in der Treu beruhn* P. Gerh. 116.

In betreff des gen. sg. *dessen, deren* und des gen. und dat. plur. *deren, denen* ist zu beachten, dass sie in älteren schriften auch in attributiver verwendung stunden und zwar ohne jedesmal demonstrativische bedeutung zu haben. *dessen* und *deren* kommen in dieser anwendung im ganzen seltener vor, das Deutsche wörterbuch II, 959 erwähnt dieser gebrauchsweise von *dessen* und des sg. *deren* gar nicht; ich kann aber auch dafür mehrfache beispiele anführen: *Ihr seit noch nicht dessen alters vnd der erfahrenheit* ... Zinkgr. 1, 202. *Seht euch ein wenig vmb, hierunder ligt noch viel dessen Holtzes* ebd. 327. *Was für eine Hülle werde ich finden zu Bedeckung dessen Verbrechens, daß ich mein Vaterland mit so weit entlegenen Provinzen vertauschen .. wil* Opitz 153. *allwo der Ehrwürdige Pater Ambrosius Angerer dessen Ordens ein Sermon gehalten* Abrah. a Sta. Clara, Oesterreichisches Deo Gratias (Wien 1680) 12. *Deren art* (dieser art) *sind die sinen*

Franck Spr. 1, 94ᵇ. *Ein frouw ist nit darumm fromm, daß sy ein mann hat. Ich hab deren frommen wyber min tag wol gesåhen vnd kennt* ebd. 74ᵇ. *Deren worten schlugen die Juden gar vil aus* Wickr. 150. *Wie ich dir ferner mit traurigen Augen nachschaue, so lebe ich der Hoffnung, derer Waren, welche du zu holen auszeuchst, . . . ehist durch dich zu genießen* Opitz 164. *Und fürwar, ich hab deren Kärle viel gekandt* ... Schupp 58. *mit einem Wort, sie waren in allem mit 3. F, deren gesambten Wäscherin Gebrauch nach gezeichnet, nemblich frech, frisch, frey* Abraham a Sta. Clara, Mercks Wienn (Wien 1680) 107. Um so reichlicher fliessen die beispiele für den gebrauch von *denen. Des cham ze denen stunden Einer mit dem messer sein Und styess yms in den schlund hin ein* Wittenweiler 238. ... *sy* ... *fröwent sich vermechelt sin denen mannen, die da können vnd mugen geben vnderwysung rechts lebens* ... Wyle 137, 17. *denen menschen ist Christus warlichen leuchten, die ainen gantzen starcken warhafften abkeer thůnd von allen irdenschen zergencklichen dingen* Keis. 46ᵃ. *Alles das denen menschen gebrist* . . . ebd. 56ᵃ. *Was man denen menschen radtet, da kören sy sich nichts an* ebd. 56ᵃ. *Denen gsellen ist niemant fromm oder geleert gnůg* Franck Spr. 1, 164ᵇ. *üch frürt nach denen kleideren, so jr daheim habend* ebd. 2, 87ᵃ. *denen Narren geschiehet recht, die nicht vergebens recht thun können* Zinkgr. 2, 55. *mit allen denen Sachen* Opitz 256. *Wo lebt jetzt der Poet .... Der die Natur nicht bloß in denen Werken sihet, Die sie vor uns gelegt und keinem Aug entziehet?* Bodmer 64. Dieser gebrauch findet sich übrigens noch bei schriftstellern der klassischen periode, z. b.: *Es gehört dieses zu denen Moden in der Poesie, von welchen ich in einer absonderlichen Schrift umständlich handeln werde* Rabener, Satiren 2, 93. *Da nämlich in den meisten Gegenden der alten Welt die Cultur der Künste sehr alt ist, so sind dergleichen Kindheitversuche längst untergegangen, und haben sich eben nur in denen vom Mittelpunkt der Cultur entfernten Gegenden ... erhalten* Herder, Zerstreute blätter (Gotha 1792) 4, 194. *einer von denen Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird* Goethe (Ausgabe lezter hand) 29, 144; dagegen in Goedekes ausgabe 10, 368: *von den Menschen.*

Heute ist diese redefügung erloschen, aber die vulgärsprache bewahrt sie noch.

Sowie diese längeren formen vormals überhaupt einen die grenzen des heutigen gebrauchs überschreitenden spielraum hatten, so wurde auch die genetivform *deren* im 16. und 17. jahrhundert öfters selbst für den dativ sg. fem. angewendet; z. b. *deren* (schwester Agnes

wöllend jhr auch mittheylen dise Epistel vnd predige Keis. D. 223. *Ich kenn selbs eine wirdtin; von deren hab ich gehört* ... Wickr. 146, 28. *In einer Statt ... wonet ein seer reiche vnd karge alte Wittfraw; deren stalten vil alter reicher Wittweling nach* ebd. 74, 11. *Da sprach der engel: die seel in der grosen pen, deren hat got geoffnet, das hüt ein kneblin geboren ist* . . . Pauli 62. *da was ein fraw in, deren thetten die augen we* ebd. 110. *Ein anderer vom Adel ritte zu Regenspurg vber die Bruck, da strauchlete sein Pferd vnd fiel vorn auff beide Knie, dessen lachte ein Weibsbild. Zu deren sagte der Edelman* ... Zinkgr. 1, 330. (Weitere beispiele s. beim relativum.)

Der gebrauch solcher erweiterter formen herscht aber in älteren neuhochdeutschen quellen noch keineswegs durchweg; z. b. fehlen sie noch bei Eyb gänzlich, auch bei Wyle heisst es immer *des*, dagegen *dero* und selbst schon algemein *denen*. Bei andern schriftstellern überwiegt die unverlängerte form, ohne allein zu herschen, so wechselt bei Brant *der* und *deren*, *den* und *denen*, man vergleiche: *kein bittrer krut uf erd man findt dan frouen, der herz ist ein garn und strick, darin vil doren farn* 118, 52. *domit wil ich ouch deren gdenken, die sich selbs döten oder henken* 197, 29. *der* (bücher) *sint so vil ietz an der zal, das sie nüts gelten überal* 214, 102. *die andern, die im schon entrinnen, der würt Antiphates doch innen* 226, 61. *der dot vil danks an den bewert, zů den er kam, e man im rüf* 171, 76. *Trakeit findt man in allen gschlechten, voruß in dienstmägten und knechten, den kan man nit genůgsam lonen, sie künnen doch ir selbst wol schonen* 195, 1. *wie rouch den ougen ist nit gůt, was essich ouch den zenen důt, des glich der trüg und ful důt schin denen, die hant gesendet in* 195, 5. *Sit ich den fürloß han geton von denen, die mit valsch umgon, so find ich noch die rechten knaben* ... 211, 1. Luther gebraucht neben ständigem *des* zwar gewöhnlich *der (dere)*, *den*, aber vereinzelt schon *deren*[1]*: allen seinen hailgen, an deren*[2] *stat sy sitzen* GW. E 3ᵃ und häufig *denen*. Eines zweiten falles für *deren* erwähnt Dietz, Wörterbuch zu Luthers schriften I, 425, das überhaupt an dieser stelle zu vergleichen ist. Vgl. auch Franke, Grundz. der schriftspr. Luthers 189.

Von den ursprünglichen formen hat sich, wie schon oben bemerkt wurde, am längsten *des* (meistens fehlerhaft *deß* geschrieben) erhalten, ja bei eingeschränkterer wirksamkeit bis zum heutigen tag behauptet.

1) Die ansicht Grimms im DWb. II, 957, dass die form *der* bei Luther ausschliessliche geltung habe, ist daher irrig.

2) Allerdings hier in relativischer verwendung.

Die längere form *dessen* dürfte kaum vor mitte des 16. jahrhunderts in häufiger anwendung gewesen sein. In schriften des 17. jahrhunderts ist sie bereits algemein durchgedrungen, wechselt aber noch vielfach mit *des*, wie die folgenden beispiele zeigen werden. *deß lachten die Hoffbursch schimpfflich* Zinkgr. 1, 379. *Alexander, als er dessen gewahr ward, ziehet jhnen entgegen* ebd. 1, 414. *Dessen Huld und Vatertreu Hat auch dir die schwere Last ... Über dein Häupt lassen gehen* P. Gerhardt 29. *Nein, Herr, ein solcher bist du nicht, Deß ist mein Herz gegründet* ebd. 216. *Wer sich des wil unterstehen, Muß mit Schimpf zurückegehen* Logau 43. *Wer sich dessen wil befleißen, Kan politisch heuer heißen* ebd. 55. *Wol dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergeßen* ebd. 144. *Deß geben wir ihm Ehr und Preis* Spee 141. *Will nun dessen Nie vergessen* ebd. 223. *Deß helf euch unser Gott* Rist 157. *doch ist das Teutsche fast mein bestes, denn ich mich dessen am meisten und zwar von zarter Jugend an habe gebrauchet* ebd. 49. Seit dem 18. jahrhundert wird *des* in der prosa immer seltener, wogegen es bei dichtern noch gegenwärtig ziemlich häufig in verwendung steht: z. b. *Des freuet meine Seele sich* Bürger 78. *Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Masse deß, was der Staat war, an und für sich* G. 10, 356. *Deß freut sich das entmenschte Paar Mit roher Henkerslust* Sch. 1, 185. *Der hat den Schild, Deß ist die Kron'* Uhland (1853) 343. *Es war ein Jäger an dem Hofe, Deß arges Weib war Elsbeths Zofe* Kinkel, Otto der Schütz (2. aufl. Stuttg. 1849) 38. *Wer deutsche Größen richtend wägt und mißt, Deß Herz sei groß und stark wie Deutschland ist, Den Strahlenkranz des Ruhmes zu ertragen Auch jener Größen, die ihm Wunden schlagen!* Anast. Grün, In der Veranda (3. aufl. Berl. 1877) 47. Ausser dieser zumeist in der gebundenen rede üblichen anwendung ist *des* noch in den adverbialen zusammensetzungen *deshalb, deswegen, desgleichen, desto, indes, unterdes* sowie in volkstümlicher darstellung (vgl. das sprichwort: *wes Brot ich eß', des Lied ich sing'*) erhalten.

b) *dieser.*

Die flexion ist heute bis auf den nom. und acc. sg. neutr. *dieß* (fehlerhaft *dies*) regelmässig adjektivisch. In alten neuhochdeutschen schriften begegnet man noch der mhd. form *dirre, dirr*, z. b. *ze dirr frist* Wittenw. 196. *dirr purger* ebd. 217[1]. Diese form scheint noch in den ersten jahrzehnten des 16. jahrhunderts in häufiger übung gewesen

1) Vgl. auch Kehrein 216.

zu sein, sonst könte es nicht bei Joh. Kolross, Enchiridion (1530) heissen: „Item daz *r* würt offt für ein *s* geschriben, als *dirre* für *dißer*“. S. Joh. Müller, Quellenschriften und geschichte des deutschsprachlichen unterrichtes bis zur mitte des 16. jahrhunderts (Gotha 1882) s. 77. Was die von Gottsched mit unrecht gerügte bildung *dieß* anlangt, so ist sie der längern *dieses* zeitlich vorangegangen; die altdeutschen formen für diese endung waren bekantlich *ditze, ditz, diz.* Aber schon seit der ältesten zeit der neuhochdeutschen periode erscheint neben häufigerem *diß, disz, dis, ditz* auch *dises, dieses* (man vgl. z. b. Wyle 253, 26. 297, 12. Eyb 24. 59) und diese form nimt seit dem 16. jahrhundert mehr und mehr überhand, vgl. z. b. die belege dafür bei Luther GW. G 2ª. M 3ª. Abendm. n 1ª. B 2ª. Franck Spr. 1, 48ᵇ. 94ª. 2, 33ᵇ. 96ᵇ. 151ᵇ usw. Schottel (s. 538) sezt bereits *dieses* im paradigma als ausschliesslich zu gebrauchende form an, jedoch findet sich auch die ursprüngliche bildung *diß, dieß, dis* das ganze 17. jahrhundert hindurch und wird von manchen schriftstellern entschieden bevorzugt, so u. a. von Opitz (vgl. 15. 50. 68. 85. 115. 140. 158. 164. 176. 195), Fleming (vgl. 26. 27. 34. 36. 37. 38. 39. 40), Rist (141. 142. 146. 147. 174. 181), Weise (44. 55. 67. 85. 87. 113)[1]. — Der gen. sg. masc. und neutr. lautete im 16. und 17. jahrhundert neben *dises* auch *dis, diß, disz,* z. b. *disz wercks* Wyle 95, 2. *diß worts* Agric. 2, 42ª. *diß gebets* Luth. GW. G 3ª. *diß Orts* Simpl. 1, 91. *dis Nahmens* Abrah. a Sta. Clara, Auff, auff Ihr Christen (Wien 1684) 58.

c) *jener.*

Vormals zuweilen auch *ener und gener,* z. b. *äner* Wyle 309, 33. *in genem stock* Sachs 1, 225. Es flektiert regelmässig adjektivisch. Daraus durch ableitung mit vorsetzung des bestimten artikels seit ende des 15. jahrhunderts:

d) *derjenige.*

Früher getrent *der jenige;* es dürfte aus mhd. *der jener,* dem durch den artikel verstärkten pronomen, wahrscheinlich unter einfluss der um das ende des 15. jahrhunderts aufgekommenen bildung *der jene,* hervorgegangen sein. S. DWb. II, 987. 1018. Noch bei Opitz *derjenen* (gen. sg. fem.) 53. *demjenen* 129. 131. Frühere belege: *des*

1) Die heute grossenteils nur substantivisch und in der dichterischen oder volkstümlichen rede verwendete form *dieß* wurde noch im 18. sowie in der ersten hälfte des 19. jahrhunderts öfter *diß, dis* geschrieben, so bei Günther, Morhof, Bodmer, Hagedorn, Rückert u. a.

ihenen Eyb, Spiegel der sitten (Augsburg 1511) 104ᵇ. *die jhenen* Franck Par. 125ᵇ. *diejenen* Wald. 1, 20. Ich gebe nun einige beispiele für *derjenige* aus älterer zeit: *das ihenige* Luth. Abendm. h 2ᵃ. *das jenige* Franck Par. 125ᵇ. 127ᵇ. Zinkgr. 1, 48. *der jenigen* Opitz 160. *demjenigen* Simpl. 2, 210. *die ienigen* Luth. Abendm. a 4ᵇ. *unter den jenigen* Schupp 24.

Auch erweiterte formen des artikels waren üblich, z. b.: *Der Adel giebt denen, die ihn verdienen, einen ansehnlichen Vorzug, und er vermehrt die Schande dererjenigen, welche seiner und ihrer Ahnen unwürdig sind* Rabener 3, 212. *Die Verbindung einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande wird nur denenjenigen übereilt vorkommen, welche von meiner zärtlichen Achtung für Ihre Person ... unrechte Begriffe haben* ebd. 3, 210. Andrerseits verwendete man hinwider, wengleich selten, auch das einfache *jenig*, z. b. *die Heuchler vnd jenigen, so sich anderst, als jhnen vmbs Hertz ist, stellen* Zinkgr. 1, 67.

e) *derselbe, derselbige; selber, selbiger.*

derselbe ist entstanden aus *der selbe*, wie noch im 15. und 16. jahrhundert ziemlich algemein. Beispiele: *der selb* Brant 167. 205. Luth. GW. F 1ᵇ. Murner 104. *dasselb* Wald. 1, 154. *desselben* ebd. 73. 108. *dem selben* Keis. 45ᵃ. *den selben* Pauli 368. *der selben* (gen. pl.) Sachs 1, 203. *den selben* Luth. GW. E 1ᵃ. Auch hievon gibt es erweiterte formen des artikels, z. b.: *Ich war drei Jahr und etliche Monat aus gewesen, in welcher Zeit ich ... vielerlei Völker gesehen, aber bei denenselben gemeiniglich mehr Böses als Gutes empfangen* Simpl. 2, 165. *Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunde ließ mich den Werth solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denenselben gleichfalls nachzugehen* Briefw. G. KAug. 2, 317. *Ew. Excellenz nach meiner glücklichen Ankunft schuldigst zu begrüßen ergreife die Feder, sehr erfreut mich Denenselben so viel näher zu wissen* Briefw. zwisch. Goethe u. Kasp. Graf Sternberg, herausg. von Bratranek (Wien 1866) 75.

Aus *derselbe* ist widerum mittelst ableitung seit dem 15. jahrhundert die erweiterte form *derselbige* (öfter getrent geschrieben *der selbige*) erwachsen, die, in früheren zeitläuften sehr beliebt und noch von Goethe angewendet, heute veraltet ist. Beispiele: *der selbig man* Wittenw. 208. *derselbig* Eyb 89. *der selbige* Agric. 1, 55ᵃ. 65ᵃ, *derselbig* Zinkgr. 1, 89. *er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte* G. (Werth.) 7, 72. *dasselbig* Franck Par. 125ᵃ. 139ᵇ. *ein katholischer Christ wird immer*

dasselbige hören G. (Briefe a. d. Schweiz) 7, 149. *des selbigen* Luth. Abendm. b 2ᵃ. *desselbigen* Simpl. 2, 120. 179. *bei dem selbigen bürgen* Pauli 50. *mit der selbigen gaystlichen vnkeuschait* Luth. Bapst C 2ᵇ. *auf die selbig zeit* Eyb 54. *dieselbige Guarnison* Simpl. 1, 249. *Dieselbige Nacht* ebd. 250. *die selbigen theuren wort* Luth. Abendm. x 3ᵇ. *das der selbigen sprüche noch keiner erfullet war* ebd. g 2ᵃ.

Das einfache *selb* als besonderes pronomen scheint im 17. jahrhundert aufgekommen zu sein, ohne jedoch grosse verbreitung gefunden zu haben. So heisst es z. b. in Zinkgrefs Apophthegmata 1, 358 *selben tags*, in Reuters Schelmuffsky 9. 51 *selben Tag*, bei Abraham a Sta. Clara, Mercks Wienn 178 *Warumb ein Pfann mit Wasser ober dem Feuer vnter sich am Boden gantz erkühlet, da doch selbes das nechste beym Feuer . . .?* Heute ist es veraltet und wird höchstens noch im kanzleistile hie und da gehegt. Dagegen lebt das mhd. *selbe* in der verknöcherten form *selbst*, *selber* (früher auch *selb*, *selbs*, *selbsten*[1], *selbert*) als zusatz zu andern pronomen oder substantiven bis zum heutigen tage fort.

Auch das aus *selb* abgeleitete, im 18. jahrhundert häufig angewendete *selbig* wird heutzutage grossenteils gemieden. Ich finde es schon bei Opitz. *Als sie nachmals vermeinten, weiter zu gehen und die Gelegenheit selbiger Orte zu besichtigen, kamen sie ohn Gefehr an eine schöne Bach . . .* Opitz 165. *Da nun hiezu das Unerwartete in gewissen Umständen noch mehr, als das Wahre selbst, beyträget, so halte ich es insonderheit in einer Ode erlaubt zu seyn, durch schöne Erdichtungen ein Meister des Lesers zu werden, sollten selbige auch auf die sonst unbrauchbare Fabeln des Alterthums fussen* Hagedorn 9. *Man ist bemühet gewesen, in dem Abdrucke alle Unrichtigkeiten zu vermeiden und eine untadelhafte Rechtschreibung zu beobachten, in so ferne solches möglich ist, da die wenigsten von selbiger einerley Meynung hegen* ebd. 12. *An Wörtern sind sie mehr, als an Gedancken reich. Fehrn ists, dass selbige sich in einander sencken* Bodmer 13. *Der Verleger trug demnach dem berühmten Prorector an dem Berlinischen Gymnasio, Herrn Wippel, auf, selbige auszuarbeiten* Lessing 4, 287. *War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu selbigem Preise steht noch mancher zu Kauf* G. (R. Fuchs) 3, 77. *Ja, . . . es erging der Menschheit nachmals mit jedem falschen Propheten wie dem Bären, den der Ahnherr an die honigbeschmierte Wagenstange lockte und der sich durch und durch auf selbige hinaufleckte* Immermann, Münchhausen (Berl. 1858) 1, 4.

1) Noch bei Goethe 12, 260 *mir selbsten*.

5. Relativum.

Dafür werden ausser dem demonstrativum *der* seit dem 14. jahrhundert auch die mhd. indefinita *swer, swelch* in der durch aphaerese verkürzten form *wer, welch* und überdiess die relativpartikeln *so, wo, wobei, wodurch, wofür, wogegen, wohin, womit, woneben, wovon, wozu, woran, worauf, woraus, worin, wornach, worüber, worum, worunter* in anwendung gebracht. Die partikel *so*, vormals sehr beliebt, ist heute in der ungebundenen rede im veralten begriffen, wird aber noch von dichtern gar nicht selten gebraucht.

Hinsichtlich der flexion von *der* als relativum gilt dasselbe, was über das demonstrativum gesagt wurde; die erweiterten formen *dessen, dero, deren (dern), derer, denen* treten gleichzeitig mit jenen des demonstrativum auf; zu bemerken ist, dass der gen. pl., im 17. und 18. jahrhundert zwischen *deren* und *derer*[1] schwankend, heute sich für *deren* entschieden hat. Wie beim demonstrativum *der*, wechseln auch hier in schriften des 15.—17. jahrhunderts mit den erweiterten formen die einfachen. Einzelne schriftsteller bevorzugen die ursprünglichen, andere die späteren formen; öfter wird auch durchgängig nur einerlei form (z. b. nur *dero*[2] und *denen* bei Wyle, nur *denen* bei Pauli) gebraucht, oder es herscht gleichmässiger wechsel beider formen. Alles diess werden die folgenden beispiele veranschaulichen.

Was zunächst *des* = *dessen* anlangt, so ist es nie völlig aus der sprache verschwunden. *Ich mag nit gelawgen, des du mich beschuldigst* Eyb 55. *von den selben ich ouch vermerckt han dich mines günstigen willens begeren, des ich dich yetz mitteilhaftig machen wil* Wyle 61. *Herr, du machst nümer me gewaltig über die stat Samum werden, es sye dann, das Esopus, deß raut sie allweg volgen, von danne gebracht werde* Steinhöwel 65. *Der pilgram blies in seine hent, bis er zum teil erwarmet, des sich der wilt verwundert ser, des blasen het er achte* Sachs 1, 55. *Schand ist, das einer ... nicht was nützlichs bringe heim, Des sein eltern erfreuet sein* Rollenh. 1, 224. *So fahe, sagt er, ein liedlein an, Dessen ich mich erfreuen kan* ebd. 204. *Wol dem, des Herz nicht gleichsnen kan* Fisch. (Kurz) 3, 163. *So gnau erspechten sie den wald, dessen ich vor nicht war gewon* Fisch. (Goed.) 29. *Schaut hin, dort liegt im finstern Stall, Deß Herrschaft gehet überall* Gerhardt 311. *Dessen Macht kein Unglück fällt, Dessen Gnade wieder stellt, Was sein Eifer umgestürzet: Seine Gnad bleibt unverkürzet*

1) Schottel sezt seltsamerweise im paradigma (s. 536) nur *derer* und *dero* an.
2) Die bei Nohl s. 82 angegebenen formen *deren, dern* vermisse ich.

ebd. 149. *Nach Branden kam ein Kopf von Rabelais verwandten, Deß Nahme Fischart war, der Liebling der Bachanten* Bodmer 8. *Heut' ist offt der unsterblich ausgeschrien, Deß Bild das Volck schon angespien* Hagedorn 44. *Auch, sagt man, hält er einen Schwan, Des wunderbarer Schnabel Troz Roms Kastraten singen kan* Bürger 176. *Schatzgräber schalt Roms höhnischer Pöbel dich, Dich sammt Donato, deinem erprobten Freund, Deß Kunst zuerst formlosem Steine Männlichen Seelencharakter eingrub* Platen 2, 188. *Und an der Wasserpforte jetzt Legt ein geschwinder Nachen an, Deß Schnabel sacht die Stufen wetzt* Paul Heyse, Gesammelte novellen in versen (2. aufl. Berl. 1870) 310.

Beispiele für *der*, *dero*, *deren*, *derer*: *Gelycher wyse mugen wir sprechen von den wůchern, dero gelt gantz ain wůcher ist* Wyle 171. *Ain husvatter hett ain große herd schauff, deren hütet ain großer überfraidiger hund* . . . Steinhöwel 232. *die narren sint und hant den namen, dern ander narren sich doch schamen* Brant 196. *do werden ouch vil glerter lüt, der man doch ietz ganz achtet nüt* ebd. 214. *ich wil schweigen der anfechtung der widerwertigkait, der vnzelich vil sein* Luth. GW. D 4ª. *allen seinen hailgen, an deren stat sy sitzen* ebd. E 3ª. *die lachend in die fust, wie alle Christen thůnd, dero fröud niemant weißt* Franck Spr. 1, 73ª. *Die betrugliche rychthůmb bietend sich fälschlich für ein recht waar tranck vnd spyß dar, der sy doch keins sind* ebd. 2, 96ᵇ. *Man förchtet sich vor einem schwygenden mer dann vor zehen ploderern, deren mund yemer zů plappert vnd wäscht* ebd. 2, 143ª. *Schriftglehrte vnd geystlich leut, Dero gewonlich wenig sind Erwölt* . . . Fisch. (Kurz) 2, 379. *Gleich wie ihr habt ain alten sit, Das ir des alten schonen nit, Der alten weiber und matronen, Deren man solt vor andern schonen* Fisch. (Goed.) 84. *Gott gibt alles, was wir dürfen; daß sichs uns nu nimmer füget, Macht die Wollust und Begierde, derer Stand sich nie vergnüget* Logau 193. *Unsere Reisleut aus Italien wissen von den zweien Brunnen zu sagen, in deren einem ein Hund stracks sterben, in dem andern bald wiederum lebendig werden soll* Opitz 196. *Dieses sind Kunstwässer, sagte Nüßler, derer Eigenschaften auch ihrer natürlichen Ursachen sonder Zweifel nicht mangeln* ebd. 197. *so hübsch wär sie nicht, sie thät dan solche schönheit borgen von Anna, deren angesicht ist schöner dan der schönste morgen* Weckh. 104. *Hüften, Liljen gleich, durch die ein Zephyr weht, In deren lauem Schnee die Liebesgötter wühlen* Wieland, Idris 29. *Jaspissäulen, an derer Einfalt sich die Augen nicht verweilen* ebd. 246.

Beispiele für *den, denen: ietz regt sich vast der scorpion durch solch anreizer, von den het geseit Ezechjel der prophet* Brant 212. *aber min arbeit ist verkert und ander rimen drin gemischt, denen kunst, art und maß gebrist* ebd. 249. *Vnd horten alda lere vnd satzung der wysen, denen du dann heimant vnd vsserthalb navch gefolget havst* Wyle 106, 8. *Deren hilff ist ain torhait an ze rüffen, denen von der natur gegeben ist mer ze schedigen, wan hilff ze bewysen* Steinhöwel 247. *gleich wie die frummen kinder, den jre eltern toll oder vnsinnig sein worden* Luth. GW. K 2ᵃ. *von den ersten, denen die andern alle sollen gleich werden* ebd. C 2ᵃ. *Das sind die richen und ir kind, Den dies zergenglich öde welt Vil baß denn ob der himel gfelt* Murner 65. *die zarte jungfraubilder . . . Denen doch blut solt sein abscheulich* Fisch. 23. Weitere beispiele für den gebrauch des dativs plur. sind überflüssig, da seit ende des 16. jahrhunderts nur die längere form *denen* gilt.

Sowie beim demonstrativum *der*, begegnen auch hier in älterer zeit für den dat. sg. *dem, der* öfter die volleren formen *deme, deren*; z. b.: *die Römer . . . seyn zu rechter Zeit deß Feindes gewahr worden, deme sie dann Männlich widerstrebet vnd jhn für daßmahl auch noch abgetrieben* Lauremberg, Acerra philologica (Leyden 1640) 436. *Das Obgemeldte sagte die Hoffart nicht nur vor die lange Weil zu der Verschwendung, sondern wendet sich gleich zu dem Avaro selbsten, bei deme sie den Neid und Misgunst fande, welche Cameraden der Geiz geschickt hatte, ihme den Weg zu bereiten* Simpl. 2, 196. *Do kam ain knecht mit ainer akst, der . . . zerhüw die wid, mit deren der wolf gebunden waz* Steinhöwel 205. *Was ist die recht sicher regel, nach deren wir leben sollen?* Keis. 82ᵇ. *Also haben ir die fünfte weiß, in deren vns Christus Jesus hat lieb gehaben* ebd. 116ᵇ. *Darauß folgt, das ein yeder sunder auch ein Abgöttischer ist, dann die sünd, deren er dient, ist sein Gott* Franck Par. 160ᵇ. *Der hett ein altes Mütterlein, Bey deren er must täglich sein* Sandrub 104. *Die unvergleichliche „Arcadia", aus deren ich die Wolredenheit lernen wolte, war das erste Stück* . . . Simpl. 1, 256.

Im gegensatze zu diesem gebrauche des 15.—17. jahrhunderts steht die im 18. jahrhundert und auch heute zuweilen versuchte rückkehr zu der ursprünglichen genetivform *der*, z. b. *daß du in Alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen* G. (Werther) 7, 69. *Die Krone, der mein Fürst mich würdig achtete* G. (Tasso) 5, 392. *die Tüchtigkeit, der er sich freute* Otto Ludwig, Zwischen himmel und erde (3. aufl. Berl. 1862) 62.

Das ist die Zeit ... der Jene wol gedacht, Die Rosen auftrug: „Heute Nacht!“ Paul Heyse, Rafael (Stuttg. 1863) 15.

Die relativa *wer* und *welcher* bedürfen keiner besonderen darstellung ihrer formen, da jenes sich hinsichtlich seiner endungen mit dem gleichlautenden interrogativum deckt, dieses regelmässig adjektivisch flektiert wird. Jedoch dürften einige bemerkungen über das erste vorkommen dieser relativa an dieser stelle vielleicht nicht unwillkommen sein.

wer, aus *swer* entstanden, findet sich schon in schriften des 14. jahrhunderts, bei Nicolaus von Strassburg, Hermann Fritslar, Ulr. Boner usw., in der heutigen anwendung; man vergleiche: *wer wol behût ist sîner funf sinne von bûzen, der ist ouch wol behût sînes herzen von binnen* Pfeiffer, Mystiker 1, 17. *wer dise manunge widersprêche, der têtc tôtsunde* ebd. 160. *Wer die bîschaft merken wil, der setz sich ûf des endes zil* Boner 184.

welch, in der älteren mhd. sprache bloss fragepronomen und von dem indefinitum *swelch* geschieden, wird gleichfalls schon seit dem 14. jahrhundert, indem das proklitische *s* des lezteren verloren gieng, für beide redeteile verwendet; insofern aber schon dem altdeutschen *swelch* halb relativischer sinn innewohnte[1], kann auch das nur äusserlich veränderte *welch* schon ursprünglich immerhin zu den relativis gezählt werden. Dahin gehören fälle wie folgende: *Wel vrowe verlürt ir lieben man, mag si wol âne man gestân, belîb alsô! daz ist mîn rât* Boner 101. *welhez holz under derlai holz swær ist und knorrot in seiner art, daz ist daz pest und ist gar wolsmeckend* Megenberg 355. Auch im 15. jahrhundert ist diese verwendungsart von *welch*, wo ihm die bedeutung von „derjenige welcher“ zukomt und es zumeist auf fälle beschränkt ist, in denen es einem substantiv coordiniert ist, noch die weitaus überwiegende. Allenthalben begegnen sätze wie die nachfolgenden. *Welch mensch truret, er wirt fro* Altswert 38. *Welher wil mit sälden reichen, Der füg sich zuo den sein geleichen* Ring 80. *welliche frawen das nit anget, die darff sich des nit annemen* Eyb 11. *wann welcher das über füre, der würd hart gestraffet* Steinhöwel 45. *Welche erent den vatter, die erent den sune* Wyle 180. Während aber z. b. bei Eyb in dessen Ehebuch noch kein einziger fall eines anderweitigen gebrauchs von *welch* als relativum vorkomt, finden sich bei seinem zeitgenossen Wyle in den Translazionen sehr häufig fälle, in welchen ein satz mit dem von einem substantiv begleiteten pronomen

1) Vgl. hierzu Erdmann, Grundzüge der deutschen syntax § 99.

welch eingeleitet wird, der sich auf ein gleichnamiges substantiv des vorhergehenden satzes oder auf den ganzen satz zurückbezieht. Z. b. *als es zů dem tage kam, gieng sy vsser irem huse vnd beschlos daz vor irem stiefsunen, der das bald Euriolo bravcht, ein trurig botschaft. Welcher Euriol des nit minder dann Lucrecia ward belaidet* Wyle 44. *Vnd aber zum andern darvmb, daz die Jugend nit waisz mavsz zehalten noch sich zehüten vor wollusten vnd girlichkait des lybes. Welche ding mercklich vrsachen sint grosser kranckhait vnd siechtumen* ebd. 138. *Sin stimme was süsz, clavre vnd verstentlich, darinne etlich kunst vnd dapferkait gemercket wurden aines gůten redners, bede zů hertikait oder zů barmhertzikait in den menschen zebewegen. Welcher barmhertzikait er doch nie weder batt noch begert zeerfolgen* 228. *So havt der hochgelert poet Eneas Siluius den obgemelten poeten vnd oratorem navchfolgende ainen trovme, den er ainsmavls von der obgenanten küngin vnd irem ryche gehept havt, in costlichem latin beschriben. Welchen trovme jch vor etlichen javren . . . üwer durlüchtikait sagt vnd vszlait* 231. *Wie wol er ain manschlacht tett vnd dar mit ain küngklich offenlichs gelait brach. Welches gelaites diser jemriger hertzog sich havt getröstet vnd dar inne dahin komen was* 237. Dieser gebrauch sezt sich dann auch weiterhin (z. b. u. a. bei Luther) fort und ist auch gegenwärtig aus der sprache nicht geschwunden. Dagegen treten fälle, in denen *welch* in der heute geläufigsten weise bei substantivischer stellung ohne begleitung eines substantivs einen relativischen nebensatz bilden hilft, vor beginn des 16. jahrhunderts mehr ausnahmsweise auf. Ich habe aus dieser zeit nur ein paar beispiele zur verfügung, wovon eines aus Sebast. Brants Narrenschiff, die übrigen aus Niclas Wyle stammen. *Aber disen dinen wavne mugent dir benemen etlich yetz lebend menschen. Welche, ob sy wol an gewalte gemaines nutzes mit grosser vnmůsz beladen sint, noch dann die kunst der geschrift nit versummment* Wyle 206. *Diser torhait ist aber widerwertig din jungligkait, welche, ob sy wol vil wyshait . . . über komen havt vnd grovsse hoffung gibt künftiger wyshait, noch dann nit vor haim gesant werden wolt ir aigen land vnd lüt zeregieren* 218. *Item vnd das etliche menschen des landes Archadie über ain wasser gefürt in ain insell schwument vnd daselbs all in wolfe verkert wurden, mit andern tieren füro alda jr wonung habende, welche aber der selben über nün jar herwiderumb schwument vnd dar zwüschen kain menschen flaisch geessen hetten, daz die widerumb zů menschen wurden* 249. *worlich, zu truwen ist dem nüt, welcher um gelt sin jugent git* Brant 94. Diese satzfügung wird nun aber seit dem anfang des 16. jahrhunderts

immer häufiger. Ich greife aus der fülle der nunmehr hiefür zu gebot stehenden beispiele bloss einige wenige heraus. *Dann das hauptwerck ist nit da, on welches die andern alle nichts seind dann ain lauter gleissen* Luther GW. B 3ª. *Ja du solt got dancken auß hertzen grund, daz er dir dein schwachhait also offenbaret, durch welche er dich leret vnd vermanet, wie dir not sey, dich zů üben vnd teglich stercken im glauben* ebd. F 3ª. *dann was sein hie die hungerigen, durstigen, nackenden, gefangnen, krancken, frembden dann deiner aigen kinder seelen, mit welchen dir got auß deinem hauß ain spital macht ...?* I 3ᵇ. *diser gewalt, welcher sich niemandt kan genůgsam wören vnd fürsehen* K 3ᵇ. *Zweihundert schock behemisch must auch geben zu straf Hans Bock, welcher im nam das leben* ... Sachs 1, 121. *Als von Athen Solon, der weise, hin gen Miletum tet ein reise zu Thaleti, dem weisen man, welchen er redet heftig an* ... ebd. 131. *Plinius uns beschriben hat von einem hunt getreue tat, welche geschehen ist zu Rom* ebd. 141. *Ein müller war, welcher doch gar vermeret was beim bauren, das er gar zu hart tet mitzen* ebd. 183. *das hat er als in wint geschlagen; nach dem sein ochsen nider schlug, welche im zogen in dem pflug* ebd. 2, 225. *In einem flecken sassen zwen bauren, welche nachpauren waren* Wickram 19, 16. *In einer statt, im Etschland gelegen, war ein Obseruantzer Münch im Barfůser closter, welcher allweg ein groß geschrey auff der kantzel treib* ... ebd. 46. *Got hat jm das volck des alten Testaments zů eynem eusserlichen, figürlichen volck erwelet, in welchem er jhm hat wöllen ein muster bereitten* ... Franck Par. 48ª. *Vilen ist jhr weyßheit, händt, mundt, handel, freundt, gelt ja fast allein jhr Gott, darzů sie in nöten fliehen, vill dienen mancherley begirden vnd sünden, welche all jhr Götter seindt* ebd. 161ª.

6. Interrogativum.

wer. Von der alten gestalt des nom. und acc. sg. neutr. (*waz, waß*) gibt es in manchen drucken der früheren neuhochd. periode bis ins 17. jahrhundert, z. b. u. a. noch bei Spee, viele reste.

Die genetivform *wes* (fehlerhaft *weß*) war im 15. und 16. jahrhundert noch algemein im schwange und ist auch heute noch nicht völlig erloschen. Beispiele: *wes begerest du ainer schlavfkamer ain fremden landes?* Wyle 26. *Weß ist die schuld?* Keis. 33ᵇ. *wes zeichst du dich ...?* Sachs 1, 270. *Der im selbs heilloß, weß heiland wölte der syn?* Franck Spr. 1, 151ª. *Als wir uns nun so ein wenig gewärmet und getrucknet hatten, fragte der Herr Burgermeister, wes Stands wir wären* Schelmuffsky 36. *wes ist Elisens Grab?* Haller 193.

Das schwert! wer nahms von meinen Sarkophagen? Wes sind die Hände, die so keck sich machten, Daß sie von dort zu seiner Schmach es brachten Dahin, wo Niemand ist, der es kann tragen? Rückert, Gedichte (Frankf. 1843) 164. Daneben aber schon seit ende des 16. jahrhunderts *wessen*, z. b.: *Wessen Geschlecht wirt so lang bleiben, Das man wirt sagen von seim Nammen?* Fisch. (Kurz) 3, 52. *Und wessen soll ich mich erfreuen?* Dach 49. *Durch wessen Kunst steht dein Gebein In ordentlicher Fülle?* Gerhardt 221.

Der dat. sg. lautete früher auch voller *weme*[1], z. b.: *Ein Kriegsobrister begerte etwas newes an eines orts inwohner, die begerten hinwider von jhm seinen gewalt, vmbzusehen, von weme er die vollmacht hatte* Zinkgr. 1, 374. *Weme brennt das Sternenlicht?* Gerhardt 137. *Weme grünet Laub und Gras?* ebd. —

welcher flektiert regelmässig adjektivisch. Bezüglich des gen. sg. *welches* möge bemerkt werden, dass derselbe, ohne einem substantiv coordiniert zu sein, im ganzen selten ist; ein paar beispiele für ihn, in denen aber *welch* relativisch gebraucht ist, kann ich beibringen: *Die weysen sagen, das der am seligsten sey, qui natus moriensque fefellit, von welchs gepurt vnd sterben niemandt nichts weyß* Agric. 1, 91ᵃ. *Das Sechste ist gewesen das Bild des Jovis in der Stadt Olympia in Griechenland, genant Jupiter Olympicus, zu welches Ehren die Spiele Olympia sein gehalten worden* Lauremberg, Acerra 16.

7. Unbestimtes pronomen.

a. *jemand* — *niemand.*

Diese pronomina hiessen noch bis tief ins 16. jahrhundert häufig unentstelt *ieman, nieman*, z. b. *ieman* Brant 105. *jman* Fisch. (Kurz) 3, 172. *nieman* Brant 24. 105. 186. Keis. 115ᵇ. *niman* Fisch. (Kurz) 2, 25. 77. 3, 173, allein schon im 14. jahrhundert erscheinen formen wie *iemant*, s. Pfeiffer zu Konr. Megenberg 640, *nîmant* Pfeiffer, Mystiker 1, 13. 28. 29. 131. 239 u. ö., die seit ende des 15. jhd.

1) Während Schottel in seiner „Teutschen Haubtsprache“ s. 539 diesen volleren dativ unerwähnt lässt, verzeichnet er eigentümlicher weise einen dat. sg. fem. *wer* sowie einen gen. und dat. pl. *wenen*, formen, die ich in den benüzten quellen des 17. jahrhunderts nirgends entdecken konte. Dagegen möge einer andern (syntaktischen) besonderheit, die mir aufstiess, nebenbei hier kurz gedacht werden: der anwendung von *wer* als analogon von *welcher* vor substantiven im accusativ. Sie findet sich bei Spee 148: *Wen Schatz han wir gefunden, Wen Schatz im hohlen Krippelein* ...!

überhand nehmen. Beispiele: *ymant* Wyle 21. *ymand* Keis. 83[b]. *niemant* Wyle 18. 21. Brant 3. Luth. GW. E 3[a]. *niemand* Agric. 1, 25[b]. Roll. 1, 182. Eine weitere ausartung, die sich nachher wider glücklich verloren hat, erlitten diese wörter frühzeitig durch den zuwachs eines *s*, das sich teils an die ursprüngliche form unmittelbar anfügte, teils mit jenem *t*, *d* zu *ts*, *ds* *(dts)* verband und für alle kasus galt. Beispiele: nom. *iemans* Brant 153. *jemands* Luth. D. 216. Spee 48. *niemands* Murner 30. Spee 233. dat. *iemans* Brant 92. Murner 249. *iemands* Zinkgr. 1, 177. *niemants* Eyb (Creussner) 15[a]. *niemands* Zinkgr. 1, 38. accus. *iemans* Fisch. 56. *niemans* Pauli 50. 62 usw.

Was die flexion der formen ohne *s* betrift, so lautete sie ursprünglich von jener des substantivs *man* nicht verschieden. Der gen. auf *-es (s)* blieb durch alle zeiten aufrecht, man vgl. die beispiele: *wer vil lügt, der ist niemans fründ* Brant 40. *Der gyt ist niemants fründ* Franck Spr. 2, 129[a]. *Sey züchtig mit worten, geberden und gedancken, schende niemands Weib oder Kinder* Zinkgr. 1, 122. *Hat irgend die Natur in jemands Seel gesenckt Die Hoheit von Verstand* . . . Bodmer 32. *Ihr erfahrt die Verschwörung, und Niemands denk' ich zu schonen* G. (R. Fuchs) 3, 95. *Sind Sie und Ihr Karl die Vorläufer Jemandes* ...? Immermann, Münchhausen (Berl. 1858) 2, 10.

Der dativ auf *-e* findet sich noch bisweilen in schriften des 16. und 17. jahrhunderts, vgl. DWb. IV./2, 2301. VII, 826. Häufiger aber lautet er unflektiert, z. b. *iemand* Steinhöwel 257. *yemand* Agric. 2, 99[b]. *niemant* Wyle 18. 78. *nieman* Keis. 83[a]; ebenso im 17. jahrh., z. b. *niemandt* Sandrub 75. *niemand* Opitz 210. Zinkgr. 1, 112. Simpl. 2, 81, und bis zum heutigen tag. Im 17. jahrhundert beginnen dann überdiess die noch heute üblichen adjektivischen formen auf *-em* und *-en* aufzutauchen, deren leztere grammatisch unberechtigt ist. So heisst es schon bei Logau 27: *Der heilsame Verstand, daß einer züchtig lebe, Niemandem Schaden thu und jedem Gleiches gebe, Ist nöthig als wol was* und bei Christ. Weise, Erznarren 129: *Sprecht zu niemanden: „mein Herr"*... Diese formen werden im 18. und 19. jahrhundert immer häufiger, z. b. *sie wollen von niemandem Brot geschnitten haben als von mir* G. (Ausg. lezter hand) 16, 27, während die ausgabe von Goedeke (7, 13) *von niemanden* hat. *Das Gefühl, Niemandem nützen zu können* J. Geo. Forster, Sämtl. schriften (Lpz. 1843) 9, 140. *Verrathen Sie niemandem, was ich Ihnen gesagt habe* Gust. Freytag, Werke 5, 40. *wenn wir gleich von aller Welt ausgezischt und unsre Schriften von niemanden gelesen . . . würden* Liscov 129. *er sei eher bereit Jemanden die Haut abzuziehen, als eine solche Operation zu*

dulden G. 13, 27. *hinter ihm erlaubt die Wache Niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervor zu treten* ebd. 10, 420. *Ja, daß es vielleicht Niemanden gefällt als etwa den Druckern und Setzern* Platen 4, 86.

Auch der accusativ blieb bis in die neuere zeit unflektiert; erst im 18. jahrhundert scheint die adjektivische form auf *-en*, wol nach analogie der eben erwähnten dativform auf *-em*, entstanden zu sein, zur zeit Lessings ist sie bereits durchgedrungen; vgl. die beispiele: *Oder kann man niemanden widerlegen?* Lessing 4, 299. *Ich hörte nur, daß er sagte, er wolle als ein guter Christ keinen Haß gegen Jemanden hegen* G. 12, 261. *Auch bedient man sich maskirender Titel, wenn man jemanden gegen seine Gegner vertheidigen will* Liscov 282. *Ich weiß Niemanden* Gust. Freytag, Werke 4, 554.

Vereinzelte formen älterer zeit sind *iemande* für nom. und acc. sg., so bei Agric. 1, 77ᵃ, in Steinhöwels Äsop 257, *jemanden* für nom. sg., s. DWb. IV./2, 2303.

b. *jeder* — *jedweder*.

Die volle mhd. form *ieweder* ist zwar auch in älteren neuhochdeutschen quellen nicht mehr vorhanden, aber ein rest davon bestund in der form *iederer* fort, die sich neben *ieder, jeder* noch in vielen schriften des 16. jahrhunderts findet, ja bis ins 17. jahrhundert fortdauert. Da die flexion dieses pronomens regelmässig adjektivisch ist[1], werden einige beispiele für den gebrauch jener älteren form *iederer* genügen. *Sechs flügel sah er einen jedern han* Luth. D. 83. *Gott hat ein rechenbuch gemacht, Darin ein jedern menschen bdacht Gleichwie in einem testament Sein gburt, sein leben und sein end* Waldis 1, 104. *Ir seht, wie in der ganzen welt Eim jedern volk ist vorgestellt Ein oberkeit* ebd. 1, 39. *Die fabel lert . . . daß wir nicht, wie sie gern wöllen, Eim jedern geiste glauben söllen* ebd. 44. *Niemand will von wolverdienst wissen, Jedern muß ein klein fel verdrießen* Rollenh. 1, 152. *Ich muß die sach also anfangen, Das ich jedern insonderheit Gründlich abfrag der sach bescheid* ebd. 1, 160. Beispiele aus dem 17. jahrhundert fehlen mir; sie scheinen im ganzen selten zu sein. Man vgl. aber das Deutsche wörterbuch IV./2, 2285—86.

1) Einen auffälligen gen. sg. m. nach gemischter deklinationsart gebraucht Bodmer in den „Krit. gedichten“ 32: *Fühlt jemand in der Brust den buhlerischen Geist, Der ihn der Schönheit Macht und Sitten singen heißt, Der kan dies Thema selbst, daß jedens Feder führet, In einem Licht besehn, das niemand noch berühret.*

Eine ganz analoge bildung ist *jedweder*, dessen flexionsverhältnisse denen von *jeder* volkommen entsprechen. Auch hievon gibt es in älteren quellen vollere formen, z. b.: *Must du nicht vor einen jedwedern insonderheit sorgen?* Simpl. 1, 121. *mein gröstes Kreuz war, daß ich mit den Burschen nicht recht reden konte und mich gleichsam von jedwederm hin und wider stoßen, plagen, schlagen und jagen lassen muste* ebd. 136.

c. *jedermann.*

Ursprünglich und noch in einzelnen schriften des 15. jahrhunderts, z. b. in Wittenweilers Ring, hie und da unzusammengesezt *(ieder man)*, ist es schon seit Eybs und Seb. Brants zeit dauernd in ein wort geflossen. Die jotierung des anlautes ist viel später vor sich gegangen und fält mit jener von *jeder* zeitlich zusammen. Vgl. hierüber DWb. IV./2, 2274 und 2286. Nur der gen. ist flektiert und lautet seit alters *iedermans, jedermans;* die seltnere form *jedermannes,* die das DWb. IV./2, 2292 aus Fichte belegt, findet sich u. a. auch bei Fleming 26: *Du jedermannes Greul.*

GRAZ. ADALBERT JEITTELES.

TANZ UND LIED BEI THOMAS MURNER.

Volkslied und tanz waren zur zeit, als Thomas Murner dichtete, noch nicht so getrente gebiete, dass ihre gemeinsame betrachtung unberechtigt erschiene. Franz Böhme (Geschichte des tanzes in Deutschland I, 245) hält es sogar für höchst wahrscheinlich, dass das deutsche volk noch das ganze 16. jahrhundert hindurch zu seinen tänzen gesungen habe. Leider hat Böhme, der u. a. Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg für seine darstellung verwertet hat, Thomas Murner nicht berücksichtigt, dessen werke doch eine viel reichere quelle kulturgeschichtlicher erkentnis bieten, als die der genanten. Murner ist durchaus frei von zimperlichkeit; es gibt kein gebiet, das ihm für seine strafpredigten zu heilig oder zu gemein wäre. Dabei betrachtet er die dinge nicht mit dem blicke des scheuen stubengelehrten, auch nicht mit dem des weltfremden geistlichen; er scheint manchmal gerade zeigen zu wollen, dass er trotz kutte und doktorbarett von den anstössigen gebieten auch etwas verstehe. Und weil er sich selbst unter das volk mischt und — wenigstens in der dichtung — an seinen ausschreitungen teilnimt und auf diese art kühnlich ins volle menschen-

leben greift, deshalb eben haben seine darstellungen ein so frisches, natürliches gepräge.

Freilich muss man in betracht ziehen, dass er als satiriker hauptsächlich solche verhältnisse vorführt, die ihm zur strafpredigt anlass geben; man wird dies auch bei seinen schilderungen vom tanze nicht vergessen dürfen. Eine solche gibt Murner im 50. kap. der Narrenbeschwörung[1].

Alle ehrbarkeit hat beim tanzen ein ende, mögen nun pfaffen oder laien daran teilnehmen. Die ehrbaren mädchen, „die frummen kint", lässt man zurück; man will nur mit den hübschen und resoluten tanzen, die den knaben, wenn er hoch springen will, stützen und heben können. Dann werden auch sie tüchtig geschwenkt und geworfen — „Vnd gredtlin sich hoch ynher bricht,
Das man ir weiß nit wa hin sicht"[2].

Man gibt sich heimliche zeichen im händedruck, läuft in die winkel, sagt freundliche grüsse hin und her — da ist wirklich kein ort für ehrbare mädchen. Einen tanz nent Murner namentlich, der schon manches mädchen ins frauenhaus gebracht habe, es ist „der schäfer von der neuen stadt". (S. Böhme, Gesch. d. tanz. II, nr. 12)[3].

In den Epp. obsc. viror. I, 33 (Böcking s. 50, 6 fgg.) heisst es von diesem tanze: Nuper chorisavi cum ea ter in chorea serotinali in domo sculteti; tunc fistulator fistulavit cantilenam de pastore de nova civitate, et statim omnes chorisantes amplexabantur suas virgines sicut mos est. Und Geiler von Kaisersberg führt unter den unzüch-

1) Ich citiere die NB. nach der 1. ausg. (Hupfuff 1512), von der demnächst in Braunes samlung ein neudruck erscheinen wird.

2) Solte man glauben können, dass diese stelle eines kommentars bedürfe? Und dass sie gar falsch kommentiert würde? Balke (D. nat.-litt. 17. band, 1. abt. s. 198) versieht „weiss nit wa" im text mit anführungsstrichen und erklärt unten: „weiss nit wa, euphemistisch fur cunnus". Da ist es am ende nötig mit parallelstellen zu kommen. So sagt Geiler von Kaisersberg: „vnd haben es bißweilen die jungfrawen (so anders solche jungfrawen zu nennen sein) fast gern vnd ist jnen mit lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, das man jhnen, ich weiß nicht wohin siehet" (Scheible, Kloster I, 555) und ähnlich Heinrich Wittenweiler im Ring 39b, 35 (Stuttg. litt. ver. ed. Bechstein s. 171):

„und sprungen her so gar gefüg
daz man in oft ich wayff nit wie
hin auf gesach bis an die knie".

3) Vgl. Eitner, Das deutsche lied des XV. und XVI. jahrhunderts II. teil im Fasciculus Quodlibeticus Melchior Francks: Der Scheffer von der Newstadt juch juch ho bo dey usw.

tigen gestikulationen beim tanz an: „puta amplexari (der schöffer tantz) osculari etc. (Navicula sive speculum fatuorum, Y b). Nach diesen beiden citaten scheint das umarmen in dem gewiss nicht harmlosen tanze eine grosse rolle gespielt zu haben[1].

Der text des liedes lautet nach Böhme:

Der scheffer von der nuwen stat
der het myn dochter gar geren.
Ich hab se im dick vnd viel verseit,
ich meyn ich well se im geben.
Nu hab dir myn dochter,
ich gib dir myn dochter:
das singent die scheffer alle.

Murner redet nach seiner lebhaften art in dem erwähnten kapitel den schäfer selbst an: O schåfer, du vil ődter man,
Was hastu schand vnd übels than!

Es klingt durch die darstellung der inhalt des obigen liedes[2]. Die „töchter" laufen dem schäfer nach, der sie an sonn- und festtagen so müde macht, dass sie gott zu dienen vergessen. Aber einst wird ein tag kommen, wo dem schäfer die schäflein genommen und an einen andern tanz — ohne pfeifer — gebracht werden, da sollen sie haut und haar verlieren und ganz anders springen lernen — dann stelt erst gott die ehrbaren töchter, die auf erden nicht mitmachen durften, zu tanze: „Die selben werden vornan ston
Vnd mit maria dantzen schon".

Über diesen „hymmelschen tantz" vgl. Altd. bll. I, s. 56 (Predigt aus dem 15. jahrhundert): „Gregorius von einer edeln jungfrowen, zu der die muter gottes kam vnd sprach: liebes kint, wilt du vmme mynes kindes willen, dins gesponsen, tentz vermyden vnd mit dinen gespiln nit tantzen oder lichtfertikeit triben, so wil ich dich holn vnd jn kurtzen tagen zu jme an sinen tantz furen" usw. Auch Geiler von Kai-

1) Was mag „die köchin von der nüwen stat" (SZ. 2, 40. NB. 29, 20) bedeuten? Steht sie wol mit dem schäfer „von der nüwen stat" in einem verhältnis?

2) Auf einen zahmeren, augenscheinlich jüngeren text des liedes weist Burkhard Waldis im Esopus (IV, 81, 190) hin:

Drumb singt man noch das alte Liedt:
Der Schåfer in der Newenstadt
Sein Roeßlin außgeboten hat
Eim unverzagten Man zu geben,
Dem nit sein Weib darff widerstreben,
Findt aber kein, ders SO begert,
Deshalb behelt er wol sein Pferdt.

sersberg weist in der predigt über das tanzen auf die geschichte hin: Est ad hoc exemplum notabile s. Gregorii in dialogo de puella cui apparuit virgo Maria[1].

Den predigern ein dorn im auge waren damals die hochzeitstänze. Murner beschreibt im Luth. narren, kap. 52, wie er seine „brutlaufft" mit der tochter Luthers hält und kap. 53 (v. 4165 fgg.), „wie vff des murners hochzeit gedantzet ward".

Murner ermuntert nach der mahlzeit die gäste, den tanz zu beginnen. Für musik ist gesorgt, denn er hat eine spielfrau mit einer laute bestelt (von gesang ist im ganzen kapitel nicht die rede). Luther fordert nun Murner auf, mit seiner braut den ersten tanz zu tun — es wird ihm also der „vortanz" eingeräumt — doch soll er vorher die kutte ablegen, da diese am tanzen hindere. Nun folgt eine merkwürdige stelle. Murner bekent, dass er früher tüchtig mitgetanzt habe, aber ihm seien deswegen die leviten von der kanzel gelesen:

„Münch, du solt gar nit dantzen,
So offenlich vmbher schwantzen.
Dein orden wils nit leiden,
Zů lauffen mit den weiben.
Ich můß dich warlich straffen
Vnd dir das selbig sagen,
Es wil dir nit gebüren;
Es sein weltliche sachen,
Die dir nit zů gehören,
Ich wil dich trůwlich warnen!" (4193 fgg.)

Wenn Murner wider zu tanzen anfienge, so würde der prediger ihn von neuem schelten „mit so viel en vnd so viel en". Ganz misverstanden hat Heinrich Kurz diese stelle. Er bemerkt zu dem worte „en": „wol das lateinische en". Richtig hat Balke in seiner ausgabe des Luth. narren (D. nat.-litt. 17. bd. 2. abt. s. 175) erkant, dass die oben citierten verse (zwei vorhergehende zieht er fälschlich hinzu) alle mit „en" schliessen. Aber das ist noch keine erklärung. Ich möchte vermuten, dass Murner hier die eigenheit eines Strassburger predigers, der die infinitivendungen dehnte, scherzhaft in erinnerung bringen wolte. Und zwar ist höchst wahrscheinlich Geiler von Kaisersberg gemeint, von dem es bekant ist, dass er gegen das weltliche treiben der Strassburger ordensleute oft in masslosen äusserungen auftrat. (Vgl. Ph. de Lorenzi, G. v. Kaisersbergs ausgew. schriften I. band, Geilers leben, s. 53 fgg.)

1) Vgl. Gottfried Kellers Tanzlegendchen.

Luther macht sich über Murners skrupel lustig und weiss ihn endlich zum tanzen zu bewegen. Munter ruft er nun:

Schlag vff, schlag vff, liebe adelheit,
Vnd mach vnß mit der luten freidt, — —
Es ist so gůt ind hell gesprungen,
Als mit rütschen drein gerungen.

Das bild zu diesem kapitel zeigt im vordergrunde Murner, wie er Luthers tochter am arme zum tanz führt. „Adelheit mit der luten" zupft die saite. Im hintergrunde befinden sich lutherische geistliche als zuschauer.

Ich stelle nun die bei Murner erwähnten tänze zusammen:

1) Kochersberger (LN. 4187).

Böhme, Gesch. d. T. II, teilt unter nr. 288 und 289 melodien zweier Kochelsberger tänze mit.

Kochersberg ist ein fruchtbares hügelland zwei stunden westlich von Strassburg (Stöber, Alsatia 1858 s. 69, anm. 8). Murner erwähnt den ort Schelmenzunft 31, 17 und die bewohner an verschiedenen stellen seiner gedichte. NB. 95, 74 und LN. 1805 spricht er von ihren derben flüchen, Geuchmat E 2 a von ihrer groben sprache, NB. 34, 116 von ihrer altertümlichen kleidertracht. Dies wirft vielleicht auch auf die art des tanzes ein gewisses Licht.

† [1] 2) Dranranran.

Darzů den grosen dran ran ran
Den ich frőlich springen kan. LN. 4188. 89.

Pfyff vff, mach mir den dranraran!
Elßlin / gredtlin / vornan dran. NB. 50, 7. 8.

Aus diesen beiden citaten (Elslin und Gretlin sind dirnennamen) kann man den derben charakter des tanzes erkennen. Ich vermute, dass das wort mit dem sturmruf der landsknechte, deren stand ja um diese zeit blühte, identisch ist. Nach Vilmar (Handbüchlein f. freunde d. d. volksl. 2. aufl. s. 46) lautete dieser: „Dran dran dran!" Ein passender name für einen wilden tanz!

† 3) Jesusgänglein (L. N. 3701).

Luther glaubt, dass Murner seine tochter gern habe:

Er hat ir klosterbrőtlein geschickt,
Mit süssen augen angeblickt,

1) † bedeutet: bei Böhme nicht erwähnt.

Ein klosterdentzlin hat er gethon,
Mit ir ein reyen gefieret schon
Vnd ein ihesusgenglin gemacht.

Mit dem „klosterdentzlin“ wird wol keine besondere art des tanzes gemeint sein. Geiler a. a. o. Y 2 a führt bei der ausdeutung der 6. nola an: (Saltare) In loco religioso: hoc est in conventibus: refectoriis: locis capitularibus in ambitu monasteriorum — das wären also „klosterdentzlin“. Über Jesusgänglein vgl. Grimm, DWb. IV², 2314.

4) Paduaner. (LN. 4239.)

Siehe Böhme, Gesch. d. T. I, s. 134.

† 5) Westerwälder. (LN. 4239.)

Auch von Brant, Narrensch. 85, 94 erwähnt[1].

† 6) Denteloren.

Das wort ist noch nicht genügend erklärt[2]. Soll man an denten = danten = tanden = possen treiben denken, oder ist es gar korrumpiert aus einem danse lor(r)aine? Dass die lothringischen tänze seit alter zeit berühmt waren, teilt Böhme I, 30 mit.

7) Pfauenschwanz[3].

Es heißt ein liedt „der pfouwen schwantz“,
Das hôrt vil baß an puren dantz. (NB. 22, 15. 16.)

Siehe melodie: Böhme II, nr. 53.

Dass dieser tanz keineswegs ein wilder war, sondern sanft, vielleicht schleifend, geschritten wurde, glaube ich aus der stelle LN. 4002 fgg., wo Murner den gang seiner geliebten besingt, schliessen zu dürfen:

Die tusent schon Kan ynher gon
Wie man im kat Vff holtzschû gat,

1) Kunz Has (1525) sagt gelegentlich der aufzählung von hochzeitstänzen: „Ytzund tantzt man den wüsten weller“. J. Bolte (Alemannia 18, 77) vermutet in „weller“ den wälschen tanz (Böhme I, 103), wahrscheinlich ist aber „wüster weller“ eine volksetymologische oder scherzhafte umdeutung des „westerweller“, in welcher form ihn Murner ja auch unter den hochzeitstänzen (1522) aufführt.

2) Charles Schmidt giebt in seiner Histoire littéraire de l'Alsace II, 296 n. 55 folgende erklärung (?): Dentelore est le français Tintelore, qui paraît avoir été une danse accompagnée de chant. Le mot se retrouve dans le refrain de la fameuse chanson de Jannequin sur la défaite des Suisses à Marignan: Escampe, toute frelore (tout est verlore, perdu), — La tintelore frelore, — Escampe, toute frelore, bigot! (par Dieu!) Leroux de Lincy, Recueil de chants historiques français II, 67.

3) von schwanzen: sich anmutig bewegen, tanzen. S. Schmeller-Frommann II, 640.

Vnd hőflich drit, Bescheißt sich nit,
Wie pfawen schwantzen[1].

1) Vergleiche: No: du solt sein
Ob dem tisch ain Adler,
Vf dem veld ain leo,
Vf der gassen ain pfaw,
In der kirchen ain lamb,
In dem pett ain Aff! Hätzlerin, seite LXVII nr. 3.
Sie tritt dort her gar schöne
gleich wie der pfawen art, Ambras. Lb. nr. 169, str. 2.

In der mhd. litteratur wird der schleichende gang des pfauen auch in einem ›rn sinne — nämlich als bild des gleissnerischen widerholt verwant, vgl. hierüber manns, Walther v. d. Vogelweide² 19, 32 und Strauch zu Marner XV, 316 82). Murner ist dieser gebrauch noch nicht ganz fremd. Zu NB 16, 65: „Zweyen en dienen / pfouwen strychen" erklärt Goedeke wol nicht mit unrecht: „Pfauen ichen, wie den Kautz streichen, schön reden". Er verweist dabei auf NB 19, : „Es heisst zů tütsch der pfouwen strich". Aber diese stelle lässt auch eine ›re erklärung zu. Vorher gehen nämlich die verse:

Als es stat yetzundt vff erden
So brucht man also groß geferden,
Wie einer gang dem andern für.
Dien du mir / so dien ich dir,
Leck du mich / so küß ich dich.

(Mit diesen beiden versen wird der schleichende gang gemalt)

Es heißt zů tütsch der pfouwen strich.

ch kann hier vom intrans. *strîchen* = unhörbar fliegen, sich rasch bewegen, zie-, schleichen (Mhd. wb. II, 2, 685, 41 fgg., Lexer II, 1235, Schmeller-Frommann 807 unter e) abgeleitet werden, ebenso wie im Augsburger Lb. nr. 81 (Alemannia 222): „Wohin das felcklin hin sich kert
so ist er auff dem striche",

ge verse weiter: „Wie er dem felcklin streichet nach.

is Murner strichen = schleichen anwendet, belegt Ketzer d 1 a:

„Am freytag vmb die zehend stund
Der geist herzůher strichen bgund.

l auch das subst. „strich" findet sich in diesem sinne bei Murner, z. b. NB 5, 185 fg.

Der alt krebs lernt syn kindt den strich
Das sy noch hüt gondt hindersich.

ner NB 59, 8 und 70, 23.

Eine fernere stütze für diese erklärung gibt die parallele aus der SZ. XV, gg.: Wen eyner went, du redts seyn wort,
Was dem zů sagst, das leugstu dort:
Ich dorfft keyns solchen mittler nit;
Der also brucht eyn pfouwen dritt
Und leůgt schedlich vff beiden parten.

Immerhin ist, wie NB 16, 65 wol beweist, eine vermischung beider redens-n „wie pfawen strichen" und „den kutzen strichen" bei Murner schon eingetreten.

Solte dieser pfauenschwanz nicht mit der pavane, die Böhme I, 134 als einen beliebten vornehm ernst-gravitätischen tanz des 16. und 17. jahrhunderts beschreibt, identisch sein? Der name pavane konte leicht — ob mit recht, bleibe dahingestelt[1] — von pavo der pfau abgeleitet werden.

8) Betlertanz. Siehe Böhme I, 57 fgg.

Murner spricht in einer von Grimm, DWb. I, 1737 nicht belegten bildlichen weise von diesem tanz:

Ich habs noch nit erzelet gantz
Erst kum ich vff den bettler dantz (Ketzer l 6 a).

Das bedeutet hier: jezt komt erst die hauptsache, jezt gehts erst recht los. Es folgt nämlich das volle bekentnis des von den „vier ketzern" gemarterten armen schneiders Jetzer.

9) Bubentanz.

Jetzer erzählt in seinem bekentnis, wie er die vier ordensleute heimlich bei fleisch, hühnern und — schönen frauen angetroffen habe:

Ich sprach / ist das die obseruantz
Ich halts wol für ein bůben dantz (Ketzer m 1 a).

Vgl. Böhme I, 83. 106. Grimm II, 465 gibt zwei belege aus Hans Sachs.

Als 10. tanz führe ich in diesem zusammenhang noch einmal den Schäfer von der neuen Stadt an. Dieses tanzlied mag uns überleiten zu einer betrachtung über Murner und das volkslied.

Vielleicht ist die noch nicht befriedigend erklärte verbindung „den kauzen streichen", die allerdings später auch von Murner in der GM. (siehe DWb. V, 369) ausdrücklich als den kauz glatt streicheln gedeutet wird, ursprünglich auf den heimlichen, geräuschlosen kauzenflug zu beziehen. Aus der wendung: „er kann den kauzenstrich" (= flug) mag am ehsten die verwechselung hervorgegangen sein; denn von dieser bis zu der form „dann er den kutzen strichen kan" (Narrenschiff 100, 13) ist nicht weit.

Ebenso kann es sich verhalten mit den wendungen „den falken strichen"; die wörterbücher geben viele belege gerade für den falkenflug, der falke strîchet usw. Für falken sagte man in gleicher bedeutung oft (nach Grimm III, 1270 unter Falk [1]) a. e.) „falben". Könte hieraus nicht die redensart „den falben hengst streichen" sich entwickelt haben?

Die übertragung gieng überhaupt immer weiter, da das „streichen" seinen rechten sinn verloren hatte. Im Ambraser liederbuch nr. 28, 17 heisst es: „den falken können sie streichen", aber auch schon (nr. 70, 44): Die wörtlein könt jr streichen, und reden selten war.

1) S. Böhme I, 134 anmerkung.

Es lassen sich verschiedene grade der beziehungen Murners zum volksgesang feststellen. Manchmal scheint es uns, als ob er nur in verstekter weise darauf anspiele, wir hören gleichsam nur aus der ferne den klang des liedes. Wenn er NB. 6 und SZ. IV von den prahlereien der landsknechte spricht, so sind jedesfals deren lieder die beste illustration zu diesen kapiteln. Wenn er ferner auf ihr rechtloses plündern hinweist mit den worten:

„So ist er ein frummer lants knecht,
Wann er mit den hůnern fecht", (NB. 78, 31. 32).

so soll hier wol nicht das hühner stehlen im sinne von: sich feig benehmen, wie Goedeke z. d. st. erklärt, sondern in seiner ganzen wörtlichkeit gemeint sein. Denn in dem liede der 7 stallbrüder aus Sachsen (Böhme, Altd. ldb. nr. 422) heisst es:

Str. 6. „Der sechst der sprach: hielt wir uns recht
so wären wir gar frumm landsknecht
so möchten wir frölich traben,
laufen den pauren durch die heuser
und nemen in, was sie haben".

Und einige verse weiter:

„gepraten öpfel die schmecken wol,
doch eß ich hůner für pflaumen".

Und bei Uhland nr. 191:

Str. 2. „In hungersnot schlag hennen tot
und laß kein gans mer leben".

Str. 4. „Nun wenn ir kumt ins bauren haus
so lebt mit klůgen witzen
einer ge ein, der ander bleib herauß
lůg wo die hennen sitzen".

Und wenn Murner in demselben kapitel gegen den frummen buben wettert, der .. yetz verzert syner alter gůt
Vnd tag vnd nacht halt fryen můt
Vnd sitzt von einer mitternacht
Zů der andern vnde wacht,
Schlempt, verdempt vnd nimpt vff borgen
Vnd laßt die lieben vȏgelin sorgen (NB. 78, 11 fgg.)

so erinnert das an die verse des schlemmerliedes (John Meier, Bergreihen 27. Böhme 358).

Str. 6. Mir wird nicht mehr zu dieser frist
Denn schlemen vmb vnd an,
Dazu ein guter mut.

Str. 8. Ich las die vögel sorgen
gegen diesem winter kalt
Wil uns der wird nicht borgen,
mein rock gib ich ihm bald
die ioppen auch dazu
ich hab widder rast noch rhu
den abend als den morgen
bis ich das alles verthu.

Ähnlich auch im Bohnenlied (Böhme 362 a):
Auf meiner weis will ich hinaus
Das vöglein lassen sorgen,
Und frölich sein nur überaus
Vom abend an bis morgen.

Schelmenzunft 20 klagt Murner, indem er die alte bessere zeit rühmt, über den einreissenden materialismus beim heiraten:
„Die ersten fragen, die man dût,
Die ist: wie fill sy hab des gût,
Und ob ir sey der seckel schwere!" (V. 17—19.)

Dennoch aber stelt man sich so, als ob nur die liebe das motiv der heirat gewesen: „O wie dieff schopfft er die wort,
Wen er spricht: meyn hochster hort!"

Gerade die lezte wendung ist in den liebesliedern des 15. und 16. jahrhunderts überaus häufig. (Vgl. das bild zu diesem kapitel der S. Z.: Der mann hält in der einen hand einen zettel, auf welchem „hertz libste" steht.) Ich will hier nur einige beispiele aus zwei liederbüchern des 15. jahrhunderts verzeichnen: Augsb. Lb. v. 1454 (Alem. 18): In nr. 32 ist „Mein höchster hort" anfang eines oft widerkehrenden refrains; dieselbelbe wendung nr. 35, 11. Nr. 46, 19 Bis trew vnd stat, mein hochster hort. Nr. 65 Ach hochster hort. Hätzlerin: Meiner fräden aller höchster hordt LXXIV, 69; Mein höchster hort, gar unverporgen nr. 66, 24; Mein höchster hordt, mein ainigs hail, nr. 72, 23; Mein höchster hordt, so hab ich rû nr. 106, 107. Auch die andern von Murner in diesem kapitel angeführten „tiefen wörter": „meyn keysereyn", „die allerliebste meyn" sind beliebte phrasen des volksliedes (Locheimer Lb. 33, 3 fraw, aller eren pistu ein rechte keyserin. Hätzlerin, abt. 2 nr. 32 Wol hin, meins hertzen kaiserin. Ambraser Lb. nr. 68, 52 Du mein schöne keyserin. Weitere belege: Grimm 5, 41. (Im L. N. 4649 ironisch: Die alte zierlich keiserein, wie Amb. Lb. nr. 117.) — Ich bat die aller liebsten mein, Hätzlerin nr. 89, 1; Mein aller liebsts vnd höchster schatz

das. LXXII, 39. Der oder die „hertz aller liebste mein“ wird widerholt erwähnt im Ambr. Lb. nr. 31, nr. 42, nr. 75, nr. 80 u. s. f. Ein ähnlicher fall ist es, wenn Murner in dem kapitel der NB. „Ein luten schlaher im hertzen hon“ (80, 71) die buhlerische geliebte „die tusent schön, die zart vnd rein“ ironisch nent. Über „tusent schön“ vgl. weiter unten s. 223. Zu „zart vnd rein“ führe ich nur als parallele aus Schöffers Lb. (1513) das weitverbreitete lied nr. 7 „Von edler art auch rein vnd zart“ an.

In der Badenfahrt kap. 35 redet Murner Maria mit „tusendschön“ v. 52 und 71, mit „zart rein“ v. 5 und mit „zart reine meit“ v. 16 und 93 an.

Wenn man Murner kommentiert, solte man daher fleissig das volkslied zum beleg heranziehen. Zu der stelle NB. 80, 46 fgg.

Bistu dann ein geistlich man
Vnd fachst dyn metten betten an,
So stat myn trütlin vornan dran
Vnd sůcht die lieb also genow,
Das sy dich schier macht engelsch grow.

bemerkt Goedeke: „engelsch grau — mir unverständlich, wenn nicht engelsch eine verdrehung von eselisch sein soll — sie macht dich zum esel“. Und Balke vermutet ähnlich in engelsch einen druckfehler für eselsch. Der sinn der stelle wird aber völlig klar, wenn man folgende verse aus den Bergreihen (Neudr. nr. 15, 4) vergleicht:

Grau engelisch will ich mich kleiden,
braun gibt mir einen guten radt
Gegen einer schǒne iungfrauen.

Zwei werke Murners — die Schelmenzunft und die Badenfahrt — lassen sich mit dem volkslied in verbindung bringen.

Man findet gewöhnlich die angabe, dass Murner seine Schelmenzunft nach der in Strassburg 1506 deutsch erschienenen scherzrede „Der Bruder Orden in der Schelmenzunfft“ betitelte. Wenn dies auch richtig sein mag, so muss man doch berücksichtigen, dass damals das ordens- und zunftwesen einen gewaltigen raum im interesse des volkes einnahm und infolge dessen ein solcher titel nichts besonders originelles hatte. Wenn man die trink-, schlemmer- und landsknechtslieder aus jener zeit in Böhmes liederbuch durchblättert, so findet man fast auf jeder seite das ordensmotiv verwertet. Der Liber vagatorum hatte auch den nebentitel: Der Betler orden. Zarncke hat in dem kleinen buch: Die deutschen universitäten im mittelalter, ausser dem lateini-

schen original des oben angeführten buches (Monopolium Philoso|
rum vulgo die Schelmenzunfft) noch ein anderes Monopolium, näm
das „der schweinezunft" (von Joh. Schram, Erfurt 1494) veröffentl

Wenn es nun im eingang der S. Z. (v. 15 fgg.) A heisst:

Ob iemans wolt hie zunfftig seyn,
Der leg zů erst dry würffel eyn,
Dor noch so gib ich im eyn statt,
Als ich die andren gestellet hatt.

so findet diese stelle ihre erklärung in der „Abtweihe" (Böhme
jenem liede, in welchem die bedingungen gestelt werden, die zur
nahme in den orden berechtigen (str. 3 Ein narrenkappen zimt
wol usw.). Es heisst hier in der schlussstrophe:

Da kam ein brůder bald herfür,
fragt: was mein orden sei?
Drei würfel zucket ich herfür
und warf zink, quater, drei
Du magst mir wol ein rechter brůder im orden sein!
er schloß mir auf und ließ mich in sein klösterlein.

In der Geistlichen badenfahrt hat Murner das leibliche bad
ritualiter durchgenommen. Christus fungiert als bader. Man hat
der beurteilung dieses buches die damalige predigtart in betracht
ziehen, die immer an das sinlichste anknüpft, um das interesse
erregen. So hat Geiler von Kaisersberg z. b. eine walfahrt, die b
tung eines hasenpfeffers und gar den dorfmeier geistlich ausgede
(S. Kawerau, Th. Murner und die kirche des mittelalters s. 65 f
Lorenzi, Geiler I, s. 64 fgg.). Wenn Murners zeitgenossen sich
die idee seines gedichtes lustig machten, wie er am schluss der
berichtet: Vnd wardt von jnen drum verlacht,

Das ich got zů eym bader macht (J 2 b),

so wird dies hauptsächlich durch die grobkörnige art der behandl
bewirkt sein, an sich war die geistliche ausdeutung des bades ni
unerhörtes, wie schon die von Wackernagel, Kirchenlied 820,
veröffentlichten badeliedlein aus dem XV. jahrhundert erweisen.
führe aus dem zweiten liede einige stellen an:

Str. 1. Wol uff im geist gon Baden
do hin hatt uns geladen
des vaters gůtikeit,
der sun wil uns medieren
der heilge geist hofieren:
min sel, nu biß gemeit!

Str. 6. Gar warm solt du dich halten
vnd dich nit lon erkalten
noch diser mynne bad.
Din baden bûle sye
die allerschönst Marie
ein gott und nammen drye
mit andacht zû dir lad.

Böhme (s. 601) bemerkt, dass besonders in süddeutschen nonnenklöstern badeliedlein, in denen Jesus als „badebuhle“ hingestelt wird, beliebt waren. Es hat also auch hier Murner an einen gedanken angeknüpft, der in gewissen kreisen bereits populär war.

Zuweilen gebraucht Murner wendungen aus bekanten volksliedern formelhaft. Die klagende „wypliche scham“ ruft aus: All dee all dee ich far do hyn! (G. M. c 2 b). Dasselbe sagt der sterbende „groß nar“ (Alde, alde, ich far dahin L. N. 4659). In den abschiedsliedern aus dieser zeit ist das wort sehr häufig: Ade, ich far dahin, Böhme nr. 260[b] am schlusse, ebenso in einem quodlibet bei Schmeltzel (1544), Eitner, Das deutsche lied I, 120; Ach, schons mein lieb, ich far dahin, Augsb. lb. nr. 7 a. schl.; Got gesegn dich, lieb, jch vor do hyn, Locheimer Lb. nr. 20 a. schl. Aude! ich far dahin[1], Bergreihen (neudr.) 34, 25. Besonders hervorzuheben ist hier das weit verbreitete auch geistlich gewante lied: Ich var dahin, wann es muß sein, Locheimer Lb. nr. 8 (Böhme nr. 252), von dessen melodie der herausgeber nachweist (s. 162), dass sie während des fünfzehnten und sechzehnten jahrhunderts zu den bevorzugtesten gehörte.

In der NB. 73 spricht Murner u. a. davon, wie die edelleute oft mit hohlen redensarten ihre gläubiger abspeisen wollen:

Je suis tout voster heißts in welsch,
In bôsem tütschen nent mans: felsch.
Er will so gantz dyn eigen syn,
Ich sprech: wol vff, wach, ketterlyn!
Wans mir an den punten godt,
Syn wôrter helffent nit ein lot. (V. 45 fgg.)

Ich glaube, dass die worte: „Wol vff, wach, ketterlyn“, („wach ketterlyn“ formelhaft auch NB. 80, 132), über deren bedeutung hier

1) Die wendung wird stehende abgangsformel im drama des 16. jahrhunderts. Schon im dialog Karsthans: „Aldi, ich far dahin!“ im L. N. ed. Kurz, 184, 24. Vgl. hierüber: Spengler, Der verlorene sohn im drama des 16. jahrh. 6 und 53.

kein zweifel sein kann[1] (Gieb nur acht!), aus einem volksliede stammen. Im Münchener liederbuch nr. 63 [Eitner, Das deutsche lied des 15. und 16. jahrhunderts. Bd. II s. 158] sind zu einer melodie als erste textworte: „Wach auf, Keterlin" angegeben. Zu einem geistlichen liede etwa aus dem jahre 1529 (Wackernagel, K. L. II, 1292) ist der ton: „Es taget vor dem walde, wach auff Kåtterlein" verzeichnet. Die erste strophe dieses weltlichen liedes gibt Böhme nr. 440 unter der nicht ganz zutreffenden überschrift: „Jägers morgenbesuch":

Es taget vor dem walde,
stand auf Ketterlein!
holder bul! Hei a ho!
Du bist mein und ich bin dein!
stand auf, Ketterlein.

Die strophe ist wol der anfang eines tageliedes. Statt „stand auf" wird es ursprünglich „wach auf" geheissen haben, wofür man Murner als dritten zeugen anführen kann.

In seinen satirischen gedichten weist Murner aber auch ausdrücklich auf ganz bestimte lieder hin. Im kapitel 22 der NB. entrüstet er sich, wie manche seiner zeitgenossen, darüber, dass man in den kirchen nach melodien weltlicher, oft sehr anstössiger lieder singe und so Gott lobe „mit bösen dingen". Es entspricht ganz der art Murners, dass er sich nicht darauf beschränkt, solche melodien im algemeinen zu verwerfen, sondern dass er einzelne beispiele anführt. Zuerst nent er den Pfauenschwanz (s. o.), dann:

„Ach liebe dirn / vnd werder mundt", (v. 19)

da dies kaum der anfang eines liedes sein kann, so vermute ich, dass hiermit auf zwei lieder hingewiesen wird, von denen das leztere: „O werder mundt von dyr ist wundt" in Arnts von Aich liederbuch (1519) nr. 15 angeführt wird (s. Goedeke, Grdrss. II², s. 27. 28). In Valentin Trillers Schlesischem singebüchlein (1555) findet sich auch ein geistliches lied „auff ein alte melody, O werder mundt". (Wackernagel KL. IV, nr. 132.) Solte meine vermutung richtig sein, so würde Murner beweisen, dass das lied weltlich und geistlich bereits um 1512 im schwange war.

„Ein anders heißt „vß hertzen grundt
Ob aller schönst / on freüd verzer" (v. 20. 21).

1) Balke (Deutsche N. L. 17 band 1 s. 245) freilich kombiniert nach seiner art „wach, ausruf des erstaunens und des unwillens". Ein solcher ausruf ist manchen erklärungen gegenüber berechtigt.

Dies werden wol auch drei liederanfänge sein. Das erste ist höchstwahrscheinlich nr. 12 bei Arnt von Aich: „Auß hertzen grundt bin ich verwundt", von dem lezten findet sich der anfang in einem quodlibet bei Schmeltzel (1547): On freud verzer ich manchen tag, Eitner, Das deutsche lied I, 442; die übrigen konte ich bis jezt nicht nachweisen.

„Wen man went, du lobest gott,
So trybstu nun ein hůren spott
Du hasts vorhin dem sack geseyt:
„Wen man das bůch herumbher treit,
So wil ich singen: „„biß mir holdt
Vil lieber bist, dan rotes goldt!"" (v. 25 fgg.)

Dass dies der anfang eines liedes sei, ist aus dem zusammenhang nicht unbedingt zu entnehmen. Es ist eine wendung, die in ähnlicher form wegen der gefälligen reime gold und hold sehr häufig ist. In einem tagelied (1464 cod. Germ. Berol.) heisst es:

Ich han dich holt Vor alles Golt
Mir kan dich nieman leiden.
(Birlinger uud Crecelius, Des knaben wunderhorn I, 540.)

Bei Eitner II, s. 33 (Münchener Lb. nr. 47): für alles golt bin ich dir holt, mein unmut sei verdrungen.

John Meier, Bergreihen 17, 16 fgg.:

ich wer dir holt
fur silber fur golt,
ich thet alles das ich solt.

Goedeke-Tittmann, Lb. nr. 91:

Es het ein meidlein einen reiter hold
für silber und für rotes gold.

Goedeke-Tittmann, Lb. nr. 25, 13 fgg.:

Dann ich bin dir von herzen hold
Du bist mein schatz auf erden,
für silber und für rotes gold
sol mir kein liebre werden.

Ambraser Lb. nr. 43, 24 fgg.:

für alles gold
bin ich dir hold,
auff dieser erd
kein grösser werd.

Auf dem titel des buches De fide meretricum stehen die zeilen (wenigstens nach Kurz' angabe, L. N. s. 197):

„Ach, liebe Els
biß mir holt“

vielleicht ist dies der anfang des betreffenden liedes.

Auf ein lied vom habersack wird an verschiedenen stellen Murner sprichwörtlich hingewiesen. Es wird angebracht sein, diese s len zu betrachten. [Vgl. auch oben s. 52 fg.]

NB. 19, 5 fgg. ist von leuten die rede, die eine heimliche abredung mit einander haben, was sie andern öffentlich sagen, nicht,

„Zů gůttem tütsch heißt es: ein vertragk,
Oder gsungen: der haber sack“. (V. 18. 19.)

Im L. N. wird der grosse narr durch die starke beschwörung bewo alles zu sagen: „Wil es dan ye beschworen syn

Und hilfft auch weder guck noch gack,
So sing ich nit den habersack;
Ich sag bei got als, das ich weiß,
Dan solt es sein ein heimlicheit,
Sie hetten es dem narren nit geseit.“ (V. 577 fgg.)

Hier heisst also „den habersack singen“ etwas verheimlichen. Sch riger ist die bedeutung in einer stelle der GM. (k 4 a) zu bestimn Wenn die geliebte dem gauch die speisen bereitet, so ist er s hocherbaut davon:

„Sy ist allein die kochen kan,
So kan kein andre richten an:
Vber Isaacks spyß die selbig was,
Der kitzen fleisch für wilpret aß
Vnd übers hymmelbrot fürwor,
Das got den Juden regnet vor,
Das selbig brot schmackt fleisch und fisch.
Wenn sy dem gouch bereyt den disch
Vnd hat jm hertz spyß druff bereyt:
Ist es dann als man mir das seyt,
Denn ich syn hab gar kein bescheidt,
So hat die selbig spyß ein geschmack
Vnd ist wyt uber den habrensack.“

Wenn überhaupt an dieser stelle auf ein lied angespielt we so könnte der vers vielleicht bedeuten: es geht weit über de über das versprochene, es übersteigt alle grenzen. Vgl. auch art: es geht übers bohnenlied.

Heyne-Grimm IV, 2, 87, gibt an, das der habersack eines unsauberen liedes sei, das noch [illegible] im [illegible]

wird und von einem edelmann handelt, der sich in einem habersack zu eines müllers tochter tragen lässt. Das lied ist auch im Elsass beliebt, siehe Gargantua 46 (s. 34 neudr.). Mündel, Elsässische volkslieder, nr. 9; vgl. auch Frischbier, Ostpreuss. volkslieder nr. 93.

Goedeke zu jener stelle der N. B. meint, dass dies lied nicht hierher gehöre und glaubt, dass „möglicherweise der grosse habersack des pfaffen vom Kalenberg gemeint sei". Aber mir scheint doch die anspielung auf das lied besser zu passen, einesteils wegen des inhalts (der „vertrag": zwischen dem edelmann und seinem knecht, der ihn im sack für hafer trägt; in jenem kap. der Nb. heisst es: Der knecht des herren sin verstat [v. 8], Heintzmann knecht, der weißt bescheidt [v. 11]) und dann eben weil es ein lied ist; denn ein solches wird wegen der art der anführung bei Murner vorauszusetzen sein.

An zwei stellen der NB. weist Murner auf ein lied vom schneider und der geiss hin (Wie der schnyder mit der geiß, 14, 13; Als thet der schnyder mit der geiß, 90, 8). Aus dem zusammenhange geht hervor, dass das lied von einem schneider handelte, der törichter weise sich selbst verriet. Nach Goedeke verbot der rat zu Strassburg 1508 das lied „von dem snidre und einer geißen" bei 30 pfund pfennige. Um so pikanter war es für Murner, auf das anstössige lied zu verweisen. Vielleicht citiert Abraham a. St. Clara den anfang desselben, wenn er im Judas IV, 360 (nach der ausg. von 1710, die mir nicht zu gebote stand): „Das Liedel: Es knüffelt ein Schneider ein Geißfuß ab" erwähnt. (S. Lauchert, Alem. 17, 120.) Doch kann auch jener meistersang vom schneider (Goed.-Tittm. Lb., 374) den auch Fischart (Goedekes ausg., 123) erwähnt, gemeint sein.

Murner kante die macht des volksliedes. Als er in den reformationsstreitigkeiten zur verwunderung seiner gegner längere zeit sich am kampfe nicht beteiligt hatte, gieng auf einmal von ihm „Ain new lied von dem vndergang des Christlichen glaubens" (1522) im Bruder Veitenton aus. Dieses lied erhebt sich weit über die zeitgenössischen streitgesänge dadurch, dass es sich durchaus von jeder kleinlichen, auf das einzelne gehenden polemik fernhält. Es gibt auch kaum eine schrift Murners, in der uns die persönlichkeit des eigenartigen Franciskaners sympathischer entgegenträte, als gerade in diesem liede. Man spürt doch darin etwas von warmer herzlicher glaubenstreue, von einem innigen pietätsgefühl gegen das ererbte alte. Und wenn Murner, wie überall, so auch hier kein verständnis zeigt für die gebietenden forderungen des gewissens, für die macht einer aller beengenden fesseln sich entledigenden überzeugung, so muss uns immerhin der standpunkt

dieses mannes, der offen eingesteht, dass die papisten viel verschuldet, dass gar manche misbräuche sich eingeschlichen haben, die kein ehrenmann lobe, dass der ablass viel unheil angerichtet — der aber doch seinem alten glauben nicht untreu werden will, achtung abgewinnen. Ein wirklicher glaubensheld würde freilich kaum sagen:

Wan kaiser, fürsten, oberkait
mich haißen stille ston,
zů undertäne bin ich berait
und wils als underlon;
wie sie mir das gebieten
das wil ich nemen an,
mit strafen oder gieten
wil ich zů friden ston. (Uhland, nr. 349, 33.)

Das lied trift den volkstümlichen ton auf das beste; es ist nicht eine spur von theologischen spitzfindigkeiten darin zu finden; es liegt hier wirklich einmal, was man bei Murner so selten trift, eine äusserung seines gemütes vor.

Es ist möglich, dass bruder Michael Styfels lied „Von der Christfermigen, rechgegründten leer Doctoris Martini Luthers" (Wackernagel, Kirchenlied III, 74—79) Murner zur abfassung seines liedes angeregt hat; aber nachgeahmt hat er Styfel gewiss nicht, wenn dieser ihn auch deswegen einen affen nent, „der da thůn will was er sicht". Dass Murner sein lied wie Styfel im bruder Veiten verfasst hat, ist nicht auffallend, da diese weise im 16. jahrhundert überaus verbreitet war, so dass man d a r i n gewiss keine nachahmung Styfels erblicken darf, um so weniger als Murners strophen auch formell von denjenigen Styfels sich unterscheiden, der sie, wenn auch mit hindernissen, durchgereimt hat. Deshalb nent er wol auch seinen gesang, den übrigens eine lodernde begeisterung für den gottesboten Luther durchglüht, „ain überauß schön kunstlich Lied". Dass Murner in der gewantheit und volkstümlichen kraft seiner darstellung Styfel weit überragt, ist wol selbstverständlich.

Man muste doch auf seiten der gegner Murners das gefühl haben, dass sein lied eine starke waffe gegen die reformation werden könne, und man beeilte sich daher mit gegenschriften. Ein ungenanter dichtete ebenfals im bruder Veitenton ein lied (Kloster 8, 671—674) zur widerlegung, mehr aber noch zur verspottung Murners. Es wird ihm der rat gegeben, mit den andern katzen nachts auf die dächer zu steigen — „vonn Schelmen sol er schreiben, da er ist in der Zunfft". Aber seines herzens alter narr regt sich wider und lässt ihn, da er

nicht mehr predigen darf, lieder schreiben. Auch der hunger zwingt ihn dazu, überall im Elsass wird er jezt „Partecken samlen“. Man vergleiche übrigens mit der oben angeführten strophe Murners, die folgende aus dem liede des ungenanten:

„Man müg uns halt schon tödten,
den leib nemen das gut,
vom streyt wöll wir nit treten
die sel dadurch wird phut,
es wirt vns nutzer seine
das wir leiden durch got,
dan sein on weltlich peine
zulest vergan in spott“.

Styfel gab das ganze lied Murners, das er für „schädlich, widersperrig, uffrůrig“ erklärte, mit prosaischen glossen heraus; auf diese weise glaubte er es wol am besten unschädlich zu machen. Diese ausgabe ist natürlich keine philologisch gewissenhafte. Abgesehen von orthographischen änderungen, die zum teil auch auf das konto des druckers zu setzen sind, von dialektischen abweichungen, die am versausgange den reim stören (Murner 2, 4: drait — Styfel: trågt; M. 14, 6 gesait — St. gesagt; M. 31, 3 umbeleit — St. vmbgelegt; M. 7, 7 versenken — St. versincken; M. 29, 7 senken — St. sinken; M. 14, 2 sint — St. seind, ebenso 18, 6 und öfter), hat Styfel manchmal unbekümmert um den rhythmus synonyma eingesezt oder auch noch freier den text gestaltet. Dennoch kann man ihm nicht den vorwurf einer boshaften entstellung des Murnerschen liedes machen. Hier einige beispiele solcher abweichungen: Murner 14, 3: die hailgen hont betrogen — St. die heylgen hond vns btrogen; M. 28: Unainigkeit, der neidhaß in aller gaistlichait — St. Der zwitracht vnd der neid vnd haß In aller Christenhait; M. 32, 6: bei glauben, ampt und er — St. Bey glübdt, bey ampt, bey eer.

Ich hebe im folgenden aus Styfels schrift nur hervor, was mir litterarisch bemerkenswert erscheint, und verweise im übrigen auf W. Kawerau, Th. Murner und die deutsche reformation (Halle 1891) s. 55 fgg. Zu der stelle: Der hyrt der ist veriagen[1]
die schäfflin seind zerstrőwt

1) Strophe 2 bei Uhland:
Der hirt der ist geschlagen
Die schäflein sein zerstreut
Der bapst der ist verjagen (St. der Bapst der ist geschlagen)
kain kron er me auf drait

bemerkt Styfel: O lieber Murner / ich merck dich wol das du sprichest in deinem anderen gesetz / der hyrt sey verjagt. Das thůstu darumb / das ich in meinem andern gesetz oder verß gemeldet hab deins gleichen dieb / welche vns stelent mit senfften worten als die Zegeyner den überkostbarlichen schatz vnsers hertzens / die hoffnung gottes. Die selbigen habt ir gebracht bitz dahyn das er euch dient allein zů beraubung der armen schåfflin Christi. Welche ir überredent / sie mûssen durch eüch selig werden in darreichung ires gelts etc. Und dises nennent ir weyden / welches die propheten nenneten bescheren". Styfel weist hiermit auf die strophen 36—38 seines liedes hin, in denen er sagt, wie die mahnung an Petrus, die lämmer zu weiden in milde und demut, verkehrt worden sei „in geyt und hochfart",

„Die warheit ist erschlagen
Das war des Luthers klag
Drumb wolt man jn verjagen
Got sein mit beystand pflag."

Es ist kaum anzunehmen, dass Murner diese stelle, wie Styfel zu glauben scheint, im sinne gehabt hat.

Interessant ist die stilbeobachtung, die Styfel bei Murner macht:

„Die stiel stond vff den båncken
Der wagen vor dem roſß.

Ein besunder art hat das schreiben des Murnars in sollichen sprichwörtlin. Wann Murnar etwas wil schreiben oder dychten / so bedarff es keiner heyligen geschrifft / daruff er sein meynung gründ / besunder er hat gnůg an sollichen sprichwörtlin. An disem zeichen erkennet ich jn am ersten bůchlin wider den Luther von stund an / wie wol er sein nammen het verhalten". Es hat also bereits ein zeitgenosse Murners seine schriftstellerische eigenheit erkant und das „stilprincip gefunden"[1].

Dass die stühle auf den bänken stehen (— statt, wie es in der ordnung ist, unter ihnen) beklagt Murner in der NB. 27, wo er gegen den misbrauch eifert, dass jungen unreifen leuten wichtige ämter gegeben werden. Murners lied zeigt übrigens noch einige andere seiner lieblingsredensarten (8, 7 „auß iren fingern gsogen"; 9, 8 in eschen

und ist mit kainen worten
von Christo ie erstift:
an hundert tausent orten
ist goßen auß das gift.

1) Auch den verfasser des Karsthans lässt Murner von sich sagen: Auch hab ich meine sprichwort so geschicklich darin geschickt, das eyn leichtuerstendiger (so mich in aller welt hat hören predigen) wol merken kan, wo das saltz herflüßt, nit vß eim schlechten haffen. Kurz, L N. 170, 24.

fallen; 12, 4 „auf ain mort rinklen“; 29, 2 durch seine finger lachen; 27, 7 die krone „ligt im kat“; 28, 8 einem „zerbricht ain rad“); doch hat er sich wenigstens hier vor den alzu drastischen gehütet. Zu der stelle:

„Der apffel ist geworffen
Der zwitracht / das ist war /
In stetten vnd in dorffen“

bemerkt Styfel „Nota bene. Hye braucht der Murnar ein mal geschrifft. Warumb hast du nit Murnar für disen Poetischen apffel als bald ersehen das euangelisch schwert des wort gotts / welchs Christus hat gesandt vff erd vneinigkeit zemachen. Was wilt du mir hye anderst antwurten / dann gleich als Achab. Ich binn jm feind. Es sagt mir nymmer daz ich gern hör / besunder allweg das ich vngern hör / vnd ist wider mich / besunderlich in disem handel“. Zu den lezten drei strophen des liedes macht Styfel keine theologischen anmerkungen; nur kann er sich nicht enthalten zu der schlussstrophe, in welcher Murner nach echter volksliedart sich nent, die notiz zu setzen: „Der Murnar befilcht hiemit sein gesang den meistern / ob er das kränzlin verdient hab“.

Murner schwieg natürlich nicht; er schrieb seine „Antwurt vnd klag mit entschuldigung wider bruder Mich. Styfel“[1] und darauf folgte wider 1523 aus Wittenberg eine „Antwort Michel Styfels vff doctor Thoman Murnars murnarrische phantasey, so er wider yn erdichtet hat“ (München Polem. 2873). Die sache war jezt in ein regelrechtes theologisches gezänke ausgeartet, das uns an dieser stelle nicht interessiert. Nur die anfangsworte der Styfelschen schrift setze ich hierher; denn wenn sie wol auch in bezug auf Murner mehr bosheit als wahrheit enthalten, so kann man aus ihnen doch entnehmen, auf welche weise man damals, vom druck abgesehen, für die verbreitung der volkslieder sorgte. „Erstlich klagt er wider mich / als ob ich ym sein singen nit günd, vnd befremdt yn vast / was es mich irr / er sing oder weine. Ich sprich. Sein singen irret mich so gantz nichs / das ich auch leiden möcht das er sein lyed (das ym so wol gefalt) alle tag seinen brüdern zů disch singen sölt. Aber sein große thorhait hat mich befremdt und verwundert / das er sein lyed leert einen betler dar mit brot zů samlen vor den heusern. Darumb hab ich ym es miessen vßlegen / vnd ym eröffnen wie es nit sey so künstreich als ers gelobt hat den betlern. Auch klagt der betler / wie er nit so vil brot ersingen mög als ym doctor Murnar gesagt hab oder verhaysen“.

In seiner ersten gegenschrift bemerkt Styfel einmal: „Du bist mir ye ein wilder seltzamer lyedlins dychter. Ich meyn das all narren

1) Diese schrift (im Brit. museum) war mir nicht zugänglich.

die du all dein lebtag beschworen hast / in dich gefaren syent“ (F 4a). Und noch im jahre 1522 gibt Murner seine beissende satire von dem grossen lutherischen narren heraus, der vom kopf bis zu den zehen voll kleiner narren steckt, die Murner, der alte beschwörungskünstler, austreiben will. Im stiefel des grossen narren sizt natürlich „brůder stiffelein“ über dessen person und lied Murner sich hier weidlich lustig macht.

In diesem buche findet sich aber auch ein — liebeslied Murners, das an dieser stelle nicht übergangen werden darf.

In der GM. (l 3 b) hat Murner berichtet, wie die weiber den Gauch singen lehren (vgl. auch Brant, NS. 62: Von nachtes hofieren)

> Es ist nüt nuws das sy vns zwingen,
> Zů nachtes vff der gassen singen,
> Pfiffen, schweglen, harpffen, gigen,
> Kein gouch mag syn gesang verschwigen,

und nun hofiert er selbst der tochter Luthers im mondenschein. „Adelheit“ soll auf einer saite zwicken, und Murner will dazu das „Sparnößly“ hören lassen. Man wird an Mephisto erinnert, der ein moralisch liedchen singen will.

Murners gesang besteht aus 4 siebenzeiligen strophen, nach jedem der drei verspaare steht ein „sparnößli“, das „ein ganz gemeines schimpfwort“ (Martin, Alg. deutsche biographie 23, 76) bedeuten soll. Die strophen sind — wol nicht unabsichtlich — durch die assonanz der lezten verszeilen (hertzen : schwantzen, oben : růben) paarweise verbunden. Die kurzen reimpaare erinnern ganz an die liebeslieder aus jener zeit.

> Von edler art
> auch rein vnd zart usw. Schöffers Lb. (1513) 7.
> Sie ist der art,
> von tugent zart usw. Forster 1, 57 (Goed., Grdriss II², 35).
> frölich vnd frey,
> nit frech darbey usw. Finckens Lb. (Goed., Grdriss II², 33).

Ist es nicht ganz im tone dieser lieder, wenn Murner begint:

> Adlich ist sy,
> Von sinnen fry,
> Sparnößly,
> Vnd tugendtrich,
> Berd hoffelich,
> Sparnößly;

Redgebig schon,
Leibs wol gethon
Sparnôßly,
In meinem hertzen.

Dann beschreibt er ihren vornehmen gang (s. o.), ihr freundliches gesicht — immer noch, wenn auch mit einem starken stich ins derbhumoristische, in ziemlich anständiger weise, bis dann in der lezten strophe die teufelsklaue ganz zum vorschein komt:

Ir edler geist,
Wie rûben fleisch,
Sparnôßly
Und schmackt so wol[1]
Wie pfaffen kol
Sparnôßly
Als kotfleisch thût,
In edler mût,
Sparnôßlin
Wie brone rûben.

Murner spielt in diesem liede mit begriffen, wie sie im liebesliede jener zeit häufig verwendet werden. Er spricht vom „monesschein"[2], vom fenster der geliebten[3], der tausendschön (vgl. DWb. XI, 225), von ihrem pfauengang[4], ihrem „edlen mût"[5] und vergisst selbstverständlich „ir mündlin rot"[6] nicht. Da er mit diesen minniglichen wendungen aber

1) Über die bei Murner meist anzüglich gebrauchte wendung „Pfaffenkohl schmackt wol" vgl. Goedeke zu NB. 26, 98, Zarncke zum Narrenschiff 73, 72.

2) Der mon der steht am höchsten ..... bei liechtes monenschein, Böhme nr. 263.

3) Es flog wol nachten spate für liebes fensterlein, Böhme nr. 134a. Da reicht man mir zu tausendfach ein hendlein weiß zum fenster aus, Böhme nr. 265. In einem haus zum fenster aus, Eitner I, 101.

4) Siehe note auf s. 207.

5) Ir hoher mut durch alles gut hat er mir sorg benumen, Münch. Lb. 47 (Eitner II, s. 33).

6) „Ir mündlin rot" ist seit den tagen der minnesänger fast zu einer stehenden lyrischen formel geworden. Ich führe nur einige beispiele aus liederbüchern des 15. und 16. jahrhunderts an: verlangen, verlangen verlanget mich nach irem mundlein rot, Augsb. Lb. v. 1454 nr. 2; jr mündlein rot mich darzw twinget, Locheimer Lb. nr. 2, Köm mir ein trost zw diser zeyt auß irem roten munde, das. nr. 3; peit sie mir ir mundlein rot, Münchener Lb. nr. 50 (Eitner II), Ir mundlein rot hilft mir aus not, das. nr. 61; O, mündtlein rott, Strassburger Lb. Alemannia I, 16; Mich erfräet ir mündlin rot, Hätzlerin s. LXXIII, 40; Ir zenlein weiß, ir mündlein rot das. LXXVI, 97; Ir mündlein rott uß senender nott

seine derben äusserungen mischt, nimt sich das Sparnößly fast wie eine verhöhnung des gefühlsüberschwänglichen liebesliedes aus[1].

Das lied vom untergang des christlichen glaubens und das Sparnößli sind die einzigen liedartigen gedichte, die wir von Murner besitzen. Wenn uns weiter nichts überliefert wäre, würde man zweifeln können, ob sie von derselben person stammen. Aber es ist gerade bezeichnend für Murners charakter, dass bei ihm der weg vom erhabenen zum lächerlichen noch kürzer als ein schritt ist. Was auch an ehrenrettungsversuchen bereits unternommen ist, niemand wird an Murner die einheit einer in sich gefesteten sitlichen persönlichkeit aufweisen können. So ernst er es auch mit seinen strafpredigten gemeint haben mag, so herzlich wird er sich gefreut haben, wenn man sich an ihren derbheiten ergözte, denn neben einem liede vom christlichen glauben lässt er immer sein Sparnössli erklingen. Wie tief er aber auch als charakter unter Sebastian Brant, mit dem er so oft zusammen genant wird, stehen mag, so sehr überragt er ihn als dichter. Was ihn auszeichnet ist eben das volksliedmässige seiner satirischen gedichte. In der frische und unmittelbarkeit der auffassung und darstellung, die sich des gelehrten ballastes zur rechten stunde zu entledigen weiss, in der frohen unbekümmertheit um das urteil strenger richter, in der rücksichtslosigkeit des tones, die weder dem eigenen noch einem fremden stande matherzige schonung angedeihen lässt, beruht seine verwantschaft mit dem volksliede. Diese schriftstellerische eigentümlichkeit hat auch dazu beigetragen, dass er zu einer der populärsten persönlichkeiten im reformationszeitalter wurde. Freilich solte ihm diese popularität wegen seiner eigenartigen religiösen stellung gefährlich werden. Denn sie hat mitverursacht, dass Murner lange die verachtetste und geschmähteste gestalt in der reihe unserer dichter war, bis man nach den darstellungen von Kurz und Goedeke, die allerdings in das extrem der [illegible] verfielen, gegenwärtig — ich nenne Ernst Martin und Waldemar Kawerau — zu einer objektiveren auffassung seines wertes und unwertes gelangt ist.

1) [illegible] frischem schneewes. Ambraser [illegible] mändlein rot [illegible] wesen [illegible] nr. 1[illegible] [illegible]
[illegible] Murner in diesem liede, das [illegible]

[illegible] M. SPANIER

NEUES ZUM LEBEN UND DICHTEN JOH. CHRISTIAN GÜNTHERS.

I.

1) Durch meine mitteilung auf s. 81 dieses bandes glaube ich die persönlichkeit von Günthers Schweidnitzer Leonore festgestelt zu haben; es war Magdalena Eleonora Jachmann, eine tochter des arztes dr. Jachmann aus Schweidnitz und die schwester jener Maria Euphrosyna Jachmann, die dr. Steinbach, Günthers erster biograph, für des dichters geliebte gehalten hat. Steinbach hatte also die beiden schwestern verwechselt; daher kam die heillose verwirrung und viele widersprüche in der biographie des dichters, die nun zum grossen teil sich auflösen. Wann Günther diese Leonore kennen lernte, wird sich nicht ganz genau bestimmen lassen; da aber feststeht, dass Georg Kaspar Jachmann, Leonorens bruder, schon im winter 1713/14 ein intimer freund Günthers war, so wird man daraus schliessen dürfen, dass der dichter um diese zeit Leonore schon kante. Das eigentliche liebesverhältnis zwischen beiden nahm in dem damaligen Roschkowitz (heute Ruschkwitz) bei Schweidnitz seinen anfang und wurde dann vom sommer 1714 an in Schweidnitz weitergeführt. Diese zeit lässt sich aus folgender stelle bestimmen:

„Dort blickt der Altan vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinders Licht geführt“.
(Gedichte 4. auflage. Breslau und Leipzig 1746. S. 185.)

Ende september 1715 verliess Günther die gnadenschule zu Schweidnitz; rechnet man von hier aus 60 wochen zurück, so komt man auf den juli 1714.

Durch den namen dieser jugendgeliebten sind zugleich auch die vielen gedichte an: „Magdalis“, „Lehnchen“, „Lorchen“, „Leonore“ und „Olorine“ bestimt. Die ansicht B. Litzmanns (Im neuen Reich. 1879; bd. II s. 537), Günther habe die Leipziger Leonore auch unter dem namen „Lehnchen“ besungen, muss zurückgewiesen werden. „Lehnchen“, als diminutivform von Magdalena, komt nur der Schweidnitzer Leonore zu.

2) Eine schwester dieser Magdalena Eleonora war, wie bereits angedeutet wurde, jene Maria Euphrosyna Jachmann, die am 14. januar 1716 einem gewissen Täuber ihre hand reichte; namen und zeit sind sowol durch das Schweidnitzer kirchenbuch (Litzmann a. a. o. s. 526 fg.), als auch durch ein hochzeitsgedicht Günthers (Gedichte s. 538) genau bestimt. Maria Euphrosyna war von anfang an der liebe Leonorens

zu Günther nicht geneigt; sie scheint eine putzsüchtige und zänkische, kurz eine unangenehme person gewesen zu sein. Schon im „Theodosius", der 1715 an der gnadenschule aufgeführt wurde, scheinen einige satirische bemerkungen aus dem munde des Polylogus auf sie gemünzt zu sein. So die worte:

„Warum die Marilis sich in das Haar geputzet"

(Gedichte s. 980), ferner:

„Dass Olorena noch ein blaues Auge trägt,
Macht, weil die Schwester sie aus toller Liebe schlägt".

(Gedichte s. 1003.) Olorena (durch umstellung der buchstaben aus Leonora entstanden) ist sicherlich niemand anders als Günthers Leonore, und „die schwester" muss dann Maria Euphrosyna sein. Diese, die von Günther auch einmal (Nachlese s. 135) „die stolze Werkmarie" genant wird, war in ihrer ehe mit Täuber unglücklich (Gedichte s. 694); auch nach ihrer verheiratung suchte sie das verhältnis zwischen Günther und Leonore zu zerstören. Ohne zweifel ist auch in Günthers „Schreiben an seine Magdalis. Aus Wittenberg 1716, den 10. Juli". (S. 624, vers 8.) statt „meiner Schwester" zu lesen: „Ist deine Schwester Brief ein angestellter Possen?" wie auch richtig in der 2. und 3. auflage steht. Günthers eigene schwester, die damals übrigens erst 17 jahre zählte, kümmerte sich wol kaum um das liebesverhältnis ihres bruders. Wir lesen also „deiner Schwester", womit wider nur Maria Euphrosyna gemeint sein kann, die bei Leonore überredungsversuche zu einer anderweitigen heirat machte. Dies geht auch aus der für Ludwig Fulda (Kürschners Nationallitteratur, bd. 38 s. 64 anm.) unverständlichen stelle hervor. In demselben gedichte heisst es:

„Die Schwester, die vor dich anjetzt den Vorspruch thut".

Fulda schlägt „Vorsprung" vor und bezieht dies auf die hochzeit (die jetzt vor dir heiratet und dadurch vor dir, der älteren, einen vorsprung hat). Wie aber käme Günther dazu, dies ein halbes jahr nach der hochzeit der schwester zu schreiben! „Vorspruch tun" bedeutet hier genau dasselbe, wie „versprechen" in dem eifersuchtsgedichte (Gedichte s. 560). Die schwester sprach also für Leonore wegen einer heirat irgendwo vor; wo, wird nicht zu ermitteln sein. Nach all diesen andeutungen zu schliessen, war Maria Euphrosyna Jachmann ein wenig edler charakter, das gerade gegenteil ihrer schwester Magdalena Eleonora.

3) Ein drittes mitglied der familie Jachmann, das Günther mehrfach erwähnt, ist Leonorens bruder Georg Kaspar Jachmann. Dieser besuchte mit Günther die gnadenschule zu Schweidnitz und war einer

seiner besten freunde. Als er die heimat verliess und die universität Wittenberg bezog (nach Litzmann am 5. april 1714), wurde ihm von Günther zum abschied eine „Cantate“ gewidmet (Gedichte s. 953). Im jahre 1716 studierte er noch in Wittenberg. In einem gedichte an Leonore vom 10. juli 1716 aus Wittenberg sagt Günther von ihm:

„Dein Bruder, der bey uns der Künste Fleiss erlangt,
Erhebe seinen Ruhm bis an die Himmelsbühnen“.

Nach einem späteren gedichte (s. 306) verheiratete sich dieser im winter 1619/20; in Dresden wurden bei dieser gelegenheit die glänzendsten hochzeitsfeierlichkeiten abgehalten. Von dieser zeit an wird er von Günther nicht weiter erwähnt.

II.

Im anschluss an die vorhergehenden nachweise lassen sich auch einige bis jezt nicht richtig datierte gedichte näher bestimmen.

1) Das gedicht: Als er von seinem Nebenbuhler abgestochen zu werden besorgte. (Gedichte s. 560.) Aus den worten: „Ach! Olorine! tröste mich“ geht hervor, dass das gedicht an Leonore gerichtet ist; Olorine ist durch umstellen der buchstaben von Lionore (= Leonore) gebildet. Der darin von Günther als nebenbuhler bezeichnete Täuber, „Der deinen Vater jetzt um deine Gunst gesprochen“ (vers 22) ist identisch mit jenem Täuber, der am 14. januar 1716 sich mit Leonorens schwester verheiratete. Täuber gar für das masculinum von „Taube“ zu halten, wie es Ludwig Fulda (a. a. o. s. XV) tut, dürfte doch zu gesucht sein. Wozu denn in dem gedichte etwas suchen wollen, was gar nicht darin steht! Die sache liegt so: Täuber, der allem anschein nach ein reicher mann war, hielt bei dem vater um die hand Leonorens an, diese willigte aber nicht ein. Hierauf erfolgte dann Täubers verbindung mit der schwester Maria Euphrosyna. Die hochzeit wurde, wie bekant ist, schon im januar 1716 gefeiert. Demnach ist die werbung gewiss bedeutend früher anzusetzen, etwa im sommer 1715. In diese zeit fält auch die entstehung des eifersuchtsgedichts.

2) Diese zeit passt auch zu dem aus dem gleichen anlass entstandenen gedicht: „Wie gedacht, Vorgeliebt, jetzt ausgelacht“. Es findet sich in der nachlese von 1745 s. 108 und auch handschriftlich in Günthers Schweidnitzer taschenbuch von 1715. Nach Tittmann (Gedichte von Joh. Chr. Günther. Leipzig 1874 s. 41) wäre dieses gedicht in der Wittenberger zeit auf grund der vermeintlichen untreue Leonorens entstanden. Ludwig Fulda glaubt es mit beibehaltung des jahres 1715 auf das verhältnis zu der unter den namen „Flavia“ und

„Philindrene“ besungenen, früh verstorbenen jugendgespielin beziehe
zu müssen. Allein bei Tittmann ist das jahr und bei Fulda die bezie
hung unrichtig. Nicht 1716 entstand das lied, sondern 1715, wie da
Taschenbuch ausweist; nicht auf Flavia darf es bezogen werden, sor
dern nur auf das verhältnis zu Leonore, da dieses schon seit spät
stens sommer 1714 bestand. Auch Litzmanns ansicht (Zur textkriti
und biographie Joh. Christian Günthers. Frankfurt 1880 s. 30 fg.) mu
darnach berichtigt werden. Das lied entstand zu gleicher zeit mit de
eben besprochenen eifersuchtsgedicht. Bei einer gegenüberstellung be
der gedichte wird dies noch klarer. Man vergleiche z. b. nur vers
23, 26 des eifersuchtsgedichtes mit strophe 2, 4, 7 des liedes: „Wi
gedacht“. Dieses ist der unmittelbare ausdruck der entflamten eife
sucht und des zornes des in seiner liebe sich betrogen glaubenden dich
ters, während in jenem der liebhaber nach ruhiger überlegung vor di
geliebte tritt mit der mahnung, des reichtums wegen ihm doch nich
untreu zu werden.

3) Das gedicht: Als er ihrentwegen viel leiden muste; und doc
dabei nicht verzagte. (Ged. 1746 s. 266.) ist unter die Leonorenliede
zu zählen. Es ist nicht, wie L. Fulda (a. a. o. s. 244 anm.) mit Witti
(Neue entdeckungen zur biographie des dichters Joh. Christian Günthe
Striegau 1881. S. 288) annimt, an Phillis gerichtet. Von dieser fa
schen voraussetzung ausgehend haben auch beide den schluss de
gedichtes:

„Es rühret mich
Schon innerlich
Ein Trieb der Zärtlichkeit,
Die mir dein künftiger Besitz sowie dein Name deut“.

in wenig einleuchtender weise zu deuten versucht. Der „name“ i
nämlich Eleonora (die mitleidige, die gütige). Der dichter gibt selb
einmal folgende deutung: „Eleonora weist uns einen Berg voll Güte
(Gedichte s. 1145).

4) Den vier gedichten, die Günther im sommer 1718 der bürge
meisterstochter von Leipzig, Anna Rosina Lange, gewidmet hat, (vg
R. Kade, Grenzboten. 1890 bd. III, s. 70 fgg.) müssen noch zwei ande
hinzugefügt werden. Das erste ist die „Aria zu einer Abendmusik
mit dem anfang: „Befördert, ihr gelinden Saiten“ (Gedichte a. a.
s. 279), in der der name Rosina (Rosette) in Rhodante umgeändert i
Das zweite gedicht hat die überschrift: „Schertzhafte Gedancken über d
Rosen“ und beginnt: „An Rosen such ich mein Vergnügen“ (Gedich
s. 329). Hier besingt er den gegenstand seiner liebe unter dem bild

der rose und erklärt einmal: „Mit dieser Rose will ich schertzen, Und hier erschreckt mich nicht der Dorn!“ Dass das gedicht wirklich in Leipzig entstanden ist, dafür zeugen folgende worte:

„O dörft ich nur bey einer Rose
Wie Bienen Honig naschen gehn!
Ich liesse wahrlich unserm Bose
Den schön und theuren Garten stehn“.

Dieser Bose war ein Leipziger kaufmann, der wegen seiner prächtigen gartenanlagen bekant war.

5) An dieser stelle sei auch noch auf eine eigentümlichkeit der Güntherschen gedichte aufmerksam gemacht, nämlich auf die überaus reiche verwendung von sprichwörtern und sprichwörtlichen redensarten wie die folgenden:

Untreue schlägt den eignen herrn (Ged. a. a. o. s. 19),
Gleiche brüder, gleiche kappen (a. a. o. s. 186),
Die nacht ist niemands freund (s. 296),
Alte liebe rostet nicht (s. 290; 363),
Gedanken sind zollfrei (s. 363),
Wer die tochter will, muss um die mutter buhlen (s. 550),
Es sind nicht alle gleich, die nach dem kaiser reiten (s. 588),
Thue recht und scheue niemand (s. 630).

Die hier angeführten sprichwörter bilden nur einen kleinen teil der belege, die sich dafür aufstellen liessen.

Am 8. april 1895 werden es 200 jahre, dass Joh. Christian Günther geboren wurde; ob wol bis dahin eine kritische ausgabe seiner gedichte und eine richtige darstellung seines lebens vorhanden sein wird?

HEIDELBERG, JANUAR 1893. KARL HOFMANN.

ZU LESSINGS EMILIA GALOTTI.

Als Horaz (A. p. 359) sein berühmtes wort von dem gelegentlichen „dormitare“ des „bonus Homerus“ schrieb, meinte er damit natürlich die kleinen versehen, die bei allem menschenwerk mit unterlaufen und nie völlig zu vermeiden sind.

Aber seitdem ist vieles anders geworden, und mit einer so lässlichen deutung und entschuldigung des dormitare würde Horaz heute schwerlich anklang finden. Heute sieht man genauer zu, und, wenn nun Homer einmal schlafen soll, wird man vielmehr fragen: wann, wie lange, wie oft, zulezt auch wol noch, wie tief er schlafen dürfe.

Seitdem es die Homerfrage gibt, weiss man, dass dies alles, richtig verstanden, in vollem ernste gefragt, und viel leichter gefragt als beantwortet werden kann.

Es handelt sich um das unerschöpfliche kapitel von den widersprüchen, die sich in vielen dichterwerken finden. Bei antiken werken pflegt man sich mit der annahme eines späteren einschiebsels zu helfen, oder, wie z. b. beim Homer, damit, dass man die beiden unvereinbaren stellen von verschiedenen verfassern herrühren lässt.

Allein bei modernen werken, deren entstehung ebenso historisch beglaubigt und zuweilen bis ins einzelne zu verfolgen ist, wie persönlichkeit und lebenslauf ihres verfassers, bleibt in manchem falle nichts übrig als das eingeständnis, dass der dichter seiner früheren äusserungen nicht immer eingedenk gewesen, und auch nachmals beim widerlesen, drucken, korrigieren, kurz überhaupt seines zuweilen recht empfindlichen versehens nicht inne geworden ist.

Dem aufsatze L. Friedländers „Über die schicksale der homerischen poesie“ (Deutsche rundschau, februar 1886) s. 15 verdanke ich den hinweis auf zwei dergleichen beispiele aus Schiller, wo erstlich in Wallensteins lager in der zweiten scene von so eben erhaltener doppelter löhnung gesprochen wird, während es in der elften scene heisst, die löhnung sei seit 40 wochen überhaupt nicht gezahlt worden. Viel schwerer ist aber das, dass im Don Carlos akt II scene - der prinz erklärt und erklären muss, er habe noch nichts von der hand der königin gesehen und gelesen, während er in der 5. scene des IV. aktes dem marquis Posa einen brief der königin übergibt, den sie ihm vor geraumer zeit geschrieben und den er seitdem auf seinem herzen getragen habe.

Dass dergleichen versehen geschehen, ist indessen so verwunderlich nicht; im gegenteil, es ist vom standpunkte der psychologie des poeten und der eigenart der poetischen technik zwar nicht zu rechtfertigen, aber sehr wol zu erklären. Schwerer zu erklären scheint mir das, dass dergleichen versehen oft so spät erst entdeckt werden, und trotz bühne, schule, lesekränzchen und allen getreuen stillen und lauten lesern des dichters lange jahre hindurch ungestraft und unbemerkt ihre existenz weiter führen konten.

Hiezu bringe ich ein weiteres beispiel bei, und zwar aus Lessing, was, wie mich dünkt, immer noch ein wenig schwerer wiegt als ein versehen in dem feurigen jugenddrama Schillers. Denn bei Lessing handelt es sich zwar um eine alte jugendliebe, aber nicht um

ein jugenddrama, denn er war bereits 43 jahre alt, als im jahre 1772 seine Emilia Galotti erschien.

Der prinz hat seine leidenschaft nicht bemeistern können und Emilia in der kirche zu treffen gesucht. Es ist ihm gelungen, und über dieses zusammentreffen werden im drama zwei berichte gegeben. Der erste erfolgt im II. aufzug 6. auftritt, wo Emilia, noch sich vom prinzen verfolgt glaubend, entsezt ins zimmer stürzt, und der mutter erzählt, wie der prinz ihr in der kirche seine leidenschaft gestanden, sie bis in die vorhalle der kirche verfolgt und bei der hand ergriffen habe: sie habe sich nicht loswinden können, weil das die aufmerksamkeit der vorübergehenden erregt haben würde. „Das“, so fährt sie fort, „war die einzige Überlegung deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wider erinnere. Er sprach; und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er sprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bey, so ist es gut, so will ich es Ihnen sagen, meine Mutter. Jezt weiss ich von dem Allen nichts. Meine Sinne hatten mich verlassen. — Umsonst denk' ich nach, wie ich von ihm weg, und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erst auf der Strasse wieder; und höre ihn hinter mir her kommen; und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinaufsteigen —“.

Lese ich diese worte, geschrieben von einem manne, der von sich selbst zu sagen wagte, er sei kein dichter, so höre ich in mir dieselbe frage, die ich schon vor 40 jahren, als primaner auf der kreuzschule in Dresden in mir vernommen und dem unvergesslichen rektor Julius Klee[1] vorgelegt habe: warum sagt Lessing nicht, dass Emilia den prinzen liebt — ihr unbewusst — aber ihn liebt? Das klingt doch in jeder zeile des dramas und zwischen jedem worte seiner heldin! — Heute glaube ich die antwort auf die frage zu wissen. Lessing selbst hat nicht mit einem gedanken an dieses motiv gedacht, ob es gleich durch das ganze drama hindurch zum ausdruck zu kommen sucht. Hätte Lessing dieses motiv festgenommen und zur treibenden kraft, insbesondere für die katastrophe gestaltet und gestalten können, so wäre er nicht der lezte vertreter des 18. jahrhunderts, sondern der erste führer der neuen zeit geworden; er wäre nicht sein leben lang darauf beschränkt gewesen, mit so kümmerlichen gesellen wie Moses Mendelssohn, Gleim und Nicolai, und mit so unangenehm aufdringlichen frauenzimmern wie Elise Reimarus freundschaft zu halten; er würde im

1) Über ihn s. das schöne zeugnis von Jacob Grimm im DWb. 1, 1854, vorrede s. LXVII.

Götz von Berlichingen seines geistes einen hauch verspürt und zugleich die erste grosstat der neuen zeit erkant haben, Werther wäre etwas anderes für ihn geworden als der anlass zu einem frostigen spasse, und es wäre ihm geschenkt gewesen, als herold der neuen deutschen dichtung voran zu ziehen.

Aber das ist ihm versagt geblieben, und es ist ihm ergangen, wie dem, der noch 5 jahre länger leben durfte, seinem undankbaren grossen langjährigen feinde, dem alten Fritz, der auch von sich sagen konte und gesagt hat, dass er, wie Moses, das gelobte land nicht erreichen, sondern nur aus der ferne sehen dürfe. —

Den zweiten bericht über die zusammenkunft in der kirche gibt der prinz, im III. aufzug 3. auftritt, in seinem gespräch mit Marinelli. Er ist, als der zweite, ungleich kürzer und minder ausführlich, als der erste. Der prinz schildert diese begegnung in der kirche folgendermassen (es ist vorher von der kunst, zu gefallen und zu überreden die rede gewesen): „Ich habe von dieser Kunst schon heut' einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleyen und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil höret. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit, und schloss mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau' ich mir, sie wieder anzureden".

Und um gewissenhaft zu sein, füge ich hinzu, dass hiermit die worte des prinzen im fünften auftritt desselben aufzugs volkommen übereinstimmen, wo er zu Emilia von der begegnung in der kirche nochmals sagt: „Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vorteil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten, oder vielmehr nicht anhörten, genugsam bestraft".

Der widerspruch ist offenbar, und es wäre ein erfolgloses beginnen, ihn etwa durch erklärungskünste hinwegdisputieren zu wollen. Man stelle nur die wesentlichen sätze einander gegenüber:

Emilia sagt: „Er sprach, und ich hab' ihm geantwortet. Aber was er sprach, was ich ihm geantwortet .... jetzt weiss ich von dem Allen nichts".

Der prinz sagt: „Mit allen Schmeicheleyen .... konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin die ihr Todesurtheil höret".

Es ist unverkenbar, dass es dem plane des stückes und seiner ganzen verwickelung weit besser entspricht, wenn Emilia die liebeserklärung des prinzen mit erschrockenem und entrüstetem schweigen anhört, als wenn sie ihm durch antworten anlass und recht gibt, weiter zu ihr zu reden; denn nach Lessings plane muss Emilia absolut schuldlos und das willenlose opfer einer ruchlosen intrigue sein, der sie nur durch den tod entrückt werden kann. Dagegen ist widerum bei der schilderung, welche Emilia von der begegnung gibt, ein psychologisch überaus wirksamer zug, dass sie ihm geantwortet hat, aber in ihrem entsetzen nicht mehr weiss weder was sie geantwortet noch was er zu ihr gesprochen hat. Dessen wird man recht inne, wenn man die den widerspruch hineintragenden worte aus dem berichte der Emilia hinwegdenkt oder das schweigen aus dem prinzlichen berichte an ihre stelle zu setzen versucht.

Und hierin wird auch die erklärung für diesen wie für viele ähnliche widersprüche liegen, die selbst bei grossen dichtern gelegentlich mit untergelaufen sind. Sie entspringen nicht sowol aus flüchtigkeit oder vergesslichkeit, als vielmehr aus dem momentanen übergewicht, das die einzelscene oder einzelschilderung iu der schaffenden phantasie gewonnen hat, so dass sie sich für den augenblick aus dem gebote löst, welches die gesamtkomposition ihr auferlegt.

Aber — „nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten“ sagt Emilia Galotti. Wie weitreichende folgerungen sind nicht schon aus solchen, ja aus ungleich leichter wiegenden widersprüchen gezogen worden! Unwilkürlich erinnere ich mich daran, dass in Lachmanns viertem liede der Ilias Agamemnon bei dem zweikampfe des Paris und Menelaos den vertrag durch schwur, opfer, götterspenden und handschlag geschlossen werden lässt, während im dritten liede nur schwur, opfer und götterspenden genant werden, der handschlag aber fehlt, und dass diese divergenz einer der gründe ist, aus denen Lachmann (Betrachtungen über Hom. Ilias, 2. ausg. 1865 s. 19) das vierte und das dritte lied verschiedenen dichtern zuweist. Der widerspruch, oder die abweichung ist nun allerdings nicht ganz so geringfügig, als es den anschein hat, denn es handelt sich um rituelle dinge, bei denen jedes einzelne seinen wert und die volständigkeit ihre bedeutung hat. Trotzdem vermag ich ihr ein so entscheidendes gewicht nicht zuzuerkennen und bin dagegen überzeugt, dass analoge erscheinungen bei modernen dichtern für dergleichen probleme der klassischen philologie wertvolle fingerzeige bereits gegeben haben und noch geben werden.

Erst kürzlich habe ich ein, wie mir scheinen will, einleuchtendes beispiel von einem unverkenbaren widerspruche gefunden, in den ein schriftsteller mit sich selbst geraten ist. Ich will es hier noch kurz zur sprache bringen, obgleich es der antiken litteratur angehört.

Die sage von Coriolan berichtet Dionys von Halikarnass in seiner Römischen geschichte mit grosser ausführlichkeit. Nachdem er 7, 64 erzählt hat, wie Coriolan von dem volksgerichte zu ewiger verbannung verurteilt worden ist, gestattet er sich einen langen exkurs und berichtet dann weiter, wie Coriolan von der gerichtsverhandlung in sein haus komt, wo ihm die alte mutter und seine frau mit den kindern weinend entgegentreten. Er aber (7, 67) *οὐδὲν πρὸς τὰ δάκρυα καὶ τοὺς θρήνους τῶν γυναικῶν ἔπαθεν* wurde durch die trähnen und klagen der frauen nicht gerührt. *ἀσπασάμενος δὲ αὐτὰς μόνον* umarmte sie nur, und nun, nachdem er sie zur standhaftigkeit ermahnt hat, verlässt er haus und stadt.

Später komt nun, wie bekant, Coriolan als feldherr des feindlichen heeres der Volsker vor Rom und lagert drohend vor der stadt. Rom ist hülflos, und die an Coriolan geschickten, um gnade flehenden gesantschaften werden von ihm zurückgewiesen. Da erzählt nun Dionys, wie die matronen zu Coriolans mutter Veturia kommen, und sie bitten, die stadt zu retten, und bei ihrem sohne um gnade zu flehen. Veturia aber erwidert ihnen (S. 40), dass sie von diesem schritte nicht erwarten könne; ihr sohn sei aufs tiefste erbittert und ein harter mann. Zum beweise dessen erzählt sie, wie er bei seinem weggange von Rom sich gegen seine frau und die eigne mutter verhalten habe — „was sollen auf ihn unsre bitten für eine gewalt ausüben: *αἷς οὔτε ἀσπα-σμοῦ* [illegible] *ἄλλης φιλοφροσύνης οὐδεμιᾶς* die er weder einer umarmung würdigte noch eines kusses, als er aus dem hause schied.“

Der widerspruch ist offenbar: während Veturia sagt: *αἷς οὔτ[e]* [illegible], war eben berichtet: *ἀσπασάμενος δὲ αὐτὰς μόνον*, welche [illegible] bitte, das es unmöglich macht, das [illegible] etwa im algemeinen sinne zu fassen.

Ich lasse die frage hier [illegible] widerspruch vielleicht [illegible] haben könne. Woher er auch stammen mag, gewiss ist, dass der schriftsteller ihn nicht wahrgenommen hat. [illegible] wird wol anzu[illegible] [illegible] der ersten erzählung ganz [illegible] anzubringen,

dass der erbitterte mann die seinen beim abschiede umarmt, so entspricht es der situation des zweiten berichtes durchaus, ihn als völlig unerbitlich darzustellen, und so wird denn selbst die umarmung geleugnet.

So halte ich den psychologischen vorgang im grunde für denselben, der auch den widerspruch in Lessings Emilia Galotti herbeigeführt haben mag und über den sich Goethe (bei Eckermann, 1868, bd. 3, 106—108) gelegentlich einer stelle im Macbeth ausgesprochen hat.

Wenn solche betrachtungen zunächst dem verständnis des einzelnen werkes und der würdigung seines urhebers dienen wollen, so haben sie doch eine gewisse principielle bedeutung und sind von wert für die methode der philologischen niederen wie höheren kritik.

Darin möge es seine rechtfertigung finden, wenn ich ausführlicher geworden bin, als ursprünglich in meiner absicht lag.

KIEL, JANUAR 1893. A. SCHÖNE.

LEXIKALISCHES.

Diese samlung bemerkenswerter wörter und wortverbindungen hatte Birlinger (ebenso wie die früher in unserer zeitschrift XX, 238 fg. 349 fg. 487 fg. veröffentlichten) aus schriften schlesischer verfasser ausgezogen, die hauptsächlich der zeit zwischen 1680 und 1760 angehören. Sachliches interesse erregen namentlich die in den populär-medicinischen schriften vorkommenden kunstausdrücke. Die genauen titel der später abgekürzt citierten bücher hat Birlinger selbst noch in dem hier folgenden quellenverzeichnis zusammengestelt. RED.

H bezeicknet: Unterricht von Krafft und Würckung des frischen Wassers in die Leiber der Menschen besonders der Krancken bey dessen innerlichen und äufferlichen Gebrauch, welchen aus deutlichen durch die Erfahrung bestätigten Vernunfft-Gründen ertheilet Johann Siegemund Hahn, Phil. & Medic. Doctor und Practicus in Schweidnitz. Dritte uud vermehrte Auflage. Breßlau und Leipzig, Verlegts Daniel Pietsch, Buchhändl. 1749.

Nachtgedanken bey einer gefährlichen Reise in Kriegszeiten vom Verfasser des Christen im Kriege (Belach). Breslau bey Johann Ernst Meyer. 1761. 8. 8 bl. 127 s.

Erste samlung von Daniel Stoppens Silos. Teutschen Gedichten. Frankf. und Leipzig b. Tob. Heinrich Schrödern, Buchh. 1722. 236 s. (TG).

Neue Fabeln oder Moralische Gedichte der deutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreibe aufgesezt von Daniel Stoppen aus Hirschberg in Schlesien, mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Breßlau verlegts Joh. Jacob Korn. 1738. 8. 4 bl. und 26 s. (NF.)

Versuch eines Gedichtes über das Schlesische Riesengebürge. Bresslau und Leipzig. 1750. 8. — Das Kaiser-Carls-Bad in Böhmen in einer Ode entworfen; nebst einer Abhandlung von dem Gehalte und den Kräften dieses grossen Heil-mittels von Balthasar Ludewig Tralles, mediz. doc. und praktiko zu Preßlau. Breßlau bey Karl Gottfried Meyer. 1756. 8 bl. 164 s.

Logau nach Eitners ausgabe.

O bezeichnet: Friedrich Ortlob, D. Physicus, der Hoch- und Löblichen Herren Fürsten und Stände Im Herzogthum Ober- und Nieder-Schlesien Neue Infektions-Ordnung. Breßlau 1680. 4.

Abdanken trans.: ich liess sie den gewärmten stein abdanken und ihr oft frisch wasser überschlagen II. 120. Wir müssen beim kalten baden auch das hitzige regimen und hitzige diät abdancken 216. Logau III s. 82 = abschaffen.

Abfrischen: die haut mit wasser rein zu halten und abzufrischen. H 84.

Absaubern: besonders würden manchem verliebten parthey-gänger ihre waffen nicht vom roste zuschanden gefreßen werden, wenn sie dieselben nach verrichteten exercitiis mit frischem wasser bald abzusaubern sich nicht die mühe verdrüssen liessen 84.

Abschweifen, trans.: das bier, als ein mit leimichten theilgen gesättigtes geträncke [illegible] schweift solchen schleimichten unrath nicht recht ab usw. Das wasser löset das [illegible] im magen befindliche vermischte schleimichte wesen auf und schweift es von sei[illegible] nen wänden ab II 10. 13. Dass aller gestanck und fäulniß daraus gezogen und [illegible] abgeschweift werden 88. Vgl. Zähe, schleimige usw. gläbrigkeiten — durch [illegible] die liebliche zuckerträncklein in etwas abgeschweifft. Beschreibung des Ege[illegible] rischen Shlederbrunnens v. De Bois 1670. Bayreuth. Synon. ausschweifen: (von [illegible] wasser, das in den leib komt) die ausgetretenen feuchtigkeiten zu verdünnen, zu [illegible] versüssen, auszuschweiffen. 63. 96.

Absein: Der erde feuchte schooß | Verbarg sie (leiche) dem gesicht | Die endlich zeit [illegible] und absein stillt. Nachtged. 24.

Abtragen: O selig, den von hier kein ärgernüs abtregt Andr. Gryphius sonette (dr. [illegible] Welti) S. 9.

Almer: und er nicht nur von der gemeinschaft der noch gesunden leute ganz abgeson[illegible]dert, sondern auch teppichte, stühle, kisten, kasten, allmern und andere gift[illegible]fangende mobilien -- auß solchen zimmern geschafft werden. O. 33. Kisten, thru[illegible]nen, schenck-tische, allmern 61.

Andriennen: zwölf ellen weite fischbeinröcke Und andriennen tausendsatt. Da[illegible] Stoppe NF 208.

Andrückung f.. sondern die beym angiessen vorgehende starke bewegung und an drückung des wassers wird vielmehr auch den erstarrten gliedern eine angenehm [illegible] erwarmung verschaffen H. 170.

Anfall m.: a. 1669 als das kind Eva von Heintzendorf bei Breßlau 1[1], jahr alt wa[illegible] ist es vom tische gefallen, hat das haupt sehr verletzet, worauf es den anfal[illegible] (wie man es nennet) bekommen. Relationes Curiosae Hamburg 1682 s. 304[a].

Ankörren von alter liebe, die jezt sich verlöhr:

> Doch die angekorrten blicke
> Fallen stets auf sie zurucke.

D. Stoppe T. ged. I. saml. 28.

Ansetzen, ansiedeln, colonisieren wir wollen, — dass in denen deutschen gegend[illegible] wiederum pohlnische leute angesetzt werden können. Erlass Friedrichs II. 177[illegible] 28 aug. Breslau § 4.

[illegible]ung f.: wegen urbarmachung überflüssiger waldungen zur ansetzung der kolonisten und anlegung neuer dörfer. Cirkular 1767 Breslau. 16. okt. v. d. krieg[illegible] und domänenkammer. Müller, [illegible] kulturgesch. IV. 537.

Anspring, friesel H 187.

Ansprung, der sog. Achores, crustum lacteum. Tralles, Carlsbad abhdl. 71. Auch oberd.

Anstechen, necken, reitzen:

Eir windspiel stach einst einen dachshund an,
Als hätt ihn die natur nur obenhin gemacht.

Dan. Stoppe NF 277. Logau I, 10. 9. II, 1. 41. 51.

O lebte noch itzo der ehrliche Günther
Und spräche: Herr! stecht mir den winter recht an. 83.

Anstinken: Geräuchert rindfleisch, schnecken, schinken
Diß alles, wie gesagt, schien ihm nun anzustinken.

Dan. Stoppe NF 172.

Anwährung: von äusserlicher anwährung des frischen wassers H 90. Oberd. davon „anzwären".

Anwaschen: frisch anwaschen oder vielmehr antöpfen H 95. Bringet solches aber auch unserm körper durch sein anwaschen einigen nutzen H 67. Durch öfteres anwaschen der glieder 78. Die haut vom anwaschen gelinde und geschmeidig 91. 172. Anwaschung 152. Vgl. anreiben, anreibung mit schnee 238.

Armut, das: So muss ich bald mein bittres armut fühlen. Tralles Carlsbad 12; mein baares armut Stoppe Ged. 66. 132.

Arrende f.: schankstätten, die mit einem realrechte versehen sind oder auf einem privilegium beruhen, Oberschlesien. Arrendatoren heissen die schankwirte darin, während unter „kretscham" der gewöhnliche, nicht realberechtigte dorfkrug verstanden wird. Der inhaber dieser leztern art von schankstätten wird „kretschmer" genant. Slav. karczma, karczemba. [Müller, Ztschr. f. d. kulturgesch. IV, 556. Beitrag zur kolonisation in Oberschlesien.

Ärschlich, verkehrt: denn wu ke gald nich ihs, do kimt alls ärschlich raus. Dan. Stoppe, T. G. 143.

Aufbausen, -ung, bausung: wenn gleich unsre säfte in ebenso ein heftiges aufbausen, wie jene geraten sollen H 196. Zeitw. aufpausen 281. Das blut zu einem höhern grad der bausung bringen 196.

Aufschwemmen trans.: es ist wol wahr, dass das bier viel nahrung gibt, aber manche leiber auch nur alzusehr aufschwemmet H 7.

Ausgecksen: Fort, fort! ihr sorgen, aus dem neste,
Ihr geckst doch keine eyer aus.

D. Stoppe, T. Ged. I. saml. 65.

Aushecken: die N. hat die zähne ganz unvermerkt ausgeheckt H 276.

Auskatern: (Haut) wie der in die parfümierten klingen eingeglüte moschus, eingewachsene schmutz auch lange zeit zum auskatern erfordert H 80.

Auskommentliche congrua: ein A. zu schlagen aus den einkünften O 6.

Auspinken: — — Es suchten ihn (den sperber) zwey finken
Gleich allenthalben auszupinken.

Dan. Stoppe NF 249.

Ausschweifen swv. siehe „abschweifen".

Aussatz: kein sarch (vorausgezimmert) sei teurer als der außsatz (ist), welchen iede obrigkeit alsbald machen soll O 41.

Bähnen: Wer bähnte jenen pfad, in welchem jede reiset?

Nachtged. 107. Gebähnter weg der gottesfurcht. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. s. 111. Siehe in dieser ztschr. XX, 240.

Bamme, Butterbamme Dan. Stoppe, T. Ged. 129.

Bauerhache nent das spanische rohr den zu ihm in den winkel gestelten birkenen prügel: Das hat mir noch gefehlt; dass so ein bauerhache
Noch gar kamradschaft mit mir mache.
Dan. Stoppe NF 246.

Bauermaul Dan. Stoppe, Ged. 151.

Bauernlümmel: den B. mitten in der stadt läuten. Dan. Stoppe, T. Ged. 195.

Begickern von einem huhn:
Und jedes ey, das ihm in der geburt gelinget,
Wohl tausendmahl begackst, begickert und besinget usw.
Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 12.

Bekleiben: Gott lass euch euren wunsch auch künftighin bekleiben.
Dan. Stoppe, T. Ged. 17.
Wird mein treuer wunsch bekleiben,
Den dein nahmens-fest begehrt. 162.
Wie schlecht ist unsem lieben
Der abschiedswunsch beklieben.
J. Ch. Günther (Tittmann) 136. Andr. Gryph. Sonette 22, 23:
Was geitz und lust erstöckt, kan nimmer mehr bekleiben.

Bemorgengaben: denn wie ein redlicher gesell hie ein schönes megdlein erwele[illegible]t — sie bemorgengabet, verleibgedinget usw. Brigische leichenpredigt 1595 d[illegible]urch Nic. Blumium.

Beñzer: Das geld soll ja nicht uns besitzen;
Und diese faule creatur
Wird dem Beñzer wenig nützen,
Der ihre freiheit arrestirt.
Dan. Stoppe, T. Ged. 46. ob Benutzer?

Berichten: ja, ehe den protestanten auf dem lande in unserer gegend erlaubt w[illegible]urde, ihre krancken zu hause berichten zu lassen, so musten sie dieselbe hiehe[illegible]r zur kirche führen. H 288. Ober- und mitteldeutsch.

Besprechen, ansprechen: Die bauern liessen gleich den dudelsack besprechen
Ihr gast und zeitvertreib zu seyn.
Dan. Stoppe NF. 48.

Bindwerk, bau von bindwerk, flechtwerk: die gebäude nicht mehr von bohlen, so[illegible]ndern von bind-werk aufbauen und mit lehm auskleben. Erbverschrbg. 1764. 1765. Oppeln-Breslau. Müller, D. kult.-gesch. IV, 548.

Blätterige krankheit in der Brigischen leichenordnung 1595 durch Nicol. Blu[illegible]ium. (Zu Liegnitz gedruckt.)

Blaustrumpf: Du blaustrumpf! rief das podagra.
Du menschenmörder! schrie das glücke!
Dan. Stoppe, NF. 2.
Du wetterhahn, du blindes weib,
Du blaustrumpf, du verderbungsmittel.
J. Chr. Günther 148. (Glück.)

Blünschicht: ob ein dicker wanst und blünschicht pausebäckicht gesichte schöner als ein geschlancker leib und hageres angesicht sei und ob die sog. bauerfarbe der roten wangen — den vorzug verdiene. H 12. Weinhold, Wb. 72[a].

kinzend: und dass es den garstigen schweiss und bockinzenden gestanck abzugen fähig sei. H 80. Weinhold, Wb. 11ᵇ. Dial. forschg. 100.

dutz: Der kutscher kam in vollem jagen —
Bordutz! da schmiss er um usw.

an. Stoppe, NF. 102.

Boselfreund:
Ja mancher schleicht sich tag vor tag in einen abgelegnen garten,
Wo der und jener Bosel-freund bereits mit schmerzen seiner warten.

an. Stoppe, T. Ged. 154.

ntweingespühle-bäder. H 242.

kel: An wenner mer doas wohl ah Brinckel gnadig set
Sä wird Good usw. Dan. Stoppe, T. Ged. 146.
Es ihs mer mich ah Brinckel leed
Sä mag mich bei derr oberkeet
Noch hoite verkloan usw. 151.

siedend: Und trägt (der pöbel) das balsamirte wort
Sogleich brühsieden warm zum dritten nachbar fort.

an. Stoppe, T. Ged. 94.

nstande f.: das leidende glied (verbrant in heissem fette, blei usw.) alsbald in e brunnstande zu stecken H 92.

l ein bauernhund. Dan. Stoppe, NF 122.

e, bübchen: Die büffgen würde man doch ohne scharfes rütteln
Wie reif-gewordnes obst von denen bäumen schütteln.

an. Stoppe, T. Ged. I. saml. s. 9.

m: Soll ich denn ein pfennig-fuchser werden,
Der sein datum auf den mammon stelt.

an. Stoppe, T. Ged. 131.

n: Geld ist der beste zimmermann,
Der alte runzeln gleiche dielen kann.

an. Stoppe, T. Ged. 99.

Wenn zeit und alter die gleich gedielte stirne krümmen usw. 191.
Weil Gott sein himmelreich nicht mit dukaten dielen usw. 212.

en: dass die am kopfe schlagenden und von stockenden oder schwer sich durchbeitenden blute dohnenden adern gemächlich von der kälte zusammengezogen 105. Dass die adern so angefüllet werden, dass sie heftig dohnen, auch wol r reissen möchten 194. Drückende, dohnende oder stechende schmerzen 195. ie blattern am gesichte trocknen, aber am leibe und händen dohnen sie noch 231. hnender verstopfter leib 269.

e f.: die blattern überziehen den ganzen leib, stehen in der dohne, wollen sich er nicht sonderlich erhöhen 230. Weinhold, Wb. 15ᵇ.

e: der ganze schenckel ist mit einer phlegmone derb angestopft, bis ans dünne it striemen besezt. H 270.

hhausieren:
Man sah es (gewissen) stadt und land zwar fleissig durchhausieren,
Doch ohne glück und ohne stern. Dan. Stoppe, NF 169.

chicht m.: vollziehe da den eheschicht. Dan. Stoppe, T. Ged. 219.

tigen: von eingenötigten külen julepen milchen und schlafmachenden mitteln. 108.

Einquellen: wenn der ganze körper vorher eine zeit lang in warmem wasser eingeweichet und eingequellet wird. Tralles Carlsbad 163.

Einschützen: Und folglich auch der strom den bau nicht hindern solte,
So schüzte man den Bober ein
Und sucht in seitworts abzuleiten.
Dan. Stoppe, NF 236. Bei Logau: schütze f. das schleusenbrett II, 3. 58.

Erdschocke, artischocke: der bauer und die erdschocken. Dan. Stoppe, NF. 189. „Artschocken“ bei Logau.

Erpochen: Was dieses haus versagt, das sucht der trotzge stab
Mit ungestümer art beim nachbar zu erpochen.
Dan. Stoppe, T. Ged. 211.

Eselsfresser: 12 feindliche Schlesinger, die nit schwirmer sein vnd eselsfresser Alem. 16, 85. Esores Asini quondam dixere Silesos usw. ebend. 15, 120. Asinos Silesia devorat omnes, ebend.

Eulenspiegel: So vielerley die köpfe,
So vielerley der schluss, so mancherley die fahrt.
Till Eulenspiegels kraut war auch von dieser art.
Dan. Stoppe, T. Ged. 209.

Fallen: allein wo schlecht wasser ist, da fällt auch kein gut oder gesundes bier. H 15.

Faule seite: Es legte sich der tod einst auf die faule seite,
Er liess die menschen gehn — — Dan. Stoppe, NF. 76.

Faust, dr.: Wenn ich den muntern sinn auf diese fahrten lenck
Und an das schöne spiel manchmal zurücke denke,
In welchem doctor Faust sehr ins gedränge kam,
Als ihn der böse feind mit leib und seele nahm
Und in die hölle trug usw. Dan. Stoppe, T. Ged. 115.
Die jungen trugen leid und heuleten so sehr,
Als wenn der arme Faust ihr eigner vater wär. Ebenda.

Faust-runda, prügel: so steht zu befürchten, die herren gassen-jungen möchten mir mit einem verächtlichen Faust Runda eine ziemliche feldlänge das geleite geben. Dan. Stoppe, T. Ged. 71.

Feige: Feigen die in schulen wachsen
Gehn in Schlesien und Sachsen
Rohen schülern bitter ein. Dan. Stoppe, T. Ged. 106.
Es würde mich die furcht mit ungewachsnen feigen
Wie jener seine frau mit nachdruck lehren schweigen. 195.

Fiedel: doch stille mit der fiedel. Dan. Stoppe, T. Ged. 71. Andr. Gryph. 331 ebenso.

Finkenritter: Gesezt es wäre so, ihr jungen fincken-ritter. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 11.

Fleck: Ich log ihm (der fuchs dem kalbe) rechte flecke vor,
Und sprach: ich hätt einmal aus eckel vor dem essen
Ein brennend seheitgen holz gefressen! Dan. Stoppe, NF. 19.

Flennen: spoar derr dene müh!
Dä flennst ümsist. Dan. Stoppe, T. Ged. 150.
Hier flennt das weib, dort raast der mann. 178.

Fleurzäune: für jhren vor-städten jeden thores und für den eussersten fleur-zäunen plancken auffrichten. Infekt. O. 3.

liess, fluss: im frischen fliess-wasser baden H. 41. schlecht fliess-wasser 50. fliess- und regenwasser 76.

reitag, guter bei Andr. Gryph. sonette 32: am gutten freitage. Offenbar anlehnung an carus, cara, wie good Friday.

resse, mund: Sezt die flöten an die fresse,
Nehmt die geigen in die hand. Dan. Stoppe, T. Ged. 1 s. 6.
Der dem, der ihn zu lange liebt, zum öfftern in die fresse speyt. S. 31.
Dass mir der schnee der luft recht in die fresse stob 109. Andr. Gryph. 292: Schweig! halt die frässe! Vgl. Vndt Adam fraas. Sonette von Andr. Gryph. 39.

ünfzehnhut: nein! ich bin kein solcher fünfzehn-hut (der auf s. mammon sizt). Dan. Stoppe, T. Ged. 131. — In gefünfter zahl 11.

aden bildlich vom körper: was nun aber dem obersten stockwerke dienlich ist, wird wol auch dem mittel- und unter-gaden zu passe kommen. H 114.

änge adj.: die feuchtigkeiten flüssig und gänge machen. O 104.

alanteriemartyrer: ihre köpfe (durch perücken) länger zu galanterie-märtyrern zu machen. H 107.

arsthammel: das äusserliche ansehen wird schon diejenigen, so sich fleissig waschen, von den wasserscheuen garst-hammeln unterscheiden; denn jene werden immer ein „ausgeklärtes" angesicht vorzeigen. H 71.

ie- häufiger als präfix denn im hochd. z. b. bei H: gebiegig 3, geschlanck 12, geschwüle luft 282; dieses auch bei Stoppe, Ged. oft; ebenda geruhig 87. 105.

iebäucht: das mitlere fingerglied ist mit weiss blaulichten schier todt gebäuchtem leder wie ein panaritium umgeben H 264. Vgl. das alte ausgebäuchte pfund leder geht von selbst weg, ebenda.

iedieg m.: wie denn alle jäger wissen, dass die heisshungrigen jagdhunde sich leicht den magen verbrühen und daher um ihren gedieg kommen, verdorren und nichts mehr nütze sind H 34. Im DWb. IV, 2020 schlesische belege; zum guten tiegen, Andr. Gryph. 161. Vgl. 71. Weinhold, verbreitung und herkunft der Deutschen in Schlesien 1887, 207.

iedrang adj.: von einem hause:
Volkommen schlecht gebaut, mit fleiss gedrang gemacht
Und alles nach der kunst recht närrisch angebracht.
Dan. Stoppe, NF 57. Ist dir etwan der eingang zu gedrange (dachshöle) 279. Logau gedrange adj. J. Chr. Günther (Tittm.) 98: so ächz die gedrange brust. Geh den weg durch die gedrange thür. Andr. Gryph. Sonette 99, 7.

iegenstrammen: so dass also die gegenstrammende festigkeit des steins nicht vermögend ist, das in den keil dringende wasser so zusammen zu drücken. H einl.

iegräupe ntr.: sich bey zeite mit meel gegräupe — haußartzneyen, wacholder beeren, birnstein — versorgen O 31 Körner und gegräupe 71.

ieier: tod, teufel in verwünschungen:
Soll dis etwan auf künftige zeiten
Ein bißgen vorbedeutung seyn?
Der geyer wird dich ja nicht reiten. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 67.
Hier sitz' ich armer geyer
Und habe kaum zwey dreyer. 136.
So jagt den flegel gar zum geyer! 43.
DWb. VII, 2560ᵇ mit schlesischen belegen.

ieliefern, stocken: das aus der ader gelassne blut nicht geliefern will. H 101.

Genätze n.: wenn einer bei lebzeiten einige beule, gewächse, überbein oder bruch gehabt oder mit hitzeblattern und anderm unreinen genätze an der haut behaftet gewesen. Infekt. O. 117. Vgl. Weinhold, verbreitung und herkunft der Deutschen in Schlesien s. 61, wo mehr citate. Mitteld. wort.

Genung komt als schlesisch-hochd. noch um mitte 18. sec. vor: siehe Nachtged. (Belach) 18. 42. 44. 115. 120. Bei H genung 49; genungsam 87. 141. In Tralles Riesenbirge (1750) noch algemein: verherlichung: genung 7. Befriedigung: genung 30; lang: genung 33. Vgl. Weinhold, Dialektforschung s. 70. Hildebrand im DWb. IV, 2, 3487 g: mitteld. im weitesten sinne mit einschluss Frankens und des Rheins. Ich führe für das einschieben des „n" meine Alem. sprache 106, mein Augsb. wb. lautlehre v. N an.

Gerinn n.: drauf schlepten sie (die stadthunde) den „budel" (dorfhund) im gerinn herum. Dan. Stoppe, NF 123.

Geschlang: die schenkel so ran und geschlang erhalten haben H 145.

Gestippe: die blattern sind heil, nur noch wenig klein gestippe H 237.

Gewichste kleider: dass alle ärtzte und andere personen (bei pestkranken) gewüchste und enge zugemachte kleider tragen O 21. Alle leichenbesorger sollen enge gewüchste kleider anhaben. 54.

Gesündern: alles fleissig aufzuschreiben und die allmosen denen allerbedürftigsten und krancken für gesündern und andern zuzuschicken sind. O 28.

Gnetze f.: altschlesisch. Weinhold, verbreitung und herkunft der Deutschen in Schlesien 1887, 217. Die hausapothek (sprachlich halb alem., halb mitteldeutsch) Leipz. 1620 gab folgende belege: für die räude vnd gnätze 9ᵇ. Erdrauchwasser oder katzenkörbelwasser ist gut getruncken für alle gnätzen und räudigkeit 32ᵇ. Ist zu besorgen dass der mensch möcht aussätzig werden oder mit Franzosen, räuden, gnätzen — überfallen 43ᵃ.

Greupner m.: händler mit mehl und trockenen gräupen Weinhold, Wb. 30ᵃ; in der kauff- und verkauffsordnung v. 1608; gebildet wie keuffen, ainkeuffen ebenda. Meurer in der zimmerordnung 1605. heupte dativ Leichenordn II.

Hamans kirchhof: Dem drohte man, ihn, wie er geht und steht
Auf Hamans kirchhof zu begraben. Dan. Stoppe, NF. 113.

Hamperch: War vullnd zu Leipzig soal doar schäfer-hamperch larn. Dan. Stoppe, T. Ged. 143.

Handgranaten, ohrfeigen: ihr liesset hand-granaten fliegen. Dan. Stoppe, T. Ged. 44; vgl. „Faustrunda", oben.

Handteller: durch starckes reiben, und bürsten an den handtellern und fußsolen mit saltz, essig. O 127. 129.

Handtieren: das herabgeworfene geld soll er mit einem löffel aufheben und ehe er es handthieret oder außgibt in essig werfen. O 46.

Hans: Und hängt den kopf wie Hannsens schimmel. Dan. Stoppe, T. Ged. 18.
Doch müssen sie vor allen dingen
Das lied: herr Hanns lebt wunderschön
Mit euch aus vollem halse singen. 43.

Hauben: erschien dis blatt den andern hochzeittag als die jungfer braut auf gut schlesisch gehaubet wurde. Dan. Stoppe, T. Ged. 186.

Hauspflaster: anfänglich wird ihm ein fettes, sog. hauspflaster aufgelegt. H 270.

Hecken, junge: Deine jacke müsse halten,
Bis mein nachtstuhl junge heckt. Dan. Stoppe, T. Ged. 7.

Heischer, heiser: nur schmolle darum nicht,
Wenn hier mein heischres rohr den ratten gleiche singt.
Dan. Stoppen, T. Ged. I. saml. 1. Heischres grunzen 14.

Hinkenparts, hinkebein:
Das glück zerbrach im grimm den podagra die krücke,
Da lag der Hinkenparts und konte nicht mehr stehn.
Dan. Stoppe, NF. 2. Weinh. wb. DWb.

Hinstängeln: Sobald man dich einmal gelesen hat,
So stängelt man dich hin, so hat man deiner satt.
Dan. Stoppe, NF. 200.

Hintercastell: so sezte er sich mit dem hinter-castell in kalt wasser. H 121.

Hisch adj. hübsch: Ihr sed ah hischer herr, ihr wist mit arma leuta usw.
Dan. Stoppe. T. Ged. 143.

Holzweib, mythisch: Dass mich der schmerz erschrecklich plagt,
Wie wenn der nacht-geist ehedessen
Ein holtz-weib durch das dorf gejagt.
Dan. Stoppe, T. Ged. 180.

Hund: Ich mal die leute, wie sie sind (sagt der spiegel).
Da eben liegt der hund begraben,
Rief hier ein pinsel aus usw. Dan. Stoppe, NF. 109. 146.
Das lied vom faulen hunde singen 87. Es würde ein loch werden, als hätten (wie man zu reden pflegt) die hunde drauß gefressen H 265.

Hupperch: Ich wehs derr em tantza an hupperch macha,
Su daß ma sich möcht dä plautze zerlache. Dan. Stoppe, D. Ged. 150.

Hütsche: Wie, wenn ein zeitungs-mann die ärgste mord-geschichte
Auf seinem bilde zeigt und vor der hütsche singt,
Wovor gemeines volk den speichel in sich schlingt. D. Stoppe, T. Ged. I. saml. 3.

Hutung f.: Vergeblich sucht sein schmachtend vieh
Auf dürrer hutung heissem sand verbrantes grases kurze spelzen.
Nachtged. 4.

Jäscht: auswurf mit röcheln wie der jäscht aus einem kälber-geschlincke. H 251.

Karfreitag: einige mischen statt der artzeney ein wenig aberglauben mit zur kur, wie diejenigen, welche davor halten, die krätze könne von kalten baden nicht vergehen, wenn solches nicht am charfreytage geschähe. Ein mit dergleichen aberglauben so starck als mit der krätze behaffteter mann und 2. weibes-personen verfügten sich an einem char-freytage in den bach, der etliche hundert schritte von ihrer wohnung entfernet war, badeten darinnen in ihren hemdern, welche sie anbehielten, giengen also ungetrocknet nach hause, legten sich zu bette und wurden völlig rein; da hies es nun wohl nicht, dein glaube, sondern allein das wasser hat dir geholffen. H 85.

Karne f. karre: in städten das gemülle und alle vnsauberkeit auf die darzu verordnete karne oder wo diese nicht sind auff schubkarne geschüttet werden. Infekt. O 31.

Kardeck m.; seidenes gewirk. Zu den schlesischen belegen im DWb. 5, 338 füge ich folgendes aus Jessners Theophrast. Kunstkammer: wenn ein braun kardeck befleckt ist: nim glatte laugen, mach sie heiß, darnach stecke den kardeck alßbald hinein, laß jhn lange darin liegen, so ferbet sich der kardeck überall ganz schön.

Kaupelei: Allein, käm endlich denn die kaupelei heraus,
So putzte mir die scham das licht des lebens aus. D. Stoppe, T. G. I. Saml. 3.

Kelle in der küche:

— — — Er nahm die lange kelle,
Womit die köchin pflegt den braten zu begiessen,
Und schaufelte mit etwan 13 bissen
In aller eil den papptopf leer. Dan. Stoppe, NF. 226.

Kinderschaube, kindermantel, -rock. Dan. Stoppe, T. Ged. 122. Peter Squenz ed. Palm s. 12. 43. Ober- und mitteld.

Kipern: (die wasch) ist — von fett-ädergen glandeln und allerley schweiß-canälgen verwunderungswürdig zusammengewebt, gestrickt, gekipert. H 76.

Kirms, gute tage: — — Denn hat es gute wege,
Der feuer-stein kriegt kirms usw. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 113.

Klatschern: so dass sie sich solches unzeitigen klatscherns nicht haben enthalten können. (Von kaum heilen fieberkranken, die baden.) H 72.

Klause: Fleisch und blut reift aus der klause,
Die natur mahnt um die schuld. Dan. Stoppe, T. Ged. 40.

Klemm adj.: Sind, so wie ich, mit klemmer brust
Des rechten zieles unbewust. Nachtged. 58.

Klunker-mutz (= mehlsuppe mit kleinen klössen):
Alleen ver su an stadtscha knacht
Ihs su a kluncker-mutz ze schlacht. Dan. Stoppe, T. Ged. 150.

Knastern, Geknaster: und alsdenn knasterte es im schulterblate, als wenn ein rädgen darinnen wäre. H 237. Im schulterblatte lässt sich auch dann und wann noch ein kleines geknaster hören. 240.

Kneip: Der kneip, den dein papa in seinem wappen führt,
Zeigt, was dir vor ein mann gebührt. Dan. Stoppe, T. Ged. 140.

Knips: Was manchmal hier und da verklatschte weiberzungen
Bey einem gläßchen knips euch kindern vorgesungen usw.
Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 8.

Knipsschwester: ja, dass der brandwein manches ehrliche mägdgen in verdacht kommen möchte, als ob sie unter die geselschaft der knips-schwestern gehörte. H 73.

Knörnlein: am auswärtigen knörnlein des rechten ellbogens. H 265.

Knösplich: herzsäcklein in ein knösplichen oder riechpüschlein. O 129.

Krabel: welche aber beim ordentlichen geträncke nicht eben die absicht haben, sich zu erhitzen, warum wolten sie mord und todschlag, krabel an der wand, guckuck, rastrum, stär und schöps oder gar die mumme in ihre gurgel stürtzen. H 7.

Krachen b. Andr. Gryph. sonette oft, z. b. wer die wahrheit sagen wolle ohne scheu: kracht oft im lichten brande. 40, 4. wenn fleisch vndt seel in sterbensschmertzen kracht. 41, 12. Wenn nun die arme seel im schwartzen feuwre kracht 44, 3 usw.

Kräutersüppler: welcher arzt sich der neuen produkte in seinen kuren nicht bediente, bekam den verächtlichen namen eines kräuter-süpplers, eines wasser-docters. H vorrede.

Krecken: unleschlichen durst, mit eckel, krecken und brechen, auch drucken und schlucken deß magens. O 72. Wenn aber das krecken von sich selbst komt, das zumahl mehr ein leeres krecken und nöthigen, als rechtes brechen wäre usw. Denn dergleichen krecken komt nicht von überfültem magen her. 99. Ein ansehnlicher mann von 73 jahren kriegte nachts frost, krecken, ohnmacht. H 2[illegible]

Kreischen vom zischen bratender speisen: fett gebackene und gekreischte sachen. O 88. Weinhold, Wb. 47ª.

Kretschem: auf wirths- und kretschem häuser. O 38. Hier nur angeführt, weil pleonastisch. Weinhold, Wb. 47.

Krippe: ich rieff der magd umsonst, weil das versessne ding, indem es tisch-zeit war, just zu der krippe gieng. Dan. Stoppe, T. Ged. 118.

Krippenreiter: — — Er hielt sich pferd und wagen.
Er kaufte sich ein dorf und ward ein edelmann,
Den der gefrässge schwarm der magern krippenreiter
Sich nimmermehr bequemer wünschen kann.
Er war zu gut.
Dan. Stoppe. NF. 128; siehe DWb. s. v. Ferner Logau 770.

Kröstlin: vielleicht hastu bisher ein kröstlin mir versagt. Andr. Gryphius Sonette 26, 12. Var. ein bissen.

Krümmern swv. subst.: daher entstehen an der haut unzehliges mit hefftigen krümmern bekleidetes gegritzel, blättergen usw. H 78. Wenn wir einen gewissen ausschlag, welchen manche verblümt das krümmern, ehrliche deutsche biedermänner aber mit dem rechten namen krätze nennen 84. Jucken, krümmern auf der brust 223. Rote, höchst krümmernde flecke 232. Heftig krümmern der haut 236. Weinhold, Wb. 48ª: krimmern, zu krimmen.

Krumstiefel: und hingegen (waschen der kinder mit kaltem wasser) nicht so viel krüpel, krumstiefel, kiehl-kröpfe und gratschler gefunden worden, als zu unsern zeiten. H 183.

Kuh, blinde: Drauf wählte man ein spiel; man nents die blinde kuh,
Und die gerechtigkeit erbot sich selbst darzu,
Dass sie die hauptperson des spieles heissen wolte,
Der man die augen blenden solte usw. Dan. Stoppe, NF. 97.

Kundmann: Sein kundmann, der ihm stets was rechts zu lösen gab. Dan. Stoppe, NF. 173.

Lämmerjunge, der, Dan. Stoppe, NF. 269.

Lausicht: denn es ist ein recht lausicht, grindicht und schäbich leben. Brigische leichenordn. 1595 durch Nic. Blumium.

Luge f. tümpel, lache: grosse brüche und lugen, welche durch abzugsgräben trocken gemacht werden könten. Friedr. II. kammercircular 28. aug. 1773. Breslau, Müller, Ztschr. f. d. kulturgesch. IV, 538. Die grosse luge Jesziorneck 545. Der Kupper forst bei der luge Latze 547.

Matten: (wasserfeuchtigkeit), die bald wider durch die natürlichen ausgänge ohne hefen, matten und dergleichen zurückzulassen fortgehet. H 198. Applicierte käse-matten 265. — Flüsse, bäche usw. Nachtged. H 33. Mit sanftem schritt betrat ich deine matten 65.

Matzenräusser-: andere hingegen ihm zwar einige tage herberge geben müssen, aber doch durch ein matzenräussermässiges traktament die lust benommen, sich bei ihnen zu verweilen. H 176.

Mäulichen, sich: wenn auch die säugenden weiber nicht trincken, so wird gegen den morgen ihre milch ganz urinhaft und ungeschmack, und die kinder mäulichen sich dafür. H 24.

Mäulchen, kuss: Thu an mir die gröste sünde:
Bittet mir ein mäulgen aus. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 68.

Dem bräutgam manch stilles mäulgen geben. 203.

Man soll (das sprüchwort gilt ja noch?)
Das mäulgen nach der tasche richten:
Ist diese gross, wer will uns doch
Den mund zur kleinigkeit verpflichten? 46.

Wenn jemand seine lust an jungfern-mäuler bindet. 111.

Maus: Wenn der leere bauch nach brodte schreyt,
Wenn die fasten tumme mäuse macht usw.

Dan. Stoppe, T. Ged. 130.

Mauzen vom sterbenden kater:

Drauf mauzt er noch einmal, als nähm er gute nacht.
Er hielt den athem an, lag still und ausgestreckt.

Dan. Stoppe, NF. 16; bair. maunzen.

Memmisch: warme wasser verderbet die subtilsten gefäßgen, macht die nerven memmisch, die fibras schwach. H 79.

Merseburger bier: Ach! unschätzbarer freund! der trotz der nassen welt
Mir mehr als fettes bier aus Merseburg gefält.

Dan. Stoppe, T. Ged. 110.

Misskram: die schwache mutter zu stärken und einen misskram abzuwenden. H 134.

Mittelsalz: überhaupt die salze in den gesundbrunnen, sie mögen laugenhafte oder mittel-salze sein usw. Tralles, Carlsbad abhdlg. 49. Was von dem eingekochten brudel, nach dem angeschossenen mittel-salze übrig bliebe. 50.

Mittelsalzigt: befindet sich in unsern säften anstatt der natürlichen mittelsalzigten teilchen. 99.

Moh, Mohäupter: fussbäder von moh-häuptern. Infekt. O. 126. Datteln, mohsamen a. a. o.

Morgenmilch: aus eben der ursache wird auch die morgen-milch der tiere immer schlechter von geschmack sein, als die zu andern zeiten. H 24. Auch landwirte können daraus lernen, wie sie die morgenmilch der tiere so schmackhaft als die andre machen könten. 25.

Müffinzen: die kaldaunen und das müffintzende wildpret mit siedendem wasser gebrüht. H 67; vgl, „bockinzen“.

Nachgeben: wenn kalt wasser an geschmeidige und nachgebende körper gebracht wird. H 126. Weil etwan dasselbe das fleisch eher geschmeidig und nachgebend machen könte. 168.

Nachkur schon bei Tralles Carlsbad 162 durch eine ihr gemässe nach-kur.

Nachreue: Zu späte, lieber sohn! die nachreu hilft nichts mehr! D. Stoppe, NF. 90.

Nachtpillen: die sog. nachtpillen, niesesäcklein, springkörner, schmecke nicht. O 99.

Nachtzeug: Lass den balsamierten kopf in ein saubres nachtzeug kriechen. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 21.

Nachtschweiss Tralles, Carlsbad 74.

Näheputt: Ist denn das nähe-pult und ein historisch blat
Noch stets dein zeitvertreib? Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. s. 58.

Nahrung: Das weib spatzierte manchmal aus
Um an des mannes statt die nahrung fortzutreiben. D. Stoppe, NF. 34.

Pfuy! sagte der kredit, stell deine nahrung ein (z. kunst) 46. Gegenwärtig hie (Jauer) dergleichen (leinwandhandel) nahrung nicht mehr. Nachtged. 96. Bei Logau ebenso.

Nap: Er trozt auf seinen nap, vom pomeranzenbaum. Dan. Stoppe, NF. 145.

Narrenkätterle: die verbrecher (welche tierkadaver, blut usw. auf die gasse schütten) sollen ins narrenkätterle oder aufgerichtete kreutze gestelt usw. O 31.

Narrenspital. An eine alte ehemals gemeine weibsperson:
Es muste so wol herr als knecht
In deinem narren-spittale kranken. Dan. Stoppe, T. Ged. 139.

Nebensorge: Sieh, der rest der neben-sorgen
Nimt die zuflucht zu der flucht. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 37.

Nebenstrich: Die erste hitze trinckt oft gifft vor gersten-safft,
Durchkreutzt die linien der junggesellenschaft
Durch die verdammte lust verbothner nebenstriche.
Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. s. 10.

Neckarwein: ein wenig reinen leichten Nekkarwein. O 124.

Nebentritt: So macht kein nebentritt dir dein gewissen wund;
Wol dir, beglückte braut! Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 12.

Nestwärts: (Da) der vogel nestwärts zeucht und frühe ruh begehrt. Nachtged. 97.

Niederbeinigt vom dachshunde:
Wenn ich ein windspiel worden wär
So würd ich freylich nicht so niederbeinigt seyn. D. Stoppe, NF. 277.

Niedergehen: ich selbst trank noch am abend unter auf- und niedergehen 7 gläser. Tralles, Carlsbad 154.

Niedersaufen: Hier sof das weib den mann, der sohn den vater nieder. Dan. Stoppe, NF. 104.

Niederschieben von einem ochsen am schlagbaum:
Und weil er bey dem niederschieben
Starck an den schlagbaum angeprellt. Dan. Stoppe, NF. 96.

Niederschlagen, abhauen, schlagen: Ich liess ihn (ebschbeerbaum) ganz gewiss noch heute niederschlagen. Dan. Stoppe, NF. 82.

Nulle: Scheint mein danck voll leerer nullen
Gott schreibt seine ziffern bei. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. s. 23.
Und die rechnung in dem beutel gleichwol leere nullen zählt. 52.

Nülle, Nüllenvolk: Was ist das Nüllen-volk? Ein ganz verkehrtes ziel
Das uns nach Franckreich führt, wenn man nach England wiel.
Dan. Stoppe, T. Ged. 135.

Ohmjauche: fliest ohm-jauche aus dem mit der stecke-nadel verlezten obergelenke des goldfingers. H 264.

Omse f. ameise, bei Logau emse.

Othemstecken H 150. 247. 252. Athemstecken 188. Das gehemte othemholen 282. Ztw. einothmen 286.

Pappelstil, bildliche negation, von schlechtem tuche:
Dergleichen liederliche sachen
Kauft man auch schon zu hoch für einen pappelstiel.
Dan. Stoppe, NF. 112.

Pausch: auflegung des blossen frischen wassers im pauschen — mit kaltem wasser angefeuchtete pauschen über die brust legen. H 116.

Pausen: gefrorne säfte aber pausen und nehmen mehr raum ein. H 154. Hitze — macht das geblüte eher pausender, zeher. 164. Durch ihre gemässigte kälte — abkühlen, dass sie nicht so heftig pausen und wallen. 282.

Pausung und wallung, in, bringen, die ausrauchenden feuchtigkeiten beim einpomadisieren. H 106. Bausung. 196. Die wallung und aufbausung des geblütes. 194. Siehe oben s. 237.

Peckelhaft adj.: wenn sogar das peckelhafte serum durch die haut des bauches oder der schenkel gerissen. H 55. Dass der gestanck gar nicht wider weggeht sintemal aus der mit dem peckelhaften sero der wassersüchtigen befleckten leinwand. 67. Die peckelhafte schärfe mildern. 152.

Petechialisch, pestilenzialisch. O 101.

Petechien. 115.

Petetschen: masern, friesel oder gar petetschen wittern. H 96. Bei epidemischen fiebern zugleich mit petetschen oder andern flecken beschwert. 99. Und daneben der ganze leib über und über mit lauter petetschen — besäet ist. 101. Dabei auch die petetschen in ihrer blüte verbleiben. 101. (Petechien? 223.) Petetschen kommen in vorschein. 225. Friesel, petetschen oder andere ausschläge. 279. Petetschenfieber Nachtged. 13. Raimund Minderer v. Augsb. in s. rätlichen gutachten 1620 hat pedecken: „petechen, petechten oder peteschen“, ital. petecchia, frz. petéchie; neulat. petechia v. lat. petigo, räude.

Pferdekur: eine solche kur würde man hier vor die gefährlichste pferde-kur ausschreyen (kranke mit eis bestreuen). H 118. Er lachte alle diejenigen nur aus, welche das kalte baden eine grausame und unerträgliche kur — oder wie wir Deutschen zu reden pflegen — eine pferde-kur nenten. 180. Ergänzung zum DWb. VII, 1687.

Pfiff, m.: Nur schade, dass uns nicht, wie wunsch und sinn begehrt,
Ein angesteckter pfieff zwey ganze stunden währt. D. Stoppe. T. Ged. 112.

Pflucken, die lippen verziehen sich krämpficht, er pfluckt fleissig. H 223. Zähnknirschen, gluend gesicht, pflucken. 223.

Phlegon Seite b. Dan. Stoppe. T. Ged. 131.

Pilz in die pilze gehen = schiessen. Dan. Stoppe. T. Ged. 122.

Plappern. Drauf schien es ihm, als wenn der brey,
Der plappernd eingekocht, stets: friss mich, friss mich spräche.
Dan. Stoppe. NF. 226.

Platschern die kinder, die ohnedem gerne im kühlen wasser platschern. H 182.

Pletschicht blattern sind pletschicht, auf solchen schwarze punkte. H 230. Die eine schon erwachsene tochter hatte böse blattern, welche pletschicht wurden, mit schwarzen pünktchen marquirt. 273.

Plester [illegible] vor den ohren wahrnahm, auch nicht anders als durch ein dickes plester hören konte. H 113. Weinhold, [illegible]

Plumpe [illegible] lang unter der plumpe mit [illegible] H 1[illegible]

Prallicht [illegible] eigenschaft. er trockne [illegible] Tralles. Carlsbad 115.

Pranger [illegible] aber an pranger [illegible] Infekt. O 5.

Prickelung [illegible] der nerven, teils der häute der [illegible]

Pumbs [illegible] Dan. Stoppe. T. Ged. 94.

Quirl: Die (jungens) hieben hier den kindern dieser tanne
Die köpfe fleissig ab und machte quirle drauss. Dan. Stoppe, NF. 22.

Raben, gelbe: Weil der zwang der gelben raben
Gold aus kothe zwingen kann. Dan. Stoppe, T. Ged. 217.
Das ungewitter ist nicht weit, wo gelbe raben schrein. J. Chr. Günther 169.

Räckel: Ich koan gebrotas frassa
Su wies dä grussa räckel assa. Dan. Stoppe, T. Ged. 150.
So schilt der papagei einen zum schlafenden doktor eintretenden bauer:
Was willst du? sprach der papagei:
Du räckel, bist du krank? Dan. Stoppe, NF. 54.
Ebenso 147: du räckel, rief die hündin zum hunde.

Rampicht adj.: das horn und was ihm gleich ist, macht es blind, unscheinlich und die lebendige haut spröde, rampicht, runzlicht. H 66.

Rauffer: ich würde voller zorn nach meinem rauffer greifen. D. Stoppe, T. Ged. 147.

Räumig: Nur des verderbens bahn ist räumig, eben, weich. Nachtged. 87.

Reifenrock: Zerrt er (der bock) das kammermensch mit ihrem reifenrocke
Im ganzen zimmer hin und her. Dan. Stoppe, NF. 79.

Reiter: Zwei finken von dem ersten range,
Zwey reiter, sag ich, waren sich
Gehäßig — Dan. Stoppe, NF. 181.

Rest: Glaubt, bin ich gleich arm
Das macht mir nicht warm,
Ich bleibe
Dem leibe
Deswegen nichts rest. Dan. Stoppe, T. Ged. 49.

Ritter, armer vom ofen:
Ich glaube ganz gewiss, der kerl bäckt arme ritter
Das fasten schmeckt ihm trefflich bitter. Dan. Stoppe, NF. 31.

Rotz und trähnen heulen. Dan. Stoppe, T. Ged. 119.

Rübezâl: Wer Rübenzahls geschichte glaubt
Und der vernunft sich selbst beraubt,
Der mag auch diese fabeln preisen usw. Dan. Stoppe, T. Ged. 177.

Rübsenöl in Dan. Stoppes T. Ged. 151.

Rusinke: Der himmel wird euch stats ah freundlich guschla macha
An wu eer giht an stiht, rusincka ungersträhn. D. Stoppe, T. Ged. 147.

Sau: Ihr schnarchtet ja so stark als eine sau. Dan. Stoppe, NF. 56.

Sauleder: dass kein kind die rachitis bekomme, es habe denn ein sauleder zur wärterin. H 183.

Säumen, trans.: — — — und jenes weges schwere
Säumt ihn und die, die mit ihm, nicht. Nachtged. 86.

Schaffen: welche von einem heftigen fieber angefallen wurde und es vor hitze nicht zu schaffen wuste, wenn sie nicht die hände in eine mit kaltem wasser angefülte schüssel tauchte. H 102. Weinhold, Wb. 80b.

Scharrfuss: Weil jeder mit der hand nach seinem käpgen grief
Und auch zugleich den scharrfuss machte. Dan. Stoppe, NF. 75.

Scheckirt: ich setze zum vorauss, dass man mich und meinen scheckirten schlaffrock — ansehen muss. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 75.

Schlächtiger, die, mezger, fleischer. O 39.

Schlägeln: Je dass dich! du ketzer! entschuldigst das vieh
Und schlägelst so wider die orthodoxie. Dan. Stoppe, T. Ged. 85.

Schlaghaftige lähmung. H 51.

Schlaudrigt-lange kleider. Dan. Stoppe, NF. 206.

Schlaumen, Schloame: Ich dencke hie an har, su bahl ichs nachts derwache,
Os schlaumt mer wie gesoat racht ungesundiglich.
Dan. Stoppe, T. Ged. 145.
?O müst ich mich su sihr am jammer-schloame droabe. S. 145?

Schlendriren: spazieren. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 75.

Schlenkerbraten: Wie, wenn die junge-magd den schlencker-braten giebt.
Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 1.

Schlesing: O Schlesing du fürstenthumb,
Zu dem traurigen spectacul kom!
Bewein dein fürsten, er ist nun todt,
Stund dir wol an in vieler noth.
Ein klägliches klag-liedt — von jhrer durchleuchtigkeit hochseeliger gedachtnuß erzherzog Carle zu Oesterreich usw. Im thon zu singen: Hör auff mein seel trawr nit so sehr. Costantz 1627 Wolgemut. Fl. bl. Frauenfeld.

Schliemen: oder auch nur mit einigen unter die armen und an die schliemen, schenckel und fusssohlen angelegten, woldurchwarmten sandsäcklein. O 109.

Schlossen: So prellt' im kürass hier, auf den der hagel schlosst,
Den die kartetsche streut, des reuters muth erbosst. Nachtged. 21.

Schlüsselherr: das vorwerk weisse zeche soll von dem gericht aller fürstlichen vögte frei sein und nur vor dem schlüsselherrn von Röchlitz zu recht stehen solle. 1320 bei Steinbeck II, 131.

Schmalgern: Ich schmalgerte gewiss an grussen küh-haut vuhl. Dan. Stoppe T. Ged. 146.

Schmatzen: Wo vor der feiste karpf' im teiche den tiefen schlamm mit schmatzen sog. Nachtged. 3. Zu Weinhold, Wb. 85, wo diese bedeutung fehlt.

Schmäuchen: den fabricierenden durch erregten häufigen schweiss die meiste lebenskraft abgezapft und also die armen märtyrer zu tode geschmäuchet usw. H 44.
Doch nein, da du (schöpfer) uns schmäuchst, erfüllst du land und seen
Bey andern biß zum überfluß. Nachtged. 5.
Vgl. Ein ieder mensch verschmacht und weis nicht was er spricht. Arn. Gryphius, Sonette 7, 7.

Schmeer: Feld, das, was pferd und mann an früchten ihm entzogen,
Mit ihrem schmeer jetzt wider eingesogen.
Nachtged. 26. (Vom schlachtfelde.) Vgl. Peter Squenz 38.

Schmieren: ein reiner ungeschmierter ungarischer-, Rhein- auch Oesterreicher und welscher wein. O 89.

Schmuh: dennoch aber, obschon so gar schlechter schmuh mit den wasser-kuren zu erjagen. H 208.

Schnapsbein, ob schöpsbein?
So suchte Hanns auch hier ein schnapsbein zu erhaschen. D. Stoppe, NF. 226.

Seigen: Ob sich das glück auch kalt und stürmisch zeiget,
Nie lauer wird, als sie gewesen ist,
Und stets zum grad der alten wärme seiget. Tralles, Carlsbad 25.
Anders: durch löschpapier seigen 51.

Schrotwerk, -holz im rohen blockverbande, weil kein lehm da, aufgeführtes haus, poln. chatupa. Müller, Ztschr. f. d. kult.-gesch. IV, 550.

Schrumen (Schrunnen?): ritze und schrumen in der haut. H 78.

Schwager, postillon; So wurde schwager Hanns, der kaum aufs pferd gestiegen usw. Dan. Stoppe, NF. 102. Wahrscheinlich altbair. Regensburgisch-Taxisch schwager, rosseknecht, bauer oder kosewort = freund. Sehr alt ist die freundschaft mit dem kutscher schon bei allen völkern.

Schwode: Der ist als wie ein fuhrmanns-knecht, der seine pferde „hotte" lencket
Und doch die falsche meynung heget, der wagen würde schwode gehn.
Dan. Stoppe, T. Ged. 153.
Got kan uns „hott" und schwode drehen,
Wir mögen wollen oder nicht. 193.

Seigerstunde: Ein kluger spricht ein wort und hat gehör gefunden,
Ein narr schwazt oft umsonst zu ganzen seigerstunden.
Dan. Stoppe, NF. 27. Weinhold, Wb. 90ᵃ.

Senden, Schilfrohr: riedgras, carex ahd. semida.
Und mühn uns närrisch gnug! von senden, schilff und mooss,
Gott sage was er will, ein paradies zu bauen. Dan. Stoppe, T. Ged. 211.
Wenn mein vermögen sich noch mehr als schilff und senden aus mangel fester krafft vor jedem winde bog. 228. Vgl. Alem. III, 68. XV, 138.

Siebenbürgische pferde: Da galouppiren wir mit siebenbürgschen pferden. Dan. Stoppe, T. Ged. 114.

Siedenschneider zu siede, geschnittenes stroh: grosse klage übers haupt, als wenn lauter siedenschneider und glockenleuter darinnen rumorten H 224. Vgl. sidewanne, futterschwinge. Andr. Gryph. 267. Ebenda: du sideschelme! 292. 311.

Siegeln, zusammen: Da meckern die ziegen dem booke zu liebe
Und siegeln zusammen mit hitzigem triebe.
Dan. Stoppe, T. Ged. 85.

Sielen, süllen: denjenigen zwar, die tag und nacht sich schänden und sielen (unter welchen viel ehrliche handwercks-, kriegs-, fähr- und landleute sind) und noch dazu nicht viel schmaltz auf die zähne haben H 7. Viele (haben) aber sich zwar lange mit ihm gesielet, doch endlich im kalten bade den abschied geben. H 176. Erst neulich hatte sich eine frau mit gicht-schmerzen am genicke, schultern, rücken und armen lange gesielet und da nichts helfen wolte usw. 179. Weinh., Wb. 96ᵇ.

Simmert: Freut ihr bauern! euch deswegen,
Wenn der simmert abschied nimt. D. Stoppe, T. Ged. I. saml. 54.

Sommerlau: die not hiess sie ins bad steigen, welches ernstlich zwar sommerlau — aber kalt genug gemacht wurde. H 140.

Spadoniren vom studentendegen:
Sie mochten ihn auch noch so stark umringen,
Er machte sich schon platz und spadonirte sich
Die überlegne macht mit leichter müh vom leibe. D. Stoppe, NF. 29.

Spörner der faulen gefässe (reizmittel?) Tralles, Carlsbad 106.

Spültonne: auch alles ausgiessen der spültonnen und andern unflats. O 31.

Ständer, von einem geizigen reichen: Es kam mit ihm so weit,
Dass er auch nicht einmal den ständer leiden wolte.
Dan. Stoppe, NF 59.

Steffen: So muss die art des lebens zeigen,
Wer unvermögend oder reich,
Sonst wird man hinterm Steffen geigen.
Dan. Stoppe, T. Ged. 46. Soll es St. Christof sein? Sein riesenbild an kirchhöfen, leprosenhäusern.

Stabefinger: ja sie (haut) wird der kälte endlich so gewohnt werden, dass man mit jenem skythischen weltweisen wol gar im winter wird stabefinger-nacked auf dem markte herumspatzieren usw. H 81. Weinhold, Wb. 20b.

Strigauer bier: und ist unter denen alhier vorhandenen bieren das Strigauische noch das beste, wenn es seine rechte ausrichtung hat. O 89.

Studentenhund: Ein ehrlicher studentenhund
Der schon dem dritten herrn auf universitäten
Als ein bedienter nachgetreten. Dan. Stoppe, NF. 228. Schlesisch.

Stufenjahr: ein vornehmer cavalier, der das grosse stufen-jahr schon überstieg H 140.

Tämer adj. subst. verb. Tämern durchfall, brechen H 220. Abends 7 uhr schwach, stehet auch halb im tämern auf 225. 226. Eine ruhige nacht, aber tämern 2 stühle ohne ihr wissen 210. Tämern im schlafe 229. Wie sie stenteils nicht bloss beginnen zu tämern, sondern gar zu rasen 280.

Tämisch: Vor ungedult, verdruss und pein
Halb tämisch um die köpffe seyn. D. Stoppe, T. Ged. I. saml. 3

Tannenbaum: O tannenbaum! O tannenbaum!
Geh! mach der braut im bette raum!
Der bräutgam lauscht schon von der weite
Und rüstet sich zum liebesstreite. Dan. Stoppe, T. Ged. 71.

Tendelmarkt: auf dem markte, gassen, häusern oder dem tendelmarckt (keine ju... verkaufen lassen). O 12.

Träschen: Wie die kinder um weyhnachten
Auf den heilgen Christ sich freuen,
Und deswegen zum voraus
Lachen, träschen, jauchzen, schreyen —
Schatz! so siehts bey mir jzt aus. D. Stoppe, T. Ged. I. saml. 99.

Treug: unter diesen äusserlich treugen grinden und schurfen bleiben die bösen säfte zwar stockend usw. H 191.

Treugeköpfe: die ventosen, treuge- oder ziehköpfe. Infekt. O. 104.

Tschätscher: zeisig:
Er hieng ihn zu der nachtigall.
Allein was wars? Des tschätschers rauher schall
(War) dem hausherrn eine last, die ihn nun auswerts trieb. D. Stoppe, NF 27.

Tun, um: wehklagen, jammern:
Die trennung dient zu grössrer freude.
Drum thu doch nicht so sehr um mich.
J. Chr. Gunther 123; auch oberdeutsch.

Überlernen: ich uberlerne dich bei weiten. Dan. Stoppe, T. Ged. 121.

Übermännigen: oder doch bey manchen eine fast unüberwindliche natur, die ihr von der kranckheit, hitzigem regimine und feurigen artzney zugleich zugefügte gewalt übermanniget, dass sie wie ein brand usw. H 46.

Übersintern: sodann hat in die röhren, die der durchlaufende brudel übersintert, die luft einen freien zugang. Tralles Carlsbad, Abhdl. 41.

Umhülle: alle alte lumpen, umbhüllen, die nicht gar viel wert. O 58.

Ungerauft: Wo Amaranthens geist, wo Brock und Günther singen,
Da komt ein schlechter reim nicht ungerauft davon.
Dan. Stoppe, T. Ged. 15.

Unterstecken: so habe ich einige besondere casus — dazu getan und unter die vorigen gleichsam untergestecket. H vorrede.

Verblauen: Galenus selbst liess schon die krancken in hitzigen fiebern so viel kalt wasser trincken bis sie verblauten und durch den ganzen leib schnee-kalt wurden. H 41. Eisskaltes brunn-wasser — davon ziemlich gefrohren und verblaut 83. Mit aufgedunsenem verblauten gesichte. 101.

Verdumpfen: in denen fässern — dieser edle saft leicht versauret und verdumpfet. H 77.

Verfitzen, sich: Wenn ich mich aus lüsternheit
In ein andres garn verfitzen
Und mich selbst verläugnen solte. Dan. Stoppe, T. Ged. 81.
Ich (die spinne) spinne wie du siehst und lebe von den fliegen,
Die sich in meinem garn verfitzt. Dan. Stoppe, NF. 282.

Verfressen: Hat Esau an des bruders linsen — —
Das recht der erstgeburt verfressen. Dan. Stoppe, T. Ged. 120.

Verkreuspelung: vom andern endlich verkreuspelung ihrer fibrarum schrunden und ritze entstehen. H 73. Vgl. zusammenkreuspeln: die in den magen sich öfnenden kleinen mündungen der milchgefässgen verbrennen, zusammenkreuspeln, verletzen. 34.

Verkrummen, krumm werden, vom alten kater:
Gott liess ihn nun zur strafe seiner sünden
Und auch zugleich zu ihrer (der ratten) sicherheit
Nach wunsch verkrummen und verblinden. Dan. Stoppe, NF. 15.
Sauf, dass du musst verkrummen und verlahmen. 231. Iterativbildung, schles. für krimmen, kratzen. Peter Squenz 24.

Vermanschen: das schöne geschlecht hat — ihre von natur gute oder doch passable haut erbärmlich vermanscht und verhuntzet. H 72. Weinhold, Wb. 60ᵃ. Vgl. mit mancherley manschereyen die heilung — schwer machen. 89.

Vernarren: Der freude post-pferd bist, vernarre nicht zu sehr. D. Stoppe, T. Ged. 108.

Verplempern, sich: Verplempre dich fein bald, du ungezogne welt. Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 8.

Verrufen: wochenmärkte, kirchtage oder kirmessen (nicht) halten, sondern verruffen lassen. Infekt. O. 11.

Versackt, versackung: nachmals aber auch die versackten schenkel luft kriegen, ihre verstockenden gewässer in gehörigen gang kommen. H 54. Wodurch denn gefährliche verstopfungen und versackungen in den kleinen kanälgen entstehen. 281.

Verzweien, entzweien, sich:
Ein organist voll aufgeblasenheit
Verzweite sich mit dem calcanten. Dan. Stoppe, NF 63.

Ver-, mhd. ver, nhd. ver, algemein mitteldeutsch Weinhold über deutsche dialektforschung 51, b. vorfallen, Neue gesindeordnung s. 3. vordechtig kaiserl. gerichts-

ordn. 1591. vornewerte gerichtsordnung 1591. vormittelt maurerordnung 17. saec. vorlaub kauf-o. 1608; in der leichenrede II vorgist, vorgessen, vorleschen usw. vormehelt ebend. vormitter (vermiether), vormittet ordnung v. 1610. Meistens haben solche texte auch zu, zwi für ze, za: zurfallen usw.

Vorbeizielen. Der sommer spricht:

Mein lieber herr winter! Du zielest vorbei,
Bey menschen ists sünde, die schwalbe hats frei. D. Stoppe, T. Ged. 85.

Vorsinnen: sich mit victualien und häusslichen artzney-mitteln zu versehen, auch auf allen fall vorsinnen, wie bey ein reissender pest gleichwol die zufuhre frischer sachen — nicht gar nachbleiben würde. O 8. Von den gassen-meistern — in a. kreisse genau erkundigen und vorsinnen wie aller unordnung begegnet 14.

Vullnde: war vullnd zu Leipzig. Dan. Stoppe, T. Ged. 143.

Dä sorga warn mer wul doas hartze vullnde frassa. 145 usw.

Warnigen, warnen; warnigung f. zu jedermans warnigung. O 3.

Waschkitzen: und dürfen sie sich nicht befürchten, dass sie durch das fleissige „schlickern" sich zu waschkitzen, das ist, zu solchen personen machen werden, welche auch zur unzeit und ohne not zu waschen, eine unbändige begierde empfinden. H 72.

Weiffe: Und was mein wunsch am rocken hat,
Mit voller weiffe vor dich tragen. D. Stoppe, T. Ged. I. saml 48.

An wu ke flachs nich ihs, do kriegt ma nischt zu wehffa. 145.

Weinzahn: Er schlug sich auch den weinzahn aus
Um vor dem podagra — — sich zu verwahren. D. Stoppe, NF. 172.

Widerseitig: in den lezten schlesischen kriegen ist an diesem berg mancher zusammenstoss der widerseitigen kriegsvölker geschehen (am Zobten). Nachtged. 30.

Wille: Doch du wirst vor willen nehmen
Und der notdurft usw. Dan. Stoppe, T. Ged. 171.
Mit diesem danke nehmt für willen,
Und sehet mir in den himmel nach usw.

J. Chr. Günther ed. Tittmann s. 87.

Wittern, sich = kund geben: ob wol der algemeine gottesdienst in kirchen, auch wenn etlicher massen die pest sich wittert 12. Stehet zwar, wenn die infektion sich anfängt zu wittern 24. Wenn in einem orte die infektion sich wittert 29. und kein kopfweh hat sich bei ihm jemals gewittert 106. Wenn schmerzen sich wittern 201. Wenn sich wider einige schmerzen witterten 202. Andr. Gryph. Majuma: hat als verläumder sich bey Aeolus „gewittert" 185. Wenn sich nur ein fieber wittert. J. Chr. Günther 246.

Wochenkleider: Arme muse! —
— wirf die schlechten wochenkleider in den winckel hin usw.

Dan. Stoppe, T. Ged. I. saml. 21.

Werff ich mit dem wochenkleide
Auch die sorgenwochen hin. S. 54.

Wochenstube: Der ort, worin sie sich im walde bergen wolte,
War einer bärin wochenstube. Dan. Stoppe, NF. 98.

Wuhne: welche N. im winter mit dem schlitten in eine wuhne gefallen. H 67.

Wulger: trockener (vorher inflammierter) schenkel schöpft sich, im wasser aber geben von wenigen kratzen ganze wulgern weg. H 269.

Wunderhaftig, neugierig:

Wie nun die krebse stets sehr wunderhaftig seyn,
So kamen sie auch hier betrogen durch den schein. D. Stoppe, NF. 82.

Wunschhütlein Fortunati: wenn Fortunati wünsch-hütgen oder Fausts mantel noch in rerum natura wäre, so würde ich mir dieses magische fuhrwerk auf etliche stunden ausbitten und mit demselben eine spatzier-fahrt auf den Parnassum anstellen. Dan. Stoppe, T. Ged. 70.

Wurtzner bier, alte leiber

Die schicken sich zur liebes-pflicht
Beynahe wie die faust aufs auge
Wie braunes Wurtzner bier und seiffensiederlauge.

Dan. Stoppe, T. Ged. 139.

Zach: Ihr, die ihr zaches holz mit stumpfen äxten spalten. D. Stoppe, T. Ged. 116. Zaches flöss-holtz spalten. 105.

Zaum = Zaun: Und wenn auch hinter allen zäu*m*en
Ein ofner beichtstuhl stünde usw. Dan. Stoppe, T. Ged. 102.
Su eh pursche, wie ich bin
Wächst nich hinger alla zoima. 149.

Zech: Wenn nicht die kinderfrau zum schein
Der ruthe (beim essen) stets zech um den zweiten löffel gab:
So wies er ihre hand mit grossem eifer ab. Dan. Stoppe, NF. 165.

Zeither, seither, öfter bei Dan. Stoppe, NF. (170).

Ziege: Selbst die ziege deines glückes
Schreye lebenslang: meck! meck! Dan. Stoppe, T. Ged. 8.

Dass alte ziegen auch bisweilen gerne lecken. 140.

Zwitschern vom hahn, bildlich: es war aber nicht zu verwundern, dass auch die jungen hähne zwitscherten wie die alten sungen und kräheten. H vorrede.

BONN. A. BIRLINGER (†).

LITTERATUR.

Goethes werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen. I, band 4. 11. 12. 20. 35. IV, band 10. 11. Weimar, Hermann Böhlau. 1892.

Das jahr 1892 hat sieben neue bände gebracht, von denen freilich die grössere hälfte erst knapp vor torschluss erschienen; von den eigentlichen werken erhielten wir fünf bände, einen lyrischen, zwei dramatische, sodann „die wahlverwantschaften“ und den ersten teil der „tag- und jahreshefte“, von den briefen zwei neue bände. Leider ist der mit spannung erwartete epische band noch zurückgeblieben und die fortsetzung der „tagebücher“, deren veröffentlichung das allerdringendste bedürfnis für den forscher ist, dem doch diese ausgabe vor allem rechnung tragen muss, ruht jezt schon zwei jahre, obgleich doch gerade hier die bearbeitung keine bedeutende schwierigkeit bieten dürfte und man mit besonderer spannung gerade den zunächst folgenden jahren 1813 bis 1820 entgegensieht.

Der so sehnlich gewünschte vierte lyrische band ist endlich erschienen, aber über ihm leuchtet kein glücklicher stern, da dessen redaktor G. v. Loeper verschied und er deshalb nur ohne begleitung der lesarten und paralipomena erscheinen

konto, die gerade hier zur eigentlichen benutzung unumgänglich nötig sind.
erscheinen im herbst vernahmen wir, diese würden in einem folgenden bande
zugleich mit denen zu 5 I nachgebracht werden. Weiter verlautete darüber l
nichts. Der band beginnt mit den 98 gedichten, die der vierte der ausgabe
hand als „Inschriften, denk- und sendeblätter" gab; darauf folgen die erst na
ausgabe lezter hand teils in der quartausgabe und den „nachgelassenen werken'
sonst erschienenen gedichte, und zwar geordnet nach den meist in den früher
den von Goethe selbst gemachten rubriken: vermischte gedichte, antiker fon
nähernd, kunstgedichte und gedichte zu bildern [eine neue, etwas seltsame
dung], parabolisch und epigrammatisch [Goethe hatte beide geschieden], an pe
loge, übersetzungen und nachbildungen. Wir wollen auf die unterbringung d
zelnen gedichte nicht eingehen, finden es aber verwirrend, dass, statt alle
gedichte durch ein besonderes titelblatt als aus dem nachlass stammend zu b
nen, jede einzelne abteilung mit der marke „Aus dem nachlass" versehen ist;
ders anstössig zeigt sich dies in der vorangehenden inhaltsangabe des bandes.
neu ist die lezte „aus dem nachlass" überschriebene abteilung „Jugendgedic
fremden sprachen", die ein paar französische und ein englisches gedicht des
ziger studenten bringt. Den schluss bildet ein nachtrag: „Goethe zugesch
gedichte zweifelhaften ursprungs". Wir bedauern es ausserordentlich, dass a
der Goethes ehren geweihten ausgabe den zum teil so reizenden Sesenheimer l
die sämtlich für sein liebesleben hochbedeutend sind, der makel des verdachtes
heftet wird, wozu alle stichhaltigen äussern und innern gründe fehlen. Ab
spruch der redaktion ist einmal gefallen.

Ob alle hier gegebenen gedichte schon gedruckt waren, wage ich ni
entscheiden; die lesarten werden darüber auskunft geben. Unbekant war
u. a. drei an frau von Stein gerichtete stossseufzer, von denen die beiden
besonders wertvoll sind.

Ilmenau, den 21. juli 1776.
Zwischen felsen wuchsen hier
Diese blumen, die wir treu dir reichen,
Verwelkliche zeichen
Der ewigen liebe zu dir.

Kranichfeld, den 2. september 1776.
Hierher getrabt, die brust voll tiefem wühlen
Planvoller aussicht, sehnt sich nun
Mein herz ein weilchen auszuruhn
Und wider was für dich zu tun.

Dornburg, den 2. oktober 1776.
Ich bin eben nirgend geborgen,
Fern an die holde Saale hier
Verfolgen mich manche sorgen
Und meine liebe zu dir.

Beim zweiten ist die zeitbestimmung irrig.

Der elfte band entspricht dem zehnten der ausgabe lezter hand, und so
er, so wunderbar wie dieser, mit „Elpenor", obgleich Goethe sich darüber g
hatte, dass dieser wegen äusserer rücksichten gegen seine bestimmung vom verle
dem neunten bande, wohin er in jeder beziehung gehört, in diesen versezt v

war. Hinzugetreten sind hier die ansätze zu einem „befreiten Prometheus", die bruchstücke einer tragödie aus der zeit Karls des grossen (aus dem jahre 1807) und bruchstücke von übersetzungen dramatischer werke, unter denen einige verse ungedruckt sind. Die bearbeitung war unter verschiedene Goethekenner verteilt, von denen Zarncke, dessen zu frühen verlust die wissenschaft beklagt, mehreres übernommen hatte. Den druck des „Elpenor" hatte dieser überwacht, aber bei den lesarten muste Julius Wahle für den hingeschiedenen eintreten und seine arbeit vollenden. Sehr erwünscht ist es, dass wir von „Elpenor" neben dem von Riemer in verse umgesezten stücke, wie es, aber unter Goethes reger teilnahme, 1806 gedruckt wurde, nun auch die ursprüngliche prosaische gestalt erhalten, obgleich diese streng genommen dem bande hätte vorbehalten werden sollen, worin die frühern fassungen der „Iphigenie" und der singspiele sich finden. Waren die handschriftlichen vorlagen bei „Elpenor" äusserst wertvoll, so fand sich dagegen für den darauf folgenden „Clavigo" nichts handschriftliches im nachlass. Der herausgeber konte hier wesentlich Michael Bernays folgen, von dem er nur in wenigen fällen abwich, aber nicht in der andern verteilung der reden am ende des vierten aufzugs, wo nach meiner ansicht die worte „Hülfe! sie stirbt", nur Beaumarchais, nicht Buenco sprechen kann, wie ich dies in meinen „Erläuterungen" bemerkt habe. In der ausgabe lezter hand war der offenbare fehler, dass zwei unmittelbar aufeinander folgende reden derselben person zugeschrieben waren, falsch verbessert, das richtige geändert, das falsche beibehalten worden. Wie man mit Bernays glauben kann, Beaumarchais rühre sich nicht, als Marie mit dem rufe „Clavigo!" zurückfält, ist mir ein rätsel. Gerade dieser ruf der sterbenden nach Clavigo hindert Beaumarchais weiter in Buenco zu dringen, und lässt ihn, verzweifelnd, dass seine wut über Clavigo und die drohung, ihn zu verfolgen und zu töten, Marien so erschüttert haben, zu dieser eilen. Während er und die übrigen sie vergeblich wider ins leben zu rufen suchen, fordert Sophie ihn zur flucht auf. Nur so allein gewint der auftritt echtes dramatisches leben.

Zur „Stella" lag nur eine von Goethe verbesserte handschrift vor, die wesentlich mit dem ersten drucke übereinstimt. Der herausgeber folgt Bernays, der ihm auch seine vergleichungen der ausgaben darbot. Die später veränderten stellen sind in den lesarten gegeben. Bei „Claudine von Villabella" konte Goethes eigenhändige in Italien gemachte reinschrift benuzt werden, die aber bei der durchsicht zum teil stark verbessert worden war; eine abschrift davon hat keinen kritischen wert. Die zum drucke verwante scheint nicht mehr vorhanden; einige abweichende stellen, zum teil mit spuren noch früherer fassung, bieten die handschriften, aber wesentlich gewint der wortlaut nicht. Auch von „Erwin und Elmire" hat sich eine reinschrift Goethes erhalten, daneben eine nach der rückkehr aus Italien gemachte abschrift. Auf einem abgerissenen zettel italienischen papiers stehen die verse:

Hier sitzt in ewig neuer pein
Erwin, bis ihm das herze bricht;
Denn ach Elmire denkt nicht sein
Und ach Bernardo hilft ihm nicht.

Der herausgeber vermutet, sie seien ein rest des versuches, mit kleinen änderungen bei diesem singspiel auszukommen, gedenkt aber auch der möglichkeit, dass sie die unterschrift eines als vignette beabsichtigten bildes hätten sein sollen. Aber wenn der dichter keine wesentlichen änderungen des alten stückes machen wolte, so hätte sich keine für die vier verse passende stelle gefunden, da Erwin gleich anfangs im garten arbeitend und sein gefühlvolles lied singend auftrat. So bleibt nur die lezte

möglichkeit übrig, wofür auch die dritte person spricht, in welcher von Erwin die rede ist. Bei der „Befreiung des Prometheus" ist Zarncke seiner ersten bearbeitung im neunten bande des „Goethe-jahrbuchs" gefolgt, nur nimt er jezt als lezten sprecher statt des Apollon mit einem fragezeichen den Helios an. Dass nicht dieser, sondern Hermes hier eintreten könne, glaube ich in meiner schrift „Zur Goetheforschung" bewiesen zu haben. Darauf folgen die „Bruchstücke einer tragödie", über welche die lesarten die genaueste auskunft bieten. Mit recht wird der titel „Trauerspiel in der christenheit" als haltlos und ungeschickt abgelehnt.

Nun folgen „Dramatische bruchstücke aus fremden sprachen", zuerst die andere fassung einer stelle des „Eunuchus" von Terenz in der bearbeitung v. Einsiedels (dessen lustspiel „Die mohrin"), dann drei verse, welche frei eine stelle des Sophokleischen König Oedipus widergeben, aber etwas kühn als „ansatz" betrachtet werden zu einem theaterstücke, endlich zwei scenen einer schon im zwölften bande des „Goethe-jahrbuchs" ausführlich besprochenen übersetzung des trauerspiels „Bertram" von Maturin.

Hierher würde auch ein blatt von Goethes hand gehören, das sich, wie ich erfahre, in der autographensamlung des herrn Philipp Braun in Düsseldorf befindet, früher in Schellings besitz war. Der obere teil der seite ist abgeschnitten; wahrscheinlich stand dort die urschrift der stelle eines wol englischen dramas, die Goethe übertrug. Die übersetzung lautet:

Mein leben geb' ich her, ich geb's im felde,
Zu edlem zweck, mit ehre nicht umschlungen[,]
Dem netz des schlechten. So sind wir getrent.
Ihr gabt mir nur [das durchstrichen] asyl und auch in diesem
Stelt er mir nach und also bin ich ihm
Nichts weiter schuldig. Offenbarem feinde
Bin offenbarer feind. Und was Euch nützt,
Das fördre ich frey in meinem freyen, eignen,
Entschiednen sinne, wie der brave mann
Gerechter sache sich verpfändet.
So

Unten steht die bemerkung: „Alle übersetzungen sind tastende versuche". V. 3 hatte Schelling statt „So sind wir getrent" verbessert: „Das entschied den riss". Die übersetzung möchte man ins jahr 1799 oder 1800 setzen, doch fehlt mir dazu augenblicklich jeder feste anhalt, den vielleicht andere finden.

Der zwölfte band bringt zunächst den inhalt des elften der ausgabe lezter hand. Von der ursprünglichen gestalt des singspiels „Jery und Bäbely" liegen zwei abschriften vor. Suphans annahme, die zweite habe zu dem geschenke gehört, das er im oktober 1782 der herzogin mutter mit seinen ungedruckten schriften gemacht, scheitert schon daran, dass Goethe mit bleistift einen teil der änderungen darin eintrug, die im ersten drucke sich finden; auch lag sie nicht in einer gebundenen, mit aufschrift versehenen mappe, wie die abschriften, auf die Suphan sich beruft. Dass über jenes geschenk der herzogin mutter, besonders dessen schicksal nach dem tode derselben, jede nähere kentnis fehlt, ist auffallend. Auch der spätere auf ansinnen von Carus gemachte schluss des stückes liegt in zwei abschriften vor, unter denen die dem drucke zu grunde liegende. Auf die erste abschrift des stückes geht die bloss die lieder und angabe des scenischen enthaltende handschrift des textbuches zurück. Die mitteilung der früheren statt des prosaischen gespräches stehenden ausführung in ver-

sen ist eine erwünschte zugabe. Die arbeit des herausgebers, der sich schon früher um dieses singspiel in einer sonderausgabe sehr verdient gemacht hat, zeugt von grosser sorgfalt und einsicht. Die abschriften des folgenden singspiels „Lila" geben nur die zweite bearbeitung. Auch der herausgeber von „Lila" hat seines amtes mit grossem fleiss und kentnis gewaltet, wenn er auch freilich, da er so viel vorgearbeitet fand, nichts bedeutendes neues liefern konte.

Keine handschrift lag von dem singspiel „Die fischerin" vor, doch deutet die abschrift der von Corona Schröter herrührenden musikalischen bearbeitung (gesang mit klavierbegleitung) auf die dem ersten druck (von 1806) vorangehende fassung; die jenem druck vorausgeschicke mitteilung von 1782 zeigt nur eine bedeutende abweichung. Für „Scherz, list und rache" konte zum erstenmal die an den komponisten Kayser im august 1785 gesante abschrift benuzt werden, nach Jüngers bearbeitung in einem akte (1790?), bei der eine jener ähnliche abschrift zu grunde liegt. Über das verhältnis der drucke zu einander waren wir längst unterrichtet. Der herausgeber hat seine aufgabe treulich gelöst. Bei „Der zauberflöte zweitem teile" wurde nicht bloss auf die erste fassung zurückgegangen, sondern auch das wichtige scenarium beider akte und eine bedeutende anzahl paralipomena zuerst gegeben. Aber billigen können wir es nicht, wenn hier auch aus einem notizhefte von 1794 „eine reihe von ganz abgerissenen, sehr schleuderhaft skizzierten bemerkungen, die Goethe offenbar bei den proben der eigentlichen „Zauberflöte" niederschrieb, mitgeteilt werden; denn diese „dokumente für Goethes regieführung", die mit Goethes zweitem teile gar nichts zu tun haben, gehören deshalb nicht unter die „lesarten" der unvollendeten dichtung.

Statt der den elften band schliessenden fest- und vorspiele und theaterreden erhalten wir hier die bruchstücke anderer beabsichtigten opern, zunächst der „Ungleichen hausgenossen". Diese gab schon Riemer in der quartausgabe, aber, wie der herausgeber Singer bemerkt, mit oft wilkürlichen abweichungen. Wir billigen es, dass auf Riemers lesarten keine weitere rücksicht genommen wird, da jeder, dem die vergleichung zur etwaigen kontrolle wünschenswert scheint, solche nach der quartausgabe oder den nachgelassenen werken anstellen kann. Sieben verschiedene handschriften liegen vor. Mehrere papierlagen bieten die hauptmasse (den ersten und stücke des vierten und fünften aktes). Ein folioblatt, das ein begonnenes scenar der „Hochzeit des Figaro" gibt, ist abgedruckt, weil der herausgeber darin eine studie zu den „Ungleichen hausgenossen" sicht. Jedesfals bietet die neue sorgfältige vorlegung alles vorhandenen die erwünschte handhabe zu eingehender untersuchung.

Die unsern band schliessenden operngesänge und -bruchstücke erscheinen hier zum erstenmal in Goethes werken. Die 1794 gedruckten gesänge aus der oper „Die vereitelten ränke", nach Cimarosa frei bearbeitet, werden Goethe zugeschrieben nach der eignen erklärung Goethes an seinen enkel Wolfgang, sie rührten ganz von ihm her. Ob dieses zeugnis ganz streng beweisend sei, bleibt uns doch fraglich. Die oper wurde zuerst, was der herausgeber nicht unerwähnt lassen durfte, am 24. oktober 1794 gegeben. Dass Goethe gerade in dem vorangegangenen monate zu einer so umfangreichen arbeit lust und zeit gehabt, kann man mit grund bezweifeln, und wol eher den hauptanteil daran dem um die umschrift der opern verdienten Vulpius zuweisen. Jedesfals scheint uns die sache noch einer eingehenden untersuchung zu bedürfen. Dagegen ist es über jeden zweifel erhaben, dass Goethe selber dem von Schulze in musik gesezten schlusschor des zweiten aktes von Racines „Athalie" worte untergelegt hat, die in seiner handschrift erhalten sind. Wichtiger als seine

geringen versuche, 1796 Anfossis „Circe“ neu zu bearbeiten, sind die in eine ganz andere zeit und stimmung uns versetzende oper „Der löwenstuhl“ und eine andere orientalische. Die hier zum erstenmal gegebenen bruchstücke und entwürfe zur erstern sind von höchster anziehung, da man sich bisher kaum recht vorstellen konte, wie der dichter den stoff seiner Ballade vom vertriebenen und zurückgekehrten grafen zu einer oper habe verwenden wollen. Die versuche selbst wie die dabei angestelten versstudien sind äusserst merkwürdig. Obgleich die ausführung des „Löwenstuhls“ bald stockte, machte Goethe zwei jahre später den entwurf zu einer orientalischen oper, deren namen „Feradeddin und Kolaila“ nebst personenverzeichnis und ein paar ausgeführten stellen wir erst jezt kennen lernen. Von mehreren andern operentwürfen haben sich keine schriftlichen aufzeichnungen vorgefunden.

Der zwanzigste band bringt die Wahlverwantschaften. Da nichts handschriftliches dazu vorlag, für die ausnutzung des druckes zur verbesserung des wortlautes das nötige längst geschehen war, so finden wir hier nichts wesentlich neues. Die an zwei stellen (I, 11 und II, 14) angenommene nachlässigkeit der redaktion dürfte bei richtigem verständnis sich nicht finden. Läge solche wirklich vor, so hätte der herausgeber sie abstellen müssen, was zu tun er glücklicherweise sich gescheut hat.

Im fünfunddreissigsten bande findet sich der erste teil der Tag- und [illegible] jahreshefte, wie im einunddreissigsten der ausgabe lezter hand. Auffallend fehl[illegible] die einführende bemerkung der redaktion vor den lesarten, so dass der name de[illegible] herausgebers ungenant bleibt; freilich kann man ihn aus einer anführung, die e[illegible] s. 279 gibt, erraten, wonach er der um die ausgabe unserer hefte bei Hempel verdiente freiherr von Biedermann ist. Etwas seltsam erscheint das zunächst über ent[illegible] stehung und fortgang der beschäftigung mit den „Annalen“ aus den tagebücher[illegible] gezogene summarische protokoll, wie viel tage in den verschiedenen jahren Goeth[illegible] an den jahrgängen 1749—1793 und an den folgenden einzelnen jahren bis 182[illegible] gearbeitet; denn dieses ist weit entfernt uns ein klares bild zu geben, wie die bea[illegible] beitung der einzelnen jahre aufeinander gefolgt ist, vielmehr wirkt es verwirrend u[illegible] die zahl der arbeitstage komt kaum in betracht; freilich ergibt sich daraus, da[illegible] 1749—1793 in vierzehn tagen 1819, 1820, 1823 geschrieben sind, dagegen an 180[illegible] 1806 und 1807 schon 1817 gearbeitet worden, aber die zeitfolge hätte deutlicher de[illegible] leser entgegentreten müssen, und wann die abschnitte 1749—1763, 1764—1769, 17[illegible] —1775, bis 1780, bis 1786, 1787—1788, 1789 und darauf die einzelnen jahre bis 17[illegible] entstanden sind, ist aus der summarischen angabe am wenigsten zu gewinnen. A[illegible]dere fragen, deren lösung man hier erwarten durfte, das verhältnis der hefte zu de[illegible] zeitschema von 1809, die charakterisierung der vorarbeiten und die benutzung d[illegible] brieflichen quellen, von denen besonders die briefe der mutter und die Schillers au[illegible]h für die kritik des wortlautes von wichtigkeit sind, hat der herausgeber ganz abg[illegible]lehnt, als ob dies seinem zwecke fern läge. Unter den handschriften der Ta[illegible] und jahreshefte führt der herausgeber auch den quartband (53 blatt) auf, „V[illegible]r-arbeiten zu den annalen von 1749—1798“, den er zu den lesarten benuzt h[illegible]t. Sehr wahrscheinlich vermutet er, es sei derselbe, dessen abhandenkommen und wi[illegible]r-auffinden Goethe unter dem jahre 1822 erwähnt. Zwei volständige handschriften [illegible] hefte haben sich erhalten, die eigentliche druckvorlage zu band 31 und 32 [illegible] ausgabe lezter hand mit änderungen von Goethes, Riemers und Eckermanns [illegible] und die ursprüngliche handschrift, auf welcher diese beruht. In lezterer sind manche blätter ausgeschnitten und durch eine weitere fassung ersezt, aber auch die [illegible]

geschnittenen blätter sind vorhanden. Auch sonstige handschriftliche unterlagen haben sich von einzelnen jahrgängen erhalten. Die mitteilung der früheren fassungen gibt der neuen ausgabe einen besondern wert. In der ältern handschrift liegen die jahre 1749 bis 1793 in einem umschlagsbogen, jedes folgende jahr für sich in einem solchen; der von 1794 trägt den wahlspruch:

Let me enbracce thee, good old chronicle,
Thou hast so long walk'd hand in hand with time.

Die samlung der Briefe ist dank der unermüdeten, sorgfältigen und kentnisreichen tätigkeit von Ed. von der Hellen um zwei bände vorgeschritten, von denen der eine vom 9. august bis zum 31. december 1795 reicht, der andre bloss das jahr 1796 enthält. Hier setzen die ersten briefe von Christiane Vulpius ein; die früheren, unter denen die von Venedig und aus Schlesien geschriebenen von besonderem werte wären, scheinen verloren. Auf erfreuliche weise zeigen sie das herzlich innige verhältnis Goethes zu dem als gattin treu geliebten mädchen, dem er auch von seinen schriftstellerischen arbeiten so viel vertraut, dass sie von dem, was seinen geist in oft leidenschaftliche oder begeisterte tätigkeit sezt oder dessen gelingen ihn erfreut, unterrichtet ist. Auch an den hausfreund Meyer sind manche, darunter einige bisher ungedruckte briefe gerichtet; dazu kommen die älteren freunde Herder, Jacobi, Knebel, dann Voigt, Bertuch u. a., die in unserer samlung zuerst erscheinenden briefe an Fritsch, einzelne an das dioskurenpaar der brüder v. Humboldt, seit 1794 die reich fliessenden an Schiller, die freilich zulezt den hauptstrom bilden, aber ohne dass es an bedeutenden andern briefen an manche ausgezeichnete männer und frauen fehlt. Leider sind aus dieser zeit nur zwei briefe an die mutter und die herzogin mutter, nur einer an die regierende herzogin erhalten, von Karl August nur ein promemoria. Höchst merkwürdig ist der bisher als verloren geltende teilnehmende brief an den präsidenten Karl von Moser, eine damals sehr herabgekommene grösse. Die zahl der hier zum erstenmal gedruckten briefe ist höchst ansehnlich, manche, in denen stellen ausgefallen waren, erscheinen volständig, einzelnes richtiger, auch die datierung ist mehrfach urkundlich verbessert oder neu gefunden, und selbst unter den lesarten werden bisher ungedruckte briefe, auch sonstige unbekante nachrichten mitgeteilt, wie z. b. über Goethes pflegling Peter Baumgarten (in 2969). So gehören die neuen bände zu einer der bedeutenden bereicherungen unserer Goethelitteratur, die manches aufgeklärt und festgestelt, besonders die überlieferung der briefe sicher gestelt hat.

Bei einer so schwierigen wie massenhaften arbeit ist es nicht zu verwundern, wenn trotz alles aufgewanten fleisses einzelnes übersehen und verfehlt worden. Nicht um kleinigkeiten aufzustechen möchte ich hier einzelne bemerkungen mitteilen, die mir bei sorgfältigem lesen des elften bandes gekommen sind. Den zwölften band werde ich später näher durchgehen und darüber gleichfals berichten.

Die falsche datierung von 2930 erklärt sich einfach daraus, dass der brief am 12. geschrieben, aber liegen geblieben war und nun gleichfals mit dem datum des abgangs versehen wurde. Krabskrälligkeit, dem der herausgeber auch etymologisch nicht beizukommen erklärt, deutet auf die schmerzen während des bezeichneten zustandes. Goethe selbst braucht kribskrabs. Krabben nud krallen deuten beide auf stechende schmerzen. Von einem krabskrällig ist das wort abgeleitet. — In 2946 ist ohne zweifel des grafen Görtz, des erziehers von Karl August, gebaren als reichstagsgesanter in Regensburg gemeint. — Dass der Hildebrand in 2965 damals hofmeister im Nesselrodischen hause war, steht schon in meinen „Freundes-

bildern" s. 224; er war später oberlehrer am gymnasium in Düsseldorf und hat sich auch als schriftsteller bekant gemacht. Ihm verdanke ich einzelne angaben in meinen „Freundesbildern". Der sonderbar herangezogene anatom war wol nie in Pempelfort. — Zu 2967 ist „Vermerk Jacobis e. d. 19. februar 1793, b. d. 13ten" offenbar verdruckt. Man könte zweifeln, welche der beiden zahlen unrichtig sei. Ich habe die briefe vor vierzig jahren in der handschrift verglichen. Diese gibt hier „empf. den 9., beantw. 13." — Im datum von 2968 muss „27. (statt 22.) febr." hergestelt werden. — 2970 hat die handschrift s. 51, 4 „gedruckten" statt „gedrückten", 52, 4 „Galizin", 13 „bösem", 53, 6 „die" (statt „denen"). Dass „die verhältnisse der handschrift" s. 53, 2 fg. die ergänzung „dass ich nicht einsehe" wahrscheinlicher machen als „nicht einzusehn", leuchtet mir nicht ein; hier fehlen die worte, es ist keine lücke, nach deren raum die ergänzung sich richten müste, und an sich scheint mir, dass die ergänzung „nicht einzusehn" natürlicher ist als der umständliche satz mit „dass". — 2983 s. 71, 3 steht „macht" statt „machte", 2985 s. 74, 11 „gerade". — Wenn es zu 3009 (s. 105, 20f.) heisst: „Auch aus Jacobis brief geht nicht hervor, welches gedicht gemeint sei", so ergibt sich doch ganz unzweifelhaft aus Goethes äusserung, dass nur das „allegorische glaubensbekentnis", das er im gedicht „Der neue Amor" angedeutet hat, vorschweben kann. — Entschieden irrig ist der zweifel zu 3025, ob nicht Jacobis freund und rechnungsführer Schenk, sondern der prosektor Schenke zu Jena gemeint sei. Wie wäre dieser dazu gekommen, Jacobis sohn Max fünf Louisdor vorzustrecken? Hier ist davon die rede, dieser werde die von Goethe Max gegebenen reisekosten durch Schenk erhalten, dem er sie in rechnung bringe. Heinrich Schenk, der als junger schreiber bei Jacobi eingetreten, war damals sein geschäftsführer, dem er die geldangelegenheiten seines Max übertragen hatte. Weshalb der herausgeber bezweifelt, dass es der im register zum VII. bande freilich sehr unbestimt, auch ohne vornamen, als Schenck angeführte sei, weiss ich nicht. Schenk verwaltete, da Jacobi auswanderte, dessen besitztum in Pempelfort, bis er 1799 von Düsseldorf, wo er regierungsrat war, nach München als geheimrat berufen wurde. Als Jacobi 1805 dorthin als präsident de[illegible] akademie kam, war Schenk bis zu seinem 1813 erfolgten tode dessen vertrauteste[illegible] freund. — Die datierung von 3045 gründet sich auf die annahme, er deute auf di[illegible] zu 3047 angeführte abhandlung. Aber den aufsatz, den er Lichtenberg zusenden wolte[illegible], schickte er nach den postsendungen diesem am 30. december 1793, und einer weiter[illegible] verbindung mit diesem in bezug auf die farbenlehre wird nicht mehr gedacht: frei[illegible]lich bliebe die möglichkeit, dass er seine absicht nicht ausgeführt hätte. — Brief 305[illegible] wird annähernd in den april oder mai gesezt, während ich ihn der mitte juni zuge[illegible]wiesen habe. Die beweise v. der Hellens kann ich nicht anerkennen. Wenn Kneb[illegible] am 20. mai das zweite buch seiner übersetzung des Lucrez Herder brachte, s[illegible] schliesst das nicht aus, dass Goethe diese erst einige wochen später erhielt; wisse[illegible] wir ja nicht, wie lange Herder es behalten hat. Noch weniger kann die rücksen[illegible]dung der oden Baldes bedeuten, die Knebel nach dem tagebuch am 18. april Herd[illegible] zurückschickte; denn deutlich ergibt sich, dass Herder seine übersetzung nicht a[illegible] einmal, sondern in mehreren abteilungen den freunden mitteilte. Die nähere zei[illegible]bestimmung muss sich nach der absendung des ersten buches von „Wilhelm Meiste[illegible] zum druck richten, die gegen den 20. juli erfolgte. Es ist nicht unwahrscheinli[illegible], dass zwischen der einholung des urteils von Herder und Knebel und der absendu[illegible] zwei monate lagen; bald, nachdem Goethe diese erhalten und erwogen hatte, liess er die druckhandschrift anfertigen, sah sie durch und sante sie ab. Schon als er den

7. juli an Meyer schrieb, der erste band werde Michael fertig sein, wird er eifrig am zweiten buche, das dieser noch enthalten solte, gearbeitet haben. Welchen abdruck der am 7. mai gehaltenen rede Robespierres er mit der einladung an Knebel zurückschickte, wissen wir nicht; gewiss war es nicht der im Moniteur; es kann ein besonderer, mit einer besprechung verbundener gewesen sein. Wenn wirklich am 15. juni Herder und Knebel nicht zusammen bei Goethe zu mittag waren, so kann Knebel abgelehnt haben, was v. der Hellen auch bei seiner zeitbestimmung annehmen muss. — In 3078 die einladung nicht auf die zu den „Horen" zu beziehen (s. 399), sondern auf Schillers anfrage, ob er den „Wilhelm Meister" nicht in den „Horen" stückweise erscheinen lassen wolle, ist doch gar bedenklich, auch ein grund zum zweifel gar nicht vorhanden; denn Goethes äusserung: er habe „wenige wochen vor der einladung" den roman an Unger gegeben, besteht ganz zu recht, da es sich nicht um die einsendung des anfangs der handschrift, sondern um den vertrag mit dem verleger handelt. — Zu s. 205, 13 vermisst man die bemerkung, was für ein brief von Maimon gemeint sei, die ich in meiner freilich schon 1859 erschienenen schrift „Goethe und Schiller" gegeben habe, deren einsicht auch wol sonst förderlich gewesen wäre. Weniger bedeutend ist die hier gegebene verweisung auf einen früheren brief Schillers. — Zu 3156 erklärt sich der herausgeber gegen die annahme, völlig sei hörfehler statt gefällig, aber höchst gezwungen ist seine deutung: „Die durch versendung nach den mittelpunkten Jena, Frankfurt u. s. f. eingeleitete verteilung der exemplare wird eine völlige durch die tätigkeit der an jedem orte bestelten vermittler". Es wäre abgeschmackt, wenn Goethe, als er die für Jenenser bestimten freiexemplare des romans an Schiller sendet, bitten solte, sie „nach der aufschrift völlig zu verteilen", ja tatsächlich ist diese auskunft nicht wahr. Bei den vielen unzweifelhaften hörfehlern des schreibers Geist ist es unkritisch, offenbar falsches retten zu wollen. Eben so verfehlt scheint es mir auch, gegen die annahme des ausfalles eines zum sinne unentbehrlichen wortes sich sträuben zu wollen. In den worten: „dass mit dem neuen jahre die subscribenten der ‚Horen' eher vermehren als vermindern werden" (s. 300, 17 fgg.), den unerträglichen ausfall des „sich" auf einen gallicismus schieben zu wollen, ist doch recht wilkürlich. Die dafür angeführten stellen beweisen nichts, da man über die eine anders urteilen muss und der genetiv der andern nichts weniger als aus dem französischen herzuleiten ist. Ebenso wenig geht der gebrauch von anderer s. 322, 11 von einem gallicismus aus, er beruht auf einer allen alten und neuen sprachen sehr natürlichen freiheit. — 3208 ist der „alte freund" nicht der wilkürlich hinein erklärte „kleine August", sondern nach einer Goethe auch sonst beliebten weise, er selbst, ein porträt Goethes. — 3240 hat der herausgeber mit recht s. 346, 14 das von Bernays gefundene neun statt neuen aufgenommen, aber in demselben briefe (s. 346, 8) lässt sich auch das von mir früher gebilligte meine elegien nur mit gewalt durch die von Bernays angenommene deutung halten. In den lesarten heisst es: entweder sei der ausdruck meine lässlich aufzufassen oder ein hörfehler statt einige anzunehmen. Mir scheint es jezt ausser zweifel, dass Goethe diktiert hatte: „Hier kommen auch neun elegien". Schon vor mehr als vierzehn tagen hatte Goethe Schiller geschrieben: „Heute habe ich 21 properzische elegien von Knebeln erhalten; ich werde sie sorgfältig durchgehen". Schiller war darauf sehr gespant und bereit, auch ein höheres honorar zu zahlen. Daher konte Goethe bei der sendung ganz algemein von neun elegien (der einundzwanzig) sprechen, ohne dieselben näher zu bezeichnen. Schiller nent sie auch in der erwiderung einfach „die elegien". — Wir schliessen mit einem unglücklichen

versehen, das dem herausgeber bei 3234 begegnet ist, wo er unter der lieben christin Aurelie versteht, während man meinen solte, jeder kenner von „Wilhelm Meister" könne nur an die schöne seele denken. Aber der herausgeber muss geglaubt haben, Schiller habe am 9. december noch nicht den dritten band des romans in händen gehabt, für den er doch schon am 20. november dankt. In jener falschen voraussetzung schlug er denn im zweiten bande nach und meinte auf der angeführten seite das, worauf Goethe ziele, in dem satze gefunden zu haben: „Sie scheinen mir wieder zu ehren Ihres dichters, wie andore zu ehren der vorsehung, ihm endzweck und plane unterzuschieben, an die er nicht gedacht hat". Die stelle passt so wenig zu dem was Goethe sagt, wie Aurelie als „liebe christin" gelten kann. Die von Goethe nach der seitenzahl richtig angegebene stelle des dritten bandes habe ich schon in der oben genanten schrift angeführt, und sie war leicht zu finden, wenn man im richtigen bande suchte.

KÖLN. H. DÜNTZER.

Die deutsche götterlehre und ihre verwertung in kunst und dichtung. Von **Paul Herrmanowski.** I. band: Deutsche götterlehre. II. band: Germanische götter und helden in kunst und dichtung. Berlin, Nicolai. 1891. IV, 284 und VI, 278 s. 4,50 und 3 m.

„Das vorliegende buch will die kentnis der deutschen götterlehre auf grund der Edden und alten sagen weiteren kreisen vermitteln. Quellenmässig[1] soll gezeigt werden, welche anschauungen und bilder von den germanischen gottheiten bereits der überlieferung entnommen werden können. Der zweite band beschäftigt sich mit „den künstlerischen versuchen, die ihre vorwürfe aus diesen gebieten gewählt haben" (vorwort). Aber der verfasser hat nicht recht, wenn er fortfährt, der stoff sei echt volkstümlich. Ich fürchte auch, dass der breitspurige plauderton seiner darstellung den stoff nicht volkstümlich machen wird. Volkstümlich werden unsere götter erst werden, wenn einmal einer so gründlich mit unserem altertum vertraut geworden sein wird, dass er einen antiken charakterkopf deutscher nationalität wird entwerfen können. Das altgermanische leben, nicht die euhemeristischen novellen und legenden später epigonen müste geschildert werden. Wenn dem künstler palette und meissel bis auf den heutigen tag die arbeit verdorben haben, wenn ein verheerender pessimismus sich in dem genialen musikdrama die schreiendsten dissonanzen der unwahrheit in form und gehalt hat zu schulden kommen lassen, so solten wir uns mit der zeit deutlich genug bewusst geworden sein, dass es mit der nacherzählung einer compositionslosen isländischen götterlehre nicht getan ist, dass eine anschauung des alten lebens not tut. Dafür war das können und wissen Herrmanowskis unzulänglich. Auf die darstellung selbst näher einzugehen, muss ich mir versagen, denn es wäre gar zu viel zu beanstanden und zu streichen, gar zu viel nachzutragen. Aber ich kann nicht schliessen, ohne den guten willen und die gute absicht anzuerkennen. Leider solte es dem verfasser nicht vergönt sein, uns in zukunft reiferes zu bescheren.

HALLE A. S. FRIEDRICH KAUFFMANN.

1) Herrmanowski schöpft fast alles, was er bringt, aus secundären quellen.

Beiträge zur erklärung der germanischen flexion. Von **M. H. Jellinek.** Berlin, Speyer und Peters. 1891. 110 s. 2,80 m.

Die ausgezeichneten beobachtungen Hanssens (Kuhns ztschr. XXVII, 612 fgg.) über die wirkung des geschliffenen (circumflectierenden) und gestossenen accents auf die gotischen endsilbenvokale werden vom verfasser s. 11 mit den dürftigen worten abgelehnt: „Ich glaube nicht, dass auf diese weise die schwierigkeiten gelöst werden" (übrigens steht s. 11" geschnittenen statt geschliffenen). S. 65 anm. wird diese selbe theorie Hanssens als „beachtenswert" erklärt; trotzdem hat sie Jellinek nicht genug beachtet. Die folge davon ist, dass seine darstellung des vokalischen auslautsgesetzes (s. 1—60) antiquiert war, schon ehe sie geschrieben wurde. Jellinek wird nach den veröffentlichungen von Hirt, Idg. forschungen I, 1. 195. Kretschmer, Kuhns ztschr. XXXI, 358. Streitberg, Idg. forschungen I, 259. Streitberg-Michels in des ersten Zur germanischen sprachgeschichte s. 43 sich von der unzulänglichkeit seiner behauptungen selbst überzeugt haben. Nach den untersuchungen von Kock kam es darauf an, mit energie der frage nach einem zusammenhang zwischen den nordischen und westgermanischen syncopierungserscheinungen näher zu treten und zu den verwanten erscheinungen des gotischen stellung zu nehmen (eingehender als es s. 17 anm. 2 geschehen ist); vgl. jezt auch Hirt, Idg. forsch. I, 216. So wenig die zahl der belege grammatischen wechsels gegen die giltigkeit des Vernerschen gesetzes im gotischen zeugt, so wenig wird durch zahlreiche ausgleichungen im endungsvokalismus die giltigkeit eines gemeingermanischen syncopierungsgesetzes in frage gestelt. Seitdem durch Kock nachgewiesen worden ist, dass auch das nordische an dem syncopierungsgesetze der westgermanischen dialekte teil hat, müssen die gotischen belege in derselben richtung gedeutet werden. Die darstellung der nordischen syncopierungen ist trotz einer tabellarischen übersicht unklar. Es war von den urnordischen materialien auszugehen, es musten die älteren runeninschriften systematisch ausgebeutet werden, es war das jüngere vom älteren zu sondern — nicht bloss mit besternten, zum teil sehr anfechtbaren grundformen. Urnordisch begegnet gen. sg. *godagas, gisalas;* dat. sg. *halaiban.* Jellinek trent sie zeitlich von *haþu- hari-.* Er lässt diese erst gleichzeitig mit *dagaz-dagr, dagas-dags* entstehen. Das ist falsch, vgl. *haþulaikaR ekuþrowaR* gleichzeitig mit *asugas;* oder solte *-a* in *-aR* svarabhaktivokal sein? Ich halte auch die voraussetzung für unhaltbar, dass gedeckte endvokale später syncopiert sein sollen als ungedeckte, weil ich darin eine vernachlässigung des sandhi sehe; ebensowenig gerechtfertigt erscheint die ausnahmestellung für endvokale der 2. resp. 3. silbe, so lange wir noch an dem freien accent der nebensilben festhalten.

Die westgermanische syncope war im grossen und ganzen von Sievers endgiltig festgestelt worden. Das von Paul aufgestelte erklärungsprincip wird s. 29 fgg. einer kritik unterzogen, die von flüchtigkeiten nicht freizusprechen ist. Jellinek hat nicht bemerkt, dass Paul drei ablautstufen und drei intensitätsstufen des nachdrucks unterscheidet (stark, mittel, schwach: hochtonig, tieftonig, tonlos). *e* und *a* sind nach Paul mittelstufenvokale und warum auf sie die von Jellinek als unklar bezeichnete stelle nicht anwendbar sein soll, werden andere nicht einsehen. *e, a* sind häufig genug ohne nebenton anzusehen. Bechtel, Hauptprobleme s. 106 hat jüngst hervorgehoben, von welcher bedeutung der Paulsche satz gewesen ist: es können nicht zwei auf einander folgende silben ganz gleiche tonhöhe oder gleiches tongewicht haben. Jellinek hält diese tonabstufung nicht für richtig. Die beiden endsilben in „*weestiges pferd*" sollen gleichen exspirationsdruck aufweisen, einen unterschied in der tonstärke könne er nicht wahrnehmen. Selbst wenn die experimentellen messun-

gen hier eine nachlässige selbstbeobachtung erkennen liessen, so spricht doch Paul nicht allein von tonstärke, sondern auch von tonhöhe: Jellinek verschweigt dies und versäumt den nachtrag Pauls Beitr. XII, 550 fg. genügend zu berücksichtigen. Will etwa Jellinek auch die schwankende betonung der composita ohne „logisches accentprincip" erklären? und ist nicht die grenze zwischen wortableitung und composition unbestimbar? Bei zweisilbigen encliticis wäre jedesfals das verbum finitum zu erwähnen gewesen, es kommen nicht bloss präpositionen, artikel und pronomina in betracht (vgl. übrigens auch Beitr. VI, 132 anm.). Während die neuesten metrischen theoretiker in voller freiheit zweisilbigen wie — × einen nebenton auf ultima geben, erklärt Jellinek diese accentuation für unwahrscheinlich. Von einem widerpruch Pauls in der betonungsform ⏑́ × : ⏑́ ×̀ kann nur so lange die rede sein, als Paul nicht verstanden wird. Paul sagt ausdrücklich, in pausa sei sowol das schema áà als áa möglich, im satzgefüge treten vielfach modificationen der pausabetonung ein; in der silbenfolge áa a müsse áà a entstehen, weil eine von den beiden unbetonten silben den nebenton bekommen müsse und die zweite ihn nicht erhalten könne, weil sie unmittelbar vor dem hochton stehe. Inconsequent erscheint mir bei Paul nur, dass er für die regeln der vokalsyncope noch die quantitätsverschiedenheit berücksichtigt. Ich wundere mich, dass Jellinek hier nicht angesezt hat und in der annahme von „satznebenformen" nicht consequenter und durchgreifender verfahren ist. Der einwand, nach Pauls anschauungen sei ein nebenton wie in *kálbiru* nicht denkbar, ist ungeschickt. Paul hat s. 135 umständlich genug hervorgehoben, dass für jeden, der etwas vom leben der sprache verstehe, selbstverständlich sei, dass der in der flexion herschende wechsel zu einer menge von ausgleichungen habe führen müssen; und s. 136 steht: die dreisilbigen wörter hatten im nom. und acc. den nebenaccent auf der zweiten silbe. Jellinek liebt es brevi manu zu verkehren: ahd. *blintan* ist analogiebildung nach einem utopischen acc. sg. **dan* (statt *den*), in *blintemu* liege beeinflussung von seiten des artikels vor, in ags. *heafodu* u. ähnl.[1] sei *-u* ursprünglich gefallen, aber nach volzug der syncope wider angetreten usw. Selbst bei ags. *ríce* hat Jellinek nicht erkant, dass eine totale veränderung des flexionstypus zu grunde liegt.

„Erfahrungsgemäss" ist nach Jellinek s. 52 eine zwischen zwei stark betonten silben stehende silbe am meisten der abschwächung ausgesezt. Es liegt hier wider eine vergewaltigung der tatsachen vor, denn Jellinek hat die verschiedenartigkeit der satzrhythmischen formen ganz ausser acht gelassen. Der satzrhythmus, dem eine form **kvánifang* angehört, hätte auch ein **kváni* bewahrt, und **kvánifang* in einem satzrhythmus, der *kvǽn* hat entstehen lassen, hätte auch *kvǽnfang* ergeben. Nur so vermag ich differenzen wie *kvánfang : dømda* befriedigend zu erklären. Aber derselbe Jellinek, der s. 52 jenen erfahrungssatz aufgestelt hat, belehrt uns s. 53 fg., wenn *-i-* in **kvánifang* geschwunden, so brauche es gar nicht tonschwach gewesen zu sein! Das finde ich widerspruchsvoll, nicht aber die lehre Kocks von dem zusammengesezten accent, bei der Jellinek reduktion der silbe mit reduktion des silbenträgers verwechselt hat. Jellinek erklärt es geradezu für ein vorurteil, dass man vokale, die syncopiert worden sind, für unbetont angesehen habe; gerade der nebenton sei die ursache des ausfalls; das wesen der germ. syncope bestehe gar nicht darin, dass vokale schlechtweg ausgefallen, vielmehr darin, dass *-a -e -i -u* anticipiert worden, innerhalb der vorhergehenden silbe artikuliert worden seien: *gastiR* > *ga^istR*. So lange Jellinek nicht die gesamte umlauts- und brechungsbewegung der altgermanischen dialekte als urgermanisch erweist oder auch nur eine veränderung

1) Vgl. jezt Beitr. XVII, 288.

des vokalismus in der richtung auf *-a* resp. *-e -i* resp. *-u* wahrscheinlich macht, erkläre ich mich von der neuen lehre nicht für überzeugt (vgl. übrigens Anz. XIV, 219. Beitr. XV, 261).

Im zweiten kapitel wird das schicksal langer, ursprünglich durch dental gedeckter vokale untersucht (s. 60 fgg.). Nach Jellinek ist ahd. *-emu* alter dativ, *-emo* alter ablativ. Auslautender dentaler verschlusslaut habe lange vokale ebenso geschüzt wie auslautender nasal (ist *-n* kein dentaler verschlusslaut?). Im dritten kapitel (s. 74) beschäftigt er sich mit dem nom. sg. der *n*-stämme. Jellinek will hier für das got. nom. sg. masc. auf *-o* und fem. *-a* nachweisen. Er stelt die flexionsformen der fremdwörter bei Wulfila zusammen ohne nennenswerte ergebnisse zur erklärung der unregelmässigkeiten. Jellinek meint (s. 84), *Marja* „hätte ganz gut wie *giba* deklinieren können". Weil dies nicht geschehen sei, müsten im wulfilanischen gotisch schwache fem. auf *-a, -ins* existiert haben! Das richtige ist natürlich, dass *Marja* eine transliterierung von *Μαρια* ist, und dass es im wulfilanischen gotisch schwache fem. auf *-ō, ins* gegeben hat. Dass es kein widerspruch ist, zweite glieder von compositis nicht nebentonig sein zu lassen, solte man heutzutage nicht mehr zu sagen brauchen (Kluge in Pauls Grundr. I, 343). Ich freue mich, Jellinek darin recht geben zu können, dass in der germanischen grundsprache die scheidung der „schwachen" declinationsklassen nach geschlechtern noch nicht durchgeführt gewesen ist, dass der übertritt vieler *-ā*-stämme in die *n*-declination daraus zu erklären ist, dass fem. stämme *-ō* schwacher flexion bestanden haben. Jellinek hat nur die geschliffene betonung des nom. *-ō̃* nicht berücksichtigt, sonst hätte er s. 88 nicht auf ein **hanu* verfallen können. Jellinek unterschäzt aber die bedeutung der *ꝫen ꝫōn*-stämme und versteigt sich zu der behauptung, die *n*-stämme seien im germanischen generis communis geworden! Er behauptet s. 94, dass die trennung der genera bei den *n*-stämmen dem leben der einzeldialekte zuzuweisen sei — sagen wir die ausbildung besonderer flexionstypen (namentlich im plural) für jedes der drei genera, so erkläre ich mich einverstanden.

Im vierten kapitel handelt Jellinek über germanische conjunctive (s. 94 fgg.), got. *-au* sei conjunctivisch, nicht optativisch. Die behauptung, dass got. *bairau* auf **bheroꝫm̥* beruhe, halte auch ich für unannehmbar, dagegen ist **bherō(m)* durch Hirt, Idg. forsch. I, 206 wahrscheinlicher geworden (vgl. auch Collitz Bezz. Beitr. XVII, 241 fg. Bojunga, Idg. forsch. II, 184 fgg.).

HALLE A. S. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Karl Lachmanns briefe an Moriz Haupt. Herausgegeben von **J. Vahlen.** Berlin, G. Reimer. 1892. XV und 264 s. 4 m.

Die kurz vor dem 100. jahrestage der geburt Lachmanns (4. märz 1793) erfolgte veröffentlichung der briefe an seinen treuesten freund und mitarbeiter auf dem gebiete der klassischen wie der altdeutschen textkritik ergänzen in höchst erwünschter weise die biographischen arbeiten über Lachmann (ich nenne hier ausser dem schon 1851 erschienenen buche von M. Hertz namentlich den für Ersch und Grubers encyclopädie von J. und K. Zacher, sowie den für die Algemeine deutsche biographie bd. XVII, 467—481 von W. Scherer verfassten artikel). Mehr noch als der im 11. bande dieser zeitschrift mitgeteilte briefwechsel mit W. Grimm über die Nibelungenfrage und als die in Pfeiffers Germania bd. XII. XIII abgedruckten briefe eröfnen diese jezt

zum ersten male an's licht tretenden uns belehrende einblicke in Lachmanns philologische werkstatt und in die durch die eigenheit seiner denkart und persönlichkeit bestimte art seines arbeitens.

Die samlung — vom herausgeber mit sachlichen erläuterungen (namentlich citaten aus der gleichzeitigen wissenschaftlichen litteratur) und einem register versehen — enthält nicht weniger als 117 briefe an Haupt; dazwischen zwei eingelegte briefe an Haupts schwiegervater Gottfried Hermann (von 1840 und 1845; über Nibelungen und Homer, sowie über Horazstellen) und ein fragment eines briefes von Haupt an Lachmann. Der erste brief ist noch im jahre 1834, die übrigen von 1836 bis 1851, also bis kurz vor Lachmanns tode, geschrieben.

Die persönlichkeit des grossen philologen tritt aus ihnen in ihrer ganzen schärfe, doch auch mit liebenswürdigen zügen (die auch in den früher veröffentlichten briefen reichlich zu finden sind, vgl. z. b. Germ. XII, 242. 247 fg.) dem aufmerksamen leser vor augen. Wir sehen die stark ausgebildete individualität des mannes, der immer mehr auf eigene hand nach lust studiert (s. 40), der „allerlei leute verachtend, sich auf die ihm zusagenden lager mehr und mehr beschränkt“ (s. 51); der sich der grenzen seines selbstgewählten arbeitsfeldes sehr bescheiden bewusst bleibt, auf lexikalischem gebiete keine, auf litterarischem nur vereinzelte resultate („als blindes huhn“) gewonnen zu haben bekent s. 38. 41 und selbst auf grammatischem über abnehmende receptionsfähigkeit klagt (s. 7), der aber innerhalb der selbstgesteckten grenzen und vor allem in der textkritik — und zwar einer solchen, die in die eigentümlichkeit des autors liebevoll eindringt — meisterhaftes zu leisten sich bewusst war, deshalb gesetzgeberisch auftrat und jeder unvolkommenen leistung abhold war (s. 46)[1]. Wie scharf absprechend er sich auch über ihm untergeordnete oder unsympathische leistungen äusserte — auch in diesen briefen ist mancher beleg dafür mitgeteilt —, so spricht er doch gegenüber gleichartigen und gleichstrebenden naturen ein so sehnsüchtiges liebebedürfnis aus (vgl. s. 50. 51), wie man es von dem verfasser der frommen und schwärmerisch-elegischen jugendgedichte (Hertz beilage A) nur erwarten kann. Eben daher stamte das enge und von anfang an brüderlich zu nennende (obwol erst seit 1844 die anrede „du“ eintritt) verhältniss zu dem manne, an den diese briefe gerichten wurden. Die bei diesem innigen verhältnis in den briefen völlig ungebunden sich zeigende neigung zum spielen mit citaten, parodien und sogar wortwitzen verschiedener art ist charakteristisch für Lachmann, ebenso wie manche anderen gelegentlich hervortretenden züge (z. b. die s. 52 berührte vorliebe für schön gebundene bücher).

Notizen zur äusseren geschichte der philologie enthalten die briefe natürlich vielfach, ebenso nicht uninteressante mitteilungen aus dem leben der stadt und universität Berlin in den politisch bewegten jahren. Unter den germanistischen arbeiten Lachmanns gab besonders die bearbeitung von Hartmanns Gregorius 1838, ebenso die teilnahme an Haupts arbeiten für den Erec, die lieder und büchlein Hartmanns häufig gelegenheit zu brieflichen erörterungen, aus denen vieles wertvolle bereits in Haupts vorreden zu seinen ausgaben, sowie in kleinere mitteilungen seiner zeitschrift übergegangen ist.

KIEL. O. ERDMANN.

1) Für alle berührten punkte besonders charakteristisch ist auch noch der vorlezte brief vom 25. december 1850 (s. 241 fg.).

Tatian herausgegeben von **Eduard Sievers.** Zweite neubearbeitete ausgabe. Paderborn, F. Schöningh. 1892. LXXV und 518 s. 10 m.

Gerade zwei jahrzehnte sind verstrichen, seit der Tatian erstmals in der bearbeitung von Sievers erschien, zwei jahrzehnte, deren arbeitstätigkeit mancher erscheinung der 70er jahre den boden ganz entzogen hat, für andere mindestens einen völligen neubau notwendig machte. Auch Sievers hat sich für die zweite auflage seines Tatian zu einer neubearbeitung entschlossen, aber die neue arbeit beschränkte sich mehr auf die vertiefung schon gezogener linien. Die erklärung hierfür liegt teilweise in vorzügen der ersten auflage, die sich schon mitten in den neuen weg hineingestelt hatte, dessen endpunkte auch unsere neueste entwicklung noch nicht durchmessen hat; teilweise liegt aber die erklärung auch in einem mangel der zweiten ausgabe, in der sich eine gewisse einseitigkeit neuerer herausgeber um so greller widerspiegelt, je mehr sich sonst die schliffe verfeinert haben.

Die einleitung nach dem vorwort ist jezt auf 64 seiten (gegen 53) angewachsen, und hievon sind 48 unter dem titel „Sprachliches" den orthographischen schwankungen der verschiedenen schreiber gewidmet, so dass alles übrige: handschriften, quelle und übersetzungskunst abgehandelt wird auf 16 seiten zusammen. Wenn ich dies als misverhältnis hervorhebe, so möchte ich natürlich nicht gegen die sorgfältige orthographische darstellung einwand erheben. Im gegenteil! Es ist ja deutlich wahrzunehmen, dass die lautforschung, nachdem sie sich aus den fesseln des buchstabens endgültig befreit hat, neuerdings doch im buchstaben, in den schwankungen graphischer überlieferung, ein mittel zurückgewint, neu sich zu belehren. In all diesen mannigfachen versuchen, einen laut graphisch festzuhalten, spiegelt sich eben doch der laut selbst wenn auch unvolkommen wider, und darum gerade sind alle diese schwankungen der älteren orthographie in der tat von grosser bedeutung. Für sie bieten nun die neuen feststellungen freilich ein ganz anderes material, als es die alte ausgabe, abgesehen von manchen lücken und versehen ermöglicht hatte. Bis ins kleinste ist das ganze detail sorgsam verzeichnet und, was besonders erfreulich ist, übersichtlich gegliedert. Dass auch die formenlehre aller orten gestreift wird, braucht nicht hervorgehoben zu werden; wol aber möchte ich auf ansätze zu syntaktischen beobachtungen hinweisen, wie sie in § 10. 2 hervortreten. Sievers versucht die schwankungen zwischen *thie (the)* und *ther* syntaktisch zu binden und stelt als hauptträger der einen form die demonstrativ-, als den der andern die relativfunktion des pronomens hin, während er besser vielleicht von den schwankungen in der betonung ausgegangen wäre.

Überhaupt aber liegt hier, auf dem grenzgebiete von syntax und stilistik, der punkt, wo wir den herausgeber einer gewissen dürftigkeit zeihen müssen. Schon der § 119 genügt nicht, um die übersetzung als solche zu würdigen; und wenn sich dieser versuch einer würdigung in § 120 schliesslich zu der frage zuspizt, ob wir es überhaupt mit einem übersetzer zu tun haben, so hätten für die lösung dieser frage doch ganz andere hilfsmittel zu gebote gestanden, als § 122 fgg. angewendet werden.

Es sei gestattet, diese behauptung an einem beispiel eingehender zu begründen. Sievers hatte schon in der ersten auflage s. 49 fgg. einzelne übersetzer zu scheiden gesucht und war in diesen versuchen durch Steinmeyer (Ztschr. f. d. phil. IV, 474 fgg.) unterstüzt worden. Auf Steinmeyer geht Sievers nun hauptsächlich zurück, indem er einige von dessen trennungslinien mit recht beseitigt, andere dagegen noch schärfer zieht. Am überzeugendsten scheint ihm der einschnitt vor kapi-

tel 77 (vgl. § 122 der einleitung), ja schon der „oberflächliche blick" soll zeigen, dass dieses kapitel „im gegensatz zu allen übrigen sich so enge an das lateinische original anschliesst", dass es mit vollem rechte eine „interlinearversion" genant werden könne. Es scheint fast, dass hier der blick in der tat an die oberfläche gebant blieb, indem die stilistischen beobachtungen auf die statistische feststellung einiger äusserlichkeiten sich beschränkten, während die frage „was ist interlinear, was nicht" weder diesem, noch anderen teilen der übersetzung gegenüber ernstlich erhoben wurde. Hier muss eben auch die stilistik aus jenen rüstkammern borgen, die ihr die syntaxforschung der lezten jahre bereit gestelt hat.

In der Tatianübersetzung ist ein so enges festklammern an die lateinische vorlage wahrzunehmen, wie bei keinem andern althochdeutschen übersetzer. Um so lehrreicher sind die fälle, wo auch diese übersetzung schlechterdings nicht mit der vorlage gehen kann, weil die sprache widerstrebt. Ausnahmefälle, in denen der sprache doch gewalt angetan wird, dürfen, namentlich sofern sie auf dem gebiete der wortstellung liegen, in erster linie interlinear genant werden.

Hierher gehört nun aus 77, 1 durchaus nicht so sehr *rihhi himilo* für *regnum celorum*, viel eher dagegen *accar then* in *gengit inti furcoufit ellu thiu hér habet inti coufit accar then* für *emit agrum illum*. Allerdings wird das lateinische *regnum celorum* durch den ganzen Tatian hindurch mit vorliebe durch *himilo rihhi* widergegeben (vgl. 72, 1 *gilih ist himilo rihhi manne* u. a.), und es ist weder aus der stellung im satze noch aus der veränderten betonung oder bedeutung des wortes in den verschiedenen belegen ein grund für die änderung in 77, 1. 2. 3 ersichtlich. Aber die stellung des attributivischen genetivs ist im Tatian überhaupt nicht festgelegt; in anderen zusammensetzungen tritt der genetiv, der sonst gerne gegen die lateinische vorlage voransteht, häufig auch hinter das regierende substantiv (vgl. z. b. eine mustersamlung in 145, 19). Und in 106, 4, wo wir doch unmöglich zwei übersetzer scheiden können, tritt uns eben dieses *regnum coelorum* gar in doppelter gestalt entgegen: *Uuar quidu ih íú, uuanta otag únodo ingengit in richi hímilo* (Amen dico vobis, quia dives difficile intrabit in regnum caelorum). *Inti abur quidu ih íú odira ist olbentun thuruh loh naldun zi faranne thanne otagan zi ganganne in himilo richi.*

Ganz anders dagegen zu beurteilen ist die nachstellung des adjektivischen pronomens, wie wir sie in (77, 1) *accar then* vorfinden. Schon das attributive adjektiv wird im gegensatz zum attributiven genitiv nur selten nachgestelt. Am ehesten tritt diese stellung ein, wenn sich die attribute häufen, vgl. 34, 6 *unsar brót tagalihhaz* – *panem nostrum cotidianum* u. a., wobei immerhin gelegentlich auch versuche gemacht werden, der ungewohnten erscheinung ein vertrauteres gepräge zu geben, vgl. 34, 7 *iuuar fater thie*[1] *himilisco* = *pater vester caelestis*. Einfaches adjektiv finden wir dagegen bis zu unserer stelle[2] im Tatian nicht nachgestelt, nachher aber, und zwar über die grenzlinie hinaus, die Sievers für den übersetzer von 77, 1 fgg. feststelte, zeigt es sich in 88, 8 *habet lib euuin* – *vitam aeternam*; 90, 2 *sun gotes lebentiges* = *filius dei vivi*; 97, 2 *hungar strengi* – *fames valida* u. a.

Und selbst pronominales attribut, das wir ganz ähnlich ausser in 77, 1 auch in der von Sievers demselben übersetzer überwiesenen partie von 78, 2 fgg.

1) Vgl. 87, 2 *uuib thaz samaritanisga.*
2) Vgl. auch 69, 9 *vora giknusita ni bibrihhet inti lín riohhenti ni leskit.*

belegen können (82, 6 *fater miner* = *pater meus*), findet sich auch in späteren abschnitten nachgestelt, vgl. 87, 4 *giuuelih de dar trinkit fon uuazzare thesemo* = *qui bibit ex aqua hac*. Ja die ganze, allerdings etwas seltenere, relativkonstruktion, wie sie in 87, 4 (*ouh uuazzar thaz ih imo gibu ist in imo brunno* = *sed aqua quam ego dabo ei fiet in eo fons*) vorliegt, ist ohne die möglichkeit einer nachstellung des attributivischen pronomens gar nicht denkbar.

Also die beiden bedenklichsten formen attributivischer wortstellung, die uns in 77, 1 begegnen, sind keine erscheinungen, die sich ohne weiteres aus dem gefüge der ganzen übersetzung lösen lassen. Noch weniger ist dies aber mit einem satze der fall, der noch kräftiger den indruck des interlinearen macht. Aus *thesauro abscondito in agro, quem qui invenit homo abscondit* ist in 77, 1 geworden: *treseuue giborganemo in accare, thaz thie ix findit man gibirgit.* Wer jedoch hieran anstoss nehmen wolte, betrachte 88, 12 *Inti der mih santa fater* = *Et qui misit me pater;* 240, 2 *thio zi scribanne sint buoh* = *qui scribendi sunt libros.*

Damit wären die hauptsächlichen erscheinungen erledigt, die den eindruck des interlinearen hervorgerufen haben und die sich, was die von Sievers construierte partie betrift, gehäuft nur in deren beginn, in 77, 1 vorfinden, einzeln und zerstreut aber durch das ganze gefüge der übersetzung sich durchziehen. Sie bilden den untergrund ängstlichsten klebens an der vorlage, auf den der übersetzer immer wider ermattet zurücksinkt, wenn er schon da und dort ansätze zu freier selbständigkeit versucht hatte. Und gerade auch in jener partie von 77, 1—82, 11, die Sievers unter einem übersetzer vereinigt, kann die eingehende untersuchung schwankungen zwischen freier selbständigkeit und sklavischer nachahmung belegen, indess der oberflächliche blick nur die leztere streift.

Was dann endlich die rein stilistische seite betrift, die schwankungen im wortgebrauch, so erinnere ich mich ähnliches auch in Notkers Boethius beobachtet zu haben, der ja doch auch von einem übersetzer stamt. Ein lateinisches wort wird ziemlich regelmässig durch ein entsprechendes deutsches widergegeben; auf einmal taucht dafür ein neues wort auf, das für eine zeit im vordergrund steht und auch andere lateinische termini widergibt, bis es wider ebenso plötzlich durch einen neuen eindringling abgelöst wird. Oder aus schwerfälliger satzfügung entwickelt sich almählich ein gewanter stil, bis an irgend einer stelle die bewegung stockt und die linien wider plump und ungelenk werden. Man rechnet bei solchen beobachtungen viel zu wenig mit den pausen, innerhalb deren sich die arbeitstätigkeit solcher umfangreichen übersetzungen volzog, mit dem wechsel der stimmungen, der arbeitsfreudigkeit, mit der steigerung und dem erlahmen der fähigkeit u. a. Auch ist man zu geneigt, aus irgend einer wol gelungenen konstruktion heraus für solch einen älteren übersetzer ähnliches gelingen auch in allen anderen fällen zu postulieren, obwol uns gerade diese übersetzer deutlich vor augen führen, dass auch ihr können nur stückwerk war.

Nach dieser seite erkenne ich auch den Tatian als ein stückwerk an, aber ich halte den beweis nicht erbracht, der die stücke auf einzelne arbeiter verteilen könte. Wol aber halte ich es für notwendig, dass eine reinliche scheidung interlinearer fügungen und freier wendungen versucht werde und dass man mit berücksichtigung der eben dargelegten erwägungen ernstlich der frage nachgehe, ob sich vielleicht auf der grundlage einer interlinearversion eine freiere bearbeitung volzogen habe.

Kehren wir zu unserer ausgabe noch einmal zurück. Der text hat durch die sorgfältige verzeichnung aller rasuren sehr gewonnen. Durch sie wird auch über

manche freiere wendung ein neues licht verbreitet, wie wir z. b. bei 31, 5 sehen: *inti so uuer so thih thuinge thaz thu mit imo gêst thusunt scritto* = *Et quicumque te angiariaverit mille passus*, wo die ganze zeile bis *gêst* auf rasur steht.

Auch dem glossar ist die erneute arbeit zu gute gekommen. Meist wurde die volständige angabe sämtlicher belege durchgeführt, so dass die seitenzahl sich um mehr als ein drittel vermehrte. Ausserdem wurden die belege genauer specialisiert, die unterabteilungen, unter denen sie aufgeführt werden, bedeutend vermehrt, wodurch freilich wider die übersicht etwas litt. Auch wird der reichhaltige ertrag, der aus den ausführlichen belegen dieses glossars gerade für die syntax abfallen könte, durch die anlage und gliederung wider beeeinträchtigt.

HEIDELBERG. H. WUNDERLICH.

Studien zu Hans Sachs. Von **Karl Drescher.** I. Hans Sachs und die heldensage. (Sonderabdruck aus Acta Germanica II. 3.) II. Dasselbe, neue folge. Marburg, N. G. Elwert. 1891. 102 s. Anhang LIV s.

Vom ersten teil der Drescherschen studien ist das als dissertation gedruckte bruchstück in dieser zeitschrift bereits besprochen worden (XXIV s. 264); es bot von den 7 abschnitten des ganzen den ersten (Vom hürnen Seufrid) und die erste hälfte des siebenten (Von der königin Theodolinde). Das zweite kapitel verfolgt die gestalt des treuen Eckhart vom Hofgesind Veneris an (diesem fastnachtspiel weist Drescher wegen der fast gänzlich mangelnden reimbrechung mit recht zeitlich die erste stelle an) durch die dichtung des H. Sachs hindurch und weist darauf hin, dass diese der H. Sachsischen anschauung so sehr zusagende gestalt almälig den typus des wolmeinenden warners und beraters erhalten hat, so dass man dahinter zulezt den dichter selbst zu erkennen meint. Beim quellennachweis für das zweite hierhergehörige stück: Der fürwitz mit dem Eckhart) betont Drescher den starken, bis jezt noch nicht genügend erkanten einfluss, den Brants Narrenschiff wie auf jene ganze zeit, so auch auf H. Sachs gehabt hat. (Solte nicht z. b., um auch eine formelle anregung zu erwähnen, H. Sachs die anwendung des dreireims zur bezeichnung des abschlusses dem Narrenschiff und seinen dreireimigen überschriften entnommen haben?) An einer reihe von stellen wird nachgewiesen, dass H. Sachs die interpolierte Strassburger ausgabe von 1494 benuzt hat. Zu den von ihm unrichtig angewendeten stellen möchte ich es auch rechnen, wenn er die Brantschen verse vom unnützen jagen: *„der ander volt ein hasen offt, den er hat uff dem kornmarckt koufft“* in sehr nüchterner weise so wendet: *O Fürwitz dein rat ist gar arck! du kauffst es neher an dem marck.* Die rolle des beraters und warners (ohne mythologischen hintergrund) spielt Eckhart u. a. in dem gedicht: Ein clagred dewtsch landes und gesprech mit dem getrewen Eckhart, das Drescher im anhang zum ersten mal nach der handschrift abdruckt. Schliesslich ist die gestalt des Eckhart so abgeblasst, dass er in der komödie: „Der kampff mit fraw Armut und fraw Glück“ am anfang und am schluss geradezu als ehrenhold erscheint. Nach besprechung einiger bei H. Sachs nur kurz erwähnten gestalten der deutschen heldensage wendet sich Drescher im 6. kapitel zur geschichte von Alboin und Rosamunde, die H. Sachs einmal behandelt hat. Den stoff zum spruchgedicht entnahm er aus Paulis Schimpf und ernst; ob er zu dem (nicht erhaltenen) meistergesang noch eine andere quelle benuzt hat, ist nicht zu entscheiden, zur tragödie ist die quelle die Dänemärkische chronika des Albertus Krantz in der übersetzung Heinrichs von Eppendorf, deren drittes buch von

den langobardischen königen handelt; in der tragödie „Die zwölff argen königin" hat H. Sachs für die Rosamunde sein eigenes spruchgedicht benuzt. Im zweiten teil der untersuchungen über die königin Theudelinde kap. 7 sucht Drescher nachzuweisen, dass die bezüglichen gedichte bei Caspar von der Roen und H. Sachs litterarische fixierungen alter sagenüberlieferungen seien, die auf einen mythus der Merowinger zurückgehn, der in Austrasien entstanden etwa im 12. oder 13. jahrhundert am Niederrhein oder in Niedersachsen einen neuen anstoss zur weiterentwicklung erhielt und im 15. jahrhundert in Unterfranken eine uns glücklich erhaltene fixierung fand (C. von der Roen). Durch verbreitung auch nach Tirol gab diese sagenfixierung vielleicht auch einem italienischen dichter die anregung zu einer seiner novellen (Boc. Dec. III. 2). Freilich teilt diese kombination das schicksal auch anderer sagengeschichtlichen aufstellungen, dass an ihr scharfsinn und phantasie gleichen anteil haben. Der schlussfolgerung, die Drescher aus seinen untersuchungen über H. Sachs und die heldensage zieht, dass der dichter die heldensage im ganzen wenig poetisch verwertet hat, wird man wol zustimmen müssen. Auch bei ihm macht es sich entschieden bemerklich, dass der gewaltig hereinbrechende strom der durch Italien vermittelten klassischen litteratur das immer matter fliessende gewässer der heimischen litterarischen überlieferung bei seite drängt; wobei freilich durch kirche und leben die nationale eigenart genügend geschüzt, ja bei H. Sachs noch stark genug war, auch dem fremden stoffe heimisches gepräge zu geben.

Die neue folge der studien enthält gleichfals hauptsächlich quellenforschungen, doch daneben auch andere untersuchungen, sprachliches und metrisches. Die ersten 6 untersuchungen beschäftigen sich mit fastnachtspielen; es sind weitere beiträge zu den von Goetze begonnenen nachweisen über die quellen der einzelnen spiele und die verbreitung der behandelten stoffe; dabei findet sich auch manche hübsche bemerkung über die arbeitsweise des H. Sachs, seine charakteristischen veränderungen und erweiterungen der stoffe, auch veränderungen, die er gegenüber eigenen früheren bearbeitungen in meistergesängen vornahm (z. b. Der halb freundt). Gegen den text dieses gedichtes, wie ihn Drescher nach der handschrift des H. Sachs gibt, zeigt die bei Gödeke I, s. 249 nach der Weimarschen handschrift M 4 gegebene fassung einige abweichungen, die deutlich zeigen, wie man sich den unverständlich werdenden älteren text sprachgerecht zu machen suchte, z. b. ist v. 46 aus: Ich hab allein dein trew erferet = ich habe deine treue nur auf die probe gestelt, folgendes geworden: „nun hab ich dein treu erfaren", was natürlich des reims wegen auch eine (gleichfals abschwächende) änderung von v. 52 zur folge hat. Bei der untersuchung von „Der unersetlich geitzhunger" ist Drescher wol ungerecht gegen den dichter, wenn er ihm den vorwurf macht, durch die klagen gegen seine frau setze sich Reichenburger in widerspruch mit späterem, der dichter habe also noch keinen künstlerischen überblick über das ganze gewonnen. Drescher hat hier den dichter wol nicht richtig verstanden. Die klagen des geizigen sind nicht ernst zu nehmen; sie sind nur ausdruck des geizes, der eben ununterbrochen klagt und seine lage als ganz erbärmlich hinzustellen sucht. Dass dies vom dichter so gemeint ist, geht auch daraus hervor, dass der geizige der frau gegenüber, die ihn um geld bittet, ganz andere dinge vorbringt, als er vorher im selbstgespräch angeführt hat. Es handelt sich dabei um absichtliche schwarzfärberei, ganz ähnlich wie beim geizigen des Molière, der auch sich und andern gegenüber sich als notleidend darstelt. Wenn H. Sachs den Reichenburger dann klagen lässt, dass er 1000 gulden liegen habe und nicht unterbringen könne, weil niemand 9 % dafür geben wolle, so sezt er zwar den geizigen, aber

nicht sich in widerspruch mit sich selbst. Das erste soll den geizhals charakterisieren; das zweite hervorheben, dass in der tat der beweggrund zur veruntreuung nicht die not, sondern nur der geiz „der unersetlich geizhunger" ist, wie er ja auch das stück benant hat. Der 2. teil beschäftigt sich mit zwei spruchgedichten. Den hauptteil bildet der 3. abschnitt, der eine interessante frage erörtert: Hans Sachs und Ovid bis zum erscheinen der metamorphosenbearbeitung des Georg Wickram. Drescher weist für den weitaus grösten teil der Ovidischen stoffe, die H. Sachs bis zu diesem zeitpunkt behandelt hat, die quelle nach. Wenn unter diesen zu Boccaccios Genealogia deorum noch keine so frühzeitige übersetzung bekant ist, und wenn für einige stücke, wie Acteon, Midas und zum teil Medusa die quellenfrage noch ungelöst bleibt, so hat Drescher doch ganz recht, wenn er trotzdem nicht an eine benutzung der originale denkt. Denn mag dem H. Sachs auch das werk Ovids wie auch andere werke des klassischen altertums und der renaissance noch vor dem erscheinen einer deutschen übersetzung zugänglich gewesen sein, so liegt doch ein hinweis auf direkte benutzung nirgend vor; und der umstand, dass H. Sachs die stoffe, die er z. b. den Durchläuchtigen weibern des Boccaccio-Steinhöwel entnahm, als Ovidisch bezeichnet, ja dass er auch solche stoffe so benent, die es wenigstens in der von ihm gegebenen ausführlichen form nicht sind, erklärt sich nach Drescher volkommen aus den den einzelnen abschnitten bei Boccaccio-Steinhöwel vorgesezten mottos, die auf Ovid als quelle hindeuten. Von algemeineren bemerkungen sei hier noch erwähnt der hinweis darauf, dass die form bei H. Sachs auch für die stofbehandlung eine grosse rolle spielt. So zwang das meisterlied mit seinen drei strophen oft zu grossen kürzungen, während das spruchgedicht grössere ausführlichkeit erlaubte, die denn auch bei der umarbeitung häufig eintrat. So bleibt bei dem meistergesang „Die liebhabent Mirra" die in dem spruchgedicht von demselben tage: „Die schentlich liebhabent Mirra mit irem vatter Cinera" in 13 zeilen erzählte geburt des Adonis einfach weg. Auch mag der reim nicht selten den grund für abweichungen von der quelle gebildet haben, wie denn überhaupt die einwirkung des reims auf die dichtung des H. Sachs gegenstand einer besondern betrachtung zu werden verdiente. Auch bildliche darstellungen, wie die den quellen vorgedruckten holzschnitte, waren unter umständen nicht ohne einfluss auf die gestaltung des stoffes durch den dichter.

Durchaus anschliessen muss man sich der forderung Dreschers, dass auch in bezug auf den inhalt, wie bezüglich der form eine wirklich fruchtbringende H. Sachsforschung nicht möglich ist ohne die stete heranziehung des handschriftlich erhaltenen materials.

Bei dem nachweis, dass die zusammenstellung für die tragödie: „Die zwölf argen königin" teils den vorlagen entnommen, teils von H. Sachs selbst gemacht ist, weist Drescher auch darauf hin, dass H. Sachs bei der bearbeitung eines früheren stoffes oft nicht auf die quelle zurückgieng, sondern sein eigenes früheres gedicht benuzte, wodurch mancherlei änderungen wider entstanden. In späteren jahren ist es daher nicht immer möglich und auch nicht notwendig, für jede abweichung eine besondere quelle namhaft zu machen. Denn die grössere belesenheit und litterarische sicherheit des dichters lässt darauf schliessen, dass er da auch manches aus eigenem wissen oder gutdünken und erinnerung des gelesenen hinzutat.

Über die metrik des H. Sachs spricht sich Drescher gelegentlich aus in einer anmerkung zu s. 63 fgg. Darüber ist man wol jezt allgemein einig, dass die grundlage derselben die silbenzählung ist, neben der die betonung eine geringe rolle spielt, da die vortragsweise der meistersinger die ohren gegen den unterschied von hebung

und senkung abgestumpft haben muste. Auch darin stimme ich mit Drescher vollkommen überein, dass synkope und silbeneinschiebung sehr häufig dazu dienen müssen, die nötige silbenzahl herzustellen; die verse, die in den handschriften nicht 8 oder 9 silben haben, lassen sich durch ganz leichte änderungen auf diese zahl bringen und müssen auch so umgestaltet werden. — Die sprachlichen bemerkungen am schlusse weisen (wie auch schon ref. bd. XXIV, s. 262 dieser ztschr.) auf die notwendigkeit hin, für die sprachliche bearbeitung des H. Sachs die handschriften zu grunde zu legen; denn der gedruckte text der folioausgabe zeigt so viel wilkürliche abweichungen, dass er nicht zur grundlage sprachlicher untersuchungen über H. Sachs genommen werden kann. Für den gebrauch des umlautes freilich scheinen auch die handschriften keine genügende unterlage zu geben. Denn wenn der einfache *u*-haken sowol für das *u* wie für den umlaut angewendet wird, wenn das spätere umlautszeichen (··) sowol als solches wie als bezeichnung für *u* verwendung findet, wenn *e* als umlaut für *o* den *u*-haken teils bekomt, teils auch nicht, wenn der *u*-haken bei *e* oft überflüssiger weise steht und wider da fehlt, wo er hingehört, wenn H. Sachs umgelautete und nicht umgelautete formen, wie der reim zeigt, nebeneinander verwendet, so ist auch die handschriftliche grundlage für die sprache des H. Sachs keine unbedingt feste, wenn auch freilich eine sicherere und zuverlässigere, als die durch die wilkür der drucker veränderte sprache der folioausgabe und der einzeldrucke.

FREIBERG I. S. M. RACHEL.

Der deutsche satzbau dargestelt von **Hermann Wunderlich.** Stuttgart, J. G. Cotta nachfolger. 1892. XIV und 252 s. 4 m.

Dieses frisch und lebendig geschriebene buch, dessen entstehung aus eigenem lehrvortrage an vielen stellen bemerkbar ist, erscheint mir zur orientierung über das gebiet und über viele probleme der deutschen syntax sehr geeignet. Der verfasser geht durchweg von dem heutigen sprachgebrauche aus (Goethes werken vom Götz an hat er mit vorliebe belege entnommen) und eröfnet von dort einblicke in den hintergrund früherer sprachperioden. Freilich kann und will, zumal beim ersten anlauf, die darstellung auf diese weise nicht erschöpfend sein. Der verfasser bezeichnet sie selbst s. 20 fg. als eine skizzenhafte, die erst bei der erforschung einzelner denkmäler volle farbe erhalten könne; doch bietet er an manchen stellen neben der orientierenden übersicht auch neue beiträge zur lösung schwieriger fragen.

Die einteilung des stoffes schliesst sich — was auch ich für das förderlichste halte — an die sonderung der wortklassen an. Aber nicht nur gegenüber der Beckerschen identificierung des satzes mit dem urteil hat der verfasser stellung genommen (s. 2 fg., vgl. s. 17—19. 108—110), sondern auch an älteren lehrbüchern von Schottelius bis auf Adelung übt er gelegentlich seine kritik. Im vorworte wie an verschiedenen stellen des buches findet er veranlassung, gegen Wustmanns „sprachdummheiten“ aufzutreten.

Ich hebe einzelheiten heraus, im wesentlichen der anordnung des buches folgend.

Klar und zum nachdenken anregend ist die erörterung der sätze ohne verbum s. 5 fg. (vgl. 137), sowie die erörterung der einzelnen wortklassen s. 12—19. Über die tempora des verbums ist s. 36 fgg. manches gut gesagt; zur erklärung des nhd. infinitivs bei *werden* als futurumschreibung zieht Wunderlich s. 41 neben der analogie

der anderen hilfsverba auch die vermengung der infinitivform mit dem flexionslosen part. praes. heran.

Nicht billigen kann ich die erklärung der nebensätze mit einfacher negation (*ne, en-*) s. 69 fg., in denen Wunderlich den conjunctiv als „jussiv" auffasst und von der negation meint, dass sie conventionell auch in fügungen hinübergenommen worden sei, mit denen sie eigentlich nichts zu schaffen gehabt habe (s. 71). Aber gerade in den ältesten und am besten überlieferten fällen ist die negation immer vorhanden, vgl. die beispielsamlung bei Dittmar im Ergänzungsbande unserer zeitschrift (1874); und deshalb passt für diese fälle nur die conditionale oder excipierende bedeutung dieser merkwürdigen nebensätze. Später erst zeigt sich die neigung, die negation fortzulassen; diese fortlassung mag bisweilen durch eine jussive auffassung des conjunctivs befördert worden sein (wie z. b. Nib. 14, 4 *in welle got behüeten* eigentlich: wenn Gott ihn nicht beschützen will, aber leicht verbunden mit dem gedanken: Gott wolle ihn beschützen!

Das schwierige problem der stellung des verbums am schlusse des nebensatzes wird s. 88—95 behandelt; Wunderlich versucht s. 91 fg. eine neue erklärung, indem er darauf hinweist, dass das verbum im nebensatze deutlicher und bewusster als im hauptsatze als träger der einheit, als notwendige unterlage aller bestimmungen gefasst werde. Während ich diesen gedanken als geistreich und fruchtbar anerkenne, kann ich keinen genügenden grund dafür finden, dass Wunderlich den einen normaltypus der verbalstellung im hauptsatze („verbum an zweiter stelle") s. 97 in drei typen zerlegen will. Die „inversion" nach *und* wird s. 103 berührt, ihre verschiedenen fälle aber nicht genügend gesondert; vgl. J. Poeschel, programm Grimma 1891.

Die genera und numeri des nomens sind mehr lexikalisch als syntaktisch behandelt; fast gar nicht besprochen ist der gebrauch des infinitivs. Die begriffliche absonderung relativer (d. h. ergänzungsbedürftiger) substantiva (s. 120 fg.) und adjektiva (s. 167 fg.) ist fruchtbar gemacht; festzuhalten ist natürlich, dass auch sie dem wandel unterworfen ist.

Bei der lehre vom accusativ ist die zusammenstellung von objekten, die durch die verbaltätigkeit vergehen (*er zerschneidet die pfeife*) mit solchen, die durch sie entstehen (*er schneidet pfeifen*) s. 144 mindestens auffallend. Der factitive accusativ, der einen durch die handlung erst entstehenden oder bewirkten gegenstand angibt, verdient für sich betrachtet zu werden, und diese betrachtung ist gerade im deutschen sehr fruchtbar und lehrreich; ihm gegenüber aber noch etwa einen „destructiven" abzusondern, scheint mir unnütz, da das vernichten (grammatisch betrachtet) nur eine von den vielen arten ist, einen vorliegenden gegenstand zu behandeln. — Den doppelten accusativ bei *lehren* werden wir (ebenso wie den bei ahd. *helan*, mhd. *verheln, verswîgen*) als altdeutschen sprachgebrauch ansetzen müssen; die von Wunderlich s. 146 versuchte erklärung durch ergänzung eines infinitivs (*er will mich deutsch [sprechen] lehren*) ist mir nicht einleuchtend.

Die behandlung des dativs s. 151 fgg. ist sehr aphoristisch. Für viele fälle namentlich im gotischen, aber auch noch im ahd. und mhd., scheint mir doch die anschauung eines räumlichen gegenüberstehens (aus der dann auch leicht die vorstellung eines persönlichen verhältnisses erwachsen kann) ein nicht abzuweisender erklärungsgrund zu sein.

Zur erklärung des satzeröfnenden *es* sind s. 180 zwei beachtenswerte vorschläge gemacht. Dass aber in dem satze *es entsprang streit* das substantiv jemals als prädikat gegolten habe (s. 140), will mir nicht einleuchten. — Das pronomen

derselbe ist s. 192 mit recht nicht aus einem „papierenen stil“, sondern aus einer sehr begreiflichen neigung gerade der volksdialekte zu volleren pronominalformen erklärt.

Die partikeln werden im lezten abschnitt s. 201—248 teils nach ihrer bedeutung, teils nach ihrer abstammung geordnet vorgeführt. Nicht verständlich ist mir das s. 221 über *denn* und *dann* gesagte; sonst gibt dieser abschnitt eine vielfach brauchbare übersicht.

Auch in den hier nicht besonders erwähnten teilen enthält Wunderlichs buch viel nützliche anregung.

KIEL. O. ERDMANN.

Goethes gedichte. Auswahl in chronologischer folge mit einleitung und anmerkungen von **Ludwig Blume**, prof. am k. k. akademischen gymnasium in Wien. [Schulausgaben klassischer werke 44. 45.] Wien, Karl Graeser. (1892.) XXVI und 278 s. 1 m.

Der herausgeber, der 1879 eine feinsinnige studie über Hartmanns Iwein veröffentlichte (Wien, A. Hölder), hat, wie früher Goethes Egmont, so jezt eine auswahl von Goethes gedichten für lehr- und schulzwecke bearbeitet. Diese auswahl unterscheidet sich im umfange wie in der art der erklärung nicht wenig von der kürzlich von direktor Franz Kern herausgegebenen (Goethes lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen klassen höherer schulen. Berlin, Nicolai. 1889. 128 s. 1,20 m.). Die eigentümlichen verdienste beider ausgaben suche ich in einer kurzen vergleichenden besprechung zu charakterisieren.

Gewiss ist es wünschenswert, dass für die schul- und privatlektüre eine nicht zu sparsam bemessene auswahl von Goethes gedichten zur hand sei, auf welche sich das studium zunächst concentrieren kann; und zwar eine auswahl, in der die gedichte chronologisch, d. h. nach der fast in allen fällen genau bekanten zeit der entstehung geordnet vorliegen, weil sich so fortwährend die lehrreichsten einblicke in das leben und in die künstlerische entwicklung des dichters, sowie in die litteraturgeschichte seiner zeit gewinnen lassen. In diesen beiden grundsätzen sind Kern und Blume einig; in der abgrenzung der auswahl aber (nach der gerade Blume s. V zunächst beurteilt zu werden wünscht) weichen sie erheblich von einander ab. Blumes auswahl bietet 152 nummern, Kerns nur 71; seine absicht war offenbar, die schullektüre auf die schönsten und für diesen zweck am meisten geeigneten gedichte aus Goethes reifster zeit zu beschränken und in diese sich gründlich zu vertiefen. Das älteste gedicht bei Kern ist der „Wanderer“, während Blume schon mit der „Höllenfahrt Christi“ (deren echtheit durch den brief des jungen Goethe an seine schwester vom 12. oktober 1767 allerdings eine bedeutende stütze gewonnen hat) beginnt und auch aus der Leipziger und Strassburger zeit reichlich belege für die persönlichen erlebnisse und empfindungen des jungen dichters bietet. Auch sonst merkt man überall, dass für Blume die veranschaulichung der persönlichen entwicklung des dichters durch sprechende proben seiner lyrik reizvoll gewesen ist, während Kern sich fast ausschliesslich an gedichte hält, die auch ohne rücksicht auf ihre stellung im lebensgange Goethes wertvollen stoff zur objektiven betrachtung und würdigung bei der klassenlektüre im gymnasium bieten. Die meisten von Kern ausgewählten gedichte sind in der reichlicheren samlung Blume's ebenfals vorhanden; doch vermisse ich in lezter nicht nur die „Musen und grazien in der Mark“, die dem Berliner herausgeber

anziehender sein musten als dem Wiener, sondern zu meiner verwunderung auch die elegie „Euphrosyne“, die doch gewiss eine herrliche primanerlektüre bietet. Beiden samlungen fehlt das schöne und lehrreiche gedicht „Hans Sachsens poetische sendung“; ebenso „Deutscher parnass“, das freilich als schullektüre nicht üblich ist; nur Kern hat auf den „König in Thule“ verzichtet. Ohne frage ist bei Kern wie bei Blume reichlicher und bildender stoff geboten; es wäre verfehlt, hier über ein kleines mehr oder minder rechten zu wollen. Nur gewährt Blume zugleich vielfachen anhalt für den lehrer, um den persönlichen lebensgang Goethes an die entwicklung seiner lyrik anzuknüpfen, während Kern sich mehr an die nach ihrem objektiven gedankeninhalte wertvolsten gedichte hält.

Kern hat die gedichte einfach in chronologischer folge abgedruckt; Blume versucht, perioden und unterabteilungen derselben zu sondern. Dafür gilt die bemerkung Scherers in seiner Litteraturgeschichte s. 751: wer nicht begreift, dass die einschnitte der epochen in der darstellung zugleich scharf hervorgehoben und anderseits doch wider verwischt werden müssen, der kent weder das leben noch die geschichte. Es ist in der tat gerade bei pädagogischer einführung in den gang von Goethes leben und dichtung unerlässlich, scharf markierte abschnitte zum anhalte für die übersicht über den weit ausgedehnten stoff zu bieten, und anderseits doch unvermeidlich, dass sich bei der betrachtung und würdigung des einzelnen diese vorläufig angesezte einteilung durch vor- und rückblicke und übergänge wider verschiebt und verwischt. Ich halte deshalb Blumes periodisierung — ebenso wie den früheren versuch von Julius Saupe in dem noch immer sehr schätzenswerten und brauchbaren büchlein Goethes leben und werke in chronologischen tafeln (Gera, H. Kanitz, 2. aufl. 1866; preis 75 pf.!) für dankenswert trotz der einwendungen, die ich an mehreren punkten gegen sie zu machen habe.

Blume macht den ersten haupteinschnitt um neujahr 1775 (so dass die lieder an Lili mit der Weimarer zeit zusammengefasst werden!), den zweiten im herbst 1787; von den drei so gebildeten perioden teilt er die erste nochmals um 1769, die lange dritte noch zweimal, nämlich um 1797 und 1814. Es ergibt sich also folgende einteilung der gedichte:

I. Erste periode 1765—1774:

1. abschnitt 1765—1769, beginnend mit der „Höllenfahrt Jesu Christi“, abschliessend mit gedichten des Leipziger liederbuches;

2. abschnitt 1770—1774, beginnend mit dem Sesenheimer „Willkomm und abschied“, schliessend mit „Künstlers abendlied“.

II. Zweite periode 1775—1786,

beginnend mit dem ersten Lili-gedicht „Neue liebe, neues leben“, abschliessend mit „Mignon“ (II) „Nur wer die sehnsucht kent“; also auch schon die „Zueignung“ und einige der älteren epigramme umfassend.

III. Dritte periode 1787—1832:

1. abschnitt 1787—1797, beginnend mit „Cupido als gast“, schliessend mit der kleinen epistel „An Schiller“;

2. abschnitt 1797—1814, beginnend mit der zueignung des Faust, schliessend mit einer auswahl aus den sprüchen bis 1814 und dem schlusschor aus „Des Epimenides erwachen“;

3. abschnitt 1814—1832, namentlich proben aus dem „Divan“ enthaltend und schön abschliessend mit dem „Wächterlied“ aus Faust (II, 11288 fgg.)

Das streben nach künstlerischer abrundung und nach berücksichtigung bedeutungsvoller erlebnisse Goethes ist bei dieser gruppierung vielfach merklich. Doch bietet sie auch bedenken genug, obwol Blume sie in der einleitung s. XIII fgg. verteidigt hat. Eine wie mannigfache entwicklung wird in den abteilungen I, 2 und II zusammengedrängt! Der unterschied zwischen dem Leipziger und dem Strassburger jungen Goethe ist für unsere augen, wie ich meine, nicht so gross, wie der zwischen dem Strassburger und dem Wetzlarer. Die übersiedelung nach Weimar macht einen einschnitt, der nicht verwischt werden darf, trotz der reminiscenzen an Lili. Die vielfachen in den ersten 10 Weimarer jahren auftretenden neuen elemente bedürfen einer sachlichen sonderung u. v. a.

Um mir nicht den vorwurf einer nur negierenden kritik zuzuziehen, will ich dem referate über Blumes einteilung die von mir selbst nach mehreren versuchen aufgestelte und für den vortrag benuzte anordnung in skizzenhafter form zur vergleichung gegenüberstellen. Dass ich — ebenso wie Blume — für die schnellerem wandel ausgesezte jugendzeit kürzere perioden aufgestelt habe, als für die spätere entwicklung, wird keiner rechtfertigung bedürfen. Innerhalb der zeitlichen perioden habe ich sachlich verbundene gruppen gebildet.

I. Jugendzeit bis zur abreise nach Strassburg 1770. — Motto: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

a) Frankfurt — 1765: Höllenfahrt Christi. — b) Leipzig 1765—68: 1. poetische episteln und scherze. 2. galante modelyrik. 3. oden an Behrisch. [4. verlorene „idylle", DW. buch VII.]. — c) Frankfurt 1768—70: episteln. [märchen?]

II. Studienzeit in Strassburg 2. april 1770—28. august 1771. Motto: Was man in der jugend wünscht, hat man im alter die fülle.

1. Sesenheimer lieder. — 2. volkslied. — 3. Ossianübersetzung.

III. Leben in Frankfurt, Wetzlar, Frankfurt bis zur veröffentlichung des „Götz" (herbst 1773). Eintritt des freiheitsstrebenden jünglings in das leben der welt und geselschaft; ringen nach ruhe und nach klarer, eigener anschauung der dichtung und kunst. Aber motto dennoch: Es ist dafür gesorgt, dass die bäume nicht in den himmel wachsen!

Dichtungen (oden) in freien versen: Wanderers sturmlied. Der wandrer. Der adler und die taube. Felsweihegesang. Elysium. Pilgers morgenlied. Concerto dramatico.

IV. Lezte zeit in Frankfurt (herbst 1773—1775). Durchbruch des genies („Nemo contra deum, nisi deus ipse"!)

1. allerhand gelegenheitsgedichte. — 2. lieder und sprüche an Lili. — 3. volkstümliche lieder und erste balladen. — 4. geniedichtungen (Mahomet; schwager Kronos; Prometheus; Ganymed). — 5. satirisch-humoristische streifzüge. — 6. künstlerlieder (im anschluss daran: Hans Sachsens poetische sendung).

V. Erstes jahrzehnt in Weimar. (7. nov. 1775—juli 1786). Weltmann oder dichter?

1. persönliche stimmungsbilder („Eislebenslied" — „Seefahrt" — „Hoffnung" — „Einschränkung" — „Sorge" — „Beherzigung"). — 2. neue dichtungen in freien rhythmen (oft palinodien zu IV, 4!): Harzreise. Gesang der geister. Meine göttin. Das göttliche. Grenzen der menschheit. — 3. lieder der sehnsucht nach ruhe (vielfach palinodien zu III. IV!). — 4. zweite reihe der balladen. — 5. neue volle erkentnis des dichterberufs (Ilmenau. — Miedings tod. — Zueignung).

VI. Italienische reisen und ihre nachwirkung 1786—1797. Klassische richtung.

1. elegien (römische); dazu: Cupido. Amor als landschaftsmaler. — 2. epigramme: a) antiker form sich nähernd; b) venetianische; c) xenien. — 3. episteln. — 4. elegien II.

VII. Von der Schweizerreise bis zu Faust I. 1797—1806 (1808). Charakteristisch: A rückkehr zu alten plänen und früheren richtungen. B berührung mit romantik und weltlitteratur. C einkehr und selbstbetrachtung (lehrhafte richtung).

1. Deutscher parnass (vgl. jezt Goethe-Jb. XIV, 196 fgg.). — 2. lezte antikisierende dichtungen (weissagungen des Bakis; vier jahreszeiten). — 3. prologe zu Faust I. — 4. sonette. — 5. lezte balladen. — 6. epilog zu Schillers Glocke.

VIII. Lezte zeit 1808—1832. Ruhig beschauliches alter in vielseitiger tätigkeit. („Ohne hast, aber ohne rast drehe sich ein jeder um die eigene last".)

1. Divan und andere sprüche. — 2. gelegenheitsgedichte an personen. — 3. maskenzüge und verwantes. — 4. gesellige lieder. — 5. neue leidenschaft. — 6. terzinen. — 7. lyrische stellen aus Faust II.

Vielleicht ist neben oder statt der periodisierung Saupe's und Blume's auch manches aus dieser skizze für andere als anhalt beim lehrvortrage brauchbar.

Der text ist in Blume's auswahl für einige gedichte (z. b. Mahomets gesang und epilog zu Schillers Glocke) in der ursprünglichsten gestalt, für die meisten aber nach der ausgabe lezter hand gegeben. Die anmerkungen (s. 105—274) enthalten viel gutes material zur einführung in die lektüre der einzelnen gedichte, auch sorgfältige angaben über ort und zeit der ersten veröffentlichung und über musikalische komposition; in bezug auf die auffassung des zusammenhanges und die ästhetische würdigung hat der verfasser mit recht dem lesenden schüler und dem zum verständnis anleitenden lehrer nicht vorgreifen wollen. Nach beiden seiten hin stelle ich Blume's anmerkungen höher als die von Kern, obwol auch diese manches wertvolle enthalten. Nur für einzelne gedichte (z. b. die „Harzreise" s. 164) gibt Blume eine disposition des gedankenganges. Die für das gedicht „Ilmenau" v. 116 fg. vorgeschlagene erklärung ist recht beachtenswert. Ein excurs (s. 112—119) behandelt die freien rhythmen Goethes, wozu jezt auf die schrift von A. Goldbeck-Loewe (München, Buchholz, 1891) zu verweisen ist; ein anderer (s. 171—174) gibt eine lehrreiche übersicht über die ausbildung der antikisierenden richtung Goethes.

Kurz: die für sehr geringen preis gebotene auswahl Blume's beruht auf eingehendem und verständnisvollem studium Goethes und kann auch ausserhalb der schule mit gewinn gebraucht werden.

KIEL. O. ERDMANN.

Sagen aus Tirol. Von Ignaz v. Zingerle. 2. aufl. Innsbruck, Wagner. 1891. XX und 738 s. 9,80 m.

Der leider zu früh dahingeschiedene Innsbrucker germanist hat sich schon frühzeitig nach dem vorgange der brüder Grimm und seines freundes Simrock mit der sammlung der sagen seines heimatlandes befasst. Die herausgabe der zweiten auflage dieser „Sagen aus Tirol" war auch seine lezte grössere arbeit. Vergleicht man die vermehrt vorliegende sammlung mit der früheren, so zeigt sich eine bedeutende vermehrung, besonders sind das Etsch- und Eisacktal bedacht worden. Auf absolute vollständigkeit kann natürlich die sammlung auch in der jetzigen gestalt nicht

anspruch machen. Ich verzeichne ein paar nachträge für das Pusterthal. In den „Sontagsblumen“, beilage zum Tiroler volksblatt 1890, nr. 20—24, teilt F. Lindner unter dem Titel: „Aus dem sagenkreise Osttirols“ folgende sagen mit: die fürgerhexe; der büssende ritter; das liebfrauenbrünnl; die wintersennin; die unholden dirnen; der weisse gemsbock; die rauschende Petsch; 1891 nr. 1—4: die wiege des antichrist; die norgen der gand auf Eppan (von Justina Ralf).

Zingerle steht bezüglich der mythologischen deutung auf dem standpunkte von Grimm, Wolf und Simrock, was ihm nicht zu verargen ist, da er ja mit dieser richtung aufwuchs. Für eine etwa folgende dritte auflage möchte ich folgende vorschläge machen:

1) die sagen sind nach landesteilen und mythologischen stoffen zu ordnen, wobei ähnliche sagen nicht beständig widerholt werden dürfen.

2) Bei der auswahl der sagen soll der moderne mythologische standpunkt zur geltung kommen, welcher nicht nach Simrocks manier alle legenden, die etwa aus predigten oder erbauungsbüchern ins volk gedrungen sind, für die germanische mythologie in anspruch nimt.

3) Die anmerkungen haben nur dann grössern wert, wenn sich aus ihnen die entwicklung der mythologischen anschauung bei den einzelnen in Tirol vertretenen stämmen in ihrem zusammenhange mit den religiösen vorstellungen der andern deutschen völker ergibt.

Zingerles buch solte nach der absicht des verfassers auch ein volksbuch sein und die alten, schon halb verklungenen sagen wider ins bewusstsein bringen. In dieser beziehung wünschen wir der samlung doppelten erfolg.

MÄHRISCH-WEISSKIRCHEN. JOS. SEEBER.

MISCELLEN.

Zu Luthers sprachgebrauch.

Nr. 30 und 38 der von Klaiber gesammelten „Lutherana“ (s. 51. 56 dieses bandes) erklärt prof. dr. Köstlin in einer freundlichen zuschrift aus der waidmännischen beobachtung, dass das wild, wenn es recht vorsichtig gehn wolle, mit weit gespaltenen hufen auftrete. — Zu nr. 41 („dem Pilatus opfern“) erinnert derselbe an Joh. 19, 13: Pilatus ... sezte sich auf den richtstuhl; vergl. Grimms und Heynes wörterbücher s. v. papst. — Zu nr. 33 (lied vom habersack) sind die anführungen aus Murner s. 216 fg. dieses heftes zu vergleichen. Eine in Ostpreussen noch jezt beliebte fassung des liedes steht bei Frischbier, 100 ostpreussische volkslieder (Leipzig, C. Reisner, 1893) s. 118.

Zum Engelhard.

2730 fgg. hat Haupt als eine „verzweifelte stelle“ im texte offen gelassen. Überliefert ist: *als ob tûsent hemere*
Da klungen in einer Schausen
Es galte manniche bausen.

Bartsch in den Beiträgen zur quellenkunde der altdeutschen litteratur (Strassburg 1886) s. 161 schreibt: *als ob tûsent hemere da klunge en ebenhiuze. ez gulte manige*

biuze daz golt daz dâ verrêret wart. Eugen Joseph in der zweiten auflage von Haupts ausgabe weist diesen vorschlag zurück, indem er mit recht bemerkt, dass sich mit den worten *ez gulte manege biuze* in diesem zusammenhange ein passender sinn nicht verbinden lasse. Aber auch Josephs vorschlag *als ob tûsent hemere dâ klungen in dem louge. ez gulte manege bouge daz golt daz dâ verrêret wart,* den er in den text aufgenommen hat, trift nach meiner ansicht das richtige nicht. Vielmehr meine ich, dass von der durch Wackernagel und Lachmann vorgeschlagenen und von Haupt in seiner zeitschrift 4, 556 erwogenen verbesserung des verses 2732 *ez gülte manegen bîsant* auszugehen ist, da sie der überlieferung am nächsten komt, und *bîsant* ein von Konrad gebrauchtes wort ist. In dem *in einer* v. 2731 steckt wol *in ein (enein)* „zusammen“, während der rest des verses allerdings nicht mit sicherheit herzustellen ist. Ich möchte schreiben:

ouch hôrte man dar under
von slegen ein getemere,
als ob ein tûsent hemere
dô klunge in ein reht dâ zehant.
ez gulte manegen bîsant
daz golt, daz dâ verrêret wart.

Zu Walther von der Vogelweide.

Lchm. 148, 1:

Ich hœre des die wîsen jehen,
daz ein gerihte sül geschehen,
daz nie deheinez mê wart alsô strenge.
der rihter sprichet sâ zehant:
„gilt âne borg und âne pfant“.
dâ wirt des mannes rât vil kurz und enge.

Im Mhd. wb. I, 164 wird vermutet, dass v. 5 *gilt âne borgen unde phant* gelesen und *borgen = bürgen,* dat. plur. von *borge* sw. m. erklärt werden müsse, und zwar wegen der feststehenden rechtsformel *bürge unde phant.* Pfeiffer (nr. 89) behält zwar die handschriftliche lesart bei, erklärt aber die form *borg* nicht, verweist vielmehr auf die anm. zu 79, 63, wo *pfant noch bürgen* steht. Nun ist aber *borge = bürge* bei Walther nicht weiter belegt, die form scheint vielmehr mitteldeutsch. Ich erkläre mir *borg* an dieser stelle = „bürgschaft“. Diese bedeutung ist bei Lexer, Nachtr. s. 97 zwar nur durch eine stelle des Freiberger stadtrechts belegt, war aber wol häufiger, wie auch im mnd. (s. Mnd. wb. I, 386). Von der gebräuchlichen formel ist also nur insofern abgewichen, als hier an stelle des concreten *die bürge* (plural) das abstractum *der borc* getreten ist.

Zu Friedrich Hebbel.

Durch die neue billige ausgabe, welche jezt im verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg erscheint, werden die werke Hebbels unzweifelhaft die verdiente weitere verbreitung finden. Freilich ist Hebbel kein dichter für jedermann, und so ist es begreiflich, wenn neulich ein viel gelesenes familienblatt der verlagshandlung keine günstige aussicht für ihr unternehmen eröfnete. Wenn man aber von dem hohlen pathos und den vielfachen geschmacklosigkeiten des dichters reden hört, so erkent man leicht, dass dieses verdammende urteil meist einem mangelhaften ver-

ndnis entspringt. So wurde mir neulich eine stelle des „Diamant“ als eine che genant, in der der dichter sich einen schlechten scherz erlaubt habe. Sie ht in dem 2. bande der sämtlichen werke s. 72 (ausg. v. 1891) und lautet:

Dr. Pfeffer. Streckt den Juden am Boden hin!

Block (zu Jörg). Nun werden wir zu sehen kriegen, ob der Mensch inwendig wirklich wie ein Schwein aussieht!

erdings ist die stelle unverständlich, wenn man nicht weiss, dass die anatomen mittelalters häufige sektionen an schweinen vornahmen, weil sie deren inneren für dem des menschen sehr ähnlich ansahen. Auch der amerikanische dichter ngfellow erwähnt diese anschauung der mittelalterlichen medicin in seiner „Golden gend“ (The poetical works of H. W. Longfellow. Tauchnitz ed. vol. II s. 129):

After this there are five years more
Devoted wholly to medicine,
With lectures on chirurgical lore,
And dissections of the bodies of swine,
As likest the human form divine.

ngfellows kentnis beruht auf Kurt Sprengels Versuch einer pragmatischen geschichte r arzneikunde. 3. aufl. Halle 1823. Hebbel schöpfte dagegen wol aus dem volksuben seiner heimat Ditmarschen, wie ja anschauungen der mittelalterlichen medi- noch vielfach in der heutigen volksheilkunde bewahrt werden[1].

Zu „Siegfrieds tod“, 5. akt. 7. scene (Werke 5. bd. s. 120).

Kriemhild spricht: Fandet Ihr?
Was sprach er da? Ein Wort! Sein letztes Wort:
Ich will dir glauben, wenn Du's sagen kannst,
Und wenn's kein Fluch ist. Aber hüte Dich,
Denn leichter wächst dir aus dem Mund die Rose,
Als Du's ersinnst, wenn Du es nicht gehört.

ss rosen aus dem munde lebender menschen wachsen, berichtet die mittelalterliche gende. Hebbel kante wahrscheinlich die kleine mhd. erzählung, welche v. d. Han Gesamtabenteuer III. bd. s. 599 fgg. abgedruckt hat. Auch in Kirchhofs Wendmut herausg. von H. Oesterley bd. 5, 32 wird erzählt, dass rosen aus dem munde nes betenden Karthäusers fallen, wozu der herausgeber auf Luthers tischreden 351 b rweist. Zu vergleichen ist auch die bemerkung J. Grimms zu einer stelle des v. Neuenstadt in den Altdeutschen wäldern bd. 1, (Cassel, bei Thurneisen 1813): dem ersten beispiel vom rosenlachen liegt ein noch nicht ganz verschollenes ährchen unter. Begabte glücksleute lachen blumen und rosen, weinen perlen und ld (wie Freyja)“. Möglich ist also auch, dass Hebbels anspielung auf volkstümliche erlieferung sich gründet.

Wurmloch.

Wurmloch stn. wird in Lexers handwörterbuch III, s. 1010 ohne weitere klärung mit einer stelle aus Heinrich Mynsinger von den falken, pferden und hunn herausg. von Hassler (Stuttgart 1863), s. 78 belegt: das pulver werfen in die urmlöcher (des kranken pferdes). Von einer derben speise pflegt man noch jezt

1) [Vgl. auch Fr. Reuter, Ut mine festungstid, cap. 5 (Sämtl. werke, volksausg. 1878, bd. IV 232). Red.]

in Norddeutschland zu sagen, dass sie sich vor die **wurmlöcher** setze. Hier bezeichnet der ausdruck offenbar die gedärme, die wol wegen ihrer wurmförmigen bewegungen so genant werden. Dieselbe bedeutung scheint vorzuliegen in Jeremias Gotthelfs Uli der knecht, 13. kapitel (ausgabe von Ferdinand Vetter, Leipzig, Philipp Reclam jun. s. 180): „Aber heiss ihn kommen“, sagte die mutter, „es düecht mi, d' **wurmlöcher** solten ihm aufgegangen sein“. So in der ausgabe von 1841, während in der von 1850 mit rücksicht auf nicht schweizerische leser geschrieben ist: der appetit solte ihm gekommen sein.

Zu Wolframs Parzivâl.

147, 28 *got was an einer süezen zuht,*
do'r Parzivâlen worhte,
der vreise wênec vorhte.

Diese stelle ist nachgeahmt von Rudolf von Ems im guten Gerhard 2174 *got was in sîn güetlicher zuht, dô er dir menschlîchez leben geruochte in sölhen tugenden geben.* Bartsch bemerkt zu dieser stelle: „*zuht* ist hier das schaffen, bilden; es war ein liebliches schaffen, als Gott Parzival schuf“. Nun lässt sich aber für *zuht* die bedeutung „das schaffen, bilden“ nicht weiter nachweisen; bei Lexer III, 1170 ist sie zwar verzeichnet, aber auch nur mit unserer stelle belegt. Dass auch hier die bedeutung „**höflichkeit, liebenswürdigkeit**“ anzunehmen ist, geht auch hervor aus der vergleichung von Parz. 464, 28:

got selbe antlütze hât genomn
nâch der ersten meide fruht:
daz was sînr hôhen art ein zuht.

Zwar hat Bech, Germania VII, 212 *zuht* an dieser stelle = *suboles* fassen wollen, aber hier hat Bartsch unzweifelhaft das richtige getroffen, wenn er übersezt: „das war bei seiner hohen abkunft eine feine rücksicht, die er dem menschen erwies“. Man vergleiche über die *hövescheit gotes* die anmerkung Haupts zu Erec.² 3461.

Zu Konrad von Fussesbrunnen.

Kindh. Jesu herausg. von Kochendörffer 2340 fgg.:

er sprach „herre und liebiu frouwe mîn
und dû, vil sæligez kint,
und alle, die mit iu hie sint,
nu sît ir gote willekomen ....

sît ersezt den imperativ; deshalb ist das *ir* der Wiener hdschr. (94, 55), welches in keiner der übrigen handschriften überliefert ist, anstössig. Ich vermute, dass zu schreiben ist: *nu sît mir gote willekomen* ...

Die redensart *gote willekomen sîn*, entsprechend dem Hebelschen *bis mer gotwilche*, noch v. 1785. Vgl. auch Engelhart 725 *sô sint mir willekomen gote* und andere stellen im Mhd. wb. und bei Lexer.

Der hundename Rin.

Zu den versen 504 fg. in Sibotes Vrouwen Zuht.

jâ ich hiez eine katze Mûs
und nante sînen hunt Rin,

Zingerle, Germ. VII, 197 *mûs* und *Rîn* als „verkehrte benennungen" verstehen e, habe ich in Bezzenbergers beiträgen III, 85 fg. an Reinke 1770, 2517 erin-, wo *Rîn* ebenfals als hundename erscheint. H. Lambel, der den verweis auf aert 2678 und 2681 hinzufügt, hat diese erklärung in der zweiten auflage seiner ihlungen und schwänke (Leipzig, Brockhaus 1883) s. 345 gebilligt. Ich füge dazu n beleg aus oberdeutschem gebiete, der beweist, dass dieser hundename noch euerer zeit gebraucht wurde. In den Deutschen sagen der brüder Grimm 1. ausg. in 1816 lesen wir auf s. 151 unter nr. 92 (Blümlis Alp): „Des hirten geist, samt em hausgesinde sind verdamt, so lange, bis sie wider erlöst werden, auf dem rg umzugehen; „*ich und min hund Rhyn, und mi chu Brandli und mine ry, müssen ewig uf Klaride syn!*"" Als quelle zu dem stücke sind genant: uchzers Naturgeschichte der Schweiz (bekantlich auch eine der quellen Schillers Tell) und Wyss, Volkssagen 1815.

Dass aber der name des Rheinflusses auf den hund übertragen sei, wie Lexer im Mittelhochd. handwörterbuch II, 441 für unsere stelle (= Ga. 1, 54, annimt, halte ich nicht für wahrscheinlich. Jüngst hat Selmar Kleemann in er schrift über die familiennamen Quedlinburgs (Quedlinburg, H. C. Huch 1891) den dort mehrfach vorkommenden familiennamen Riehn (Riehn) aus der kose- Regino gedeutet; und diese erklärung möchte ich auch für den hundenamen schon deshalb annehmen, weil auch andere tiernamen im Reinke (Hennink, ze, Metke) als koseformen zu erklären sind.

Zum Melker Marienliede.

MSD[3] 39, 6, 1 *Ysâyas der wîssage*
der habet dîn gewage,
wie vone Jessês stamme
wüehse ein gerten imme,
dâ vone scolt ein bluome varen:
diu bezeichint dich und dîn barn,
Sancta Maria.

imme in v. 4 ist von jeher eine crux interpretum gewesen. Die anm. in den kmälern[3] berichtet darüber: „nach Pezens *umme* vermutete Lachmann ehedem *ger-me*, aber die ableitung *gertunne* oder gar *gerteunne* hat keine wahrscheinlichkeit, m. 2, 318 fg. Hoffmann vermutete *gimme;* dass aber *gimme* auch wie lat. *ma* die bedeutung „knospe" hat, scheint unerweislich. Wackernagel liess *imme* ändert; möglich, aber nicht sicher ist Zachers *ûffe* (Ztschr. f. d. phil. IV, 461)."

Ich vermute, dass *imme* durch assimilation aus *impe* entstanden ist, einer eutschung aus mlat. *impotus* (pfropfreis, schössling). Vgl. aengl. mengl. *impe,* ngl. *imp* (hier z. b. bei Spenser auch von menschlichen sprösslingen), schwed. , dän. *ympe.*

Zu Ztschr. XXV, 142 trage ich nach, dass der stoff unter dem titel Est, est, auch von August Kopisch als „weinlied" behandelt ist. (Vgl. die auswahl der chte Kopischs von Franz Brümmer. Leipzig, Philipp Reclam jun. S. 311 fg.). reten hier ein abt und sein mundschenk im wechselgesange auf.

Zum pfaffen Amis.

2013. *sît er mich verstên liez.* Zu meiner erklärung von *verstên* = verfallen (ursprünglich von einem versezten pfande gebraucht) in dieser ztschr. VIII, 215 vgl. auch Strickers Karl 3368 fg. *swâ er sîne triuwe versetzet hât, ich geschaffe, daz si niht verstât,* wo Bartsch *verstât* ebenfals durch „verfält" erklärt.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bartsch, Karl, Deutsche liederdichter des 12.—14. jahrhunderts. 3. aufl., besorgt von Wolfgang Golther. Stuttgart, G. F. Göschen. 1893. LXXXVI und 407 s. 5 m.

Düntzer, H., Friederike von Sesenheim im lichte der wahrheit. Stuttgart, J. G. Cotta nachf. 1893. 152 s. 3 m.

Entgegnung auf die schrift von Froitzheim (Gotha 1893).

Ewert, Max, über die fabel: der rabe und der fuchs. Rostock, diss. 1892. 124 s.

Franck, Joh., notgedrungene beiträge zur etymologie. Bonn, F. Cohen. 1893. 49 s.

Erwiderung auf die recension von Francks *Etymologisch woordenboek der Nederlandsche taal* im Lit. ctralbl. 1893 sp. 51—54.

Frischbier, H., hundert ostpreussische volkslieder, gesammelt und mit anmerkungen versehen. Aus dem nachlass herausgegeben von J. Sembrzycki. Leipzig, C. Reissner. 1893. VII und 152 s. 3 m.

Gneisse, Karl, Schillers lehre von der ästhetischen wahrnehmung. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1893. XI, 236 s. 4 m.

Gombert, Albert, weitere beiträge zur altersbestimmung neuhochdeutscher wortformen mit besonderer berücksichtigung des Heynischen deutschen wörterbuches. Progr. des gymn. zu Gross-Strehlitz. 1893. 20 s. 4.

Jahresberichte für neuere deutsche litteraturgeschichte herausgegeben im verein mit Max Herrmann und Siegfried Szamatólski von **Julius Elias.** I. band (jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen. 1892. 10 m.

Jessen, E., dansk etymologisk ordbog. Udgiven paa Carlsbergfondets bekostning. Kjøbenhavn, Gyldendalske boghandel. 1893. IV, 291 s. 4 kr.

Jónsson, Finnur, den oldnorske og oldislandske litteraturs historie. Udgiven på Carlsbergfondets bekostning. Første binds første hæfte. København, i commission hos universitetsboghandler G. E. C. Gad. 1893. 240 s. Kr. 3,50.

Das werk ist auf drei bände berechnet, von denen der erste die norwegisch-isländische poesie bis zum jahre 1100, der zweite die blüteperiode der isländischen prosa (1100—1300) und der dritte die litteratur von 1300—1450 behandeln wird.

Kahl, Wilhelm, mundart und schriftsprache im Elsass. Zabern, druck und verlag von A. Fuchs. 1893. (VIII), 62 s.

Kettner, Gustav, Schillers Warbeck. Progr. von Schulpforta 1893. 28 s. 4.

Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors. I. Imprimerie centrale de Helsingfors 1893. 412 s.

Aus dem inhalt dieses bandes verzeichnen wir: Gustafsson, das studium der neueren sprachen in Finland. — Wallensköld, das verhältnis zwischen den deutschen und den entsprechenden lateinisceen liedern in den „carmina Burana". — Joh. Öhquist, über einige schwankungen im deutschen sprachgebrauch [enthält

treffende bemerkungen über die st. und sw. adjektivflexion]. — W. Söderhjelm, über einige fälle sogenanter formaler ausgleichung [mit besonderer rücksicht auf deutschen sprachgebrauch]. — M. Seiling, sveticismen in der deutschen umgangssprache in Finland.

Mucedorus, ein englisches drama aus Shakespeares zeit übersezt von Ludw. Tieck. Herausgegeben von Johannes Bolte. Berlin, Wilh. Gronau. 1893. XXXIX, 67 s.

Neubaur, L., neue mitteilungen über die sage vom ewigen juden. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1893. 24 s. 0,60 m.

Enthält eine reihe von nachträgen zu der 1884 in gleichem verlage erschienenen abhandlung des verfassers.

Ohlert, A., algemeine methodik des sprachunterrichts in kritischer begründung. Ein hilfsbuch für lehrer und studierende sowie zum gebrauche in pädagogischen seminarien. Hannover, C. Meyer. 1893. VII und 293 s. 3 m.

Rauch, Hermann, Lenz und Shakespeare. Ein beitrag zur Shakespearomanie der sturm- und drangperiode. Berlin, Emil Apolant. 1892. 110 s. 3 m.

Reuter, F., die Erlanger freunde F. Rückert und J. Kopp in den jahren 1834—1836. Nach familienpapieren dargestelt. Altona, programm des gymn. 1893. 86 sp. 4°.

Fortsetzung und ergänzung der programmabhandlung Altona 1888 (auch in komm. bei H. Seippel, Hamburg).

Schlüter, W., untersuchungen zur geschichte der altsächsischen sprache. I. teil. Die schwache declination in der sprache des Heliand und der kleineren as. denkmäler. Göttingen, R. Peppmüller. 1892. XV, 263 s. 6 m.

Schmedes, Julius, untersuchungen über den stil der epen Rother, Nibelungenlied, Gudrun. Kiel (diss.) 1893. IV und 59 s.

Schüddekopf, C., Gedichte von Joh. Nic. Götz aus den jahren 1745—1765 in ursprünglicher gestalt. [D. Littdkm. des 18. und 19. jahrhunderts nr. 42.] Stuttgart, G. J. Gäschen. 1893. XXXVI und 89 s. 2,40 m.

Schulz, Bernhard, auswahl aus den gedichten Walthers von der Vogelweide, herausgegeben mit anmerkungen und glossar. 3. aufl. Leipzig, Teubner. 1893. 1,20 m.

Die anmerkungen erläutern immer von neuem auch die einfachsten dinge, lassen aber bei wirklich schwierigen stellen oder auffallenden eigentümlichkeiten des ausdrucks gründlichkeit der erklärung gar sehr vermissen.

Singer, S., Willehalm, rittergedicht aus der 2. hälfte des 13. jahrhunderts von meister Ulrich von dem Türlin. Prag, verlag des vereins für geschichte der Deutschen in Böhmen. (In komm. bei H. Dominicus.) 1893. LXXXIX und 410 s.

Studien zur litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von schülern und freunden. Hamburg, L. Voss. 1893. 330 s. 8 m.

Aus dem inhalt dieser festschrift verzeichnen wir: H. W. Singer, einige englische urteile über die dramen deutscher klassiker. — Max Koch, ein brief Goethes [an Sabine Wolff, mutter des schauspielers Pius Alexander Wolff; vom 1. septbr. 1803] nebst auszügen aus briefen P. A. Wolffs. — K. Borinski, die überführung des sinnes über den versschluss und ihr verbot in der neueren zeit. — H. Wölfflin, die herzensergiessungen eines kunstliebenden klosterbruders [von W. G. Wackenroder]. — G. Witkowski, Goethe und Falconet [vgl. Der junge Goethe III, 688 fgg.]. — W. Bormann, über Schillers „Künstler“. — E. Küh-

nemann, Herders lezter kampf gegen Kant. — H. Schnorr v. Carolsfeld, briefe Georg Rodolf Weckherlins [4 lateinische briefe an Camerarius, schwedischen gesanten in Holland; vgl. den in dieser zeitschrift I, 350 fg. abgedruckten brief Weckherlins]. — W. Golther, die jungfrau mit den goldenen haaren. — H. Bodmer, die anfänge des zürcherischen Milton. — H. Wunderlich, der erste deutsche Terenz [übersetzung des „Eunuchus“ von Hans Neithart, gedruckt in Ulm 1486]. — J. Elias, fragmente einer Shakespeare-übersetzung [von J. G. Regis, † 1854].

Uppsalastudier tillegnade Sophus Bugge på hans 60-åra födelsedag den 5. januari 1893. Uppsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri-aktiebolag. 1892. (VIII), 236 s.

Inhalt: L. Fr. Läffler, bidrag till tolkningen av Tune-stenens runinskrift. — E. Brate, *själ*. — M. Lundgren, bidrag till svensk namnforskning. — R. Arpi, till „Grágás“. — F. Tamm, anmärkningar till Östgötalagen (textkodex). — A. Schagerström, läksikaliska och stilistiska notiser ur Gustaf II Adolfs skrifter. — K. F. Johansson, till läran om femininbildningen i sanskrit. — E. Lidén, smärre språkhistoriska bidrag. — R. Steffen, några strövärs i vår folklyrik. — O. Klockhoff, konung Harald och Heming; försök i jämförande sagoforskning. [Wichtig für die geschichte der Tellsage.] — E. H. Lind, värsifikation i Gulatingslagen. — E. Wadstein, Alfer och älvor. En språkligt-mytologisk undersökning. — P. Persson, om betydelsen och härledningen af det gr. *ἀμαυρός* (*ἀμαυρόω*), *μαῦρος* (*μαυρόω*) jämte en exkurs om den grekiska resp. indoeuropeiska *u*-openthesen. — A. Noreen, mytiska beståndsdelar i Ynglingatal.

Velthuis, H. J., de Tegernseeër glossen op Vergilius. Groningen, J. B. Wolters. 1892. (VIII), XLIV, 116 s. [Groninger doctordissertation.]

Wilmanns, W., Deutsche grammatik (gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch). 1. abteilung: lautlehre. 1. und 2. lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1893. 160 s. 3 m.

Der verfasser beabsichtigt in vier abteilungen von je 20—25 druckbogen lautlehre, wortbildung, flexion, syntax durch das gotische, ahd. und mhd. bis zu unserer heutigen schriftsprache zu verfolgen und darzulegen. Die beiden ersten lieferungen enthalten: übersicht der laute. Geschichte der consonanten: I. germanische lautverschiebung; II. hochdeutsche lautverschiebung; III. *s*-laut, nasale, liquidae, halbvokale; IV. algemeine veränderungen der consonanten. Geschichte der vokale: ablaut, vokale in betonten silben got. ahd.

NACHRICHTEN.

Der ordentliche professor dr. Fr. Kluge in Jena folgte einem rufe an die universität Freiburg i. B.; sein nachfolger in Jena wurde prof. dr. F. Kauffmann aus Halle.

An der universität Heidelberg hat sich dr. A. Waag für germanische philologie habilitiert; ebenso an der universität Greifswald dr. J. W. Bruinier.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DRAUMA-JÓNS SAGA.

Für die kritische herstellung des textes der Drauma-Jóns saga, *die hier zum ersten male veröffentlicht wird, sind vier isländische pergamenthandschriften der Arnamagnäischen samlung benuzt worden, von denen jedoch nur zwei (A = AM. 335, 4° und C = AM. 510, 4°) volständig sind, während in B (= AM. 657, 4°) der schluss fehlt — der codex bricht ab mit den worten:* gerðiz með *8[8] — und von D (= AM. 567, 4°) nur ein einziges blatt erhalten ist, das mit den worten:* þú ert vanr *2[80] begint und bereits 4[22] mit den worten:* Nú líða svá dag[ar] *schliesst. Über alter und inhalt dieser handschriften genügt es jezt, auf Kålunds treflichen Katalog over den Arnamagnæanske håndskriftsamling (Kbh. 1889 fg.) zu verweisen: vgl. daselbst I, 574 fg. 670. 721 fg. und II, 68 fg. Die zahlreichen, meist sehr jungen chartacei, die in den bibliotheken zu Kopenhagen, Stockholm und London sich finden, wurden nicht berücksichtigt.*

Von den vier genanten membranen steht unzweifelhaft A dem verlornen archetypus am nächsten. Der schreiber hat im ganzen sehr sorgfältig copiert und nur wenige fehler und auslassungen sich zu schulden kommen lassen. Die andern drei handschriften gehen auf eine gemeinsame vorlage zurück, da die gleichen lücken und verderbnisse in ihnen begegnen. So steht z. b. 3[4] in BCD die sinlose lesart á (í) vág at fœra, *während A allein das richtige bietet. Den hss. BCD gemeinsame auslassungen sind 2[95]* sem — ert, *3[3]* sem — til, *4[6. 7]* ok sem — fengit, *4[17]* í siðferði, *4[21]* efni; *dazu kommen aus den teilen der erzählung, die in D nicht erhalten sind, 2[16]* háska ok, *2[38]* ráði — míns, *2[69. 70]* alla — landit *u. a. m. B und D scheinen näher mit einander verwant zu sein, vgl. 2[80]* tveggja *BD —* beggja *AC, 2[103]* segir hann *BD — f. AC, 2[103]* gat *BD —* gat til *AC, 4[11]* beri *BD —* berr *AC u. a. C, die jüngste der vier membranen, ist auch ihrem werte nach die schlechteste: der schreiber hat oft willkürliche*

änderungen und zusätze sich erlaubt und mitunter seine vorlage gar nicht verstanden, sodass sein text zuweilen baren unsinn enthält (vgl. z. b. 5[17. 37.] 7[4]). Völlig wertlos für die kritik ist jedoch C nicht: es hat auch in ihm, wenn auch seltener als in B und D, die echte lesart sich mitunter allein erhalten, und es haben daher, obschon A als grundlage festgehalten ward, auch die andern drei hss. zur ergänzung von lücken und in den fällen, wo der in A überlieferte text zu bedenken veranlassung gab, bei der constituierung des textes verwendung gefunden. Die varianten sind sämtlich verzeichnet; wörter, die in der orthographie der handschrift widergegeben wurden, habe ich durch anführungszeichen kentlich gemacht.

Der inhalt der saga ist in kurzen worten folgender: Ein reicher grundbesitzer namens Ásgautr hat einmal einen merkwürdigen traum und begibt sich infolge dessen zu dem jarl Heinrekr in Saxland (d. i. Deutschland), da dieser, ein schwager des sächsischen kaisers, wegen seiner gabe die träume zu deuten, in allen landen berühmt ist. Unterwegs trift er einen jungen bauern, Jón geheissen, dem er auf befragen den zweck seiner reise mitteilt, worauf dieser seine verwunderung darüber ausspricht, dass alle leute zu Heinrekr pilgern, da er doch nicht der einzige sei, der die genante gabe besitze. Spöttisch fragt Ásgautr, ob Jón vielleicht der gleichen kunst sich rühme, und fordert ihn auf, den traum, den er gehabt habe, zu erraten und dann auch die deutung ihm mitzuteilen. Jón erwidert, dass Ásgautr von ihm etwas fordere, was von Heinrekr noch niemals verlangt worden sei (denn keiner wisse etwas davon, dass der jarl „ungesagte“ träume zu deuten verstehe) — gleichwol aber wilfahrt er dem ansuchen und erzählt den traum des Ásgautr, den er dann auch sofort auslegt. Der reisende ist zwar hierüber höchlich erstaunt, will aber doch seinen vorsatz, den jarl aufzusuchen, nicht aufgeben, da er den worten eines unbekanten mannes nicht ohne weiteres glauben beimessen könne. Bei Heinrekr angekommen, trägt er diesem den inhalt seines traumes vor, und der jarl deutet ihn genau ebenso wie Jón. Darauf erzählt ihm Ásgautr, was ihm mit Jón begegnet ist. Heinrekr gerät in die höchste verwunderung und befiehlt dem Ásgautr, auf seiner rückreise wider bei Jón vorzusprechen und ihn aufzufordern, an seinen hof zu kommen. Der junge mann leistet diesem rufe folge, und nun wächst Heinreks ruf noch um ein bedeutendes, da er mit hilfe Jóns jezt aller leute träume deutet, ohne sie vorher erfahren zu haben. Sein wunsch ist es jedoch die gabe, die er an Jón mit neid bewundert, selber zu erlangen, und er bittet den jüngling, ihn die kunst zu leh-

ren. Jón erklärt darauf, dass er dazu nicht im stande sei, da diese fähigkeit nicht eine erlernte, sondern eine angeborene sei. Der jarl hält dies aber nur für einen vorwand, und da Jón ihm seine kentnis nicht gutwillig abtreten will, so beschliesst er mit gewalt sie zu erlangen. Er befiehlt nämlich seiner gemahlin Ingibjorg, Jón im schlafe zu ermorden, darauf das herz ihm auszuschneiden und dieses als speise zuzubereiten: durch den genuss des herzens denkt er die erwünschte gabe, die Jón eigen ist, für sich zu erwerben. Durch die drohungen ihres gatten eingeschüchtert begibt sich Ingibjorg in das schlafzimmer Jóns, vermag aber den lauten ausbruch des schmerzes nicht zurückzuhalten. Jón, der wach im bette liegt, fordert sie auf, dem geheisse des jarls nachzukommen: derjenige, der ein verbrechen ausführe, sei weniger strafbar, als der, welcher die tat befohlen habe. Ingibjorg entgegnet, dass sie um keinen preis der untat sich schuldig machen werde: Jón möge eine list ersinnen, durch die der jarl getäuscht werden könne. Er heisst darauf die frau einen grossen hund herbeischaffen, tötet ihn, schneidet ihm das herz aus und gibt es ihr, damit sie es ihrem manne als speise vorsetze. Er selber fertigt aus wachs ein ebenbild seiner eigenen person an; dies wird begraben, während er selber von Ingibjorg versteckt gehalten wird. Der jarl verspeist das hundeherz, natürlich ohne den gehoften erfolg. — Inzwischen hat auch der kaiser von Saxland einen seltsamen traum. Es träumt ihm, dass seine hauptstadt von einer grossen überschwemmung heimgesucht werde, doch war das auffallende dabei, dass die auf der strasse befindlichen menschen nicht alle gleich tief im wasser standen: einigen reichte es nur bis an die knöchel oder bis an die kniee, anderen bis an die hüften oder den gürtel, einzelnen aber bis an die achseln oder den mund. Um zu erfahren, was dieser traum bedeute, macht er sich auf den weg zu seinem schwager, von dem er weiss, dass er seit kurzem träume nicht nur deuten, sondern auch erraten könne, und fordert ihn auf, seine kunst jezt an ihm zu bewähren; der jarl aber erwidert, dass die gabe bereits wider von ihm gewichen sei. Der kaiser erkundigt sich darauf nach Jón, von dem er ebenfals gehört hat, worauf Heinrekr antwortet, dass der jüngling einer krankheit erlegen und begraben sei. An dem benehmen seiner schwester merkt jedoch der kaiser, dass der jarl mit der wahrheit zurückhalte; er führt sie daher bei seite und befiehlt ihr, den wirklichen sachverhalt ihm mitzuteilen. Nachdem dies geschehen ist, lässt der kaiser Jón vor sich kommen, der sogleich anzugeben vermag, was jener geträumt hat, und auch die deutung des traumes ihm nicht

vorenthält. Die beiden personen, denen das wasser bis an den mund reichte, seien die kaiserin selbst und ein höfling gewesen, den sie aus ihrer heimat Flandern mitgebracht habe und mit dem sie ein sträfliches verhältnis unterhalte; die übrigen leute, die mehr oder weniger tief im wasser standen — je nachdem sie begünstiger oder nur mitwisser des ehebrecherischen bundes seien — gehörten teils dem rate des kaisers, teils dem hofgesinde an. Der kaiser rüstet hierauf Jón mit einer volmacht aus und sendet ihn nach der hauptstadt um gericht zu halten. Es gelingt Jón, die schuldigen in flagranti zu überraschen, worauf er sie auf ein schiff bringen und nach Flandern zurücktransportieren lässt. Auch der jarl Heinrich wird von dem kaiser des landes verwiesen und Jón erhält die hand der Ingibjorg.

Der verfasser dieser interessanten kleinen geschichte, der vermutlich in der ersten hälfte des 14. jahrhunderts in Island lebte, hat geschickt zu erzählen verstanden; der strom seiner rede fliesst in behaglicher breite, ohne in weitschweifigkeit sich zu verlieren. Massvoll auch hat er des althergebrachten schmuckes der alliterierenden formeln sich bedient, die nicht nur die riddarasǫgur und æventýri, sondern auch manche werke kirchenhistorischen oder legendarischen inhalts, wie z. b. die Hungrvaka und die ältere Þorlákssaga zu häufen lieben; die meisten dieser verbindungen werden sich auch anderwärts nachweisen lassen: 2^{3} ráðvandr ok réttvíss *(Æv.* 9^{4}*);* 2^{5} land[illegible]s ok lagar *(Clar.* 18^{24}*. Grett.* 164^{134}*. Æv.* 11^{100}*);* 2^{16} háska ok harðindum; 2^{25} húsi ok herbergi *(Fms. I,* 104^{19}*);* 2^{92} gǫrt ok greitt; 4^{17} mjúkr ok máldjarfr; 4^{35} spað ok spíz; 6^{1} rjóðr ok reiðr *(Clar.* 7^{61}*);* 6^{22} líf ok limu *(Karlam.* 209^{25}*);* 7^{2} snjallt ok satt; 7^{6} meira eðr minna *(Vsp.* 1^{2}*. Fms. I,* 275^{13}*). Sprichwörter sind nur zweimal eingeflochten:* 2^{89} þangat veltr hvat sem vera vill *und* 5^{48} dýrt er dróttins orð; *beide finden sich in Guđm. Jónssons Safn af íslenzkum orđskviđum (Kbh. 1830) s. 63 und 348.*

Dass der isländischen erzählung eine fremde quelle zu grunde liegt, ist höchst wahrscheinlich (wenn auch der umstand, dass sie in „Saxland" localisiert ist, als zwingender beweis nicht gelten kann). Meine nachforschungen haben bisher noch nicht zum ziele geführt, doch werde ich hoffentlich bald in der lage sein, hierauf in einem besonderen artikel zurückzukommen.

KIEL, APRIL 1893. *HUGO GERING.*

Af Drauma-Jóni.

1. Heinrekr er maðr nefndr, jarl at tign ok sat í Saxlandi; hann var forvitri oc nǫkkut harðráðr; draumamaðr svá mikill, at þat alfrægðiz um ǫll lǫnd, at sá draumr mundi engi fyrir hann koma, at hann réði eigi sem eptir gekk. Af þessi sinni speki fekk hann þá framkvæmd, at hann mægðiz við sjálfan keisarann í Saxlandi ok fekk 5 systur hans er Ingibjǫrg hét. Váru þau ekki mjǫk skaplík jarl ok keisara systir, þvíat hon var hinn mesti heilhugi, kristin vel ok guðhrædd; líktiz hon í þessu ǫllu keisaranum bróður sínum. Keisarinn var ok kvæntr: var húsfrú kynjuð vestr af Flándr, harðla væn ok tiginborin; henni hafði fylgt heiman einn ungr maðr, leiksveinn henn- 10 ar, er henni þjónaði í hǫll keisarans.

2. Nú víkr sǫgunni, at norðr í sjótúni nǫkkuru sat einn forríkr bóndi er Ásgautr hét, vel at sér gǫrr um alla hluti, mildr ok gestrisinn, ráðvandr ok réttvíss, góðr órlausna við þá er hans þurftu; enda skorti hann ekki til, þvíat hans ríkdómr stóð á mǫrgum fótum bæði lands ok lagar. Út á sjóinn fyrir hǫfuðbænum lágu .III. eyjar er hann 5 átti, hver út af annarri; var þar í fénaðr hans eða akrar ok ýmislig orka til ávinnings. Nú kemr svá tíma, at árferð hallaz mjǫk í landinu; geriz veðrátta kǫld svá at kornit frjóvaz ekki, en sakir þess at í slíkum lǫndum er þat mest almennings matr sem jǫrðin gefr, varð fljótt hit mesta hallæri ok óáran, svá at ríkir menn hǫfðu varla mat í 10 munn. Kom þetta tilfelli svá til Ásgauts bónda sem annarra manna; leysti hann þó margra manna vandkvæði um eina hríð, þvíat hann

Überschrift: Af Drauma-Jóni *rot B*, Drauma-Jóns saga *von junger hand A.*
1, 2 hann *f. A (nach* var *eine lücke im zeilenschluss, die wol für den rubricator zur eintragung der überschrift freigelassen war).* hann var] maðr *B.* forvitr *BC.* harðráðr *AB*, ofundsjúkr var hann nǫkkut harðráðr *C.* mikill svá *BC.* 3 alfrægðiz *A*, alfrægiz *B*, „alfræddiz“ *C.* at sá myndi engi draumr *BC.* koma *AC*, borinn *B.* 4 sem eptir *AB*, eptir því sem *C.* þá *AB*, svá mikla *C.* 6 hans systur *C.* hans — Ingibjǫrg *f. A.* 7 harðla guðhrædd *B.* 8 ok líktiz *C.* keisara *C.* 9 ok kvæntr *AB*, kvæntr maðr *C.* húsfrú *AB*, hans frú *C.* vestr *A*, vestan *C*, utan *B.* 10 hafði henni B. „flugt“ heiman *A*, heiman fylgt *C.* leiksveinn hennar *f. C.* 11 þjón. henni *B.* **2**, 1 víkr *A*, er at víkja *BC.* at *AC*, allt *B.* sjótúni nǫkk. *AB*, sjátúnum *(wol als ortsname gefasst) C.* 2 bóndi *AB*, maðr ok bóndi at slekt *C.* 3 ráðhollr *C.* 4 fótum *f. C.* 5 lagar *AB*, lausafjár *C.* í sjónum *C.* 6 í *f. C.* ok *AC*, eðr *B.* 7 ávinnings *BC*, atv. *A.* svá *A*, þar *BC.* mjǫk *f. B.* í lǫndunum *C.* 8 ok gerðiz *C.* kǫld *AB*, hǫrð *C.* kornin *C.* frjóvaz *AC*, frjóvaðiz *B* eigi *BC.* en *A*, ok *C*, *f. B.* 9 lǫndum *AB*, stǫðum *C.* mest *f. B.* jǫrðin *AB*, sáðit *C.* 10 fljótt *AB*, skjótt *C.* at f. *C.* varla *AB*, eigi *C.* 11 munn sér *C.* til- *f. C.* Ásgautar *C.* bónda *f. C.* sem til *C.* 12 þó *AB*, þá *C.* margra manna *A*, margs manns *BC.* vandkvæði] „vænkvædi“ *A*, vandræði *BC.* eina hríð *AB*, tíma *C.*

hafði búit í djúpara lagi bæði korn ok annan kost. Var ok svá komit
gózi landsmanna, at þat var mjǫk strokit út til kaupmanna meðan þeir
15 hǫfðu nǫkkut til at kaupa fyrir sik. Ok sem menn eru staddir í svá
miklum háska ok harðindum, dreymir Ásgaut bónda draum einn er
honum fannz mikit um. Hann segir engum manni drauminn, þvíat
þat var ríkra manna háttr i Saxlandi ok nú mjǫk alltíða, at Heinrekr
jarl skyldi einn ráða drauma alla þá sem nǫkkurs váru verðir. Því
20 hugsar bóndinn svá gera at sækja hans fund; tekr sína fylgd ok ferr
í veg. Honum var mjǫk títt um ferðina, svá at náliga ferr hann bæði
dag ok nótt, þvíat forvitni draumsins flutti hann. Bar þat til einn
morgin árla sem hann hefir enn eigi hálfsótt veginn, at hann ríðr fram[illegible]
í eitt lítit þorp. Þar var eitt nýtt hús í ráf reist, ok smiðr at verk[illegible]
25 sínu. Ríðr bóndinn nær fram hjá því nýja húsi ok herbergi, ok sak[illegible]
þess at hann var mikilhæfr maðr ok alfrægr at góðum hlutum, læt[illegible]
smiðrinn hvílaz øxina ok kastar þegar orðum á hann með eignarnafn[illegible]
svá segjandi: „Hvert skal ríða bóndi?“ segir hann. Bóndi segir [illegible]
„Hverr spyrr at?“ Smiðrinn segir: „Ek heiti Jón“. Bóndi spyrr þ[illegible]
30 enn: „Hverr er Jón fyrir sér?“ Hann segir: „Lítill bóndason er h[illegible]
sitr í þorpinu“. Bóndi spyrr: „Hversu heitir faðir þinn?“ „Valt[illegible]
heitir hann“, segir smiðrinn. „Er hann ríkr maðr?“ sagði bóndi. „Þ[illegible]
ferr fjarri, segir Jón, utan þú vilir þat ríkdóm kalla at eiga bǫrn[illegible]
mǫrg“. „Ek þikkjumz þat sjá, segir bóndi, at þú munt mikils fjár af[illegible]
35 í hverjum mánaði með handaverkum þínum, ef þú hefir smiðat kapell[illegible]

14 lausagózi *BC*. strokit *AB*, stokkit *C*. út *AB*, allt *C*. 15 fyrir sik ko[illegible]t-inn *B*. svá sem *B*. menn eru (váru *B*) staddir *AB*, landit stóð *C*. 16 háska [illegible] *f*. *BC*. einn *f*. *C*. 17 um mikit *B*. Hann *doppelt C*. sagði *C*. 18 háttr *f*. [illegible] *C*. nú *AB*, var nú þat *C*. alltíða *A*, alsiða orðit *B*, alþýðu mál *C*. 19 draum ráða [illegible] *C*. nǫkkurs — verðir] draumum þótti skipta *C*. Því *AB*, Nú *C*. 20 bóndi *C*. at gera [illegible] *B*. sækja á hans fund *C*. tekr hann *C*. „flugd“ *A*. 21 í veg *f*. *C*. Honum var [illegible] *A*, ok er honum *C*. títt *A*, annt *C*. 21. 22 Honum — nótt *f*. *B*. náliga — nótt] ha[illegible]n reið náliga nátt sem dag *C*. 22 forvitni *AB*, fýstin *C*. hann *B*, honum *C*, *f*. [illegible] *A*. Berr þat svá til *BC*. 23 enn *f*. *B*. 24 i *A*, um *BC*. nýtt *A*, lítit *C*, *f*. *B*. i ráf [illegible] *B*, í upp *A*, upp *C*. 25 nær *A*, rétt *B*, *f*. *C*. hjá *AC*, með *B*. nýja húsi ok herb. [illegible] *A*, litla húsi ok nýja herb. *C*, nýja herb. *B*. ok *BC*, nú *A*. 26 mikilhæfr maðr *A* [illegible] *B*, mikill ærumaðr *C*. at góðum *C*, í góðum *B*, at góðum | í góðum *A*. 28 segir [illegible] AB, sagði *C*. Bóndi segir *A*, B. svaraði *B*, *f*. *C*. 29 at *AB*, at þessu segir bóndi *C*. 30 Hann segir *A*, Hann segiz vera *C*, Smiðrinn svarar *B*. Litill *A* [illegible] *B*, litils háttar *C*. 31 spyrr *A*, segir *C*, spyrr þá enn *B*. *nach* þinn: Smiðrinn segir *add*. *C*. Valltírr *B*. 32 smiðr *B*. maðr *f*. *C*. segir *BC*. 33 fjarri því *C*. Jón *A*, smiðr *BC*. þú — kalla] þat at þér vilið kalla þat rikdóm *C*. 33. 34 mǫrg bǫrn *BC*. 34 þikiz *AB*. þat *f*. *C*. mátt *BC*. 35 á hv. *B*. 35. 36 kapellu þessa *AB*, hús þetta *C*. *nach* þessa: Jón segir *C*, Jón svaraði *B*.

þessa“. „Þetta er skemma lítil, segir Jón, at faðir minn sofi í, en eigi kapella. Mentan mín er ok mjǫk lítil, fæ ek því smátt at gǫrt; en þó, bóndi, satt at segja, heldr þat nú upp ráði fǫður míns í nǫkkuru lagi er ek vil eigi spara mik til starfs sem verðugt er. Nú þótt ek sé maðr óríkr, er kunnig hæverska þín, ok því muntu vilja segja 40 mér nǫkkut af, hvert þú ætlar at fara, þvíat þú ert eigi gjarn til nauð-32r synjalaust at rekaz um lǫnd“. Bóndi segir: „Þat er mitt erendi sem mjǫk er títt í landi þessu ok ǫdrum nálægjum ríkjum at sækja fund Heinreks jarls“. Jón segir: „Sétt er þá erindit: þik mun dreymt hafa nǫkkut merkiligt; eða mun þat lǫgtekit, at engi maðr í Saxlandi kunni 45 drauma at ráða nema Heinrekr jarl“. „Heyr, segir bóndi, er þat til, at þú þikkiz í nǫkkurum vændum hjá þvílíkum spekingi sem jarl er?“ „Eigi eru þat mín orð, segir Jón, at ek þikkiz jafnvitr jarli; enda mundi þat svá fara, þótt ek fátækr þýddi draum eigi verr en hann, þá mundi engi trúa fyrir manna mun af því at hans frægd flytz um 50 ǫll lǫnd, en ek ligg á litlum kotbæ í húsi fǫdur míns“. „Vanligt er, segir bóndi, at svá fari sem þú segir, en kost sé ek helz til at þú kynniz milli manna, ef þú hefr svá upp at segja hvat mik hefir dreymt ok síðan þýðingina þar eptir“. Smiðr svarar þá: „Meinfanga þikkiz þú nú leita mér, bóndi; sýniz mér ok undarligt, ef þú ætlar annan 55 mann vitrara en jarl í þessi list, þvíat þat hefir engi af honum sagt,

36 segir Jón *f. BC.* at *AB*, er *C.* sofi í *A*, hafi (hefir *C*) fyrir svefnhús *BC.* 36. 37 en — kap. *f. BC.* 37 Mentan *A*, en mentan *B*, en vinna *C.* ok *f. BC.* mjǫk *f. C.* ok fé *C.* smátt *AB*, lítit *C.* 38 þó *A*, þó nú *B*, þó er þér nú *C.* heldr þat nú *A*, at því heldr *B*, þá heldr þat *C.* ráði — míns *f. BC.* 39 vil — starfs] spari mik eigi (til *add.* C) *BC.* Nú *f. C.* 40 maðr *f. A.* er mér *C.* 41 at fara *A*, geraz *B*, *f. C.* þú — gjarn] þat er þér eigi gjarnt *C.* til *f. C.* 42 segir *AC*, svarar *B.* 42. 43 sem — ríkjum] nú sem flestra annarra *C.* 43 ok — nálægj. *in A durch ein loch zerstört.* at *f. A.* á fund *C.* 44 segir *AC*, svarar *B.* Sétt *AB*, Auðsétt *C.* erindit *AB*, þat erindi *C.* þik mun *AB*, ok mun þik *C.* hafa dreymt *C.* 45 engi — kunni] engi „kuna“ maðr í S. *A.* 46 at *f. B.* nema *AB*, utan *B.* Heinr. jarl *AB*, hann einn *C.* Heyr herra *B.* segir *AC*, sagði *B.* Ásgautr bóndi *C.* 47 *nach* er: Jón svarar *B*, Jón segir *C.* 48 eru *B*, er *A*, munu *C.* segir Jón *f. BC.* þikkiz *AB*, muni þikkjaz *C.* Heinreki jarli *BC.* 49 þat *f. B.* mundi — fara] mundu fœri fara til hans *C.* ek fát. *A*, ek fát. maðr *B*, ek væri fát. sveinn *C.* þýddi dr. *A*, at (*f. B*) þýða nǫkkurn dr. *BC.* eigi *A*, engu *BC.* 50 því trúa *C.* af *f. BC.* flytz *AB*, er *C.* 51 lǫnd *A*, ríki *B*, lǫnd ok ríki *C.* kotbæ *A*, kodda *BC.* 52 segir bóndi *nach* fari *C.* segir *AC*, sagðir *B.* en kost sé ek *A* (*sehr undeutl.*), en eitt veit ek þó *B*, er þat *C.* 52. 53 at þú — manna *f. A.* 53 manna í millum *C.* svá *f. B.* segja *A*, segja mér *B*, þú segir mér *C.* 54 síðan *f. C.* eptir *A*, með *BC.* þýð. — eptir *in A fast ganz erloschen.* Smiðr — þá *B*, Jón segir *C*, *f. A.* 55 mér *C*, mik *A*, *f. B.* bóndi *f. C.* ok sýn. *C.* annan *f. B.* 56 vitrari *C.* jarlinn *B.* á þessa list *C.* engi — sagt] eigi af honum fluz *B.* sagt *A*, flutt *C.*

at hann ráði ósagða drauma. En þó mun ek svá djarfr at prófa til heldr en við skilim svá búit". Bóndi játar þessu. Jón segir þá: „Þik dreymdi at þú værir genginn af sæng þinni ok stæðir fyrir karlsdyrum
60 á þínum hǫfuðbæ, en þér er kunnigt at þar liggja út undan .III. eyjar er þú átt. Sýndiz þér sem í landnorðr á ýztu eyjunni gysi upp logi mikill, en sakir veðrs er á stóð lagði logann til þeirar eyjarinnar er í miðju var, ok sem hann kom þar, spruttu upp .II. eldar í þeirri ey í landnorðr ok útnorðr. Fellu logarnir nú saman ok gengu inn at þriðju
65 eyjunni; en er þar kom, hlupu upp í henni .III. eldar af útnorðri, fullu norðri ok landveðri, ok geystuz síðan allir samt upp á meginland með svá hǫrðum flug ok eldligum sveim í allar ættir, at þú hugðir allt ríkit mundu brenna. Vartu því akafliga hræddr, at þessi váði stýrði fyrst á þinn búgarð, en dreifðiz síðan, sem ek sagða áðr, alla
70 vega um landit; en svá vítt sem þessi ógnareldr rann yfir, brendi hann eigi eitt hit minsta. Nú er kunnigt ef draumr þinn er nǫkkut þann veg fallinn". Bóndi segir at aldri bar orð í milli: „ok ertu afburðarmaðr með undarligri vizku: eða hversu ræðr þú nú drauminn?" Hann segir: „Þýðing draums þessa er mikil ok eigi lǫng. Í þessum .VI.
75 stǫðum, í sérhverja ætt er eldrinn kom upp, leyniz jarðfólgit fé er hermenn hafa fólgit eptir fornum sið, sem títt er áðr menn heyja harðar orrustur ok bera fé á land, en grjót á skip. Nú er þat ljóst, bóndi, at þetta fé allt er þín eign; ok því lagði logann fyrst at þínum

57 at pr. til] vera at ek man til ráða *C.* 58 skiljum svá búnir *C.* þessu *AC*, því *B.* Jón *AC*, Smiðr *B.* þá *f. C.* 58. 59 Þik dreymdi *AB*, Þat dreymdi þik *C.* 59 værir geng. *A*, þóttiz ganga út *BC.* stæðir *A*, standa úti *C.* 60 á bæ þínum *C.* en *BC*, ok *A.* er þér *C.* út (*f. B*) undan liggja *BC.* 61 er — átt *f. C.* Sýnd. — logi] ok í norðustu eynni sýndiz þér sem logi gysi upp *C.* 62 en *A*, ok *BC.* 62. 63 í mið *C.* 63 þar upp *C.* ey *A*, eynni *B*, er lá *C.* 63. 64 í útnorðr ok landnorðr *C.* 64 Fellu *A*, feldu *BC.* nú *A*, sik *BC.* hinni þriðju *B.* 65 eynni *C.* þar kom *AB*, þeir kómu þar *C.* 66 fullu — landv. *f. A.*, norðri — landv. *f. C.* geystiz *B.* meginland *AB*, landsmeginit *C.* 67 svá miklum ok hǫrðum *C.* „flaug" *C.* ok eldl. sveim *A*, ok eldingum *B*, *f. C.* svá at *C.* 68 allt — brenna] at ríkit allt brenna mundi *C.* því *AB*, þá *C.* at *AB*, þvíat *C.* 69 stýrði *AB*, stefndi *C.* búgarð *A*, bægarð *B*, bæ *C.* 69. 70 alla — landit *f. BC.* 70 en *A*, ok *BC.* þessi ógnareldr *A*, þessi ógnarligi eldr *B*, hinn ógurligi eldr *C.* 70. 71 brendi — eitt] brennandi mátti hann eigi brenna *C.* 71 hit minsta strá *C.* er kunnigt *A*, er þér kunnigt *B*, hefi ek þér kunnigt gǫrt *C.* 71. 72 þann veg *C*, svá *BC.* 72 bæri *C.* í *A*, á *C*, *f. B.* 73 nú *nach* drauminn *B*, *f. C.* 73. 74 Hann segir *A*, Jón segir *C*, Smiðr svaraði *B.* 74 þessa draums *BC.* ok *A*, en *BC.* .VI. *AB*, .III. *C.* 75 er (1) *A*, sem *BC.* leynaz jarðfólgin *B.* 76 fólgit *A*, grafit niðr *BC.* er *A*, var *BC.* áðr en *C.* 76. 77 heyja — orr.] hǫfðu bardaga *C.* 77 ok *AB*, at *C.* þat *f. BC.* 78 fé allt *f. C.* ok f. *A.* 78. 79 á þinn bæ *C.*

bæ, en síðan út í ríkit beggja vegna, at þú munt finna ok upp grafa
ok til þín heimflytja ok síðan dreifa sem þú ert vanr til beggja handa, 80
svá at margr mun fullsæll verða af þinni eign; enda er nú þýðingin
veitt jafnsønn sem áðr var draumrinn". Bóndi svarar: „Þú segir
mikla hluti, svá at ek veit varla hvat ek skal upp taka. Þat man
þikkja úvænt stefnt minnar handar, ef ek gef svá mikinn gaum at
orðum þínum ókunnigs manns, at ek seti aptr mína ferð, ok munu 85
menn hlæja at mér, ef ek treysti svá mjǫk þínum vísdóm en finn ek
eigi Heinrek jarl eptir allra manna sið, einkanliga ef þat prófaz fjúk
eitt er þú segir mér". Smiðr segir: „Ekki er um þat at tala, at þú
munir aptr hverfa, þóat mér væri þat hugfeldra, þvíat þangat veltr hvat
sem vera vill; en þó mun þat svá fara at óvilja þínum, at þú munt 90
gera mér mein við Heinrek jarl með orðum þínum ok geta orða okk-
arra, ok líkast at þá sé gǫrt ok greitt um þat at jarl mun gera mér
ónáðir, ok at því erindi muntu geraz sendiboði; hefir þú þá litlu betr
en ek". Bóndi segir at eigi sé ørvænt at svá fari: „mun þá ok miklu
betr at slíkr maðr sem þú ert feliz eigi lengr fyrir mǫnnum". Skilja 95
þeir eptir þat; gengr þetta eptir því alla leið sem nú var sagt ok Jón

79 út — vegna] beggja vegna út í frá í rikin *C.* fyrst finna *C.* 80 en síðan *C.* þú ert] *mit diesen worten begint D.* beggja *AC*, tveggja *BD.* 81 mun *und die ersten zwei buchstaben von* fullsæll *erloschen D.* verða af *BD*, af verða *A*, verða af af *C* (*doch ist durch lesezeichen angedeutet*, *dass* af verða af *gelesen werden soll*). eign *ABD*, eigu *C.* nú *AB*, úti *C*, nú úti *D.* 82 veitt *B*, rétt *AD*, ok er *C.* draumrinn var áðr *D.* svarar *BD*, segir *A*, sagðiz nú í mikinn vanda kominn *C.* 82. 83 Þú — hluti *f. C.* 83 at *f. A.* upp taka *AB*, af taka *D*, af ráða *C.* 84 stefnt f. *BCD.* gaum at *C*, trúnað *BD*, trúnað á *C.* 85 ek seti *ABD*, snúa *C.* munu þá *C.* 86 e *in* ek *in D zerstört.* [trey]sta *D* (*die ersten 4 buchst. erloschen*). svá — vísd.] þér svá *D*, svá mjǫk þér *B*, þér svá vel *C.* en finn ek *AB*, en finnag *D*, at finna *C.* 87 ra *in* allra *zerstört D.* manna *in D erloschen.* 87. 88 fjúk eitt *ABD*, fáls *C.* 88 segir *erloschen D.* mér *f. CD.* Smiðr *AB*, Jón *C*, *zerstört D.* segir *AC*, svaraði (svá *add. D*) *BD* (svara *in D erloschen*). tala bóndi *B.* 89 hverfa *A*, snúa *BCD* (sn *in D zerstört*). hvat *f. B.* 90 vill *f. D.* þat *f. BCD.* at óv. þínum *f. C.* 91 við H. jarl *f. C.* ok *A*, þú mant *BD*, þvíat þú mant *C.* orða okk. *A*, tals okkars *BCD.* 92 ok (1) *AB*, er *D.* gǫrt ok *f. BD.* greint *B.* ok líkast — um þat at *f. C.* at (2) *f. A.* jarl mun *ABD*, ok mun jarl *C.* 93 ónáð *B.* með því *BCD.* muntu erindi *C* (*doch ist die richtige wortfolge durch lesezeichen angedeutet*). sendiboði hans *B.* ok hefir *C*, þá *BC*, þó *D.* þá — betr *in A zerstört.* 94 *nach* ek: segir smiðr *add. B.* at *f. CD.* sé *AB*, er *C*, *f. D.* úvænt *B.* fari *ABD*, sé *C.* mun þá ok *ABD*, ok mun þá *C.* 95 betr *f. D.* *vor* at: segir hann *add. BD*, segir bóndi *add. C.* slíkr *ACD*, þvílikr *B.* sem — ert *f. BCD.* feliz *ABD*, leyniz *C.* mǫnnum *erloschen D.* Síðan skilja *C.* 96 ok gengr *C.* þetta mál *CD.* eptir því *A*, efni *B.* svá til *CD.* alla leið (leið *in C am rande nachgetr.*) *ABC*, at „ass" (*nachher im zeilenanfange einige buchst. zerstört*) *D.*

gat til, at Ásgautr bóndi kom fram ok sagði jarli draum sinn, en hann
réð svá at hvergi greindi á við Jón. Ásgautr rýfr þá trúnaðinn ok
segir jarlinum alla sǫgu þeira Jóns. Fylliz þar af hugr jarls mikilli
100 undran, ok býðr Ásgauti at í aptrreiðinni skal hann finna Jón ok bjóða
honum með allri virkt ok sæmd á jarlsins garð; segir at hans lítilli
ætt skal þat vera til mikillar uppreistar. Þetta erindi berr Ásgautr sem
þeir finnaz, en Jón segir: „Nú er svá komit, bóndi, sem ek gat til,
at þín orð mundi mér meina, þvíat eigi mun ætt mín efling hljóta af
105 Heinreki jarli, heldr mun ek mæta þeim tunga þótt ek fari, at faðir
ok móðir mundi eigi orð eptir senda; en þótt ek viti þetta, mun ek
fara eigi at síðr, þvíat þat er forsjá þess er ǫllu ræðr".

3. Er nú því næst at segja af ferðum Ásgauts bónda, at brátt
sem hann kemr heim, ferr hann til eyjanna með húskǫrlum sínum ok
finnr þar fé í svá mǫrgum stǫðum sem fyrr var vísat til, ok svá mikit
er saman kom, at þat nenti engi maðr á bak at bera. Varð þetta
5 eigi hans eins gleði, heldr alls ríkisins umhverfis, sem draumrinn spáði.
Er þat svá úti.

4. Nú skal víkja til Jóns: hann segir Valtara fǫður sínum ok

96. 97 nú var sagt ok Jón gat til *C*, Jón gat *AB*, nú var sagt *D*. 97 at *f. C*. Ásg. — sagði *A*, Ásg. fram kemr ok segir *B*, Ásg. kemr fram ok segir *D*, kemr Ásg. fram ok segir *C*. jarli draum sinn *ABD* (jarli draum *in D erloschen*), drauminn jarli *C*. 98 greindi á *AB*, greindi orð á *D*, bar orð á milli *C*. Ásg. bóndi *C*. rýfr *AB*, rauf *CD*. trúnaðinn *ABD*, trúnað við Jón *C*. ok *f. B*. 99 þá jarlinum *D*, jarli þá *C*. sǫgu *AB*, ræðu *C*, *zerstört D*. Fylltiz *C*. þar *A*, þaðan *BCD*. af *f. B* hugr jarls (jarlsins *BD*) *ABD*, Heinrekr jarl *C*. ki *in* mikilli *zerstört D*. 99. 100 mikillar undranar *C*. 100 Ásg. bónda *C*. aptrreið sinni *BCD*. finna] *in D nur der erste buchstabe erhalten*. 101 með — garð *AB*, á sinn fund með allri virkt (*das lezte wort unsicher*) *D*, með ást sinni ok makt á minn fund *C*. segir *A*, segir svá *BD*, ok seg honum svá *C*. hans *z. t. zerstört D, ebenso* [lít]elli. 102 þat *ABD*, honum *C*. verða *BD*. uppreistar mikillar *D*. er. berr *erloschen D*. Ásg. *ABD*, Ásg. bóndi Jóni aptr *C*. 102. 103 sem — segir *A*, en Jón svarar til sem (er *C*) þeir finnaz *BCD*. 103 bóndi *AC*, bóndi segir hann *BD*. til *f. BD*. 104 mundu *AD*. meina *ABD*, at meini koma *C*. mín *AB*, minni *CD*. hljóta *A*, leiða *BD*, af leiða *C*. 105 faðir minn *C*. 106 myndi *B*, mundu *AC*, munu *D*. en *ABD*, nú *C*. viti þetta *A*, vita þetta fyrir *BCD*. 107 at *AC*, því *BD*. forsjá *ABD*, þá *C*. **3**, 1 Er *ABD*, En *C*. því næst *A*, fyrst *BCD*. af *ABD*, frá *C*. Ásgautz *A*, Ásgautar *BD*, *abgekürzt C*. bónda *f. CD*. 2 eyjarinnar *C*. 3 þar — stǫðum *AD*, fé þar sem til var vísat ok í svá mǫrgum stǫðum *C*, fé í svá mǫrgum stǫðum *B*. sem — til] sem „furr" visar til *A*, *f. BCD*. 4 er saman kom *ABD*, var saman komit *C*. a „bag" at bera *A*, á (í *D*) vág at færa *BCD*. Varð *ABD*, Var *C*. 5 at eins hans gleði *C*. heldr — rík. *ABD*, „hſ Ř allz" *C*. umhverfis *AB*, umbergis *CD*. s *in* spáði *zerstört D*. 6 þat *AD*, þetta *B*, *f. C*. svá *f. A*. **4**, 1 Nú skal *A*, ok nú skal *B*, En nú skal *D*, En nú er at *C*. at hann *C*. feðr *AD* (e *in D zerstört*).

ǫllu hýski hvat talat var, segir at ófært er at sitja orðsending jarls, ok því gerir hann sik ráðinn at ríða. Var þar skjótliga mikill grátr í því húsi, því at allt þat fólk þóttiz náliga tapat hafa sínu lífi, ef honum yrði nǫkkut til meins. Ferr Jón ok fram kemr ok er tekinn af jarli 5 með mestri blíðu sem heimuligr vinr ok trúnaðarmaðr; ok sem jarl hefir þenna mann fengit, breytir hann á þann hátt með heimligum metnaði, at hvern tíma sem draumamenn koma, þá ferr hann í einmæli við Jón ok lætr hann segja sér, hvat þenna ok þann hefir dreymt. Var hér sá manna munr, at Jón lét jarlinn hafa sik undir hendi sér. 10 Aukaðiz jarli enn frægðin af nýju yfir ǫll lǫnd, at nú beri þat yfir hans fyrri spekt, at hann réði nú alla drauma ósagða. Geisaði hans tign af þessi nýjung svá hátt, at jafnvel kom hon fram til sjálfs keisarans. Fluttiz þat ok hér með, at einn ungr maðr var kominn til hirðar jarls, ok sǫgðu sumir at hann væri forvitri, þótt þat færi lágt. 15 Sá þar í vitrir menn, hversu þenna æfintýr hafði saman borit, því at Jón reyndiz einkanligr maðr í siðferði, hæverskr ok lítillátr, mjúkr ok máldjarfr ok æ hallr til hins betra hvar sem hann var við staddr mál

1. 2 ok — hýski *f. A.* hýski sínu *D.* 2 talat *ABC*, „talla“ *D.* var *AC*, er *BD.* segir *A*, segir svá *BD*, ok sagði *C.* er *ABD*, væri *C.* s *in* sitja *zerstört D.* 3 ráðinn í *C.* þar *BCD* (*die beiden lezten buchstaben in D z. t. zerstört*), þá *A.* skjótliga *D*, skjótligr *BC*, *f. A.* mikill *f.* *B.* 4 allt — þóttiz *ABD*, allir þóttuz *C.* náliga *f. C.* 5 Ferr *AD*, ¦Nú ferr *C*, Ríðr *B.* ok er *BCD*, er hann *A.* 6 mestri *AB*, mestu *D*, „hinnu“ mestu *C.* 23. 24 sem — trún. *B*, sem „hemolegs“ vinr. e. „trunaðr m̃“ *A*, sem „heimuligs vins ok trunadar mañz“ *D*, sem hann væri hans trúnaðarmaðr eðr hinn mesti vin *C.* 6. 7 ok sem — fengit *f. BCD.* 7 breytir hann á *A*, hefir jarl nú *BD*, hafa þeir nú *C.* á með *C.* heimligum *ABC* (*die abgekürzte endung in A nicht deutlich*), heimuligum *D.* 8 metnaði *ABD* (*in A am rande nachgetragen*), vitorði *C.* hvern *ABD*, þann *C.* sem *ABD*, er *C.* þá *f. A.* 9 hann segja sér *ABD*, Jón hann segja *C.* þenna ok þann *AB*, þá *D*, þessa menn *C* (þessa hefir menn *C*, *doch ist die richtige wortfolge durch lesezeichen angedeutet*). 10 sá *ABC*, sjá *D.* manna *ABD*, mála *C.* sik svá undir *BD.* 11 Aukaðiz *AB*, Eykz *D*, Aukaz nú *C.* jarli — frægðin („frægd en“) *A*, Heinreki svá frægð enn *B*, Heinreki jarli svá frægð *D*, hans frægðir *C.* af *ABC*, at *D.* at nú beri *BD*, at nú berr *A*, ok upp berr *C.* 12 fyrri *f. C.* réði nú *B*, segi nú *A*, segði *D*, ræðr *C.* 13 hon *f. C.* fyrir sjálfan keisarann *A.* 14 Fluttiz þat *ABD*, Flytz þetta *C.* hér *ABD*, þar *C.* var *ABD*, væri *C.* 15 jarlsins *BD.* segði *C.* sumir menn *C.* hann *f. BD.* forvitr *B.* tt *in* þótt *zerstört D.* þat *ACD*, hann *B.* 16 Sá þar í *BD*, Þar sá i *A*, Sáu þat *C.* menn hver- *in B abgerissen.* þenna *AD*, þessi *B*, þetta *C.* hafði *ABD* (i *in D zerstört*), hefði *C.* 17 reyndiz *ACD*, prófaðiz *B.* einkanligr *A.* framarliga *B*, *f. CD.* maðr *f. CD.* i siðferði *f. BCD.* 17. 18 hæv. — máldj. *A*, hæverskr ok lítillatr, mjúkr ok *B*, hæverskr ok lítillátr mjúkr (úkr *zerstört*) ok *D*, merkr ok mjúklátr, hæverskr ok litillátr *C.* 18 ok æ *f. B.* æ *f. C.* til hallr *A.* hvar *BDC*, „bú“ *A.* *Die 4 lezten buchst. in* staddr *zerstört D.*

manna. Herbergi hafði hann sér ein til svefns ok þeira sinna gerða
20 er honum líkaði, þvíat hvat er hann tók sinni hendi var forkunligt
yfir fram aðra menn. Var hann af þessu efni ǫllu saman svá vinsæll,
at engi maðr talaði honum lýti, en margir vel. Nú líðr svá heðan
at Heinreki jarli líkar eigi at lúta Jóni svá opt, heldr vill fá þessa
speki sem með eign, ok býðr honum at kenna sér sagða list fyrir svá
25 mikit fé ok sæmdir sem sjálfr vill hann; en svá opt sem hann leitar
eptir blítt eða strítt, svarar Jón æ sama til, at hann fær eigi kent
honum, þvíat hann segiz með gjǫf þegit hafa þetta lán en eigi með
list. Þar kemr at jarl reiðiz dauðliga, þvíat hann trúir at Jón fyrir-
muni honum listarinnar; ferr nú til ráðs með honum er aldri er dyggr
30 né vel dugir, at hann skal at komaz listinni hvat er kostar. Því
kveðr hann þat upp einn morgin árla sem hann vaknar í sinni sæng,
at hann býðr frúinni er fyrr nefndum vér, at hon skal taka þat sax
sem þar hekk uppi ok ganga lágliga í svefnhús Jóns ok drepa hann
sofanda, kryfja hann síðan ok taka or honum hjartat ok matgera
35 honum þat sama með spað ok spíz í dagverð um daginn, en lykja
herbergit síðan, svá at þar megi engi koma utan hon ein, þvíat svá
skal flytjaz, at Jón hafi sótt fengit ok andaz or henni ok grafaz. Þetta
boð allt saman angrar svá sárt frúinnar hjarta, sem hon væri lǫgð í
gegnum, en með því at við liggr hennar líftjón af illzku jarlsins, dregr

19 ein *f. C.* þeira *ABD*, til *C.* 20 er *AC*, sem *BD.* hvat er *ABD*, hvar sem *C.* hendi til *C.* forkunnigt *C.* 21 fram *f. BCD.* efni *f. BCD.* saman *f. D*, saman svá *f. C.* 22 talaði *ABC*, mælti *D.* lýti — vel *ABD*, lýtis eða margmælis *C.* Nú — héðan *AB*, Nú líðr svá ok fram kemr *C*, Nú líða svá dag[ar] *D* (mið dag- *bricht D ab*). 23 Heinreki *f. C.* vill hann *C.* þessa *AB*, þá *C.* 24 sem *AB*, af Jóni *C.* eign *AB*, eigu *C.* býðr — at *AB*, biðr hann Jón *C.* fyrr sagða *C*- fyrir *AB*, ok býðr honum *C.* 25 sjálfr vill hann *AB*, hann vill mest þiggja *C*- opt *f. C.* 26 með strítt eðr blítt *C.* svarar *AB*, segir *C.* æ *f. BC.* samt *C*- 27 þetta *f. B.* 27. 28 þetta — list] en eigi með list numit hafa þetta lán *C.* 28 reiddiz *C.* trúir *A*, trúir svá *B*, trúði *C.* 28. 29 at — fyrirmuni *AB*, sem Jón mundi fyrirmuna *C.* 29 ferr nú *AB*, fyrir því tók hann *C.* er (1)] sá er *BC*, sá *A*- er (2) *A*, var *BC.* 30 né vel dugir *A*, sinum vinum *C*, *f. B.* hann skal *A*, nú skal hann *B.* 30. 31 hann — sæng *f. C.* 31 árla f. *B.* í sæng sinni *B.* 32 frúinni *AB*, sinni frú *C.* nefndum vér *AB*, var nefnd *C.* þat *f. C.* 33 sem — uppi *AB*, er liggr hjá henni *C.* 34 sofanda — síðan *f. C.* taka síðan *C.* matbúa *C.* 35 honum *B*, síðan *A*, mér *C.* sama *f. C.* um daginn *AB*, í dag *C*. 36 herb. síðan *AB*, síðan aptr herbergi *C.* inn koma *C.* utan hon ein *A*, utan hann einn *B*, nema þú ein *C.* þvíat *f. C.* svá *f. A.* 37 hafi *A*, hafði *C*, skal hafa *B.* fengit *AB*, fangat *C.* hafi andaz *C.* ok grafaz *A*, en síðan grafaz *B*, ok síðan hafi hann grafiz *C.* En þetta *BC.* 38 saman *AC*, samt *B.* frúarinnar *C.* lǫgð *C*, lagin *AB* (lagin í *doppelt B*). 38. 39 í gegnum með sverði *C.* 39 með *BC*, við *A.* líftjón hennar *C.* þá dregr *BC.*

hon sik út af húsinu ok fram í þá skemmu er Jón liggr í. Hann lætr 40
sem hann sofi, en hon stendr á gólfinu ok grætr mjǫk sárt þar til er
hann víkr orðum at henni ok segir svá: „Frú mín, segir hann, grát
eigi, ger heldr þat er þér er boðit; ek skal hvergi flýja. Vit ok þat,
at sá hefir meiri ábyrgð er býðr glæpinn en hinn er gerir nauðigr“.
Hon svarar ok sverr við guðs nafn at eigi skal hon spilla hans blóði, 45
þótt þar ligi við hennar líf: „þvíat með vizku þinni, segir hon, er þér
sjálfrátt at vit beitum svá jarlinn brǫgðum, at þú hafir líf, en hann
þikkiz hafa sinn vilja“. Jón segir: „Hvat er þá annat, síðan þú ert
ráðin í at gera mér ekki mein: ek veit þann stað er víst er at hǫndla
einn stóran rakka, tak hann ok fær mér“. Sem þat er gǫrt, drepr 50
hann rakkann, tekr hjartat or honum ok býðr henni þat matgera jarl-
inum. Svá gerir hon, strengir síðan skemmuna, ok orð fleytir út í
staðinn, at Jón hafi sótt fengit. Kemr nú þar máli, at hjartaréttrinn
er borinn jarli um daginn, ok hann etr, en æ í millum sem hann tekr
af réttinum, sér hann niðr í gaupnir sér sem prófandi hver vizka hlypi 55
at honum til draumspekinnar; en þat fór svá at hann lýkr hunds hjar-
tanu ok er at engu vitrari en áðr. Er þessu næst víkjanda til Jóns,
at hann gerir eitt mannlíkan með vax [með] svá forkunligum hagleik
ok líkt sjálfum sér, at þar mátti hann sjálfr kennaz. Segiz nú fljótt
hans andlát eptir fá daga; gengr frúin næst hans nauðsynjum ok 60

40 út *AB*, í burt *C.* af húsinu *A*, or húsinu *B*, af loptinu *C.* fram *f. C.* Hann *AB*, Jón *C.* 41 en er hon *C.* sárt mjǫk *C.* 42 at henni *AB*, til hennar *C.* segir *AC*, talar *B.* segir *AC*, sagði *B.* 43 þér er (er *f. B*) boðit *AB*, jarl býðr *C.* en ek *C.* hvargi *AB.* ok þat *A*, ok *B*, fyrir víst *C.* 44 sá hefir *AB*, þess er *C.* glæpinn býðr *C.* hinn *A*, sá *B*, hins *C.* nauðigr gerir *BC.* 45 svarar ok *B*, segir ok *A*, *f. C.* guðs nafn *A*, guð *BC.* hon skal eigi *C.* blóði *AB*, lifi *C.* 46 sagði hon *B*, *f. C.* 47 sjálfvald *B.* beitim *A.* svá jarlinn *B*, svá jarl *C*, „ûr“ *A.* 47. 48 hann — hafa *AB*, jarl hafi þó *C.* segir *AC*, svarar (*undeutl.*) *B.* þá *f. B.* at síðan *C.* ert þá *B.* 49 at gera — mein *f. AB.* er víst *B*, at víst *C*, at ráðinn *A.* 50 stóran rakka *AB*, hund stóran *C.* 51 ok tekr or honum hjartat *C.* þat at *C.* 51. 52 jarlinum *AB*, fyrir jarl *C.* 52 *nach* hon: sem Jón bauð henni *add. C.* aptr síðan *B.* fleytir út *A*, fleytir *B*, flytz þat nú *C.* út *f. B.* 53 Jón *AB*, hann *C.* fengit *AC*, tekit (*undeutl.*) *B.* málinu C. 54 borinn jarli *AB*, inn borinn ok settr fyrir jarl *C.* hann etr *AB*, þá etr hann *C.* sem hann tekr *AB*, er hann át *C.* 55 sér *AB*, lítr *C.* prófandi *A*, efandi *C* (*in B ist der anfang des wortes abgeschnitten und nur* -ndi *erhalten*). 55. 56 at honum hlypi *C.* 56 draumspekinnar *AB*, draumanna *C.* *nach* svá: með ǫllu *add. C.* r *in* fór *und* svá at *in B abgeschnitten.* lauk *C.* 56. 57 hjartanu *A*, „hjarttenu“ (*sic*) *C*, hjarta *B.* 57 ok er *AB*, en hann var *C.* vitrari *A*, vísari *B*, nærr *C.* en áðr *AB*, en áðr um draumavizkuna *C.* Er — víkjanda *AB*, En nú er þessu næst at víkja *C.* 58 at *f. A.* eitt *f. A.* með (2) *f. AB.* 58. 59 með (2) — ok] svá forkunliga *C.* 59 nú fljótt *AB*, ok flytz *C.*

sveipar líkit áðr menn koma til at gera líkferðina, en Jón hefir þá víst
í hennar trúnaði sem leynir alla menn. Urðu þessi tíðendi mǫrgum
til hrygðar er Jón trúðiz til grafar borinn ok niðrsettr, svá at margr
var grátandi at þeiri þjónustu.

5. Nú er þar til máls at taka, at keisarann í Saxlandi dreymir
draum einn er honum sýniz merkiligr, en vill þó engum segja, þvíat
Heinrekr mágr hans var nú svá gæddr þessi frægð, at hann segði
drauma alla en réði síðan, ok því metr keisarinn eigi þann mun at
5 bjóða jarli á sinn fund, heldr ríðr hann sjálfr með sitt hoffólk ok fram
kemr á jarlsins garð. Verðr frúin systir hans hjartaliga fegin hans
kvámu, en jarlinn sýnir sik nǫkkut glaðan ok hylr með sér hrædda
samvizku, þvíat hann þikkiz víst vita at keisarinn hefir á einhvern hátt
mikit erendi, síðan hann sjálfr reið. Fór þat fram með honum sem
10 skrifat er, at engi hlutr svíkr bráðara manninn en ill málaefni. Sem
þeir taka tal sín á milli mágarnir, segir keisarinn sik hafa dreymt þat
er honum sýniz merkiligt: „ok því viljum vér, mágr, at þú tjáir oss
vizku þína er nú ferr land af landi ok segir draum minn, en þýðir
síðan sem eptir gengr". Jarl kennir nú at hann hefir sjálfr egnt þá
15 snǫru fyrir sínum fótum, at óvíst er hversu hann forðaz; verðr nú
hljóðr ok fordjarfaz allr, segir þat lán skammætt hafa verit ok nú með
ǫllu sik fyrirlátit. Keisarinn sér með sinni vizku at jarl vard illa við,

61 áðr en *C.* en Jón *AB*, Jóns *C.* 62 trúnaði hennar *B.* trúnaðar *C.* ley[illegible]iz *C.* mǫrgum *f. A.* 63. 64 er Jón — var *f. C.* 64 at *AC*, af *B.* þeiri þjónustu *A*[illegible] þessi líkfylgju *C.* 5, 1 máls *A*, frásagnar *B*, *f. C.* *nach* taka: ok frá at seg[illegible] *add. C.* at (2) *AB*, er *C.* keisarann *A*, keisarinn *B*, *die endung abgekürzt* [illegible] dreymdi *B.* 2 einn *AB*, mikinn *C.* merkiligr vera ok vill *C.* 3 nú svá *B*, nú [illegible] svá *C.* græddr *B.* þessi frægð *B*, þeiri list *A*, þessarrar frægðar *C.* segir [illegible] 4 ræðr *C.* hann keisarinn sjálfr *C.* eigi *f. A.* þann mun *A*, þann muninn *B*, mi[illegible]ni *C.* 5 jarlinum *B.* 6 hans systir harðla *C.* 6. 7 á jarlsins — en *f. A.* 7 kvámu [illegible] fundi *C.* jarlinn *A*, jarl *BC.* sýnir *AB*, gerir *C.* nǫkkut *f. AB.* ok hylr *BC*, [illegible] hefir *A.* 8 víst *f. A.* keisari *C.* á *f. C.* 9 sjálfr hann *B.* þat *AC*, hér *B.* me[illegible] honum *f. B.* 10 skrifat stendr *C.* svíkr *BC*, sýkir *A.* bráðara *AB*, svá *C.* en *A*[illegible] sem *C.* málaefni *A*, málefni *BC.* *nach* málaefni: frúin systir keisarans verðr hjartaliga fegin hans kvámu *A.* 11 taka tal *A*, tala *B*, taka málefni ok tala *C.* á milli *A*[illegible] í milli *B*, i millum *C.* dreymt hafa *C.* 12 er *f. A.* því *f. A.* *nach* mágr: seg[illegible] hann *B.* 13 land af landi *AB*, um ǫll lǫnd *C.* segir oss *C.* draum minn *A*[illegible] drauminn *BC.* 13. 14 þýðir — sem *AB*, ráð síðan sem þýðir ok *C.* 14 kennir *A*[illegible] sér *B.* sjálfr hefir *A.* 14. 15 egnt — fyrir *AB*, fengit þá sneypu *C.* 15 hve[illegible] at *B.* verðr hann nú *C.* 16 hljóðr mjǫk *C.* fordjarfar *A*, fyrir djarfaz *B*, for[illegible] („fᵉmlazt") *C.* ok segir *C.* skammætt *B*, skammortt *A*, skamt *C.* verit hafa *B*[illegible] 17 sik fyrirlátit *AB*, fyrirlætr hann sik (!) *C.* sér nú *C.* sinni vizku *AB*, samvizk[illegible] sinni *C.*

ok því tekr hann með sér stǫðugt at hann er bitinn af vándri samvizku. Hann talar þá: „Oss var flutt at hér væri einn ungr maðr, Jón at nafni, forvitri ok vinsæll; hvar er hann nú?“ Jarl segir at hann er dauðr ok grafinn. En er þessar rœður fara fram, sér keisarinn at frúin systir hans hylr sinn harm ok grætr þó sárt. Því endar hann fyrst at sinni þetta mál en tekr síðan systur sína með einmæli, bjóðandi henni upp á sína kurteisi at hon láti upp sannindi fyrir honum: „því at vér þikkjumz sjá, segir hann, at þit hjón erut ólíkrar samvizku í þessu máli, ok því berum vér traust á, at þú munt oss sannara segja en jarlinn“. Frúin með sínum góðleik var nú sett millum þeira boða er eigi váru lágir. Hon sá fyrir hversu hennar bóndi var háðuliga skemdr í sínum glæp; sá hon ok hversu hon var skyldug satt at boða ok frjálsa saklausan. Hér kemr máli, at hon leysiz því af sem minnstu mátti við koma, segir Jón lifa ok vera í sínu valdi. Keisarinn krefr þá ok ekki framarr af henni, utan býðr í stað at Jón leiðiz á hans fund. Sem þat er gǫrt, talar keisarinn heldr stutt í fyrstu ok segir svá: „Hví ferr þú svá með þér lifandi maðr: grefr þik sjálfr í leynd, enda trúiz dauðr ok grafinn af ǫðrum? Seg oss þat, því at vér bjóðum þér, ok ger engan manna mun at“, segir hann. Jón svarar þessum keisarans orðum mjǫk góðmanliga, sem hans náttúra var til: „Herra minn, segir hann, ef ek skal greina þann litla æfintýr, bið ek at þér

18 þvi — stǫð. *AB*, þenkir með sér stǫðugt samvit *C*. at hann *BC*, radħn *in* at ħn *gebessert, das* r *aber nicht radiert B*. bitinn af vándri samvizku *A*, bit. af illri náttúru *B*, bundinn af illum anda ok vándri samvizku *C*. 20 forvitri *A*, forvitra *C*, forvitr *B*. 21 er *AB*, só *C*. grafinn *AB*, „grauftur“ *C*. En *BC*, Ok *A*. þessar *AC*, þeira *B*. fara *AB*, fóru *C*. 22 hylr *AB*, hlýr *C*. Því *AC*, Þá *B*. 23 fyrst — mál *AB*, sitt mál fyrst at sinni *C*. en *BC*, ok *A*. síðan *f. C*. 24 upp *f. C*. kurteisi *A*, kærliga trú *B*, kristiliga trú *C*. láti upp *AB*, léti uppi *C*. 25 segir hann *f. A*. hjón *AC*, jarlinn bóndi þinn *B*. erut ólíkrar *AB*, viti ykkra *C*. 26 því *f. A*. oss *f. C*. segja *AB*, hafa *C*. 27 jarlinn *AB*, jarl *C*. En frúin *C*. sett *AB*, sótt *C*. í millum *C*. 28 er *AC*, sem *B*. háðuliga *A*, háðugliga *C*, harðliga *B*. 29 sá hon ok *AB*, hon sá *C*. hversu skyldug hon var *A*. boða *AB*, segja *C*. 30 saklausan mann *C*. at *f. A*. leysiz *AB*, lýsir *C*. því af *B*, af því *A*, þat af *C*. 30. 31 sem minnstu mátti *B*, sem hon mátti minnstu *A*, sinni samvizku er hon mátti *C*. 31 ok segir *C*. 32 ok *f. C*. framarr *B*, meira *A*, frekari *C*. utan at hann býðr *C*. í stað *f. C*. 33 stutt *BC*, „stugt“ *A*. 34 svá (1) *f. B*. Hví *AB*, Því *C*. ferdu *ABC*. þér lifandi *AB*, þínu málsefni *C*. sjálfr *B*, sjálfan *C*, niðr *A*. 35 enda *AB*, en þú *C*. dauðr ok *f. C*. ǫðrum mǫnnum *C*. þat *f. AC*. 35. 36 bjóðum þér *AB*, trúum þér ok bjóðum vér þér undir hlýðni *C*. 36 ger *AB*, beið *C*. manna mun *AB*, man muna *C*. segir hann *A*, sagði hann *B*, *f. C*. þessum *f. C*. 37 orðum keisarans *A*. mjǫk *f. A*. hans náttúra *AB*, návera (!) hans *C*. 38 minn *f. A*. *nach* greina: segir hann *add. C*. þatt litla *BC*. 38. 39 þér gefit *AB*, þú gefir *C*.

gefit mér vald yfir eins manns lífi". Keisarinn svarar: „Þú ert skyld-
40 bundinn upp á þinn háls at segja satt, þótt vér kaupim þat ekki várri
ríkisstjórn". Jón hefr þá frásǫgn, þótt eigi væri fǫgr, ok verðr þá
mikill munr þeira hjóna, sem út gekk frásǫgnin. Keisarinn varð svá
reiðr við frásǫgn þessa, at sakir mægða við jarlinn þóttiz hann sjálfr
skemdr í þvílíkum glæp ok fordæðaskap, þvíat líkt mátti sýnaz, áðr
45 nǫkkut sefaðiz til, at logi brennandi mundi jarli heim bjóða; en eptir
lítinn þagnartíma talar keisarinn: „Seg nú draum þann er fyrir oss bar
ok oss sýndiz merkiligr, þvíat prófat er hver vizka með þér er ok
hvert hégómafals með Heinreki jarli". Jón segir: „Dýrt er dróttins
orð. Yðr dreymdi, sem þér værit heima í yðvarri hǫfuðborg, at þér
50 gengit upp í einn turn ok litit niðr yfir staðinn: sýndiz yðr sem vatna-
gangr geystiz svá mikill í hvert plaz, at staðarins fólki var hvargi
fært með þurrum fæti, heldr var allr lýðr á vaðli; en þó fór þat und-
arliga, þvíat þat sama var þeim ýmisligt: sumum tók eigi meirr en í
ǫkla, sumum til knés, sumum í mjaðmir, ǫðrum í beltisstað, þá enn
55 á axlir, nǫkkurum allt til munns, svá at vatnit fell út ok inn. Er
nú draumrinn úti, herra", segir hann. Keisarinn segir: „Frábæra vizku
hefir guð gefit þér, þvíat hvargi víkr af réttu; en seg nú ljósliga,
hverir þeir váru er hæstan hǫfðu vaðilinn". „Þat var drottning yður,

39 yfir *AB*, til *C.* svarar *C*, svaraði *B*, segir *A.* 40 á *f. C.* satt *AB*
Jón *C.* kaupum *C.* eigi *C.* 40. 41 várri (*undeutlich C*) ríkisstjórn *BC*, at þér *A*.
41 þá frásǫgn *AB*, þá upp frásǫgu þessa *C.* væri *AC*, sé *B.* ok *f. C.* 42 munr *in A*
über der zeile nachgetragen. frásǫgnin *AB*, frásǫgunni *C.* varð *AB*, var *C.* 43 frá-
sǫgn *AB*, glæp ok fordæðu *C.* at *AB*, ok *C.* jarlinn *AC*, Heinrek *B.* hann
sjálfr *AB*, keisarinn *C.* 44 skemdr vera *C.* þvíliku *C.* glæp ok ford. *f. C.* þvíat
(svá at *B*) — sýnaz *AB*, sem þikkja mátti *C.* 44. 45 áðr — til *f. C.* 45 sefaz *A*.
jarli *AB*, honum *C.* *nach* bjóða: sem verkin sýnaz til *add. C.* en *f. C.* 46 tal-
keis. *AB*, mælti keisarinn til Jóns *C.* drauminn þann *C.* bar *f. A.* 47 ok o[ss]
sýniz *A*, ok sýndiz oss *C*, er oss virðiz *B.* 47. 48 prófat — jarli (jarli er *A*) *AB*
vér viljum vita hver vizka er með þér ok viljum vér vita hvárt nǫkkut er hégóma
eðr fals í *C.* 48 segir *AC*, svarar *B.* 49 *nach* orð: herra *add. A.* sem *AB*, at *C*
værit *BC*, várut *A.* i *AB*, á *C.* hǫfuð- *f. A.* 50 gengit *AB*, þóttiz ganga *C*
litit *AB*, litut *C.* sýndiz — sem *A*, þér syndiz at *C*, at *B.* 50. 51 vatzgangr *C*
51 geystiz svá mikill *B*, gengi svá mikill *A*, væri mjǫk geystr *C.* í hvert plaz *AB*
yfir allan staðinn ok hvert plaz var fullt *C.* at *AB*, svá at *C.* hvergi *C.* 52 fært *C*
far *A*, friðr *B.* með *f. C.* 53 þvíat *f. B.* sama — ýmisligt *BC*, vatn tók mǫnnu[m]
ýmisliga *A.* 54 sumum (2) *AB*, en sumum *C.* 54. 55 þá enn á *A*, ǫðrum i *B*, eð[r]
á *C.* 55 nǫkkurum *A*, ok nǫkkurum *C*, ǫðrum *B.* munns *AB*, miðs *C.* svá at —
inn *f. C.* 56 draumrinn *A*, draumr *B*, draumrinn yðvar *C.* segir (2) *AC*, svarar *B*
56. 57 Frábæra — réttu] hvergi frá bera: „ok hefir guð gefit þér mikit vit ok go[tt]
þvíat hvergi víkr af neinu *C.* 57 þér gefit *B.* seg — ljósliga *AB*, hann segir *C*
58 vaðalinn *C.*

segir Jón, ok sá flæmski maðr er henni fylgdi heiman, síðan margir aðrir af hǫllinni ok yðvart ráð". „Satt er þetta, segir keisarinn, en 60 skýr nú drauminn". „Ef ek skal ráða draum þenna, segir Jón, vilda ek gjarna fá vald tveggja manna lífs, þvíat svá ætta ek at ambana guði gjǫf sína, at verða engum manni til meins". Keisarinn segir at vel verðr ljóst, hverr maðr hann er: „en þó muntu drauminn þýða verða með ǫllu kauplaust". Jón segir: „Því er verr at draumr sjá hefir 65 ófagra þýðing, svá at mér þikkir mikit fyrir upp at kveða; en með því at guð hatar óhæfur allar, mun yðr af því sýnt hafa verit, at eigi skuli svá lengr fram fara. Eigi er betra um at tala þat er frú yðvarri heyrir til, en hon svíkz frá yðr ok hefir um langan tíma legit með þeim flæmska manni, sínum kumpán; er ok eigi fegra en margir af 70 yðru stórmenni eru samvitandi þessa lýtis: sumir meirr, en sumir minnr, en sumir með grun af líkindum hversu þau fara. Tók því vatnit ýmisliga, at samvitand ok samþykt þessarrar óhæfu er með svá mǫrgum stéttum; en þeim tók djúpast sem hǫfuðsmenn eru svá ljótrar ódygðar: þvíat í hvern tíma sem þér erut braut samrekkja þau með 75 ǫllu. Er nú þýðingin úti þótt eigi sé gleðilig".

6. Keisarinn verðr bæði rjóðr ok reiðr við ræðu þessa, temprar sik þó vel, þvíat hann var guðhræddr maðr. Jón fellr þá fram með tárum fyrir hann ok mælir svá: „Herra minn, segir hann, hafit várs

59 segir Jón *BC*, herra *A*. flæmski maðr *AB*, flokkr manna *C*. fylgdi *AB*, fylgir *C*. heiman *f*. *C*. 60 ok *f*. *AB*. yðvart ráð *BC*, yðrir menn (*nicht ganz sicher*) *A*. segir *f*. *A*. 61 drauminn þenna *B*. 62 gjarna — vald *AB*, eiga frjálsliga at ráða *C*. lifi *C*. ambana *AC*, launa *B*. 63 sína gjǫf *C*. verða — manni *AB*, engum væri *C*. til meins *BC*, at meini *A*. 64 verðr *AB*, yrði *C*. þó muntu drauminn þýða (ráða *B*) verða *AB*, segja verðr þú draum þenna *C*. 65 segir *AC*, svarar *B*. draumr sjá *A*, dr. þessi *B*, hann *C*. 66 ófagra (svá ófagra *B*) þýðing *AB*, ógurliga þýðing ok ófagra *C*. 66 svá *f*. *BC*. mikit *in C über der zeile nachgetragen*, *f*. *B*. upp at kveða *AB*, í at segja hann *C*. 67 allar *AB*, manna *C*. yðr af því *B*, yðr *C*, *erloschen A*. 67. 68 eigi — lengr *AB*, guð vill at eigi sé svá lengr láta *C*. 68 Eigi *AB*, En eigi *C*. þat *AB*, þar *C*. frú *erloschen A*. 69 til heyrir *C*. en (at *B*) hon — yðr *AB*, hin svikaligasta frú yðar *C*. legit *A*, gengit *C*, *f*. *B*. 70 manni — kum- *in A erloschen*. er *AB*, en er C. 71 þessa lýtis *AB*, þeira svika *C*. 71. 72 meirr — með *in A sehr verblichen*. sumir meir — minnr en *f*. *C*. 72 minnr en *f*. *B*. með *A*, af *B*. af *A*, með *B*. með — fara] hafa grun af þeira meðferð *C*. 73 -ga at *in A erloschen*. ok samþykt *B*, ok sundrþykki *C*, *f*. *A*. þessarrar *AB*, þessi *C*. óhæfa *C*. er svá með *C*. 74 mǫrgum stéttum *A*, mǫrgum stétt *B*, margri stétt *C*. sem *BC*, er *A*. eru A, eru orðnir *B*, váru *C*. 74. 75 svá ljótrar ódyg ar *AB*, glæpsins *C*. 75 í *f*. *A*. sem *AB*, er *C*. í burtu *C*. þá samrekkja *C*. 76 gleðilig *B*, glaðlig *A*, glaðligt *C*. **6**, 1 verðr bæði *AB*, varð *C*. ræðu þessa *A*, reiðu (*sic*) þessa *B*, þessa ræðu *C*. 2 þó *AC*, þá *B*. 3 mælir *BC*, talar *A*. segir hann *C*, sagði hann *B*, *f*. *A*.

herra þolinmæði fyrir augum yðr ok líkiz honum í því at hefna yðvar
5 eigi, þótt þér megit, heldr líknit at hans dæmi ok ljáit þeim til um-
bótar líf er dauða eru verðir: þvíat svá megi þér mest vinna, at yfir
skapraunir seti þér miskunn ok þolinmæði". Keisarinn þagnar við
tǫlu Jóns ok mýkiz svá fyrir guðs vitjan, at hann tárfellir ok talar
síðan: „Þótt ek væra grimmr í mér, mætta ek sjá, Jón, hverr þú ert
10 við þann er þínu blóði eptir leitaði, ok því er þat ljótt fyrir guði ok
mǫnnum, ef ek skal verr gera en þú, svá miklu sem mér er vandara
fyrir þat mikla lán er minn dróttinn veitir mér, ok því skaltu þiggja
þína bæn báðum okkr til sáluhjálpar; þar með gerz formaðr at fremja
þá líkn í hverjum stað sem vér viljum skipa". Var nú dagr mjǫk
15 lokinn. Stendr þá keisarinn upp or því litla herbergi ok hefir Jón í
ferð með sér. Sýniz hér nú undarligr hlutr, sem hann sé af dauða
reistr. Keisarinn er hljóðr ok harmandi með sjálfum sér, ok sem næsta
nótt líðr af, býðr hann at jarlinn sé gripinn ok leiddr fýrir hann.
Sýnir keisarinn honum þá undirstǫðu síns málefnis, bjóðandi honum
20 upp á sitt hálsbein at segja allan veg þeira Jóns, hversu farit hefir.
Er nú svá drengt at jarlinum, at hann segir opinberliga þótt ljótt væri;
ok sem þat er endat, biðr Jón þá enn fyrir honum, at hann fái líf ok
limu. Keisarinn segir at þat skal þiggjaz fyrir hans bæn; játar at þat
muni satt, at Jón eigi mest vald á lífi jarls, ok því skal hann búa

4 herra *BC*, dróttins *A*. 5 líknit *AB*, líkna *C*. 5. 6 til umbótar líf *A*. líf t. u. *B*, til umbóta *C*. 6 er *AB*, sem *C*. dauða eru verðir *AB*, dauðamenn væri *C*. megi *A*, megu *B*, megit *C*. mest *AB*, helzt *C*. at *f. C*. 7 skapraun *C*. seti þér *AB*, som þér hafit meiri *C*. *nach* þolinmæði: við óverða menn *add. C*. 8 Jóns *AB*, þessa *C*. fyrir *AB*, við *C*. 9 væri *BC*. grimmr maðr *C*. mætta *A*, mætti *B*, þá mætta *C*. 10 eptir þínu blóði *C*. ljótt *B*, ljóst *A*, ljóst ok lýst *C*. 11 *nach* vandara: um en þér *add. C*. 12 er minn dróttinn *AB*, sem dróttinn minn *C*. 13 sáluhjálpar *AB*, sæmdar ok sálubótar *C* ok þar *C*. gerz *A*, gerztu *B*, „gi°j'z“ *C*. 14 líkn *AB*, hluti ok líkn *C*. hverjum *AC*, hvárum *B*. skipa *f. C*. 14. 15 Var — lokinn *f. C*. 15 lokinn *A*, „lutinn“ *B*. þá keis. upp *B*, nú keis. upp *A*, keis. þá upp *C*. or *BC*, gengr út af *A*. því litla herb. *AB*, því sæti er hann sat í ok á burt af því herbergi *C*. 15. 16 í ferð *B*, í fǫr *C*, *f. A*. 16 Sýniz *AC*, Sýndiz *B*. nú *f. C*. undarligir hlutir *C*. hann *AB*, Jón *C*. 17 reistr *AB*, risinn *C*. er *AB*, var mjǫk *C*. harmandi *B*, harmaði *AC*. sér sjálfum *B*. 19 Sýnir keis. honum þá (þá *nach* sýnir *B*) *AB*, Keis. segir honum þá *C*. málefnis *B*, málsefnis *C*, máls *A*. síns *nach* málsefnis *C*, *doch ist die richtige wortfolge durch lesezeichen angedeutet*. 20 upp *f. B*. sitt *AB*, þitt *C*. at hann skal segja *C*. 21 at hann — væri *BC*, þó at ljótt væri at hann hlýtr opinberliga at segja alla sǫgu þeira Jóns *A*. 22 ok *f. B*. sem þat er *AB*, síðan þat var *C*. enn þá *C*. 23 limar *BC*. þiggjaz *AB*, fáz *C*. játar *AB*, ok segir *C*. 23. 24 at þat — satt *f. C*. 24 muni *A*, man *B*. eigi *AB*, átti *C*. jarlsins *B*. því *f. A*. hann *f. B*. láta búa *A*.

honum eitt skip svá alvarliga brott or Saxlandi, at hann komi þar 25
aldri sínum fæti. Sem þat er gǫrt, skipar keisarinn Jóni at sækja til
sinnar hǫfuðborgar ok taka með skilríkum váttum þá illlífismenn sem
fyrr var frá sagt, ok fá þeim skip ór landi heim til sinnar ættjarðar;
en keisarinn segiz munu bíða í sama stað, þvíat hann vill eigi fyrr
koma í sína borg, en hon hreinsaz áðr af svá miklu grandi. Vil hann 30
sér þat spara at skripta þeim eptir atvikum ok málavexti er samnetjaz
hafa greindri illzku. Skipar hann Jóni þá menn af sinni fylgd til vættis
sem honum hǫfðu aldri brugðiz í trúnaði. Ferr Jón ok fram kemr,
stillir svá klókliga sinn veg, at á náttarþeli kemr hann í staðinn; gengr
upp í þat lopthús sem drottningin var vǫn at sofa í eptir tilsǫgn keis- 35
arans manna. Þýddiz sva vaðillinn sem Jón hafði sagt, at þar lágu
þau vansignuð bæði samt: þar tekin, haldin ok á skip rekin eptir for-
sǫgn keisarans. Svá fóru þau ok kómu aldri aptr.

7. Eptir þat lætr Jón blása keisara lúðr ok boðar ǫllum borgar-
lýð á eitt mót: þar stendr hann upp ok talar bæði snjállt ok satt erindi
til þeira, hversu skemdir þeir váru í ljótri ódygð við sinn herra; segir
þeim þó verst sama er mestan heiðr halda af sjálfum honum ok hann
treysti bezt; kveðr á síðan mann af manni, hvat hann hefir eignaz 5
meira eðr minna af þessum vantrúnaði; segir þeim enga aðra lífs ván,
nema þeir ausi sitt hǫfuð moldu ok dupti ok gangi berfættir út af

25 svá *f. BC.* alvarl. *AC*, skjóttliga *B.* 25. 26 hann — fæti *A*, hann
…i þar síðan aldri fæti *B*, aldri komi hann þar síðan *C.* 26 ok sem *C.* er *AB*,
…r *C.* 27 hǫfudborgar sinnar *C.* sem *AB*, er *C.* 28 fyrr *BC*, áðr *A.* frá *AC*, af *B.*
…im *AB*, burt *C.* 29 eigi *AB*, ekki *C.* fyrr *f. C.* 30 koma *BC*, heim *A.* en —
…r *AB*, fyrr en hon er hreinsut *C.* 31 atvikum ok málav. *AB*, makligleikum ok at
…erkjum *C.* samnetjaz *A*, sameignaz *B.* 31. 32 er — illzku *f. C.* 32 þá Jóni menn *B.*
…ttis *AB*, vitnis *C.* 33 sem *AB*, er *C.* honum sjálfum *C.* Síðan ferr *C.* 34 ok
…llir *C.* klókl. — veg *AB*, til sínum veg klókliga *C.* hann kemr á náttarþeli *C.*
…4. 35 ok gengr þegar upp *C.* 35 lopt- *f. C.* sem *AB*, er *C.* drottning *C.* var
…on at sofa i *A*, var vǫn i at sofa *B*, svaf i *C.* til sǫgu *B.* 35. 36 eptir — manna
C. keisarans *B*, konungsins *A.* 36 Þýðiz *C.* vaðillinn *AB*, ráð ill *C.* hafði
…agt *AB*, s(agði) *C.* 37 bæði vansignuð *C.* samt *f. A.* þar *A*, síðan váru þau *C*,
… *B.* haldin *A*, ok haldin *B*, *f. C.* 7, 1 þat *BC*, þetta *A.* lúðri *B.* 1. 2 borgar-
…ýð *AB*, keisara lýd *C.* 2 þar *AB*, þá *C.* hann *BC*, Jón *A.* talaði *C.* bæði —
…rindi *A*, snjallt bæði ok satt erindi *B*, snjallt erindi bæði ok hátt *C.* 3 þeir váru
…skemdir *A.* sinn herra *AC*, keisara *B.* 4 þeim — sama *AB*, þá þetta mest sanna (!)
C. halda *AB*, hafa haft *C.* 5 treysti *BC*, treystir *A.* bezt *AB*, til *C.* á — manni *A*,
…síðan á mann ok mann *B*, á síðan mann fyrir mann *C.* 6 af *AB*, í *C.* þessum *AC*,
…þeim *B.* ok segir *C.* aðra lífs ván *A*, lífs ván aðra *B*, lífs ván standa mega *C.*
7 moldu ok dupti *A*, með dupti *C*, „dupta“ *B.* ok gangi *BC*, gangandi *A.* 7. 8
berf. — staðnum *B*, berum fótum burt af staðnum *C*, utan staðar berfættir *A.*

staðnum móti keisaranum sem hann kemr nærri; ok sakir þess at menn
skildu sína sekt ok sáu með þessum manni Jóni bæði vizku ok frá-
10 bæran góðvilja, taka allir fegnir hans ráð. Á Jón þar ekki lengri dvǫl,
víkr aptr til keisarans ok segir honum sín erindislok. Lyptir keisarinn
þá sinni ferð, ok er hann nálgaz staðinn, fara borgarmenn alla leið
með sínu máli sem Jón hafði til lagt: falla fram berfættir, hárklæddir
ok askaðir honum til fóta, játandi sinn glæp, en beiða miskunnar, ok
15 hana fá þeir: þvíat gott hjarta var fyrir, síðan svá var leitat. Var nú
því líkt, sem hátíð risi upp eptir dimma nótt, þvíat sakaðir váru leyst-
ir ok til þess frelsis aptr leiddir sem þeir hǫfðu tapat fyrir sína synd
ok óvizku. Fekk Jón svá mikla sæmd af þessum málum ǫllum samt
sem nú hafa sǫgð verit, sem eigi er auðvelt at greina. Gaf keisarinn
20 honum jarldóm ok ríki eptir Heinrek ok þar með systur sína. Var
þat einmælt, at nú væri hon betr gipt.

8. Á einhvern tíma sem þeir sátu báðir samt keisarinn ok jarl-
inn, spyrr keisari jarl heimoliga, hvaðan af hann hefði þegit svá mikla
gjǫf frábærrar vizku yfir aðra menn. Jarlinn segir at þess háttar hlutr
hefði legit í móðurætt hans, at jafnan hefði nǫkkurr verit forspár, „þótt
5 ek hafa þar meira af þegit en ek veit nǫkkurn hafa haft minna ætt-

8 móti *A*, í moti *C*, mót *B*. nærri staðnum *C*. 9 ok sáu *A*, en sáu *C*, „visa“ *B*. vizku *AC*, vitru *B*. frábæran *AB*, frábærligan *C*. 10 fegnir hans ráð *AB*, þetta ráð ok verða því fegnir *C*. Á Jón þar *BC*, Þar á Jón *A*. ekki *BC*, eigi *A*. lengri *A*, lengr *B*, meiri *C*. 11 víkr hann *C*. 12 ok *AB*, en *C*. 12. 13 alla — máli *AB*, með sama máli alla leið *C*. 13 lagit *BC*. falla fram *B*, falla *B*, falla þeir fram *C*, fara fram *A*. hárklæddir *B*, ok herklæddir *C*, í klæddir *A*. 14 ok askaðir *f. C*. honum til fóta *AB*, til fóta keisara *C*. játandi *AB*, játuðu þeir honum *C*. beiða *AB*, beiddiz af honum *C*. 15 fá *AC*, fengu *B*. var hjarta *C*, *doch ist die richtige wortfolge durch lesezeichen angedeutet.* 16 risi upp *AB*, sneriz *C*. eptir dimma *AB*, af dimmri *C*. sakaðir *AB*, allir *C*. 17 þess *f. A*. sem — tapat *BC*, þess sem þeir váru áðr frá leiddir *A*. 17. 18 synd ok *f. C*. 18 svá — samt (jafnsamt *A*) *AB*, af þessum háttum ǫllum samt svá mikla virðing *C*. 19 sem nú — verit *f. C*. 20 honum *AB*, Jóni *C*. Heinrek jarl *C*. ok (2) *f. B*. 21 einmælt *AC*, nú mælt *B*. nú — gipt *A*, hon væri betr gipt *B*, hon var nú betr gipt en fyrr *C*.
8, 1 einhvern *A*, einn *B*. sátu *A*, sitja *B*. 1. 2 Á — heimol.] ok því sitja þeir báðir samt keisari ok „g“ (with d above) Jón jarl talandi sem heimugliga til hans svá segjandi *C*. jarlinn *B*, jarl *A*. 2 jarl *f. B*. af *AC*, at *B*. hann hefði *AB*, hefir þú *C*. 3 frábærrar vizku *AB*, ok frábæra *C*. *nach* menn: fram *add. C*. Jarlinn *AB*, Jón *C*. sagði *B*. þess — hlutr *AB*, svá fallin náttúru gjǫf *C*. 4 í *BC*, á *A*. móður- *f. C*. nǫkkurir *B*. at jafn. — forspár *f. C*. forspár *A*, forsýnir *B*. þótt *B*, þó at *C*, þó *A*. 5 þar af *C*. *nach* þegit: sagði hann *add. B*. veit *AB*, vita *C*. nǫkkurn *f. A*. 5. 6 minna ættmanna *BC*, mína ættmenn *A*.

nna, ok því ok sem ek sagða fyrrum má ek þat engum kenna".
rla fekk jarl orlof heim til síns ríkis, svá var keisara kært til hans,
þó fekkz þat. Síðan úti var brúðlaups tími, gerðiz þeira hóf með
:i heimsins mekt ok virðingu. Tók hann síðan fagra landsstjórn
aðr af hverri tungu fyrir sitt frelsi ok frábæra vizku. Skiptu þá 10
ótt faðir ok móðir bústǫðum: létu lítit þorp en tóku í mót vænasta
stala með ríkum eignum, ok lýkr svá þessi sǫgu, at hon gefr góðum
nnum þat dæmi at þola nǫkkut en hefna sín eigi í hverjum hlut,
dr bíða svá guðs, þvíat hann má um slétta þegar hann vill; hans
n sé blezat at eilífu. 15

6 ok sem -- fyrrum *f. A.* ok sem — má ek *B*, má ek ekki sem ek sagða *C.* þat engum *A*, þat eigi *C*, engum *B.* 7 Varla *f. C.* jarl *A*, jarlinn *B*, *C.* ríkis síns *A.* 8 en þó — þat *AB*, sem síðarr er sagt *C.* Siðan — tími *A*, ın brúðlaups tími þeira keisara systur var um genginn *B*, ok er nú komit at brúð-ıs tíma í samgangi þeira Jóns ok keisara systur *C.* er gerðiz *B.* þeira hóf *f. B.* [] *mit diesem worte bricht B ab.* 8. 9 gerðiz — virdingu *f. C.* 10 sitt frelsi ielsi" *A*) ok *f. C.* frábæra *A*, sína *C.* Skiptu þá, Skipta þau *C.* 11 skjótt *f. C.* r hans *C.* sínum bústǫðum *C.* í mót *f. C.* vænan *C.* 12 með *A*, í *C.* þessi ı *A*, þessarri frásǫgu *C.* 14 heldr *in A erloschen. Statt des schlusses (von* at *in z. 12 ab) hat C nur folgende worte:* at guði (*lies* guð) sé lofaðr um allar r alda veralda. Amen.

DER NAME GERMANEN.[1]

Die frage nach dem ursprung und der bedeutung des namens
rmanen, der um das jahr 80 v. Chr. in Rom bekant wurde[2], beschäf-
te schon die antiquare des Augusteischen zeitalters. Wir würden
ər die ergebnisse ihrer forschungen genügend unterrichtet sein, wenn
vom älteren Plinius verfasste geschichte der kriege mit Germanien
ht verloren wäre. Denn in diesem werke hatte der unermüdlich
ımelnde verfasser ohne zweifel auch alles, was bis dahin über her-
ıft und bedeutung des namens Germanen geschrieben worden war,
ammengetragen. So aber haben sich von der antiken litteratur über

1) Wir haben dem nachstehenden aufsatze unseres geehrten herrn mitarbeiters aufnahme nicht versagen wollen, weil seine bedenken gegen die bisherigen erklä-gen des namens Germanen uns begründet und beachtenswert erscheinen, erklären ›ch ausdrücklich, dass sein eigener erklärungsversuch uns nicht überzeugt hat. RED.

2) Vgl. Roth „Über das alter des Germanennamens" in der Germania I, 156 . und Müllenhoff, Deutsche altertumskunde II, 161. 176. 180. 189.

diesen namen nur zwei knappe bemerkungen, die eine bei Strabo, die andere bei Tacitus, erhalten.

Für die gelehrten des mittelalters ist stets diejenige erklärung des namens Germanen massgebend geblieben, welche Isidor von Sevilla in seinen Origines (XIV, 4, 4) gegeben hatte[1], wonach derselbe römischen ursprungs und von germinare abzuleiten wäre. Übrigens kam es im mittelalter wol nur selten vor, dass jemand sinn und herkunft jenes namens zum gegenstande seines nachdenkens machte.

Dagegen haben sich in neuerer zeit zahlreiche forscher mit dem namen eingehend beschäftigt. Sie giengen bei der untersuchung korrekter weise von den ältesten zeugnissen über den namen Germanen aus, konten sich jedoch über die auslegung gerade des hauptzeugnisses, des schlusssatzes von Tacit. Germ. 2, nicht einigen. Was sie aber aus dieser vielgepeinigten stelle der Germania herauslasen, machten sie zur grundlage von schlüssen, durch welche die einen das Germanentum, die anderen das Keltentum des namens erwiesen zu haben glaubten. Auch die bisherigen versuche, den namen Germanen etymologisch zu deuten, lassen die strenge der methode vermissen. Denn ohne sich erst klar zu machen, nach welchem princip Kelten und Germanen ihre ethnographischen gruppennamen bildeten, um so einen sicheren ausgangspunkt für die deutung zu gewinnen, suchten die einen sofort nach germanischen, die anderen nach keltischen wortstämmen, mit denen man den namen zusammenbringen könte. So spizte sich schliesslich die ganze diskussion zu einem erbitterten streite darüber zu, ob der name keltisch oder germanisch sei. Dieser streit hat mit einem non liquet geendet; nur haben sich die mit der historischen grammatik vertrauten forscher, weil ihnen die unhaltbarkeit der bisherigen deutungen aus dem deutschen ganz besonders einleuchtete, dafür entschieden, dass der name keltischer herkunft sein müsse. Aber positiv beweisen konten sie dies ebenso wenig wie eine völlig einwandfreie deutung aus dem keltischen liefern.

Um mich zu vergewissern, ob man sich wirklich hinsichtlich der bedeutung und herkunft des Germanennamens bei diesem non liquet zu beruhigen habe oder nicht, unterzog ich zunächst die wichtigsten der bis jezt unternommenen erklärungsversuche einer eingehenden prüfung auf ihre methode. Es ergab sich, dass auch nicht einer dieser versuche in rücksicht auf seine methode einwandfrei ist. Zugleich

1) Propter fecunditatem gignendorum populorum Germania dicta est; vgl. dazu Ztschr. f. d. a. IV, 480.

erhelte, nach welcher seite die bisher gewöhnlich angewendete methode der berichtigung bedarf. Ein erklärungsversuch, den ich sodann nach dieser berichtigten methode anstelte, führte nicht zu einem non liquet, sondern zu einem bestimten, klaren ergebnis. Da dieses, wie ich glaube, auf algemeinere zustimmung anspruch erheben darf, will ich meine untersuchung hier vorlegen.

Der erste versuch, sinn und ursprung des namens Germanen festzustellen, rührt, so viel wir wissen, von Strabo her. Geogr. VII, 1, 3 bemerkt er: *διὸ δὴ καί μοι δοκοῦσι Ῥωμαῖοι τοῦτο αὐτοῖς* (nämlich den Germanen) *θέσθαι τοὔνομα, ὡς ἂν γνησίους Γαλάτας φράζειν βουλόμενοι· γνήσιοι γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Ῥωμαίων διάλεκτον.* Diese ansicht, dass der name von den Römern ausgegangen sei und ie „echten“ oder die „brüder“ bedeute, hat in der neueren zeit ur noch hier und da anklang gefunden[1] und ist jezt mit recht ganz ufgegeben. Denn für eine derartige entstehung eines volksnamens ürde jede analogie fehlen. Überdies fanden die Römer, als sie nach allien kamen, den namen schon bei den keltischen bewohnern dieses ndes im gebrauch, die ihn also nicht erst von den Römern überommen haben können. Die sache verhält sich vielmehr gerade umgeehrt: die Römer haben den namen von den Galliern überkommen. Diese bezeichneten, wie wir aus Beda[2] wissen, die angehörigen der tamfremden nation, die östlich von ihnen sass, als *Garmani*. Die Römer machten sich aus diesem worte, das für ihr sprachgefühl nicht unmittelbar verständlich war, ihr *Germāni* zurecht; und zwar ist die römische form des namens, wie kaum noch gesagt zu werden braucht, nicht die lautgesetzliche lateinische entsprechung, sondern eine volksetymologische latinisierung der keltischen form *Garmani*. In methodischer hinsicht ist der erklärungsversuch Strabos von grossem interesse. Er behauptete nämlich lediglich auf grund der altrömischen form *Germāni* die römische herkunft des namens. Für ihn war die namensform allein und ohne weiteres ausschlaggebend. Ihr echtrömisches

1) Was die von neueren geäusserten ansichten über den namen Germanen anlangt, so sei hier, weil ich ihre vertreter nicht sämtlich besonders namhaft machen will, auf die von Baumstark, Ausführl. erläuterung des algem. teils der Germania des Tacitus (1875) s. 95—149, Waitz, Deutsche verfassungsgesch. I³, s. 25 fgg. und Müllenhoff, Deutsche altertumskunde II, 189 fgg. citierte umfangreiche litteratur hingewiesen.

2) Histor. eccles. V, 9: „in Germania plurimas esse nationes, a quibus Angli vel Saxones, qui nunc Britanniam incolunt, genus et originem duxisse noscuntur; unde hactenus a vicina gente Britonum corrupte Garmani nuncupantur“.

gepräge nahm ihn ganz gefangen. Er schloss aus ihr nicht, wozu er berechtigt gewesen wäre, dass der name römischer herkunft sein könne, sondern dass er römischer herkunft sein müsse. Aus diesem grundfehler entsprang der weitere fehler, dass er zu fragen unterliess, ob die erklärung des namens aus dem lateinischen mit den nachrichten über sein frühestes vorkommen vereinbar und ob das lateinische appellativum *germāni* vermöge seiner bedeutung zur neubenennung einer nation geeignet sei. Man wird sich über diese fehler bei einem manne, der die gallische form jenes namens nicht kante und von dem wirken der volksetymologie noch nichts wuste, nicht gerade wundern; verwunderlich aber ist es, dass diese fehler, wie wir sehen werden, in den untersuchungen der neueren forscher, die über Strabos erklärungsversuch lächeln, widerkehren.

Während man die erklärung Strabos getrost zu den akten legen kann, wird man der ansicht, die sich einige seiner zeitgenossen über die entstehung des ethnographischen gesamtnamens Germanen gebildet hatten und die Tacitus Germ. 2 — offenbar nach Plinius — überliefert hat, sorgfältige beachtung schenken müssen. Mit gutem grunde ist sie in neuerer zeit von jeder untersuchung des namens zum ausgangspunkte gewählt worden. Tacitus berichtet an jener stelle: „quidam affirmant ... Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint; ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur". Ins deutsche übertragen besagt dieser satz: „Einige behaupten, der name Germanien sei jung und erst in neuerer zeit beigelegt, weil die, welche zuerst den Rhein überschritten und Gallier aus ihren sitzen vertrieben hätten und jezt Tungern hiessen, damals Germanen geheissen hätten; was der name eines stammes, nicht der des gesamtvolkes gewesen sei, habe seinen geltungsbereich almählich in der weise erweitert, dass die gesamtheit zuerst von dem sieger aus angst, dann auch von sich selbst mit dem vorgefundenen namen als Germanen bezeichnet wurde".

Keiner der bisherigen forscher hat es zu einem vollen verständnis dieser einfachen, klaren worte des Tacitus gebracht, über deren sinn niemals ein zweifel hätte bestehen sollen. Für alle ausleger ist der ausdruck *ob metum* zum steine des anstosses geworden. Diese beiden worte bedeuten nach dem lateinischen sprachgebrauch aller zeiten „aus furcht", „vor angst", und dass Tacitus mit ihnen genau denselben sinn verbindet, ersieht man zum überfluss aus den beiden

anderen stellen seiner schriften, an denen die wendung noch begegnet, aus Ann. I, 1 (*res ob metum falsae* „aus angst falsch dargestelte geschichte") und I, 68 (*milite quasi ob metum defixo* „weil der soldat vor angst gleichsam starr war"). Die erklärer meinten nun aber, „aus furcht" passe nicht auf den sieger, sondern nur auf den besiegten[1]; man müsse daher entweder die worte *ob metum* anders deuten oder den text der stelle ändern. So wolten denn die einen das handschriftliche *a victore* in *a victo* ändern; aber da die sämtlichen handschriften übereinstimmend *a victore* haben und dieses genau in das syntaktische satzgefüge passt, ist eine derartige änderung nicht erlaubt. Andere erklärer liessen zwar die handschriftliche lesart unangetastet, versuchten sich aber in absonderlichen auslegungen. Die meisten behaupteten, *ob metum* bedeute hier nicht „aus furcht", sondern „um furcht zu erregen", was es bei Tacitus sehr wol bedeuten könne. Dies ist schlechterdings nicht richtig. An den beiden anderen stellen des Tacitus, an denen noch *ob metum* begegnet, bedeutet es, wie wir sahen, „aus furcht", und *ob* gibt überhaupt bei Tacitus stets den grund, nie die absicht an. Wenn Baumstark (Erläuter. d. alg. teils der Germania s. 118) für die bedeutung „um furcht zu erregen" die wendung *nihil metus in vultu* „nichts furchterregendes in der miene", welche Tacitus Agricola 44 gebraucht, ins treffen führt, so beweist dies für die worte „ob metum" noch nichts. Allerdings kann *metus* in activischem und in passivischem sinne gebraucht werden, wie Gellius 9, 12, 13 und Quintilian 6, 2, 21 ausdrücklich bemerken (metus utroque versum dici et metus duplex intelligi potest, quem facimus et quem patimur), und die forderung Müllenhoffs (D. A. II, 199), dass der zusammenhang darüber entscheiden solle, ob der eine oder der andere sinn vorliege, ist an sich gerechtfertigt; aber an unserer stelle passt der passivische sinn von *metus*, wie wir gleich sehen werden, eben so gut wie der activische. Die entscheidung kann also im vorliegenden falle nicht durch den zusammenhang, sondern einzig und allein durch den Taciteischen sprachgebrauch gegeben werden, und dieser verwendet im einklang mit der gesamten latinität die worte *ob metum* sonst nur in dem sinne: „aus furcht", „vor angst".

Einige von denen, welche bei den worten *ob metum* an die furcht der Gallier dachten, glaubten nun noch den schluss ziehen zu müssen, dass in der bedeutung des namens Germanen selbst etwas schreckhaftes gelegen haben müsse. Diesen einfall, den schon Zeuss

1) Waitz, Verfassungsgesch. I², s. 27; Müllenhoff, D. A. II, 199.

(Die Deutschen s. 60 anm.) hatte und zulezt wider Laistner (Ztschr. f. d. a. XXXII, 336) vorgebracht hat, kann man ruhig mit der meinung, *ob metum* bedeute hier „um furcht zu erregen“, zu grabe tragen, da nicht die angst der besiegten Gallier, sondern die des germanischen siegers gemeint ist.

Andere ausleger wollen die worte *a victore* durch „nach dem sieger“ übersetzen. Allein dies ist schon wegen des folgenden *a se ipsis*, das dem *a victore* entspricht, unmöglich. Ritter ändert in seiner ausgabe der Germania *a victore* in *e victore*. Aber dies ist, da alle handschriften übereinstimmend *a* haben und sich dies in den satzbau genau fügt, nicht gestattet; es wäre auch unnötig, da „nach dem sieger“ bei Tacitus ebenso gut *a victore* wie *e victore* heissen könte (Baumstark a. a. o. s. 118 fg.). Dederichs künstliche übertragung „anfangend von dem sieger“ (Julius Caesar am Rhein, 1870, s. 81) passt nicht einmal in den zusammenhang des satzes.

Die stelle bedarf eben weder einer änderung noch einer künstlichen interpretation; es ist vielmehr einfach nach dem wortlaut zu übersetzen, dass die gesamtheit zuerst von dem sieger aus furcht als Germanen bezeichnet worden ist. Nicht die besiegten Gallier, sondern der siegreiche deutsche stamm hegte die hier gemeinte besorgnis. Der deutsche stamm, der sich zuerst über den Rhein hinüber in das Keltenland wagte und an der peripherie desselben sich festzusetzen suchte, muste — dies ist die meinung der gewährsmänner des Tacitus — ob seiner eigenen geringen kopfzahl gegenüber der grossen gallischen nation besorgnisse empfinden, und diese besorgnis veranlasste ihn, auch die Transrhenanen den Galliern gegenüber als seine speciellen stammesgenossen hinzustellen, um so in den augen der Gallier mächtiger dazustehen. Da nun jener stamm den namen Germanen getragen, hätte er eben den Galliern gegenüber auch die Transrhenanen als Germanen bezeichnet.

Auch die worte *invento nomine* kann man sich noch immer nicht entschliessen ohne künstelei zu übersetzen. Die dem zusammenhange des satzes allein entsprechende und mit dem Taciteischen sprachgebrauch im einklang befindliche übersetzung „mit dem vorgefundenen namen“ ist zwar schon von vielen vorgeschlagen worden, aber diejenigen forscher, welche den namen für keltisch halten, glaubten, diese ihre meinung gerade durch eine absonderliche auffassung der worte *invento nomine* stützen zu können. So erklärten denn einige, zulezt Müllenhoff (D. A. II, 199), „*invento nomine*“ bedeute hier „mit erfundenem namen“. Jene gewährsmänner des Tacitus, meinte man, hätten sich

die Gallier als die erfinder des Germanennamens gedacht; während nach Müllenhoff der name deswegen „inventum“ heissen soll, weil „seine anwendung auf die Transrhenanen neu und für diese erfunden“ sei. Gegen diese übersetzung hat Laistner (Ztschr. f. d. a. XXXII, 334 fgg.) mit recht verwahrung eingelegt. Er selbst schliesst sich der erklärung Baumstarks (Jahrb. f. philologie 1862, s. 775, Erläuterung s. 122 fg.) an, wonach „invenire nomen“ hier wie bei Cicero Tusc. IV, 22, 49, De fin. I, 7, 23 „einen namen überkommen, erhalten, empfangen“ bedeute. Aber dieser sprachgebrauch lässt sich eben nur als ciceronisch, nicht als taciteisch nachweisen! Laistner bezieht nun *invento nomine* irriger weise nicht nur auf *a se ipsis*, sondern auch auf *a victore* und wird dadurch zu einer ganz unnatürlichen und gegen die lateinische grammatik verstossenden erklärung des Taciteischen satzes gedrängt, deren unhaltbarkeit G. Kossinna (Anzeiger f. d. a. XVI, 31 anm. 2) ausführlich dargetan hat. Nach Laistners auffassung soll nämlich die stelle besagen, dass „alle mit einer benennung, welche zuerst der sieger angst halber, später auch die gesamtheit überkam, Germanen hiessen“. Natürlich ist Laistner der ansicht, dass die angst der gallischen namengeber gemeint und dass der urheber jener hypothese von der annahme ausgegangen sei, dass der name „Germanen“ einen ausdruck der furcht enthalte. „Was immer aber Tacitus“, schliesst Laistner (s. 336), „mag im sinne gehabt haben, die von ihm mitgeteilte hypothese sezt als bekant voraus, dass die Deutschen sich selbst nicht Germanen nanten, und lehrt, wie sie den namen empfangen (nicht erfunden) haben“. Diese schlüsse beruhen auf der falschen beziehung der worte *ob metum*, auf der schon aus rhetorischen gründen unmöglichen verbindung der worte *invento nomine* mit *a se ipsis* und *a victore*, endlich auf der mit dem Taciteischen sprachgebrauch nicht stimmenden übertragung des ausdrucks *invento nomine*, der weiter nichts besagt als „mit vorgefundenem namen“.

Dass alle bisher versuchten erklärungen jener Germaniastelle mehr oder weniger verfehlt sind, folgt schliesslich auch daraus, dass nur die von uns gegebene auffassung, die weder einer änderung des textes noch einer künstlichen interpretation bedarf, den satz in rhetorisch-stilistischer hinsicht zu seinem rechte kommen lässt. Denn in dem satze „ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur“ entsprechen sich, wenn man ihn nach unserer auffassung interpretiert, 1) zwei zeitbestimmungen (primum — mox), 2) zwei subjektsbestimmungen (a victore — a se ipsis) und 3) zwei causalbestimmungen (ob metum — invento nomine). Wer

„ob metum“ final, „invento nomine“ causal erklären oder gar mit Laistner „invento nomine“ zu „a victore“ und „a se ipsis“ ziehen will, zerstört den streng harmonischen bau des satzes. Also fort mit allen künstlichen interpretationen!

Die von Tacitus mitgeteilte ansicht einiger römischer antiquare gieng also, um es noch einmal zu sagen, dahin, dass der erste deutsche stamm, der sich über den Rhein in das keltische land gewagt, „Germanen“ geheissen habe, dass dieser stamm aus angst vor der überzahl der Gallier seine jenseit des Rheines verbliebenen volksgenossen ebenfals als Germanen, d. h. als seine speciellen stammesgenossen bezeichnet habe, und dass dann von den Transrhenanen, als sie im verkehr mit Galliern und Römern das bedürfnis nach einer gesamtbenennung empfunden und eine solche gesucht hätten, jener name vorgefunden und daher angenommen worden sei. Wer jene Germaniastelle unbefangen liest und sich dabei die in ihr angedeuteten verhältnisse vorstelt, wird sich leicht überzeugen, dass diese erklärung die einfachste und natürlichste ist.

Ob übrigens jene ansicht von der entstehung des ethnographischen gesamtnamens Germanen, eine ansicht, die Tacitus nicht als seine eigene, sondern als die einiger gelehrten hinstelt, die ihm aber, da er von den mancherlei erklärungsversuchen nur diesen einen mitteilt, als die annehmbarste erschienen sein mag, in allen stücken das richtige trift, ist eine andere frage. Dass die furcht in der hier angenommenen weise bei der entstehung eines volksnamens eine rolle spielen solte, hat weder eine analogie noch die wahrscheinlichkeit für sich. Die eigentliche bedeutung des namens Germanen lässt diese hypothese ganz unberührt, und nur bei voreingenommenheit konte dies verkant werden. Dagegen behauptet sie klar und deutlich, dass der name deutscher herkunft sei, ursprünglich aber nur einen teil der nation und zwar den westlichsten bezeichnet habe und erst infolge des zusammenstosses der Deutschen mit den Galliern zu einer benennung für die gesamte nation geworden sei. Dieser zusammenstoss hatte nach den gewährsmännern des Tacitus am Niederrheine statgefunden. Man darf ihnen aus diesem irtum keinen zu schweren vorwurf machen. Sie stüzten sich ja auf Caesars geschichte des gallischen krieges, in der die Germanen als anwohner des Rheins aufgeführt werden und von den früheren sitzen der germanischen völker keine rede ist. Auch die neueren forscher haben ja sehr lange an der ansicht, dass Kelten und Germanen zum ersten male am Niederrheine zusammengetroffen wären,

festgehalten[1], und es hat erst Müllenhoff (D. A. II, 207—236) ausführlich und überzeugend dargetan, dass die erste berührung zwischen Germanen und Kelten viel weiter östlich, wie er meint, zwischen Weser und Elbe, als noch die Volcae den östlichsten stamm der Gallier bildeten, erfolgt ist. Die urheber jener hypothese irten sich auch insofern, als sie glaubten, dass sich die Transrhenanen selbst jemals als Germanen bezeichnet hätten. Sie haben dies ebenso wenig gethan, als sich die Kelten jemals als Walchen bezeichnet haben. Aber bei der mangelhaften kunde, welche die Römer um den anfang unserer zeitrechnung von den inneren verhältnissen Germaniens hatten, fält ein solcher irtum nicht ins gewicht.

Die von Tacitus überlieferte hypothese enthält also drei irtümer: sie schreibt der furcht eine rolle bei der entstehung des namens Germanen zu; sie verlegt den ersten zusammenstoss zwischen Kelten und Germanen an den Niederrhein; sie nimt an, dass sich die Transrhenanen selbst als Germanen bezeichnet hätten. Eliminiert man diese drei fehler, so bleibt als rest ein gedanke übrig, der grosse innere wahrscheinlichkeit hat, der gedanke nämlich, dass der name Germanen deutscher herkunft und ursprünglich nur dem westlichsten teile der Deutschen, also denjenigen Germanen, die den Kelten zuerst bekant wurden, zugekommen sei und erst infolge des zusammenstosses der Germanen mit den Galliern, also durch die Gallier, zur bezeichnung der gesamten nation verwant worden wäre. War doch ganz analog der name Graeci, unter dem der Römer die gesamten Hellenen verstand, von haus aus nur der name einer kleinen völkerschaft, die an der peripherie der Griechenwelt sass; bezeichnete doch auch der name Walchen, unter dem der Germane die gesamtheit der Kelten begriff, anfänglich nur einen kleinen, und zwar den östlichsten teil dieser nation[2]. Jene erklärung der entstehung des ethnographischen gesamtnamens Germanen ist in der tat sachlich so ansprechend, dass sie, fals ihr andere quellenangaben nicht im wege stehen und sich eine einwandfreie deutung des namens Germanen aus dem Germanischen liefern lassen solte, für die richtige anzusehen sein wird.

Woher wusten denn aber jene gewährsmänner des Tacitus, dass die Tungern zuerst unter den Germanen den Rhein überschritten und damals Germanen geheissen hatten? Sie schlossen es aus Caesars Comment. de bello Gallico II, 4. An diese stelle erinnern zunächst einige

1) Dies tut z. b. noch Waitz a. a. o. I[3], s. 29.

2) Auch ist Dani im ma. bezeichnung der Skandinavier überhaupt; Allemands im franz. die der Deutschen. H. G.

ausdrücke im schlusssatze von Tac. Germ. 2, wie folgende nebeneinanderstellung ergibt[1]:

Caesar: „plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse".	Tacitus: „quoniam, qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ..."

Sodann erkent man die abhängigkeit der von Tacitus überlieferten hypothese von jener stelle Caesars, wenn man sich bei der lektüre der lezteren die wohnsitze der Tungern vergegenwärtigt.

Die Tungern werden zuerst bei Plinius (N. H. IV, § 106 *Tungri* und XXXI, § 12 *Tungri civitas Galliae*), ferner bei Tacitus (Agric. 36, Hist. II, 14. 15; IV, 16. 55. 66. 79), Ptolemaeus (II, 9, 9 *Τοῦγγροι καὶ πόλις Ἀτουάκουτον*), im Itiner. Anton. (s. 378, 5: *Aduaca Tungrorum*), bei Ammianus Marcellinus (XV, 11, 7; XVII, 8, 3; gehören die *Tungricani* XXVI, 6, 12; XXVII, 1, 2 hierher?) und späteren schriftstellern genant; ihr name begegnet sodann auf zahlreichen inschriften. Sie wohnten an der mitleren Maas um Maastricht und Tongeren. Der leztere ort, von Caesar VI, 32 *Aduatuca* genant, heisst später *Aduatuca Tungrorum* oder bloss *Tungri*. Von jenen inschriften ist besonders Corp. Inscr. Lat. VII nr. 1073 interessant. Sie fand sich auf einem [illegible] altar, der vom *pagus Condrustis mili[t(ans)] in coh(orte) II Tungrorum* gesezt worden ist. Man sieht daraus, dass die Condrusi, von [illegible] denen der *pagus Condrustis*, die heutige landschaft Condros (am [illegible] rechten ufer der Maas gegen Huy, Namur und Dinant hin) ihren name[illegible] hat, in militärischer beziehung zu den Tungri gehörten, Tungri als[illegible] eine art von gruppennamen war, der die Maasvölker, die auf den östlichen Ardennen und von diesen abwärts nach dem Rheine zu, als[illegible] westlich von den Ubiern sassen, umfasste (vgl. Waitz a. a. o. I³, s. 27[illegible]). Nun lag nach Caesar, der den namen Tungri noch nicht nent, Adua[illegible]tuca ziemlich in der mitte des landes der Eburones, gegen die Caesa[illegible] bekantlich in den jahren 53 und 51 einen vernichtungskrieg führt[illegible]. Die Eburones müssen also einst in das land der Aduatuker eingedru[illegible]gen sein. Nachdem sie selbst von Caesar, wenn auch nicht vernichte[illegible] wie er prahlt, so doch stark geschwächt worden waren, verschwind[illegible] ihr name. An ihrer stelle erscheinen die Tungern, bei denen m[illegible] nicht an einen frisch eingewanderten stamm (denn es werden so[illegible] nirgends, weder in Gallien noch in Germanien, Tungern genant!) s[illegible]

1) Dies hat zuerst Watterich, Der deutsche name Germanen, 1870, s. 47 [illegible]vorgehoben.

dem nur an eine in den kriegen mit Caesar wenig mitgenommene abteilung der Eburones denken kann. Nun berichtet Caesar, der sonst (I, 2; II, 4; VI, 21) den namen Germanen als ethnographische gesamtbenennung im gegensatze zu den Kelten verwendet, im 4. kap. des II. buches, dass vier am ostrande Belgiens wohnende völkerschaften, die *Condrusi, Eburones, Caeroesi, Paemani*, zu denen er VI, 32 noch die *Segni* fügt, *uno nomine Germani appellantur*. Diese fünf völkerschaften, von denen die *Segni Condrusique* am südlichsten, die *Eburones* am nördlichsten sassen, wohnten auf und nördlich von den Ardennen von der Mosel und Maas bis zum Rhein, der sie von den istvaeischen Ubiern schied, hatten also den ostrand Belgiens, d. h. dasselbe land inne, das wir als land des militärischen verbandes der Tungern kennen lernten. Ihre namen haben sich ausser dem der Eburones in landschaftlichen und in ortsnamen sehr lange, zum teil bis auf den heutigen tag erhalten, wie zulezt Müllenhoff (D. A. II, 196 fg.) ausführlich dargetan hat.

Nach Caesar (II, 4 und VI, 32) diente also zu seiner zeit der name Germanen als zusammenfassende bezeichnung von fünf an der belgisch-germanischen grenze wohnenden völkern, die sich derselben abkunft rühmten, nebeneinander sassen, also durch nachbarschaft verbunden waren, und ihre truppen vereint ins feld rücken liessen, d. h. er war kein völkerschafts-, sondern ein gruppenname. Während nun das ganze altertum die stelle Caesars so, wie wir sie erklärt haben, verstanden hat, dass nämlich jene fünf völker den namen Germanen geführt haben, hat Georg Kaufmann 1874 in seiner schrift „Ein misverständnis des Tacitus“ behauptet, dass Caesar nicht dies mit seinen worten gemeint, sondern nur habe sagen wollen, dass jene fünf völker Germanen seien. Wenn dies richtig wäre, so müste sich Caesar gerade hier wider seine gewohnheit ganz dunkel und verworren ausgedrückt und mit den worten *nomen* und *appellare* einen sinn verbunden haben, der ihnen sonst nicht eignet; es müsten ferner seine römischen leser, namentlich auch jene gewährsmänner des Tacitus, und alle bisherigen forscher Caesar falsch verstanden haben. Dies hat denn auch Kaufmann als notwendige folgerung seiner auslegung angenommen. Aber soweit ich Caesars schreibweise kenne, kann ich ihm eine so unklare ausdrucksweise und dass er beim niederschreiben jener stelle vergessen haben solte, was *nomen* und was *appellare* sei, nicht zutrauen. Den gedanken, jene fünf völker seien Germanen, würde Caesar wol einfach durch eine wendung mit *esse* ausgedrückt haben. Ich halte daher mit dem gesamten altertum und mit sämtlichen neueren

forschern ausser Kaufmann daran fest, dass Caesar nach seinen eigenen worten den namen Germanen, den er sonst, wie seine zeitgenossen, als ethnographische gesamtbenennung verwendet, an der belgisch-germanischen grenze von fünf völkerschaften, deren gröste und wichtigste die Eburones waren, als gruppennamen gebraucht fand.

Wenn nun aber jene fünf völker, die in einem militärischen verbande standen, zu Caesars zeit den gemeinschaftlichen namen Germanen führten und derselbe militärische verband zu des Tacitus zeit den namen Tungern trug, so ist es klar, dass jene quidam des Tacitus die angabe Caesars vor augen hatten, was ja auch die oben nachgewiesene übereinstimmung in einigen ausdrücken ergab. Man hat also bei einer untersuchung des namens Germanen jene hypothese, die Tacitus Germ. 2 vorträgt, mit der 150 jahre älteren angabe Caesars zu verbinden; und zwar berechtigen uns die nachrichten der beiden schriftsteller zunächst, folgende tatsachen als quellenmässig verbürgt hinzustellen:

1) dass die zwischen der mitleren Maas und dem Rheine sitzende völkerschaftengruppe, die etwa seit dem beginn unserer zeitrechnung als Tungern bezeichnet wird, schon vor Caesars zeit über den Rhein gedrungen war und sich am ostrande des alten belgischen landes festgesezt hatte, und dass sie noch zu seiner zeit den gruppennamen Germanen führte, der aber als solcher nach der aufreibung ihres hauptvolkes, der Eburones, verschwand;

2) dass zu Caesars zeit die Transrhenanen schon längst mit dem ethnographischen gesamtnamen Germanen bezeichnet wurden; dass es also eine zeit gegeben hat, in der die gesamte nation von den Kelten und Römern mit einem namen benant wurde, den zugleich fünf an der belgisch-germanischen grenze wohnende völker als besonderen gruppennamen führten;

3) dass eben dieser doppelte gebrauch des namens Germanen jene von Tacitus überlieferte hypothese veranlasst hat.

Dieser hypothese haben die berufensten neueren forscher durchweg insoweit zugestimt, als auch sie die ethnographische gesamtbenennung Germanen aus dem besonderen gruppennamen jener fünf Maasvölker hervorgehen lassen. Dagegen wird über die nationalität der fünf völkerschaften noch heute gestritten. Der älteren ansicht gegenüber, die in ihnen belgisierte Germanen sah, hat namentlich Müllenhoff ausführlich zu beweisen gesucht, dass wir es hier mit echten Belgen zu tun haben. Es ist für uns unerlässlich, hier näher auf diese streitfrage einzugehen, weil mit ihr die frage, ob der Germanenname keltischer oder deutscher herkunft sei, im innigsten zusammenhange steht.

Es kommen zunächst drei stellen aus Caesars Commentarii de bello Gallico in betracht:

Nach II, 3 erfuhr er im jahre 57 von den belgischen Remern: „reliquos omnes Belgas in armis esse Germanosque, qui cis Rhenum incolant, sese cum his coniunxisse. Nach VI, 2 beobachtete er im anfange des jahres 53: „Nervios, Aduatucos ac Menapios adiunctis Cisrhenanis omnibus Germanis esse in armis". VI, 32 erzählt er bei demselben jahre: „Segni Condrusique ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Treverosque, legatos ad Caesarem miserunt oratum, ne se in hostium numero duceret neve omnium Germanorum, qui essent citra Rhenum, unam esse causam iudicaret".

Nach der ersten stelle hielten die belgischen Remer jene fünf Maasvölker nicht für Belgen, sondern sezten sie als Germanen den Belgen entgegen. In der dritten stelle nent Caesar den cisrhenanischen „numerus Germanorum" ausdrücklich eine gens und spricht es damit deutlich aus, dass sich dieser „numerus Germanorum" auch durch seine abstammung von den keltischen völkern Galliens sondere. Und wenn die Segni Condrusique ex gente et numero Germanorum sich selbst zu den Germani, qui essent citra Rhenum zählen, so müssen sie sich als teil eines volkes betrachtet haben, dessen anderer teil jenseit des Rheines sass. Dasselbe muss Caesar gemeint haben, da er die fünf völkerschaften als Germani Cisrhenani bezeichnet. Hätte er selbst diese völker für Belgen gehalten, so müste es ihm doch aufgefallen sein, dass sie als gesamtbenennung einen namen führten, der gleichzeitig zur bezeichnung einer nichtkeltischen nation verwant wurde, und er würde ganz sicher über dieses merkwürdige zusammentreffen ein wort verloren haben.

Wenn nun Müllenhoff (D. A. II, 197) behauptet, dass „nach Caesars ansicht und darstellung (V, 27—29; VI, 5. 35—42) und den lautredenden, von ihm berichteten tatsachen zwischen den Germani cis Rhenum und den Transrhenanen keinerlei stammesgemeinschaft noch ein glaube daran bestanden habe", so vermag ich diese behauptung zunächst mit den soeben angeführten stellen Caesars nicht in einklang zu bringen. Wenn die Germani cis Rhenum von Caesar I, 1 stillschweigend unter den Belgae mitverstanden werden, so hat dies seinen grund darin, dass diese Germani sich in der Belgica festgesezt hatten. Entsprechend lässt Tacitus der zu seiner zeit herschenden ansicht gemäss im algemeinen Germanien im westen bis an den Rhein reichen, während doch damals auch auf dem linken ufer des stromes reingermanische

völker, z. b. Vangiones, Triboci, Nemetes, Ubii, sassen (Müllenh., D. A. II, 3). Wenn ferner Caesar (V, 27) den Eburonenkönig Ambiorix sich und die seinen einmal mit zu den Galliern rechnen lässt, so erklärt sich dies hinlänglich aus der damaligen, von Caesar selbst treflich skizzierten politischen lage. Ambiorix will den Römern begreiflich machen, warum die seinen nicht anders gekont hätten, als sich der erhebung der Gallier gegen die Römer anzuschliessen. Wie hätte es ihm in diesem augenblicke in den sinn kommen können, sein Germanentum zu betonen und nicht vielmehr hervorzuheben, dass sich die Eburonen angesichts der von Caesar drohenden gefahr mit den Galliern eins wüsten? Dass die Remer Caesar über herkunft und nationalität der belgischen Germanen falsch berichtet haben solten, ist eine blosse annahme, der ich nicht beipflichten kann; sie werden sich doch nicht verhehlt haben, dass Caesar ihre aussage über die nationalität jener völker leicht auf ihre stichhaltigkeit prüfen konte. Müllenhoff legt ein ganz besonderes gewicht darauf, dass Caesar die fünf völker als *Germani cis Rhenum*, *Cisrhenani*, *citra Rhenum* von den *Germani Transrhenani* (V, 2) unterscheide. Aber darin kann man doch keinen hinweis auf stammesverschiedenheit der cis- und transrhenanischen Germanen, sondern nur einen hinweis auf ihre stammesgemeinschaft sehen. Oder solte jemand, wenn er die Deutschamerikaner als „Deutsche jenseit des Oceans“ bezeichnen würde, glauben, dass er ihnen damit die stammesgemeinschaft mit den Deutschen diesseit des Oceans abgesprochen habe? Die alten haben, wie jene von Tacitus berichtete hypothese beweist, Caesars bemerkungen ebenfals dahin verstanden, dass jene fünf Maasvölker germanischer herkunft seien, und man wird doch nicht annehmen können, dass Caesars landsleute den sinn seiner worte nicht richtig erfasst haben solten. Wer Caesars darstellung unbefangen liest, wird nur sagen können, dass nach Caesars ansicht und darstellung zwischen den Germani cis Rhenum und den Transrhenanen keinerlei stammesverschiedenheit noch ein glaube daran bestanden habe.

Von wichtigkeit für die frage sind auch Caesars zerstreute bemerkungen über die inneren zustände jener fünf völker. Die einzelnen züge, welche Caesars nachrichten erkennen lassen, hat Müllenhoff (s. 202) zu einem bilde zusammengesetzt: „Das königtum war bei ihnen der menge gegenüber machtlos (bell. Gall. V, 27), von einer reichen, mächtigen aristokratie und der abhängigkeit des niederen volkes ist bei ihnen nicht die rede. Städte scheinen sie gar nicht zu kennen, selbst Aduatuca ist erst von den Römern befestigt (VI, 32); den krieg führen

sie (VI, 33) in einzelnen zerstreuten haufen, nicht in geschlossenem heere, wie sonst die Gallier". Demnach unterschieden sich diese fünf völker, die den besonderen gruppennamen Germanen führten und von sich selbst, von den Galliern und von Caesar für Deutsche gehalten wurden, in ihren inneren verhältnissen aufs schärfste von den Galliern. Müllenhoff erklärt dies durch die abgelegenheit jener völker von der südlichen kultur; alte, einfachere zustände hätten bei ihnen noch fortgedauert, als Caesar mit ihnen zusammentraf, ja in diesem verharren in den alten zuständen und sitten könne „leicht der grund gelegen haben, dass die südwestlichen fortgeschrittenen Belgen einmal ihre nordöstlichen nachbarn und stammesgenossen durch einen besonderen beinamen von sich unterschieden". Wäre dies richtig, so müsten andere belgische völkerschaften, z. b. die Menapier, die von der südlichen kultur noch weiter ablagen, zu Caesars zeit nördlich von den belgischen Germanen und noch zu beiden seiten des Rheines wohnten, oder die texandrischen völkerschaften, ebenfals alte, einfachere zustände aufgewiesen haben, also auch als *Germāni* bezeichnet worden sein. Es müste ferner das von Müllenhoff — und zwar mit recht — vorausgesezte kelt. appellativ **garmanos*, wenn es von fortgeschritteneren völkerschaften zur bezeichnung solcher, die in der kultur zurückgeblieben waren, rohere zustände und sitten bewahrt hatten, verwant worden wäre, vermöge seiner bedeutung einen tadel oder eine geringschätzung, etwa wie unser „der wilde", ausgedrückt haben[1]. Dies war aber nicht der fall. Das kelt. **garmanos* wurde vielmehr, wie wir bald sehen werden, von den Belgen im 1. jahrhundert v. Chr. als ehrendes, rühmendes beiwort verwendet und zwar k ö n i g e n beigelegt. Wir müssen daher den Müllenhoffschen gedankengang ablehnen und die erklärung jener zustände bei den belgischen Germanen auf anderem wege ver-

1) Daher sprechen die anhänger der Müllenhoffschen erklärung von dem „kulturnamen" oder „kulturellen namen" Germanen, und G. Kossinna stelt ihn (Westdeutsche zeitschr. 9, s. 216) neben den „kulturnamen" Sueben. Er schliest sich nämlich der von R. Much (Zeitschr. f. d. a. 32, 407 fgg.) gegebenen deutung des Suebennamens an, wonach derselbe „die schläfrigen" bedeutet. Auf die schweren sachlichen bedenken, denen diese deutung unterliegt, hat schon A. Riese in der Westd. ztschr. 9, s. 343 fg. und 10, s. 293 fg. hingewiesen. In sprachlicher hinsicht ist nur als sicher zu betrachten, dass der name Sueben zu altn. *svefa* „schlafen, sterben" gehört, daraus folgt aber noch nicht, dass er gerade „schläfrig" bedeuten m u s s. Es sind bei dieser herleitung noch andere bedeutungen möglich. Zwischen den verschiedenen möglichen bedeutungen aber wird man sich auf grund sachlicher erwägungen zu entscheiden haben. Eine erwiesene tatsache, auf der man weiter bauen könte, ist es also noch keineswegs, dass der name Sueben ein „kulturname" sei.

suchen. Wer die verhältnisse der westlichsten Germanen, namentlich die der istvaeischen und inguaeischen völker genauer kent, dem kann es meines erachtens nicht schwer fallen, in jenen bei den belgischen Germanen herschenden zuständen echt deutsche zustände widerzuerkennen. Denn schwaches königtum, das fehlen einer reichen, mächtigen aristokratie, unabhängigkeit der grossen masse des volkes, scheu vor dem wohnen in städten, kampf in haufen sind ja eigentümlichkeiten, die wir durchweg bei den westlichsten Germanen widerfinden! Die zustände der belgischen Germanen sind also nur ein weiterer beweis für die deutsche herkunft dieser völker.

Müllenhoff hat ferner diese fünf Maasvölker durch den hinweis auf ihre volks-, personen-, fluss- und alten ortsnamen als keltisch erweisen zu können geglaubt (D. A. II, s. 196 fg.). Allein das Keltentum der fünf volksnamen ist mit nichten erwiesen. Der name *Eburones*, also gerade der name des hauptvolkes der gruppe, kann nach Zeuss (Die Deutschen s. 212 anm.) keltisch oder germanisch sein, weil sich der personenname *Ebur*, von dem er den volksnamen herleitet, bei den Germanen ebenso findet wie bei den Kelten. Zu dieser herleitung von dem personennamen *Ebur* stimt auch das suffix des volksnamens. Dagegen wäre das auftreten gerade dieses suffixes in dem namen *Eburones* schwer erklärlich, wenn man ihn mit Glück (Die bei Caesar vorkommenden keltischen namen s. 116) von einem gallischen **ebur* = ir. *ebar, eabar* „schmutz, kot“ herleiten wolte. Der name *Paemani* könte schon deshalb, weil er mit *p* anlautet, kein keltischer name sein; es lässt sich aber mit diesem namen überhaupt nichts anfangen, da er offenbar verderbt ist. Denn aller wahrscheinlichkeit nach hat er sich in dem namen der landschaft Famenne (südöstlich von der landschaft Condros), die im mittelalter den *pagus Falminensis* bildete, erhalten. Mag man nun den namen für keltisch oder für germanisch erklären wollen, so ist doch immer die annahme, dass sich in ihm der übergang eines *p* zu *f* volzogen habe, unmöglich (Müllenhoff, D. A. II, 196 fg.). Die namen *Segni, Condrusi* und *Caeroesi* hat man bis jezt weder auf germanische noch auf keltische wortstämme mit sicherheit zurückgeführt. Denn dass man *Condrusi* mit dem eigennamen *Drusus*, der „libidinosus“ bedeutet (Zeuss a. a. o. s. 212 anm., Glück a. a. o. s. 64), und *Caeroesi* mit dem gallischen ortsnamen *Ciresium, Ceresium* (Zeuss a. a. o.) oder mit ir. *cáir,* jezt *caor* „schaf“ (Glück a. a. o. s. 40 fg.) zusammenzubringen habe, will mir nicht einleuchten. Das suffix *-oes-,* welches der name *Caeroesi* enthält, lässt sich sonst in keinem keltischen namen finden, wie Glück selbst zuge-

ben muss! Davon also, dass das Keltentum jener fünf volksnamen bewiesen wäre, kann ebenso wenig die rede sein wie davon, dass die fünf namen als germanisch erwiesen seien. Aber selbst wenn man für den einen oder andern dieser namen eine einwandfreie deutung aus dem keltischen vorbringen könte, wäre damit das Keltentum des betreffenden volkes noch nicht dargetan, weil nachgewiesener massen einzelne deutsche völkerschaften, die sich auf altkeltischem boden ansiedelten, keltische namen erhielten. So haben bekantlich die Nemeter und Triboker, zwei völkerschaften, deren Deutschtum quellenmässig feststeht und noch von keinem besonnenen forscher bezweifelt worden ist, namen gallischen ursprungs (Glück a. a. o. s. 16, 75 und 158 fg.)! Jene fünf volksnamen können demnach die frage nach dem Kelten- oder Germanentum der fünf Maasvölker, die zu Caesars zeit den gruppennamen *Germani* führten, nicht entscheiden. Ebenso wenig können dies die keltischen flussnamen der gegend, welche die fünf völker inne hatten. Denn sonst dürfte man z. b. aus dem keltischen namen der Sieg oder Lahn folgern, dass ihre anwohner zu Caesars zeit Kelten gewesen seien. Desgleichen folgt daraus, dass die ältesten ortsnamen jener gegend keltisch sind, für das Keltentum der bewohner zu Caesars zeit nichts; denn auch in den strichen am rechten ufer des Niederrheins tragen die ältesten orte keltische namen, und doch wird es niemandem einfallen, deshalb die völkerschaften, welche zu Caesars zeit das rechte ufer des Niederrheins bewohnten, wie die Ubier, Sugambern, Tenkterer, Usipeter, für keltisch zu erklären. Was schliesslich die personennamen jener fünf völker anlangt, die alle keltisch seien, so kennen wir deren nur zwei, *Ambiorix* und *Catuvolcus*, deren träger könige waren. Von diesen beiden namen könte *Catuvolcus*, dem ein ahd. **Hadu-uualah* entspräche (Müllenhoff, D. A. II, 281), auch wol, da deutsche personennamen mit *hadu-* als erstem, und solche mit *-walah* als zweitem kompositionsteil häufig begegnen, ein keltisierter deutscher name sein. *Ambiorix* dagegen ist sicher ein rein keltischer name (Glück a. a. o. s. 18). Aber aus diesem einen namen auf das Keltentum jener völker zu schliessen wäre misslich, zumal wir gar nicht wissen, mit welchen familien das königliche geschlecht, dem Ambiorix angehörte, verschwägert war. Der name veranlasst uns, die wir aus den schon angeführten und den noch anzuführenden gründen von dem Germanentum der fünf völker überzeugt sind, lediglich zu dem schluss, dass diese völker zu Caesars zeit schon auf dem wege waren, sich zu keltisieren. Da es feststeht, dass die den Rheinstrom zuerst überschreitenden Germanen in keltisches land drangen, sich unter

Kelten festsezten, so hat die ganze auf die eigennamen sich stützende deduction Müllenhoffs keine beweiskraft. Er hat sodann (s. 198) noch geltend gemacht, dass man die Wallonen im westlichen teile ihres gebietes nicht gut für ursprüngliche Deutsche halten könte. Dies ist auch gar nicht nötig. Man kann ruhig die westlichen Wallonen für reine Belgen, die östlichen für belgisierte Deutsche halten. Eine schwierigkeit vermag ich darin nicht zu finden. Nach allem wird man G. Kossinna (Anz. f. d. a. XVI, 31) recht geben müssen, wenn er zu der behauptung Müllenhoffs, dass die belgischen Germanen nicht gallisierte Germanen, sondern ihrer herkunft nach reine Gallier gewesen seien, bemerkt, dass er in Müllenhoffs gründen, dass alle ihre volks-, personen- und ortsnamen keltisch seien, sowie dass die heutigen Wallonen nicht gut romanisierte Deutsche sein könten, das zwingende nicht finden kann.

Schliesslich führt aber auch die meinung, die belgischen Germanen seien reine Kelten gewesen und es habe zwischen ihnen und den Transrhenanen keinerlei stammesgemeinschaft noch auch bei ihnen selbst oder bei den Galliern ein glaube daran bestanden, zu einer unhaltbaren folgerung. Wenn man nämlich glauben soll, dass die Kelten ihre stamfremden östlichen nachbarn mit dem namen einer keltischen volksabteilung benant, dabei aber gewusst hätten, dass jener name der gruppenname für fünf keltische völkerschaften sei, so müste man folgern, dass die Kelten zwischen den angehörigen jener keltischen gruppe und den Deutschen nicht zu unterscheiden gewusst hätten, was man doch verständiger weise nicht wird annehmen können. Um dieser konsequenz aus dem wege zu gehen, hätte Müllenhoff am liebsten die schuld an der übertragung des namens Germanen vom linken auf das rechte Rheinufer von den Galliern abgewälzt. „Die südlichen händler und kaufleute“, meint er (s. 206), „die mit ihren waaren, wein und andern produkten und fabrikaten des südens nach norden vordrangen und dafür namentlich sklaven eintauschten, sind geradezu für die hauptfaktoren wenn auch nicht der ersten anwendung und übertragung des namens auf die Transrhenanen, doch seiner raschen verbreitung und herschaft in dieser anwendung zu halten und dazu mag die bedeutsamkeit, die er im lateinischen hatte oder durch die latinisierung in ihrem munde erhielt, nicht wenig mitgewirkt haben“. Aber die rasche verbreitung des namens Germanen komt für die frage nach seiner herkunft und bedeutung nicht in betracht, sondern lediglich seine erste anwendung auf das gesamtvolk der Deutschen, und diese kann Müllenhoff den südlichen händlern nicht zur last legen, auch er muss sie den

Galliern zuschreiben. Sein gedankengang führt also in der tat zu der folgerung, dass die Gallier bewusst (!) ihre stamfremden nachbarn mit dem namen einer gallischen volksabteilung, d. h. als Gallier bezeichnet, mit anderen worten, dass sie zwischen Kelten und Germanen keinen stammesunterschied bemerkt hätten!

Auch die ansicht, zu der Müllenhoff inbetreff der zeit der entstehung des namens Germanen gelangt ist, führt zu einer folgerung, der niemand beipflichten wird. Müllenhoff hat nämlich festzustellen gesucht, wann jene fünf völker, die er für reine Kelten hält, von den Belgen den kollektivischen beinamen Germanen erhalten hätten, und wann man diesen namen auf die Transrhenanen, also die Deutschen, zu übertragen begonnen habe. Er hält es (s. 204) für wahrscheinlich, dass Nordgallien einmal vom rechten Rheinufer her einen teil seiner bevölkerung erhalten habe, die belgischen Germanen also, fast die lezten und nördlichsten der gallischen flussanwohner, von jenseit gekommen seien[1]. Aber dass die lezteren bei ihrem einrücken und vor demselben auf der rechten seite des flusses den namen Germanen geführt hätten, sei eine blosse annahme, für die nichts spreche. Freilich, die Müllenhoffsche behauptung, dass jene fünf völkerschaften erst auf dem linken Rheinufer den namen Germanen erhalten hätten (s. 202), ist ebenfals eine blosse annahme, gegen die sehr vieles spricht! Nichts nötige uns, so führt Müllenhoff weiter aus (s. 205), und nicht die geringste spur spreche dafür, den namen auf dem rechten ufer des Rheins viel früher hinauf zu rücken als die zeugnisse dafür begännen. Die hauptursache für die übertragung des namens sei das bedürfnis der unterscheidung der beiden benachbarten grossen nationen gewesen, das sich mit dem einbruch der Kimbern und Teutonen aufgedrängt und noch zugenommen habe, als nach demselben der handelsverkehr in Gallien einen neuen, stärkeren aufschwung genommen und sich darüber hinaus nach Germanien ausgebreitet habe. Dass der name bei den Galliern zur zeit des einbruchs der Kimbern und Teutonen noch nicht üblich gewesen sei, dürfe man daraus schliessen, dass sie den lezten grossen heerhaufen noch mit dem alten collectivum für die Nordseevölker, den ersten aber ganz neu benant hätten, denn der gallische ursprung des Kimbernnamens werde um so mehr einleuchten, je mehr

1) Treffend bemerkt hierbei Müllenhoff, dass die stellung der belgischen Germanen am gebirge nicht von der art sei, dass man sie für einen überrest der älteren bevölkerung halten und annehmen müste, dass der strom der einwanderung an ihnen vorübergegangen sei.

man sich von der späten verbreitung des Germanennamens überzeuge (s. 206).

Fast jeder dieser sätze fordert zum widerspruch heraus. Der name Kimbern kann, wie Müllenhoffs eigene ausführungen (s. 116 fgg. und besonders s. 118 anm. 1) zeigen, ebenso gut aus dem keltischen wie aus dem germanischen erklärt werden[1], und genau dasselbe gilt von dem namen Teutonen (Müllenhoff, D. A. II, 113 fgg.). Den einen etwa für keltisch, den andern für germanisch zu erklären kann natürlich niemandem einfallen. Beide sind entweder keltisch oder germanisch. Die entscheidung hängt wesentlich davon ab, ob der name Germanen keltisch oder germanisch ist und ob dieser name als ethnographische gesamtbenennung schon **vor** oder erst **nach** dem einbruch der Kimbern und Teutonen bei den Galliern im gebrauch war. Dass der Massaliote Pytheas den namen Teutoni als „gesamtnamen für die nichtkeltischen bewohner der Nordseeküste“ verwendet habe (vgl. Müllenhoff, D. A. I, 476 fgg., 485; II, 114) und Teutoni nur als eine altgallische benennung der inguaeischen Nordseevölker zu betrachten sei mit ähnlicher entwicklung der wortbedeutung wie *τὰ ἔθνη* im neuen testament (Müllenhoff, D. A. II, 115), wird nur derjenige glauben können, der mit Müllenhoff (D. A. I, 479) in Plinius, N. H. XXXVII, § 35 das handschriftliche *Gutonibus* bez. *Guionibus* in *Teutonibus* ändert, eine änderung, die ich mit Waitz (Verfassungsgesch. I³, s. 3 anm.¹) und anderen für durchaus ungerechtfertigt halte. Wenn solche änderungen für stathaft gelten, gehen wir der festen, quellenmässigen grundlage für unsere forschung verlustig. Aus unseren quellen ergibt sich nicht mehr und nicht weniger als dass der name Teutoni ebenso wie Cimbri benennung eines germanischen stammes war. Wenn man aber einmal annehmen wolte, die Müllenhoffsche ansicht von den namen Germani, Teutoni und Cimbri sei richtig, so würde man sich vorzustellen haben, dass die Gallier den ersten einbrechenden Germanenhaufen ganz **neu** — mit einem gallischen namen — benant, den zweiten dagegen mit dem **alten** gallischen gesamtnamen für die nichtkeltischen Nordseevölker benant hätten, gleich darauf aber auf den gedanken gekommen wären, zur gesamtbezeichnung der germanischen nation den gallischen namen einer kleinen gallischen völkergruppe zu benutzen, und dass sich diese neue gesamtbezeichnung augenblicklich nicht nur über die Keltenwelt, sondern sogar bis zu den Römern und Griechen verbreitet habe. Mir scheint dies alles so schwer denkbar und unnatürlich verwickelt, dass

1) Vgl. hierzu auch die bemerkung Tomascheks in GGA. 1888, s. 301.

ich diesen ganzen gedankenbau als verfehlt betrachten muss. Er enthält aber abgesehen davon, dass er von der wilkürlichen änderung des handschriftlichen *Gutonibus* in *Teutonibus* ausgeht, noch einen fehler. So richtig es nämlich ist, als hauptursache für die entstehung des gesamtnamens Germanen das bedürfnis der unterscheidung dieser nation von der keltischen hinzustellen, so falsch ist die meinung, dieses bedürfnis habe sich erst seit dem einbruche der Kimbern und Teutonen eingestelt. Nur für die Römer trift diese datierung zu, insofern diese erst seit jenem einbruch Germanen kennen lernten, folglich vor dieser zeit das bedürfnis, sie von den Kelten zu unterscheiden, gar nicht haben konten. Aber ihr *Germāni* ist ja nur eine volksetymologische latinisierung des kelt. *Garmani,* sie haben also die gesamtbenennung jener nation von den Galliern entlehnt, mithin haben wir nur zu fragen, seit wann die Kelten mit den Germanen in berührung gekommen sind und das bedürfnis empfunden haben müssen, ihre ostnachbarn mit einem unterscheidenden namen zu bezeichnen. Für diese frage aber ist der einbruch der Kimbern und Teutonen ohne alle bedeutung. Denn der erste zusammenstoss zwischen Kelten und Germanen war ja, wie Müllenhoff selbst gezeigt hat, schon jahrhunderte früher und zwar, wenn nicht noch weiter östlich, zwischen Elbe und Weser erfolgt, als die Volcae den nordöstlichsten stamm der Kelten bildeten. Wenn die Germanen gleich damals bei der ersten berührung der beiden nationen, wie der name *Walchen* beweist, das bedürfnis einer gesamtbenennung für die stamfremde nachbarnation fühlten, wenn sich ferner bei den Römern sofort nach ihrem ersten zusammenstoss mit germanischen stämmen das bedürfnis einer gesamtbenennung der germanischen nation einstelte, so wird niemand im ernste glauben, dass die Kelten bei ihrer ersten berührung mit den Germanen dieses bedürfnis nicht empfunden, sondern mit der umfassenden benennung der stamfremden nachbarnation noch ein paar jahrhunderte gewartet hätten. Das widerspräche der vernunft der dinge und wäre ohne jede analogie. Müllenhoffs aufstellungen verlangen aber in der tat diese folgerung. Denn nach ihm sollen erst die Belgen über den Rhein gerückt sein, sodann ein teil von ihnen auf dem linken Rheinufer den beinamen Germanen erhalten haben, hierauf die Deutschen vom herkynischen waldgebirge (Harz, Thüringer wald usw.) bis zum Rheine vorgedrungen und jezt erst — zur zeit der Kimbern- und Teutonenkriege — der name Germanen, ein keltischer name einer keltischen völkergruppe, auf sie übertragen worden sein[1]. Wer an der

1) Wenn Tomaschek GGA. 1888 s. 302 meint, Müllenhoff vertrete im hinblick

Müllenhoffschen ansicht festhalten, jene folgerung aber vermeiden wolte, müste annehmen, dass die Kelten vor den Kimbern- und Teutonenkriegen einen anderen ethnographischen gesamtnamen für ihre stamfremden östlichen nachbarn gehabt hätten. Aber da von einem solchen nichts verlautet und sich gar kein grund für den wechsel in der benennung angeben liesse, so wäre diese annahme hinfällig. Somit ist der schluss nicht zu umgehen, dass die Kelten, sobald sie überhaupt die germanische nation mit einer gesamtbenennung zu bezeichnen anfiengen, als solche von anfang an den namen Germanen verwanten, dass also diese gesamtbenennung entstand, als Gallier und Germanen zwischen Elbe und Weser oder noch weiter östlich zum ersten male aufeinander stiessen. Man hat nun von jeher richtig erkant, dass jene fünf Maasvölker, welche einst den gruppennamen Germanen führten und zu Caesars zeit neben den istvaeischen Ubiern auf der scheide zwischen Germanen und Galliern sassen, bei der entstehung des gesamtnamens Germanen die entscheidende rolle gespielt, also schon zur zeit der entstehung dieses gesamtnamens an der keltisch-germanischen grenze gesessen haben müssen. Daraus aber folgt mit notwendigkeit, dass sie keine Belgen und überhaupt keine Kelten waren, denn die Germanen grenzten damals, wie der name Walchen beweist, nicht an die Belgen, sondern an die gallischen Volcae. Jene fünf völker können also überhaupt nur von der germanischen seite her die anwohner der keltisch-germanischen grenze gewesen sein, d. h., sie waren Germanen.

Für die ansicht, dass die in Belgien zu Caesars zeit sitzenden Germani Cisrhenani keltischer herkunft gewesen seien, lässt sich also kein durchschlagender grund beibringen. Sie steht überdies mit den nachrichten der alten im widerspruch, vermag die zustände, welche bei den fünf völkerschaften herschten, nicht zu erklären und führt zu unhaltbaren folgerungen. Wir haben daher an dem bestimten und klaren zeugnisse Caesars, der mit diesen völkerschaften widerholt verhandelt, gefochten, sie in ihrem eigenen lande aufgesucht hat und sich wahrhaftig auf den unterschied zwischen Germanen und Kelten verstand, durchaus festzuhalten. Waitz sagt (a. a. o. s. 26) mit vollem

auf den ursprung der kollektivbezeichnung Germanen die römische überlieferung, wonach damit zuerst verschiedene belgische stämme an der Arduenna bezeichnet worden seien, so ist dies insofern nicht richtig, als nach der römischen überlieferung nicht belgische stämme zuerst mit diesem namen bezeichnet wurden, sondern die zuerst in Belgien einrückenden germanischen völkerschaften diesen namen als gruppennamen trugen.

recht, dass kein grund ist, den fünf völkern den deutschen ursprung abzustreiten[1].

Um die hartnäckigkeit, mit der sich Müllenhoff abmühte, aus den angeführten stellen Caesars etwas anderes herauszulesen, als was ihr klarer wortlaut für den unbefangenen aussagt, zu begreifen, muss man die überzeugung, von der dieser gelehrte bei seiner untersuchung des Germanennamens beherscht wurde, ins auge fassen. Da er nämlich die ansicht, dass die Römer den namen von den Galliern überkommen, sich also erst ihr *Germāni* aus einer gallischen namensform zurecht gemacht haben, durch die von Beda überlieferte keltische form *Garmani* bestätigt fand, kam er, wie so viele andere forscher, zu der überzeugung, dass diese keltische form *Garmani* die originalform des namens, dieser also keltischen ursprungs sein müsse. Der echtkeltische charakter dieser namensform machte es für Müllenhoff von vornherein zur gewissheit, dass der name keltischer herkunft sei, gerade so wie einst Strabo durch das echtrömische aussehen der namensform *Germāni* bewogen worden war, den römischen ursprung des namens zu behaupten. Der Grieche versäumte es, die berechtigung seiner deutung nachzuweisen, und übersah, dass das lat. appellat. *germāni* vermöge seiner bedeutung zur neubezeichnung eines volkes ungeeignet ist. Müllenhoff erkante (D. A. II, 239 anm. 1), dass es bei jeder deutung eines volksnamens zuerst darauf ankomt, eine berechtigung für sie zu schaffen. Da ihm nun aber das Keltentum des namens Germanen von vornherein feststand, so muste er jene fünf Maasvölker als keltisch erweisen. Denn hätte er das Germanentum dieser fünf völker zugegeben, so hätte er, da die germanischen völkergruppen besondere gruppennamen führten, sich die frage stellen müssen, welchen namen denn diese gruppe gehabt hat. Er hätte also die zulässigkeit, ja notwendigkeit anerkennen müssen, hinter *Garmani* zunächst den deutschen gruppennamen dieser fünf völker zu suchen, der sich mit namen wie Inguaeones, Istvaeones auf eine linie stellen würde. Dieser folgerung wolte er aus dem wege gehen. Daher blieb ihm nichts übrig als die angaben Caesars absonderlich zu interpretieren, um zuletzt behaupten zu können, jene fünf Maasvölker seien weder Germanen gewesen noch von sich selbst oder von den Galliern oder von Caesar dafür angesehen worden! Wir haben gezeigt, dass dieser versuch, für die deutung des namens Germanen aus dem keltischen eine quellenmässige berechtigung zu

1) Dieser ansicht ist offenbar auch Mommsen, da er (Hermes XIX, 1884, s. 214) die Tungern neben Ubiern, Vangionen, Nemetern, Nerviern, Sugambern, Sunukern, Treverern zu den germanischen oder halbgermanischen völkern rechnet.

schaffen, an dem klaren, einfachen wortlaut unserer zeugnisse scheitert. Und es wird ein derartiger versuch immer scheitern, wofern man unsere quellenangaben nicht nach vorgefassten meinungen, sondern unbefangen aus sich selbst erklären wird.

In methodischer hinsicht ist es, wie kaum gesagt zu werden braucht, falsch, daraus, dass sich die Römer ihr *Germāni* aus *Garmani* zurecht machten, zu schliessen, *Garmani* müsse die originalform des namens gewesen sein. Müllenhoff hätte daraus nur schliessen sollen, dass kelt. *Garmani* die originalform des namens gewesen sein könne. Denn es gibt noch eine andere möglichkeit. Kelt. *Garmani* könte nämlich auch die keltisierung einer germanischen originalform sein, sich zu dieser ebenso verhalten wie lat. *Germāni* zu kelt. *Garmani.* Hätte Müllenhoff diese möglichkeit erkant und durchdacht, so wäre seine untersuchung des Germanennamens zu einem ganz anderen resultate gelangt. Wir werden dieser möglichkeit weiter unten zu ihrem rechte verhelfen.

Was man ausser den besprochenen angaben an litterarischen nachrichten aus dem altertum zur aufhellung des ursprungs des namens Germanen beigebracht hat, ist bedeutungslos. Inbetreff der angeblichen *Germāni*, welche die von Augustus aufgestelten triumphalfasten beim jahre 222 nennen, genügt es, auf die bemerkungen von Waitz (a. a. o. s. 26) und Müllenhoff (D. A. II, s. 194 fg.) zu verweisen. Über die iberischen *Oretani qui et Germani cognominantur* des Plinius III, § 25, in deren gebiet die von Ptolemaeus II, 6, 59 aufgeführte stadt *Ὤρητον Γερμανῶν* (beim heutigen Granatula am Jabalon, einem linken nebenfluss der Quadiana) lag, handelt Müllenhoff, D. A. II, s. 193 fg. Er vermutet, dass, „wenn nicht ehedem die Oretaner überhaupt, doch die in und um Oretum wohnenden von ihren keltischen nachbarn so benant wurden". Dies ist freilich sehr unwahrscheinlich, da die Römer, wie die bezeichnungen anderer iberischer völker, z. b. *Mentesani qui et Oretani, Mentesani qui et Bastuli cognominantur* (Plin. III, § 25), *Calagurritani qui Nasici*, *Calagurritani qui Fibularenses cognominantur* (§ 24), lehren, die beinamen spanischer volksgemeinden dem volksmunde entlehnten, der eben in der gegend und an dem orte von einem volke dieses namens sprach. Bei jenem namen der Oretaner dürfte man also in erster linie an einen iberischen volksnamen zu denken und seinen gleichklang mit dem ethnographischen gesamtnamen der Deutschen dem spiel des zufals zuzuschreiben haben, vorausgesezt, dass jener iberische name mit dem deutschen, der in keltischer form *Garmani* lautete, wirklich genau übereinstimte. Dass übrigens die von

Ukert (Germanien s. 78) ausgesprochene vermutung, dass in Oretum einmal eine germanische truppenabteilung gelegen habe, eine vermutung, der Brandes (Kelten und Germanen s. 172), Waitz (a. a. o. s. 30 anm. 1) und andere zugestimt haben, „ganz ins blaue schiesse“, wie Müllenhoff (s. 194 anm.) behauptet, dürfte sich schwer beweisen lassen. Für die frage nach der herkunft des ethnographischen gesamtnamens Germanen scheinen mir aber die seit Plinius genanten iberischen *Oretani, qui et Germani cognominantur,* gar keine oder wenigstens keine grössere bedeutung zu haben, als etwa die italischen Marsi für die frage nach der entstehung des istvaeischen gruppennamens Marsi. Ich halte es daher nicht für gerechtfertigt, wenn O. Bremer (Litteraturbl. f. germ. und roman. phil. 9, 437) meint, dass gerade der gebrauch desselben namens, hier für ein keltisch-iberisches grenzvolk, dort für die belgischen grenzvölker darauf hinweise, dass die deutung des namens als „nachbarn“ die richtige sei. Dass diese deutung wirklich falsch ist, wird sich aus dem folgenden ergeben.

Von entscheidender wichtigkeit für die untersuchung des namens Germanen sind die von Müllenhoff übersehenen aufschriften einiger gallischen münzen. Es haben sich nämlich mehrere, durchaus römisches aussehen zeigende münzen von einem Trevererfürsten *Germanus Indutilli f(ilius)* gefunden[1]. Ferner steht auf den münzen jenes *Commios,* den Caesar bei den Atrebaten als könig einsezte (bell. Gall. IV, 21): *Commios Garmano*[2], wozu stimt, dass sich von einem seiner nachfolger, dessen name auf einigen münzen ANDOB, auf anderen ANDOBRV lautet, eine münzsorte erhalten hat, die auf der vorderseite nur den namen ANDOB, also eine stark abgekürzte form zeigt, während auf dem revers ein pferd dargestelt ist, zwischen dessen vorderbeinen das wort *Garma* steht[3], sodass wir es hier offenbar mit einer stehenden benennung der Atrebatenkönige zu tun haben. Die französischen und belgischen numismatiker haben dieses *Garma/Garmano* zu *Garmanos* vervolständigt, und dass sie damit recht haben, beweist das treverische *Germanus,* das nur die latinisierung eines keltischen namens auf *-os* sein kann.

1) Vgl. E. Hucher, L'art gaulois I (1868) s. 41 und taf. 50 nr. 2; ferner Schneemann in den Jahrbb. d. ver. von altertumsfreunden im Rheinlande 21, s. 71 fgg. und die hier angeführte numismatische litteratur.

2) Statt *Commios* begegnet auf einigen exemplaren *Comios,* statt *Garmano* vereinzelt *Carmano.* Auf gallischen münzen steht bekantlich öfters C für G, seltener G für C.

3) E. Hucher a. a. o. I, s. 31 und taf. 62 nr. 2, II (1874) s. 100—102.

Es war ganz natürlich, dass man das vorkommen des namens *Garmanos*/*Germanus* in den königsfamilien der gallischen Treverer und der belgischen Atrebaten, also zweier völkerschaften, die nahe der germanischen grenze und in der nachbarschaft jener fünf Maasvölker sassen, mit der gut verbürgten nachricht, dass sich die Treverer ebenso wie die belgischen völkerschaften germanischer herkunft rühmten, in verbindung brachte. Denn da der ethnographische gesamtname der Germanen in keltischer form *Garmani* lautete, so ist der gedanke unabweisbar, dass zwischen jenem gallischen namen bez. beinamen und dem Germanennamen irgend eine beziehung obwalten muss. Nur hätte man nicht bei jenem *Garmanos*/*Germanus* an eine ethnische bezeichnung denken sollen! Denn fals sich, wie wir auf grund der angaben Caesars annehmen können, Commius und sein volk für abkömlinge der Germanen hielten, so würde es doch gar keinen sinn gehabt haben, wenn sich dieser fürst seinen untertanen gegenüber durch einen besonderen beinamen als Germanen bezeichnet hätte. Wenn man aber auf jene angabe Caesars keinen wert legen und glauben wolte, die Atrebaten hätten sich für Kelten gehalten, so würde man erst recht nicht begreifen können, wie Commios zu einem derartigen ethnischen beinamen gekommen sein solte. Einige forscher haben jenes *Garmanos* für einen auf eine besondere abstammung hinweisenden familienbeinamen der Atrebatenkönige erklärt. Aber dann wäre es durchaus unverständlich, wie derselbe name als personenname in der königsfamilie der Treverer zur verwendung kommen konte. Es bleibt nichts übrig als in jenem *Garmanos* einen appellativischen beinamen oder titel der Atrebatenkönige zu sehen, also anzunehmen, dass sich aus einem keltischen appellativum **garmanos* ein stehender beiname oder titel, aus diesem ein personenname entwickelt habe. Daher ist es vielleicht richtig, wenn der belgische numismatiker Hermand in *Garmanos* einen ehrentitel sieht, den Commius geführt, ganz unsicher aber, wenn er meint, dass sich Commius selbst diesen titel verliehen habe, und falsch, wenn er dazu bemerkt: „comme les Teutons se l'étaient attribué par l'appellation de Germains“ [1].

Für unsere untersuchung ergibt sich aus den atrebatischen münzen zunächst die wichtige tatsache, dass die sprache der Gallier ein appellativum besass, das mit der keltischen form des Germanennamens laut für laut übereinstimte, sich also zu dieser genau so verhielt, wie

1) Inbetreff der angeführten versuche, den beinamen *Garmanos* zu erklären. vgl. E. Hucher II, s. 101 fg. Huchers meinung, kelt. *Garmanos*, lat. *Germanus* könne der deutsche personenname Hermann sein, ist natürlich unhaltbar.

im lateinischen *germāni* zu *Germāni!* Wir bemerkten schon oben, dass die echtkeltische namensform *Garmani*, welche zu den keltischen volksnamen *Cenomani*, *Septimani* usw. stimt, die überwiegende mehrzahl der neueren forscher zu der ansicht gebracht hat, der name müsse keltischen ursprungs sein, dass es aber den vertretern dieser ansicht nicht gelungen ist, eine quellenmässige berechtigung für die deutung des namens aus dem keltischen zu schaffen, dass uns vielmehr unsere quellen nur zur deutung des namens aus dem germanischen berechtigen[1]. Jene forscher haben sich nun auch widerholt nachzuweisen bemüht, dass das kelt. appellat. **garmanos* vermöge seiner bedeutung zur neubezeichnung einer nation geeignet gewesen sei. Indes haben auch diese bemühungen kein algemein befriedigendes resultat erzielt; und man schwankt noch heute zwischen ganz verschiedenen erklärungen. Die wenigsten anhänger fand die in sprachlicher hinsicht unhaltbare deutung, die Pott, Etymologische forschungen II², 873 aufgestelt hat, wonach der name Germanen „ostleute“ bedeute. Die jüngsten altertumsforscher, auch Müllenhoff, haben sich bei der algemeinen überzeugung, dass der name keltisch sei, beruhigt, da sie nicht wissen, ob sie der von Zeuss oder der von Leo und von Grimm gegebenen deutung zustimmen sollen. Wie es mit diesen beiden deutungen steht, ersieht man am besten aus Müllenhoff, D. A. II, 203 anm., wo es heisst: „Gegen die zuerst von H. Leo, Haupts ztschr. (1845) 5, 514, dann auch von J. Grimm, GDS. 787 gegebene erklärung βοὴν ἀγαθός erhebt Zeuss bedenken und stelt ihr die andre „vicini“ entgegen, Gr.² 773. 821. 825; vgl. Glück s. 59. Die bedenken sucht Mahn (Über den namen Germanen 1864 s. 18) zu beseitigen, hat aber andre und weicht in der erklärung ohne not von Zeuss ab, in einer weise, dass die historische grammatik dagegen verwahrung einlegen muss. Ebel hält in den Beiträgen zur vergleichenden sprachforschung (1863) 3, 230 Leos und Grimms erklärung für annehmbarer und Zeuss bedenken für ungerechtfertigt“. Ein durchschlagendes resultat haben somit die deutungsversuche, die auf das keltische zurückgreifen, nicht ergeben, und Baumstark (a. a. o. s. 105) bemerkt mit recht, dass die möglichkeit sehr

1) Es ist geradezu naiv, wenn Waitz (a. a. o. s. 29) für den gallischen ursprung des Germanennamens den umstand geltend macht, „dass die Gallier zuerst das bedürfnis empfinden musten, die nachbarn mit einem unterscheidenden namen zu benennen“. Dieses bedürfnis wurde ja durch eine gesamtbenennung deutscher herkunft ebenso befriedigt wie durch eine solche keltischer herkunft! Befriedigten denn nicht auch die Germanen das bedürfnis, die keltischen nachbarn mit einem unterscheidenden namen zu benennen, durch eine benennung gallischer herkunft?

verschiedener ableitungen und erklärungen aus dem keltischen kein beweis besonderer sicherheit sei[1]. Müllenhoff hatte nach dem ausfall dieser deutungsversuche eigentlich recht wenig grund, jeden versuch, den namen aus dem germanischen zu deuten, als lächerlich und von vornherein unberechtigt hinzustellen (a. a. o. s. 206). Es leuchtet übrigens ein, dass man bei dem versuche, kelt. **garmanos* etymologisch zu erklären, durch berücksichtigung des atrebatischen *Garmanos* zu grösserer sicherheit gelangt wäre. Denn wenn bei den Atrebaten, wie wir sahen, *Garmanos* zur bezeichnung eines ihrem könige zustehenden amtes oder einer hervortretenden rühmlichen eigenschaft ihres königs gedient hat, so kann das wort natürlich nicht „ostmann" oder „nachbar" bedeutet haben; und es bleibt dann von jenen deutungen die Leo-Grimmsche, welche auf corn. arm. *garm*, ir. *gairm* „clamor" zurückgeht und *βοὴν ἀγαθός* als sinn des wortes feststelt, als die sachlich allein mögliche übrig. Und wenn nun bei Homer gerade der heerführer die bezeichnung *βοὴν ἀγαθός* erhält, so tut man meines erachtens am besten, das gleichbedeutende kelt. *Garmanos*, die stehende bezeichnung der Atrebatenkönige, auf den feldherrnberuf dieser fürsten zu beziehen. Dann ist aber klar, dase sich das kelt. appellativum **garmanos* zur neubezeichnung einer nation nicht geeignet haben kann. Denn es wird niemand im ernste glauben, dass die Gallier dasselbe wort, das eine königliche befugnis, das feldherrnamt, bezeichnete, zur unterscheidenden benennung der stamfremden nation, die östlich von ihnen sass, gewählt haben solten. Und dies wird man auch dann nicht annehmen dürfen, wenn etwa **garmanos* einmal noch anders gedeutet werden solte. Denn immer bleibt die tatsache bestehen, dass dieses wort ein königliches amt oder eine königliche eigenschaft bezeichnete!

Der gallische ursprung des Germanennamens ist also wegen des sinnes, der dem kelt. **garmanos* zukomt, ebenso unmöglich wie der von Strabo behauptete römische ursprung des namens wegen der bedeutung des lat. *germānus*. Deswegen und weil unsere quellenangaben nichts enthalten, was für den römischen oder den keltischen ursprung des namens spräche, ist jeder versuch, den namen aus dem römischen oder keltischen zu deuten, als unberechtigt zu bezeichnen; dagegen festzuhalten, dass die beiden formen, in denen der name überliefert ist, *Germāni* und *Garmani*, ungermanisch sind.

1) Nach Waitz (s. 30) „kann die deutung zweifelhaft sein". Alte namen seien selten durchsichtig; nur sehr wenige der deutschen namen könten wir mit einiger sicherheit erklären. Man dürfe zufrieden sein, die herkunft im algemeinen zu wissen!

Wenn nun aber der name Germanen weder römischer noch keltischer herkunft sein kann, so muss er germanischen ursprungs sein. Dass die deutung des namens aus dem germanischen, und nur sie, nach dem klaren wortlaut unserer quellen eine berechtigte ist, haben wir oben ausführlich erörtert. Aus den dort besprochenen zeugnissen, aus der analogie, welche die entstehung des gesamtnamens Walchen darbietet, und aus einer reihe sachlicher erwägungen ergab sich, dass die ethnographische gesamtbenennung Germanen 1) beim ersten zusammenstoss zwischen Kelten und Germanen, also gleichzeitig mit dem gesamtnamen Walchen; 2) aus einem westgermanischen gruppennamen, und zwar 3) in derselben weise, wie der name Walchen, d. h. dadurch entstanden ist, dass die Kelten den namen derjenigen germanischen abteilung, die ihnen zufrühst benachbart war und sich zuerst mit ihnen nachhaltig berührte, auf die ganze nation bezogen, und dass 4) dieser name von den Kelten den Römern überliefert wurde. Unsere untersuchung wird also zunächst die germanische gestalt des namens, sodann, da der name ursprünglich ein westgermanischer gruppenname war, das bildungsgesetz der ältesten westgermanischen gruppennamen festzustellen und von diesem gesetze ausgehend den etymologischen sinn des namens Germanen zu ermitteln haben.

Die bisherigen versuche, diesen namen aus dem Germanischen zu deutschen, konten kein befriedigendes resultat erzielen, weil man sich sofort, ohne erst sorgsam zu prüfen, welcher art denn dieser name eigentlich sein, wie seine originalform gelautet haben müsse und in welcher richtung die bedeutung zu suchen wäre, auf die philologische deutung des namens selbst, und zwar seiner nichtoriginalen form *Germāni,* warf. So erklärte man denn die Germanen nach einander als speermänner, wehrmänner, heermänner, kriegsmannen, pflüger, irminssöhne, volksgenossen. Da diese unglücklichen deutungsversuche schon oft, zulezt von Müllenhoff (D. A. II, 206 anm.) widerlegt worden sind, brauche ich bei ihnen nicht zu verweilen. Ihnen allen lag die richtige erkentnis zu grunde, dass die angaben der alten für den namen Germanen deutschen ursprung behaupten, dass uns also unsere quellen nur zu einer deutung des namens aus dem Germanischen berechtigen; dagegen verkante man, dass die überlieferten namensformen *Germāni* und *Garmani* ungermanisch sind, also nicht ohne weiteres aus dem Germanischen gedeutet werden dürfen. Seit längerer zeit sind die versuche, den namen aus dem Germanischen zu deuten, eingestelt worden. Man hätte nur, gestüzt auf die zeugnisse der alten, an seiner

deutschen herkunft festhalten und sich sagen sollen, dass nur die richtige erklärungsmethode noch nicht gefunden sei.

Um die germanische originalform des Germanennamens mit hilfe der keltischen form festzustellen, haben wir von dem verhältnis, das zwischen der keltischen und der lateinischen gestalt des namens obwaltet, auszugehen. Wir sahen, dass sich die Römer aus der keltischen form *Garmani*, die für ihr sprachgefühl nicht mehr unmittelbar verständlich war, mit verlängerung des suffixvokals (Zeuss, Gr. Celt.[2] s. 825) ihr *Germāni* zurecht machten. Dieses *Germāni* ist nicht die lautgesetzliche lateinische entsprechung, sondern die volksetymologische latinisierung des kelt. *Garmani*. Wenn wir nun aus der kelt. form *Garmani* die germ. gestalt des namens erschliessen wollen, so sind, was das verhältnis der kelt. form *Garmani* zu der germ. originalform des namens anlangt, zwei fälle denkbar. Entweder haben nämlich die Kelten die wahre bedeutung jenes westgerm. namens gekant und ihm die dieser bedeutung entsprechende kelt. form gegeben, oder sie haben diese bedeutung nicht gekant und den namen ihrem appellat. plur. **garmani* angeglichen, sich also den namen in derselben weise mundgerecht gemacht, wie sich die Römer das keltische *Garmani* durch angleichung an ihr appellat. plur. *germāni* mundgerecht machten. Im ersten falle hätten wir in kelt. *Garmani* die lautgesetzliche kelt. entsprechung, im zweiten falle eine volksetymologische keltisierung der germ. originalform des namens zu sehen. Im germanischen muss nun aber der name, da er nur die westlichste gruppe der deutschen völkerschaften bezeichnete, selbstverständlich die gestalt der ältesten westgermanischen gruppennamen gehabt haben. Bekantlich sind die ältesten gruppen der westlichsten Germanen wie die gruppen der germanischen urzeit überhaupt verbände sacraler natur gewesen. Aus der sage von dem erdentsprossenen gotte Tuisto und seinem sohne Mannus, die uns Tacitus Germ. 2 überliefert hat, wissen wir auch, wie die namen der ältesten westgermanischen gruppen gebildet waren. Nach dieser sage waren nämlich die drei söhne des Mannus die Eponymi der *Inguaeones*, *Istuaeones* und *Hermi(n)ones*. Wenn also der name Germanen ein westgermanischer gruppenname war, so werden wir schliessen müssen, dass seine germanische originalform nach demselben princip wie jene drei westgermanischen gruppennamen, d. h. von dem namen eines göttlichen Eponymus gebildet war und das suffix *-an-* enthielt. Da aber dieses suffix in der gallischen form *Garmani* nicht vorliegt, so kann diese nicht die lautgesetzliche entsprechung, sondern nur die volksetymologische keltisierung jenes westgermanischen gruppennamens

sein. Seine germanische originalform muss die Gallier an ihr appellativum **garmani* erinnert, mit diesem also dem klange nach ziemlich genau übereingestimt haben. Da sie sich aber von diesem keltischen worte, wie wir eben sahen, im suffix unterschied, so muss es das stamwort gewesen sein, worin der germanische name und das keltische appellativum übereinstimten. Diese übereinstimmung muss eine buchstäbliche gewesen sein. Denn wenn die beiden worte, die im suffix von einander abweichen, auch noch im stamwort eine wenn auch noch so geringe verschiedenheit aufgewiesen hätten, so wäre ihre volksetymologische verschmelzung nicht möglich gewesen. Demnach ergibt sich als germ.-got. entsprechung für das gallische *Garmani* die form **Garm-ans* und für den mythischen ahnherrn der gruppe der name westgerm. **Garm*, got. **Garms*, altn. *Garmr*, urgerm. **Garmaz*.

Den germanischen namen **Garm-ans* gilt es nunmehr mit hilfe der historischen grammatik zu deuten und damit die probe zu machen, ob die ansicht, dass der name Germanen deutscher herkunft sei und ursprünglich nur die westlichste Germanenabteilung bezeichnet habe, richtig ist. Denn diese ansicht wird für richtig angesehen werden müssen, wenn sich für **Garmans* eine für einen westgerm. gruppennamen passende bedeutung ergibt.

Urgerm. **Garmaz* entspricht nun einem indog. **ghormos*, das auf die wurzel *gher* „brennen, glühen" zurückgeht und in altind. *gharmá* „glut, hitze", zend. *garema* „wärme", „heiss", altpreuss. *gorme* „hitze", ir. *gorm* in *ruad-gorm*, lat. *formus* „heiss", griech. *θερμός* „heiss" vorliegt[1], also, wie man sieht, sowol substantivisch als auch adjectivisch gebraucht wurde. Demnach bedeutet **Garmaz* so viel wie „feuer, glut, hitze" oder „der feurige, glühende, heisse". Wenn also ein mythisches oder göttliches wesen diesen namen trug, so muss dasselbe eine beziehung zum feuer gehabt haben; mit anderen worten: der gott, von dem die Garmen stamten, kann nur der gott des feuers oder eine hypostase desselben gewesen sein. Dass in der altnordischen mythologie ein hund den namen *Garmr* führt, ist bedeutsam, weil gerade die gottheit des feuers den hund zum diener und begleiter

1) Vgl. Fick I[4], 40. 204. 416; Curtius, Grundzüge[5] s. 493. Nicht hierher gehört das von Curtius und von Fick I[4], 40 noch herangezogene germ. *warm*, weil vor germ. *a* = indog. *o* der labial sich nicht hätte halten können. Fick hat denn auch I[4], 416 wegen *warm* wider an lit. *virti* „kochen", ksl. *varŭ* „hitze" erinnert. Desgleichen trent auch Bezzenberger, Beiträge XVI, s. 257 *warm* von *gharmá* und stelt *warmjan* zu armen. *vaṛem* „anzünden", asl. *varŭ* „glut", *variti* „kochen", lit. *wirti* „kochen".

hatte und in der germanischen mythologie öfters die gottheit und das sie begleitende und symbolisierende tier einen und denselben namen trug[1].

Die **Garm-ans* sind also ihrem namen nach abkömlinge des glühenden, feurigen. Dass dies eine durchaus passende bedeutung für einen westgermanischen gruppennamen ist, lässt sich daraus ersehen, dass der gruppenname *Istvaeones* etwas ähnliches bedeutet. Was nämlich den Eponymus der Istvaeen angeht, so wurde sein name von Müllenhoff (Ztschr. f. d. a. XXIII, 9) auf die wurzel *is* (Fick, Vgl. wb. I[4], 113 und Curtius, Grundz.[5] s. 402 nr. 617) zurückgeführt und als „der erwünschte, verehrte" oder „der zu wünschende, zu verehrende" gedeutet. Aber diese deutung, nach der sprachlichen seite, wie sich Müllenhoff keineswegs verhehlte, nicht ohne bedenken, ist auch in sachlicher hinsicht nicht haltbar, weil sie einen viel zu algemeinen, farblosen sinn für den namen des gottes ergeben würde. So abstrakt wurden von den völkern die namen und beinamen ihrer götter nicht gebildet. Dagegen ergibt die Scherersche deutung des namens (Hist. ztschr. N. F. 1, 160) aus der wurzel *idh* „brennen, entzünden, entflammen", die in ahd. *eit, eid,* ags. *âd* „glut, brand", mhd. *eiten* „brennen", lat. *aed-es* „feuerstätte", *aestus* „glut, brandung" (Fick I[4], 113, Vaniček, Etym. wb. der lat. sprache[2] s. 277 fg.), aber nicht in *essa* (vgl. Osthoff in Paul-Braune, Beiträge XIII, 398) vorliegt, einen durchaus passenden sinn. Nach dieser sprachlich und sachlich unanfechtbaren[2] herleitung war der Eponymus der Istvaeen ein Agni, Vulcanus, *Ἥφαιστος,* ein Feuer- und Herdgott[3], d. h. die istvaeischen völkerschaften betrachteten sich als abkömlinge des feuergottes.

Die Garmen und die Istvaeen hegten demnach inbetreff ihrer abstammung ein und denselben glauben, nämlich dass sie von der gottheit des feuers stamten. Diese überzeugung muss einst die gesamtheit der Germanen beherscht haben, denn der glaube, dass die gottheit des feuers und blitzes den menschen erzeugt habe, war ursprünglich allen Indogermanen gemeinsam. Bei den Germanen hatte dann diese indogermanische anthropogonie eine besondere beziehung zum ursprung des eigenen volkes erhalten: es hatte sich aus ihr eine ethno-

1) Vgl. darüber diese Ztschr. XXIV, 299 fg.

2) Die sprachliche unanfechtbarkeit dieser herleitung hat Müllenhoff selbst (Ztschr. f. d. a. XXIII, 4 fgg.) nachgewiesen.

3) Die Scherersche herleitung des namens aus der wurzel *idh* haben sich auch Hoffory (Gött. Gel. nachr. 1888, s. 437) und Mogk (Pauls Grundriss I, 1055) zu eigen gemacht.

nische sage entwickelt[1], von der zu des Plinius und Tacitus zeit schiedene versionen umliefen (Germ. 2). Die göttlichen ahnherren, n denen die sage die einzelnen völkergruppen herleitete, hatte sich mythenbildende phantasie unseres volkes offenbar dadurch geschaf-, dass sie alte beinamen des menschen erzeugenden feuer- und itzgottes hypostasierte und die so entstandenen wesen für söhne des ttes ansah. Deswegen werden wir mit Elard Hugo Meyer[2] auch nter den stamvätern der Inguaeones und Hermi(n)ones, deren namen ch nicht befriedigend gedeutet sind, feuer- und blitzwesen zu suchen ben.

Die von Tacitus überlieferte ansicht einiger römischen altertums-scher, dass die ethnographische gesamtbenennung Germanen deutscher kunft sei und sich beim ersten zusammenstoss zwischen Kelten und rmanen aus dem namen der westlichsten germanischen gruppe ent-ckelt habe, wird also nicht nur durch die ganz analoge entstehung lerer volksnamen, wie Walchen, Graeci, und durch Caesars bericht er die zu seiner zeit zwischen Maas, Mosel und Rhein sitzende völ-gruppe gestüzt, sondern wird auch dadurch als richtig erwiesen, dass h der name Germanen aus dem Germanischen in einer sachlich und rachlich befriedigenden weise deuten lässt.

Dass der westgermanische name **Garmans* von den Galliern, wenn seinen sinn verstanden hätten, nicht durch *Garmani*, sondern durch *ormones* widergegeben worden wäre, braucht kaum noch gesagt zu rden. Die almähliche herausbildung des namens *Germāni* kann man n nur dann volkommen begreifen, wenn man das wirken der volks-mologie gehörig in betracht zieht. Denn wie lat. *Germāni* eine ch das lat. appellat. *germāni* veranlasste volksetymologische bildung von kelt. *Garmani*, so ist kelt. *Garmani* eine durch das t. **garmani* veranlasste volksetymologische umbildung von germ. *rmans*.

Über das alter des namens Germanen, auf das wir schon mehr-n zu sprechen kamen, kann man nunmehr ebenso wenig im zweifel n wie über die gegend, von der aus sich die benennung über die tenwelt verbreitet hat. Denn waren die Garmen die ersten Germa-, welche den Kelten bekant wurden, und waren andererseits, wie name Walchen zeigt (Müllenhoff, D. A. II, 279—282), die Volcae ersten Kelten, welche den Germanen bekant wurden, so muss die te berührung zwischen Kelten und Germanen in einem zusammen-

1) Vgl. Waitz a. a. o. s. 11 anm. 3.
2) Indogermanische mythen II, 648.

stoss zwischen Volcae und Garmen bestanden haben. Leztere müssen damals, was auch die lage ihrer späteren, linksrheinischen sitze noch anzeigt, die westliche vorhut der Germanen gebildet und vor ihrer westfront die keltischen Volcae gefunden haben. In dieser zeit entstanden aus den gruppennamen *Volcae* und **Garmans* die volksnamen Walchen und Germanen. Dies kann natürlich nicht am Rheine, wo die Garmen belgische völkerschaften vor sich hatten, sondern nur weiter östlich geschehen sein. Hier bestand einmal, wie Müllenhoff, D. A. II, 207 fgg. dargelegt hat, die keltisch-germanische grenze in dem urwaldgürtel, der sich über den Harz, die Thüringer und die weiter ostwärts streichenden höhen hinzog. Von der keltischen seite her war diese grenze durch die Volcae besezt, während ihnen gegenüber in der ebene[1] die Garmen als westlichste Germanenabteilung gewohnt haben müssen. Es haben also offenbar die Weserkelten damit begonnen, den gruppennamen Garmen auf die gesamte germanische nation auszudehnen, und zwar zu derselben zeit, als die Germanen den gruppennamen Volcae, der speciell den Weserkelten zukam, auf die ganze keltische nation zu beziehen anfiengen. Die ethnographische gesamtbenennung Germanen ist somit an der Weserlinie entstanden und genau so alt, wie der ethnographische gesamtname Walchen, und beide können nicht jünger als die wende des 4. jahrhunderts v. Chr. sein.

BRESLAU, WEIHNACHTEN 1892. HUGO JAEKEL.

ZU KONRADS VON FUSSESBRUNNEN KINDHEIT JESU.

Was von den geistlichen dichtungen im algemeinen anzunehmen ist, dass sie nämlich (gleich denen aus der heldensage) wilkürlichen änderungen und interpolationen mehr unterworfen waren als die aus den höfischen sagenkreisen, das gilt auch von Konrads von Fussesbrunnen Kindheit Jesu. Sie ist in drei handschriften erhalten, von denen keine direkt von der anderen abhängt. Dazu kommen noch vier kleine bruchstücke und die erzählung der flucht nach Ägypten aus dem Passional, in welches ein teil unseres gedichtes bearbeitet aufgenommen wurde (vgl. Bartsch, Germ. V, 432 fgg.). Karl Kochendörffer hat seine ausgabe des gedichts Strassburg 1881 (Quellen und forschungen XLIII) hauptsächlich auf B als die relativ beste handschrift gegründet, sich aber doch genötigt gesehen hier und da einige verse dieser handschrift zu streichen, auch solche, die nicht in B überliefert sind, als

1) Schon deswegen darf man nicht *Garmani* als „bergbewohner“ deuten.

echt anzuerkennen. Wenn man auch seinem kritischen grundsatze, dass nämlich bei der reconstruierung des textes FAC zusammen B höchstens gleichwertig sind, im algemeinen zustimmen kann, scheint mir doch nicht genügend beachtet, dass uns in B ebenfals keine originalhandschrift des umarbeiters vorliegt, wir es vielmehr mit einem vielfach entstelten texte zu tun haben. Es wird demnach an einzelnen stellen vielfach der kritischen erwägung unterliegen, ob Konrad wirklich so habe schreiben können, wie in B überliefert ist. Glücklicherweise ist dies meist nicht so schwer, da wir in Konrad, wie ja auch Kochendörffer bemerkt hat, einen dichter von entwickelter technik vor uns haben, der seinem vorbilde Hartmann von Aue, dessen sprach- und verskunst wir ja genau kennen, möglichst nahe zu kommen suchte. So auch in den zahlreichen bewusten entlehnungen aus diesem dichter, besonders aus dem Gregorius, über die ich die schon von Gombert in seiner dissertation De tribus carminibus theotiscis Halle 1861 geäusserte meinung teile, dass bei diesen stellen diejenige handschrift den besten text gewährt, welche dem Hartmanns am nächsten komt. Schon bevor Kochendörffers ausgabe erschien, war ich mit einer kritischen bearbeitung des textes beschäftigt, zu der mir das gesamte material noch vorliegt. Ich habe dann meine absicht aufgegeben, bin aber in den verflossenen elf jahren immer wider zu dem lieblichen gedichte zurückgekommen. Ich teile nun von dem dabei aufgezeichneten mit, was mir zur kritik und erklärung dienlich zu sein scheint.

40. *ouch hâst uns, herre, für geleit*
in dînem evangêliô.

Zu *für legen* vermissen wir ein objekt. Da in hdschr. C statt *herre mere* überliefert ist, so vermute ich:

ouch hâst uns m*erre für geleit.*

59. *niht sô* schreibt B, und es ist keine veranlassung diese wortstellung zu ändern.

60. Da *unser (iunser)* in B und C überliefert ist, so lese ich:

daz in der wirt, unsr herre Christ.

120. Für *dâ von* (AC) statt *von danne* (B) spricht auch die vergleichung mit Greg. 994, eine stelle, die, wie auch Kochendörffer bemerkt hat, hier nachgeahmt ist.

128. *nemen* „zum manne nehmen“, vgl. Tristan 12831 fgg.: *und als mîn frouwe her kam, den künec ir herren genam und zuo im slâfen solte gân ....*

207 ist zu lesen:

nu vernemet ander (nämlich *rede*), *diech iu sage.*

diech statt *die ich* ist eine zusammenziehung, die sich selbst Hartmann Lied 11, 12 erlaubt. Kochendörffer hat das in B überlieferte *die* gestrichen, doch findet sich für die auslassung des relativpronomens kein beispiel bei unserem dichter.

226 fgg. schreibt Kochendörffer:

ein engel schœne unde lieht
erschein ir, dâ si dô saz.
diu frouwe des werkes vergaz,
ir hende enphielen in die schoz:
vil sêre si daz siune verdroz,
wan si wânde, ez wære ein man.

229 hat B: *uñ enphielen ir die hende ĩ die schoz;* Scherer wolte dies mit viersilbigem auftakt lesen, der als zeichen des schreckens stehn soll. Möglich ist aber auch *unde enphieln ir hénde ín die schôz.* V. 230 ist *daz siune* eine konjektur Scherers, gegen die zu bemerken ist, dass *siune* in der hier allein passenden bedeutung = *visio* nicht belegt ist. B liest: *vil sere si dar inne v.;* ich vermute:

vil sêr si sîn dar inne verdrôz

„es verdross sie sehr, dass er darin (in der kammer) war" nach bekanter elliptischer redeweise. Vgl. Greg. 793 fg. *daz wintgestæze wart sô grôz, daz sî ûf dem sê verdrôz.*

244 vermute ich nach dem zusammenhange und nach der lesart von C, dass es ursprünglich gelautet habe:

ich ziuhe ze nieman wan ze gote

„ich nehme keinen geringeren als Gott zum zeugen dafür in anspruch". Statt *ziuhe* hat B *gihes;* die entstellung erklärt sich aber leicht, da besonder *g* und *z* im anlaut oft verwechselt wurden (vgl. *zevech* statt *gevêch* v. 517).

258. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Konrad hier von den schriftworten abgewichen sein solte. Luc. I, 38 dixit Maria: Ecce, ancilla Domini; fiat mihi secundum verbum tuum. Solte nicht *fro* aus *frôn* = dem herren gehörig, geweiht entstelt sein? Eine sichere verbesserung weiss ich allerdings nicht anzugeben. S. auch Kochendörffers anmerkung.

285 *ir spîse* ist unklar, da es sich auch auf das von den engeln gebrachte himmelsbrot beziehen könte; ausserdem machen die in C nach 284 überlieferten verse durchaus den eindruck der echtheit. Ich vermute, dass v. 282 fgg. ursprünglich etwa folgendermassen gelautet haben:

wan si heten wol gesehen,
daz ir die engel brâhten dar

von himel die lîpnar,
von dem vrônen paradîse.
irdischer spîse
si vil kleine nôz:
si erkandens aller sünde blôz.

296. *benemen* wird mit dativ der person und accus. der sache konstruiert; das fehlende *ir* ist aber nach bekanter nachlässiger redeweise ausgelassen und aus dem *si* v. 295 herauszunehmen.

375. *dô er heim kam und si vant.* C schiebt ein *sô* (in dem oben geschilderten zustande) hinter *si* ein; und dies verlangt der zusammenhang. *dort,* welches B einschiebt, ist meines erachtens hierher gekommen, indem das auge des schreibers auf die vorhergehende zeile abirte (s. auch Kochendörffers anm.).

380 lies: *die ze Gelbô ê* (einst) *wurden erslagen.*

432. *im ist niht sô* wie B hat, ist meines erachtens nicht mhd. C hat *es* statt *im,* das wol nur ein schreibfehler für *izn* (*iz* mit angeschliffener negation) ist. Wir lesen: *exn* [oder *esn?*] *ist niht sô.*

438 fgg. lese ich, nachdem ich hinter 437 einen punkt statt des komma gesezt habe:

daz welle wir urkünden
und bestæten mit der wârheit.
hât aber iu ieman geseit
von ir anders danne guot,
der liuget, unde ir missetuot,
daz ir si velschet âne schult.

V. 439 fg. sind in B umgestelt, in C fehlen sie. Die richtige anordnung ergibt sich aber schon daraus, dass v. 440 fgg. auch in C in dieser reihenfolge überliefert sind. *wârheit* bedeutet hier „eidliche versicherung“ wie 571 „reinigungseid“.

477. *swaz ir dâ seht, daz ist von gote.*
ir enhât wan er und sîn bote
nieman anders gephlegen.

Bedenken erregt hier *er und,* da auch die anderen handschriften nur von der erscheinung des engels berichten. D hat: *ir hat nieman wan sin bote unze herre* (d. i. *unze her* „bis jezt“) *sit gephlegen.* Ich vermute deshalb: *ir enhât unz her wan sîn bote*
nieman anders gephlegen.

495 fg. Vgl. Rudolf v. Ems, gut. Gerh. 1819: *von herzen ich got ane rief, unz ich mit dem gedanke entslief.* Auch dem Gerhard erscheint darauf ein engel im traume.

514 ist zu lesen: *er gunde ir ze füezen vallen.* Über *gunde* statt *begunde* s. Haupt zu Erec 23 und unten zu 1688.

517 lies: *er wânde, sî wær im gevêch.* Vgl. die lesarten und die bemerkung zu v. 224.

531 lese ich: *man sol in nœten, daz er sage.* Denn dafür, dass hier die conjunction ausgelassen sein solte, bietet mir die verstümmelte lesart von D nicht anhalt genug.

543 fgg. lese und interpungiere ich:

wir sîn des schiere âne wân,
ez enwürde niemer sîn ergân,
ez wære ân ir danc geschehen,
und wellenz ûf dich selben jehen.

und wellenz ûf dich selben jehen d. h. „wir wollen dir selbst die schuld davon zuschreiben". V. 547—551 sind als rhetorische frage zu fassen, auf die die fragesteller v. 552 fgg. sich selbst die antwort geben.

568 fgg. interpungiere ich:

heizet iwer decrête lesen:
swaz mir ze tuonne geschiht,
daz ich mich dirre inziht
unschulde mit der wârheit,
des bin ich hie ze stete bereit.

Über *wârheit* „reinigungseid" vgl. zu v. 439.

Nach 576 würde ich lieber kolon statt komma setzen.

614 fgg. lese ich:

woldet ir michs erlâzen,
ir hât dâ von sô vil gereit,
daz ich doch der wârheit
ungerne tæte deheinen kranc.

„Selbst wenn ihr mir den reinigungseid erlassen woltet, ihr habt soviel von meiner schuld geredet, dass ich ungern unterlassen würde ihn zu leisten".

622 fg. ist zu lesen:

diz wart im vervangen
für ein michel zeichen.

„Dies ward ihm für ein grosses wunderzeichen (Gottes) angerechnet". D hat *vor,* C *für.* Das *Durch* der hdschr. B entspricht dem zusammenhange nicht.

652 fgg. ist die überlieferung in sämtlichen hdschr. entstelt. Ich glaube, dass es ursprünglich gelautet hat:

„sag an, wes ist daz kindelîn?
wan des wellen wizzen wir“.
si sprach „welhes meinet ir?“
si sprâchen „daz dû dâ treist. usw.
lies:
bî wem hâstu diz kint getragen,
od wer ist sîn vater? unsr herre got.
n B und D überliefert und deshalb nicht in *der* zu ändern.
se ich mit B: *des swer ezn ist,* indem ich auslassung des
pronomens wie in *mein* = *mein ich* annehme.
ch bringe ez, swie ich sol. bringen = „beweisen“ (vgl.
.ᵇ) ist in der dichtung des 13. jh. bisher nicht weiter nachge-
ı nächsten berührt sich damit die bedeutung „volbringen, zu
n“ in den von Haupt z. Erec² 9504 gesammelten stellen.
g. lese ich:
Ir habet wol vernomen daz,
wie Jôsêp geriht, noch michels baz
gerihte bî diu reine meit,
daz si niht wâr was an geseit.
B überliefert ist, steht für *dâ bî.* Über die form ist zu ver-
ıpts anm. zu Erec² 1060 und über die bedeutung „in ver-
.“ Iwein 7360 fgg.: *swie leide dem biderben man von dem*
ıiht: kumt ez von muotwillen niht, ob er den willen trüege,
erne slüege, sone ist er im doch niht gehaz unde behaget
ıne dâ bî ein bœse man, des er nie schaden gewan mit
rkung.
g. Vgl. Diemer z. Genesis 112, 20.
Das st. m. *murmer* „gemurr“, welches von B überliefert
ınst reichlich belegt ist, war nicht in *murmeln* zu ändern.
Über *mit schalle varn* vgl. Jänicke zu Wolfdietr. B 229.
ı Gudr. 161, 1; Wigal. 84, 35; 230, 26.
g. Hier ist deutlich die art und weise zu erkennen, wie
Der schreiber nahm an *in beidn* anstoss und schrieb:
Dc er fúr sich uñ fúr dc kint
ır vers gefüllt, und er fährt fort:
Und fúr die vrowen hate gedaht.
r aber das unbedingt nötige *ze zinse* vergessen. Dass die
nach v. 726: *und fúr ainen sinen kneht. dis we bi den*
rst vom schreiber von C hinzugefügt sind, geht schon daraus
sie im widerspruch zu v. 1329 fg. stehen.

748. *daz heil von disen gâhet* kann nur heissen „das heil entfernt sich eilig von ihnen„ (vgl. Trist. 18499). C hat *inen* statt *disen*, was wahrscheinlich aus *ienen* entstelt ist.

774. *unt sach nâch gelabede hin* ist nicht möglich. B hat *sih* statt *sach*. Der flüchtige schreiber hat hier, wie öfter, ein wort ausgelassen; es ist zu schreiben: *unt huop sich nâch g. h.;* vgl. v. 713. 2101.

810. Vgl. Lob Salomonis in Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler XXXV, 16, 8 *in sînem hovi wirt nimmir nacht. dâ ist inni daz êwigi licht, des niwirt zigane hini vurdir nicht,* nachgeahmt im Rolandsliede des pfaffen Konrad; s. die anm.

824. B hat *anders* statt *wunders* (*wnders* C), und dies könte richtig sein in der Iw. 425 und sonst erscheinenden bedeutung „übrigens“.

837. *„jâ sô ist unser wîbe site,*
daz ir genuoge koment dâ mite
des lîbes in vil grôze nôt.

Hier ist offenbar nachgeahmt Erec 3848: *wan ez ist iuwer manne site, daz ir uns armiu wîp dâ mite vil gerne triegent.* Dieser anklang ist Haupt entgangen; sonst würde er ihn in der anmerkung zu der stelle erwähnt haben.

864. *nu greif si müezeclîchen hine*
über den bûch an diu bein.

müezeclîchen „langsam“ passt nicht recht in den zusammenhang. C hat *misseclichen*. Danach scheint *misselîchen* „in verschiedener weise“ das ursprüngliche zu sein.

889. *Diu frouwe erbaldete dô*
und gie dar und vant alsô,
als diu hête gesaget.

diu als demonstrativ ist nicht wahrscheinlich; auch hier hat der schreiber wol ein wort ausgelassen. Ich lese: *alsô diu ander hête gesaget.*

912 fg. lauteten ursprünglich wol:
der werlt ich gar verphlac,
sît daz mîn lieber man verschiet;

oder ist *sît* = später und *daz* = weil?

Zu 941 fg. vgl. Greg. 2526 fg.

947 lies *geloube.* Vgl. Er. 2534 *ir sît genesen, geloubet daz.*

973 lies *kreftiger magen.*

1012. *sîn gotheit si erkanden*
an dem engelischem lobe;
der swebte ein michel teil dar obe.

s *engelischen* ist *engel* zu verstehn. Beispiele solcher wendungen, der nachlässigkeit mündlicher rede entsprechen, hat Haupt zu Erec 14 gesammelt; vgl. besonders Servatius 1584: *dô hôrtens ein stimme bor von englischem gesange: die werte alsô lange daz si* (die engel) *suoze wâren lût.* Unsere stelle ist Haupt entgangen.

1016. *swie er hie enerden wære,*
sîn alter doch enmahte
nieman ze ganzer ahte
den jâren gelîchen.

hat statt *enerden: ain nâhtig* und *einnehtec* „eine nacht alt" ver- gt der gegensatz. Dar seltene wort ist noch belegt in des Strickers rl (also ebenfals aus Österreich) 8764, wo der schreiber der Mün- ner papierhdschr. H es ebenfals nicht mehr verstanden und dafür verständlich *einfeldig* gesezt hat.

1036 vermute ich:

noch enwas ez [*es?*] *niht genuoc mite*

l. Haupt z. Erec² 1060. B ergänzte zu *mite hie*, C *da*.

1037 fgg. Ein ἀπὸ κοινοῦ ist bei dem höfischen dichter nicht hrscheinlich. Ich vermute:

die himel sanden im ouch dar
ein lieht. unz an den morgen gar
daz wunneclîchen drobe schein.

ist hier demonstrativ. Auch *im*, das von C überliefert ist, scheint r durch den zusammenhang geboten.

1058. Wahrscheinlich ist dieser nur in B überlieferte vers gleich- tend mit Greg. 795 zu lesen: *diu state enmohte in niht geschehen.*

Zu 1071 fgg. vgl. Erec 8591 fgg. *dâ mite giengen si enwec slâfen kemenâten. diu was wol berâten mit rîcher bettewæte und anderm æte.*

1076. Es ist wol *muotermaget* als kompositum zu lesen, da es h hier nicht um die jungfräuliche, sondern um die geburt in armut d niedrigkeit handelt.

1098. Vielleicht ist hier *tivel* einsilbig (s. meine dissertation über bers Tundalus s. 18) und der vers ohne auftakt zu lesen.

1153. *Nu stuont ez unz an die frist,*
als dô sît was und noch ist.

steht auch in Hahns abdruck 80, 68, doch ist unzweifelhaft *site* lesen. Die lesart von C *do we bi den ziten sitte* stimt fast wört- h zu Iwein 5429. Über den ersten kirchgang der „sechswöchnerin" l. Tristan 1953 fgg.: *Nu daz diu guote marschalkîn der nôt genesen*

solte sîn und nâch ir sehs wochen, als den frouwen ist gesprochen, des suns ze kirchen solte gân, von dem ich her gesaget hân, si selbe in an ir arm nam und truog in suoze, als ir gezam, mit ir zem gotes hûse alsô. Vgl. auch Weinhold, D. frauen im ma. s. 79; Schulz, Höf. leben I, 113.

1174. *der altherre wol gesach,*
der ê was blint sô lange.

Diese angabe der apokryphischen evangelien beruht wol auf missverständnis von Luc. 2, 26. Responsum acceperat a spiritu sancto, *non visurum se mortem,* nisi prius videret Christum Domini.

1184. Der in B verstümmelte vers ist von Kochendörffer nicht befriedigend ergänzt. C hat den vers nicht, und wahrscheinlich haben wir hier eine schon alte lücke von mehreren versen.

1187 ist zu lesen:

alsô arnest dû mit dem smerzen,
daz von manegen herzen
die gedanke werdent goffenôt.

Vgl. Luc. 2, 35 et tuam ipsius animam pertransibit gladius, ut revelentur ex multis cordibus cogitationes. Auch C hat *Dc*, wo in B *da* steht. Der fehler erklärt sich aus der bekannten abkürzung.

1195 fgg. lese ich:

die friunt volgten ime mite,
unt wart ez nâch der kinde site
in die wiegen geleit.

Für die umstellung von *wart* spricht Konrads stil und die lesart von C; für den einschub von *ime* in v. 1195 ausserdem die vergleichung mit Greg. 939. Vielleicht ist auch nach *geleit* komma statt punkt zu setzen und mit C fortzufahren:

under unde über gespreit
gewant reine unde wîz.

Für diese lesart spricht wenigstens die vergleichung mit Greg. 536: *dâ wart daz schœne kindelîn mit manegem trahen in geleit, under unde über gespreit als rîchiu sîdîniu wât, daz nieman bezzer hât.*

1217. *Dô wurden drî künege enein,*
in der lande daz lieht erschein,
sî næmen kreftic guot,
und kam in vaste in den muot,
si wolden iemer varnde sîn,
in tæte gotes genâde schîn,
waz disiu zeichen lêrten.

1218 ist die lesart beider hdschr. *lant* nicht zu beanstanden,
t *kreftic* dagegen *kreftigez* zu lesen, wie die vergleichung mit Erec
)8 zeigt. Der vers ist dann mit einsilbigem auftakt zu lesen. Kochen-
ffer bemerkt mit recht, v. 1221 fgg. widersprächen 1242 fgg. Viel-
cht ist der widerspruch dadurch veranlasst, dass Konrad zu eifrig
se verse Hartmanns sich aneignete, denn v. 1220—23 sind fast wört-
h aus dem Greg. entlehnt. Vgl. ferner 527 *Nû kom in vaste in den*
ot und 1630 fgg. *ich'n geruowe niemer mê und wil iemer varnde*
, mirn tuo noch gotes gnâde schîn, von wanne ich sî ode wer.

1249 hat Kochendörffer vergessen zu bemerken, dass B *vfter* statt
er hat, eine noch öfter (s. Lexer I, 24) belegte form.

1288. *den wec si bekanden, den si dâ wâren komen dar* . . . . .
woldens aber kêren hin. Über die auslassung des relativpron. vgl.
d. wb. I, 319a, 34 und Bech zu Erec 1226.

1287. Da auch C *ze lande : bekanden* reimt, und die formel stets
n ze lande (vgl. v. 2073 und 2535) heisst, so dürfen wir uns nicht
euen einen übrigens auch bei anderen dichtern dieser zeit nicht
gewöhnlichen unreinen reim anzunehmen.

1298. *in gotes geleite sie riten*
mit fröuden in ir lant.

vermute, dass *heim* (nach hause) vor *in* ausgefallen ist, wodurch
h der vers gebessert wird. C hat sogar *wider hain in.*

1334. *kreftic velt unde hart,*
gebirge unde heide
manege tageweide
zwischen den landen wüeste lac,
dâ niemen deheines h o v e s phlac.

lesarten von A *(powes)* und C *(buwes)* sowie der zusammenhang
veisen, dass *hoves* aus *bowes* entstelt ist. Es ist zu lesen: *dâ nie-*
n deheines bûwes phlac „wo niemand das feld bebaute". Auch *velt*
1334 scheint gegenüber dem von AC überlieferten *walt* nur ein
reibfehler, da es hier nur „unbebaute fläche" bedeuten kann, die
er schon durch *heide* v. 1335 vertreten ist, während die begriffe *walt*
d *hart* sich nicht genau decken.

1340. Weil *dâ* „dahin wo" bedeutet, so scheint es mir besser
s komma hier und im Greg. 3052 zu tilgen.

1346. *si sâhen dâ ein kreftic luoc*
vinster unde griulich,
dar ûz trachen vreislîch
spilen gegen dem kinde.

Ich bin fest überzeugt, dass *spiln* in B widerum eine der zahlreichen flüchtigkeiten des schreibers und dass mit AC *spilten* zu lesen ist.

Zu 1360 fg. vgl. meine bemerkung in Bezzenbergers Beiträgen 6, 158 und Strauch, Anzeiger f. deutsches altert. VIII, s. 220.

1389. Ich zweifle, ob die lat. endung in *natura* dem dichter gehört; *von natûre* würde dem höfischen stil besser entsprechen.

1406 fgg. interpungiere ich:

er kunde ir niht vertrîben
mit sîner gewarheit:
ez wære im liep oder leit,
si entwichen im niht durch keine nôt,
unz in daz kindelîn gebôt.

Hierüber hat Bech zu Iwein 8114 gesprochen. Er vermutet wol mit recht, dass Konrad diese stelle hier nachgeahmt habe. Er liest dort mit allen hdschr. gegen A: *sî sprach „ich hân es gesworn, ez wær' mir liep oder leit, daz ichs mit mîner gewarheit niht widerkumen kunde*". und übersezt *mit mîner gewarheit* durch „ohne meine sicherheit zu gefährden".. Diese bedeutung würde sich auch hier in den zusammenhang vortreflich fügen. Über *gewarheit* vgl. auch Benecke zu Iwein 1777.

1409. *durch keine nôt* „durchaus nicht"; vgl. *durch alle nôt* „unbedingt, auf alle fälle". Sommer zu Flore 1455; a. Heinr. 223.

1423 schreibe ich: *in wart von müede nie sô wê.* Für *von* (A) statt *vor* (B) spricht die vergleichung mit Greg. 818 *uns wart von weter nie sô wê.* C hat den vers nicht.

1429. Durch die einschiebung von *vil* vor *guoten,* das auch A und C haben, würde der auftakt hergestelt.

1431 lese ich mit AC *nâch ir arbeit,* da *ir* in B vom schreiber leicht übersehen werden konte.

1437 fgg. lese ich:

sih, mahtu beginnen
des obezes uns gewinnen.
des æze ich gerne, dunket mich.

B hat *sih mohstu.* Kochendörffer schreibt *mohtest dû des beginnen.* Aber abgesehen davon, dass dann der accent, der logischen betonung entgegen, auf *dû* fallen würde, dürfen wir das charakteristische *sih* nicht streichen. *mohstu* ist aber nicht schreibfehler für *mohtestu,* sondern eine seit dem 14. jahrhundert aufkommende nebenform der 2. sg. prs. ind., vgl. Weinhold, Alemann. gr. § 325, Bair. gr. § 378. *des* in v. 1437, das nur B hat, ist dagegen offenbar erst von dem schreiber

gefügt, dem die konstruktion von *beginnen* mit dem inf. ohne *ze* nt mehr geläufig war.

1440 lautet in C: *Er sprach vrôwe es ist unmugelich.* Da nun h D *frouwe* hat, so wird es wol nur vom schreiber der hdschr. B gelassen sein.

1444 fgg. lauten bei Kochendörffer:

leider jâ gedenke ich mêre
umb unser liute und umb daz vihe,
daz ich vor durste sterben sihe;
und daz wir niht selbe haben
wazzers, dâ wir uns mit laben,
daz ist mîn meiste nôt.

hinter *gedenke* ist von Kochendörffer ergänzt, doch erregt die lesart h so bedenken, da *gedenken* nicht in der bedeutung „sich sorge chen" belegt ist. Der schreiber von B hat *gedenke* wol als impe-v gefasst, so dass Joseph sagen würde: „Maria, denke lieber an er vieh und unsere leute". AB hat *sorge ich,* C *mich müeget* und end ein ausdruck der furcht oder besorgnis muss hier gestanden en. Das von Kochendörffer v. 1447 eingesezte *daz,* welches in A B fehlt (C hat die verse, wol weil der schreiber an der konstruk- anstoss nahm, ausgelassen), ist zu streichen; *unde* ist in nachläs-er wortfügung gesezt ähnlich wie im a. Heinr. 1088 *ich ziuhe dich rehte blôz, und wirt dîn schame harte grôz diu dû von schulden ne hâst unde nacket vor mir stâst.* Vgl. darüber Haupt z. Erec[2] 8. Statt *vor durste* hat C *von d.,* was die ältere verbindung ist.

1449 schreiben A und D: *daz ist mîn* a l l e r *meiste n.,* was gen des versbaus den vorzug verdient.

1458 fg. *dannoch lie sîne tolden*
der boum wider erde sweben.

sämtliche hdschr. ausser B *bî der erden* haben, so ist *wider* unzwei-aft ein schreibfehler, um so mehr, da *b* und *w* im anlaut im jahrhundert schon oft verwechselt wurden; vgl. Weinholds Bair. § 136.

1461 ist mit B und C zu lesen: *dô riht er sich ûf und stuont ê.* Der herausgeber hat *uf* aus metrischen gründen gestrichen.

1469. Statt *træib* in B haben alle übrigen hdschr. *tribe,* was dem sammenhange besser entspricht. Vgl. Pfeiffer, Deutsche mystiker I, 9, 22.

1484. Die lesart von ACD *so wol* ist dem *heint* von B des zu-mmenhanges wegen vorzuziehen.

1492. Wir sind nicht berechtigt gegen die übereinstimmende lesart sämtlicher hdschr. (denn *heint* ist doch nur eine andere form für *hinacht*) *hie* in den text zu setzen. Vielleicht ist zu lesen: *als wi hînt dar bî sîn beherberget schône.*

1499. *der engel zuhte einen ast,*
daz er alsô lûte brast,
daz aber Jôsêp erschrac.

aber „widerum" widerspricht dem zusammenhange. Die lesart der übrigen hdschr.: *da von* führt darauf, dass *dar abe* zu lesen ist. Vgl. Gregor. 2356 *nû wart Grêgorjus dar abe vil harte riuwec unde unvrô.* In der Zimmerischen chronik, citiert bei Uhland in der abhandlung über die pfalzgrafen von Tübingen (Gesammelte werke 5. bd. s. 180) heisst es: *darab erschrok der graf nit wenig* und *er sollt darab nit erschrecken,* und 1500 *sich, dû verdirbest dû abe.*

1503 fg. vgl. Trist. 16765 *von disem berge und disem hol sô was ein tageweide wol velse âne gevilde und wüeste unde wilde.*

1507. *zwen* ist offenbar ein schreibfehler für *zwelf,* wie sämtliche hdschr. ausser B haben.

1517 und 1518 stimmen, wie auch Kochendörffer bemerkt hat, zu Tund. 43, 42 (Wagner 201 fg.), doch muss zugegeben werden, dass die lesart von A *über riche noch über armen* besser in den zusammenhang passt. Es könte dem schreiber hier die bekante formel aus der erinnerung in die feder gekommen sein. Freilich ist auch die lesart von C gleichlautend.

1523 hat A *und so* statt *also.* Das *und* scheint mir für den zusammenhang durchaus nötig. Ich schreibe 1520 fgg.:

swenne aber ieman durch daz lant
fuor mit geselleschaft,
únd si díe sô wérháft
und álsô bíderbe liute funden,
daz sî in niht genemen kunden, usw.

1541. Die übereinstimmende lesart von AC *sô si iht gewinnes brâhten* verdient den vorzug.

1547. A schiebt hinter *gewinne* ein: *des tages,* C: *hiute.* Das lezte verlangt schon der gegensatz zu *morgen* v. 1551; ebenso ist *gar* mit C wegen *âne teil* 1549 einzuschieben. Ich lese 1544 fgg.:

nu berieten si sich zeiner stunt
daz si sazten ir lôz:
ez wære klein oder grôz
swaz in ze gewinne hiute kam,

daz den einer gar nam
und in hête âne teil.

er *hiute* „an demselben tage“ und *morgen* „am folgenden tage“
. Sommer z. Flore 3322.

1563. *daz vihe vor in al ezzend gie*

hat *allez ezzende*, B *allez*, C *alsanfte*. Ich vermute: *daz vih vor alzane gie*. Über ähnliche entstellungen des alten *allez an* oder *an* s. Haupt z. Erec 4178.

1572. *einer*, wie B hat, kann richtig sein. Es steht hier im ne eines demonstr., s. Paul u. Braune, Beitr. 11, 518 fgg.

1576 fg. sind nach C zu vervolständigen: *ir müezet iuwer wette ten, wæn ich, von anderm bejage*. Ebenso muss es 1578 nach AC ten: *ich enmuote an iwer deheines tage nie deheines teiles*.

1586 fgg. vermute ich:

und wil sicherlîch nû leben
ze gemache und nâch êren
und wil der mite kêren
etwâ dâ guote liute sint.

verbesserung des handschriftlichen *mîn* in *nû* wird durch AC gestützt. r schreiber gebrauchte wahrscheinlich schon die form *nun*, wodurch n der fehler noch mehr erklärt.

1602. Hier haben die anderen hdschr. gegen B misverständlich ndert, denn *mit disem nuo* kann nur heissen „von diesem augen-k an“.

1620 vermute ich: *wan dicke widergelt geschiht*. Das seltenere *dergelt*, das in AC überliefert ist, konte leicht in das gebräuchliche verändert werden, während das umgekehrte nicht wahrscheinlich ist.

1626 wird die lesart von A *ze rehter mâze* durch Greg. 1075 fg. *ze vröude und sîn klagen kund er ze rehter mâze tragen* bestätigt.

1651 lese ich: *daz kindelîn ist mir reht*. Da *darzuo* in A, der nzigen hdschr. ausser B, welche diesen vers überliefert, fehlt, so ist richtiger dies zu streichen, als die abkürzung *kindel* zu setzen.

Auch 1666 ergibt sich das richtige nur durch kombination der rschiedenen handschriftlichen lesarten. Ich lese:

sus zôch er in sînn gewalt
disen tiuren gewin
und treip in mit unwirden hin
in sîn hûs, dâ in (den fremden) *geschach* . . .
gemach unde reste.

Statt *in* haben zwar alle hdschr. *inne;* dass dies aber schon ein alter fehler sein muss, beweist die vergleichung mit Greg. 487: *Nû fuorte dirre wîse man sîne juncvrouwen dan in sîn hûs, da ir geschach michel guot unde gemach.* Diese stelle hat Konrad vorgeschwebt.

1674 liest Kochendörffer: *der wuotgrimme noch allez gie.* Da es in AC *der wirt grimmic* lautet, so ist anzunehmen, dass *wt* in B ebenfals eine abkürzung für *wirt* ist. Ausserdem ist der versbau fehlerhaft. Ich vermute: *der wirt grimme alzane gie.* Über *alzane* vgl. zu 1563.

Zu 1676 fg.: *sîn herze begunde wanken umbe sîne gevangen* vgl. Gregor. 313: *Nu begund' sîn herze wanken in manegen gedanken.*

1678. *er blicte ie belangen*
die frouwen und daz kint an.

Über *belangen* an dieser stelle handelt Haupt zu Erec[2] 8407. Er meint: „Die bedeutung scheint „„nach langer frist““, was im Erec und der Kindheit Jesu einem „„zögernd““ nicht fern steht“. Vgl. auch W. Grimm, HZ. III, 272; W. Müller, Germ. VII, 137. Nach meiner meinung verlangt hier der zusammenhang die bedeutung „von zeit zu zeit“ [vgl. 1681 *(er) vant ez ze aller stunde* d. h. jedesmal]. Diese bedeutung hat *über lange,* welches an dieser stelle in C überliefert ist. Dass hier in B ein schreibfehler vorliegt ist um so wahrscheinlicher, als *ie* „immer“ sich nicht recht in den zusammenhang fügt. Kochendörffer (s. 17) meint ohne grund, dass die lesart von C „recht unsinnig“ sei.

1680 fg. lese ich mit C:

nu vant der schazegiric man
daz kint ze aller stunde
mit lachundem munde
und mit spilnden ougen,

Für die richtigkeit dieser lesart spricht die übereinstimmung mit Greg. 3122. Die folgenden verse lauten bei Kochendörffer:

als im wære tougen
daz ditzes wille wære.

C liest *als im wåre tôgen. Des mannes úbeln gebærde;* B hat *wart;* A *iz wesse.* Die lezte lesart könte etwa erklärt werden: „als ob es im stillen die sinnesänderung des mannes erkant hätte“. Vorgeschwebt haben Konrad die verse aus dem Gregor. 863 fgg.:

Der ellende weise,
wand er deheine vreise
gefürhten niene kunde,
mit einem süezen munde
sô lachet er den abbet an.

schreibe danach: *als im was tougen daz ditzes wille wære* „wie denn (als einem unverständigen kinde) die böse absicht des man- verborgen war“.

1688 ist mit B zu lesen: *under wîlen begunde er schouwen,* i man die wahl hat, ob man *gunde* oder *begunde* lesen will. Vgl. pt zu Erec[2] v. 23. Der auftakt ist kein schwerer, um so mehr als ad auch die synkopierte form *undr* gebraucht.

1695 fgg. Wie die teilweise verwirte lesung der handschriften ist, die alle stark von einander abweichen, hat hier keine der hr. die echte lesart bewahrt. Dieselbe ist nach der vergleichung Gregor. 3174 fgg. aus den verschiedenen hdschr. etwa folgender- en herzustellen:

nu vermiste er an im nie,
ern sæhe ime ie
diu ougen über wallen,
die heizen zäher vallen
über den bart her ze tal
nâch ein ander sô gezal,
daz ein zaher den andern sluoc,
swaz er gewandes ane truoc
unz er daz alles vor begôz.

heftiges weinen zu schildern heben die mittelhochdeutschen dich- ft hervor, dass die trähnen das gewand benezten. Vgl. Sommer lore 1350. Iwein 6226 *wan in die trehene vielen von den ougen ie wât.* Das *vor* vor *begôȥ* in v. 1701, welches in CF fehlt, wird tigt durch Rudolf v. Ems, gut. Gerh. 6641 *sîn weinlîch jâmer was ôȥ, daȥ er ûf sîner brust begoȥ vor im in jâmer daȥ gewant.*

1711. *Der die Israhelîten*
bî Pharaônes zîten
ûz Egypto leite
und in trucken wec bereite
durch daz wilde mer
unde ir vîende her
dar inne lie belîben tôt
und sît daz himelische brôt
in der wüeste regenen liez
und ûz dem herten steine hiez
lûter wazzer rinnen,
der geruochte den werden innen
sîner barmunge ursprinc.

Es ist dies eine von den stellen, auf welche Kochendörffer (s. 19) den vorzug von B allen andern hdschr. gegenüber begründet. Der sinn der v. 1722 fg. soll nach ihm sein: „Der räuber gedachte der grossen barmherzigkeit gottes und wurde dadurch selber zur milde bewegt". Diese künstliche erklärung ermöglicht er aber nur, indem er annimt, dass in der verlorenen urhandschrift statt *werden innen* das alte verbum *innen* „in erinnerung bringen" gestanden habe, das er jedoch selbst nicht in den text zu setzen wagt. Der sinn der verse 1722 fg., wie sie in B überliefert sind, kann nur sein: „Gott liess dem räuber seine barmherzigkeit zuteil werden". Das passt aber offenbar nicht in den zusammenhang. In ACF lauten die verse 1720 fgg.:

der ûz dem herten steine hiez
lûter wazzer fliezen,
der geruochte ouch disem entsliezen
sîner barmunge ursprinc.

Kochendörffer meint *den ursprinc der barmunge einem entsliezen* heisse „barmherzigkeit an jemand üben" und verwirft deshalb diese, wie er selbst gesteht, poetisch schöne lesart. Nun ist aber seine auslegung nicht richtig. Der dichter verbleibt vielmehr im bilde: „So wie er einst Moses wasser aus hartem felsen fliessen liess, so eröfnete er auch den quell der barmherzigkeit, der in dem harten herzen dieses sünders verschlossen lag". Kochendörffers irtum ist, dass er *barmunge* auf Gott bezieht, während es sich unzweifelhaft um das erbarmen handelt, welches der räuber an den fremden übt.

1734. *hin ze mir*, wofür C *von mir* liest, scheint das richtige.

1738. *vart allez sanfte nâch mir.* Auch hier führen die verschiedenen lesarten auf das alte *alzane;* vgl. zu 1563.

1745. *als rehte liep als ich dir sî.* Ruprecht von Wirzeburg, Von zwein kaufleuten Ztschr. f. d. phil. VII, 65 fgg. V. 869.

Zu 1749 fg. vgl. Erec 1120 fg. *waz ir geschach ze leide von dem ritter ûf der heide* und Erec 932 fgg.

1755 lies: *daz ich dir*s *immer lône.* Nur B hat *dir,* was unzweifelhaft ein schreibfehler ist.

1763. Der zu kurze vers ist mit F durch den zusatz *vor (von?) alter* zu ergänzen. Vgl. Lanz. 8834 *helt vor alter snêwîz* und 274 fgg. *dô sach er sitzen dâ einen man, der was grâ, sîn hâr von alter snêwîz.*

1764 fgg. lese ich (v. 1766 nach der übereinstimmenden lesart von ACFG):

ob er die frouwen iht bestê,
des enweiz ich ab noch an.
er ist lihte ir vater oder ir man.

lihte ist durch „vielleicht, möglicher weise, etwa“ zu übersetzen. An das alte *lichen* = „ähnlich sein“ (vgl. Kochendörffer s. 17) ist nicht zu denken.

1767. *wan* ist wahrscheinlich mit ACG zu streichen und nach 1766 ein punkt zu setzen.

1770. *ob si daz kint welle baden*
des hilf in sô du beste megest.

wellen, wie ACF hat, ist allein richtig; sonst müste es ja *ir*, nicht *in* lauten.

1780 lies mit ACG: *als ez ir triuwen tohte.*

1789 lies: *in ir herzen si des jach.* Für die einschiebung von *des* mit F spricht der gebrauch Hartmanns, vgl. Greg. 508 und 1772.

1794. Wenn hier B *begunde* statt *gunde* schreibt, so kann dies wol mit für einen beweis gelten, dass man im 13. jahrhundert hin und wider *gunde* für *begunde* schrieb und sprach. Denn nur so lässt sich die entstellung erklären. Vgl. Haupt zu Erec[2] v. 23 und oben zu 514.

Nach 1805 setze ich kolon statt komma und schreibe weiter:

die hende vuoren im vil gerade,
unz daz ez schûmen began:
der jest oben ûz dem schaffe ran.

„Seine hände bewegten sich sehr schnell hin und her, bis es (das badewasser) zu schäumen begann“. *vuoren* habe ich aus *varen* in B mit vergleichung der lesart von C *giengen* hergestelt. F: *im waren d. h. g.* scheint *gerade* in der noch jezt üblichen bedeutung gefasst zu haben, was aber dem zusammenhange widerspricht.

1811 für *manz* statt *man* sprechen alle handschriften ausser B.

1819. *an ein gras* „auf einen grasplatz“, wie A und C haben, ist offenbar die echte lesart.

1825 fgg. *der wirt hete lâzen boume sô ze mâzen umbe den hof geleitet, ir este gebreitet* usw. Über das part. prät. nach *lâzen* in der bedeutung des infinitiv s. Grimm, Gr. 4, 126 fgg. Schon früher ist über diese konstruktion gehandelt von Lachmann zu Nibel. 585, 6 und Benecke zu Iwein 3142. Dass sie den schreibern nicht mehr geläufig war, beweisen die änderungen; nur B hat hier das richtige erhalten. Zu den schattenspendenden bäumen und dem klaren quell, die in der beschreibung des gartens Erec 8715 fgg. fehlen, vgl. Tristan 16734 fgg.

1836. Zu *under,* wie B richtig für *dar under* hat, vergleicht sich *mite* für *dar mite* und *bî* für *dâ bî;* vgl. Haupt zu Erec 1060 und *oben und under* MSH. 2, 386[b]; 3, 101[a]; Troj. 3751.

1838. Ausser Erec 8735 vgl. Iwein 609 *der ie gewesen wære ein tôtriuwesære, des herze wære dâ gevröut.* Flore 4424 *ir kraft* (die K. der edlen kräuter in einem baumgarten) *schînet dar an, daz sie hôchgemüete gebent allen den die swâre lebent und dar umbe koment dar: swaz den ungemüetes war, des werdents danne ergetzet;* und 2087 *dar ûffe was der vogele sanc (in maneger wîse was ir clanc dem grabe ze beiden sîten) so süeze ze allen zîten daz ein fröudelôser man, der nie fröude gewan, sîner swære vergæze, ob er dâ stüende od sæze.*

1855. Es ist wol besser *dâ* mit AF zu streichen und *gebreste* zu schreiben, wie auch B hat.

1857. *als umbe ir lîp* „als wenn es ihr leben gälte".

1877. Ob *ergangen* oder *zergangen* zu schreiben ist, wird nicht auszumachen sein, da jenes in AB, dieses in CF überliefert ist.

1885 lies: *trac her unde enbîze wir. und,* welches in B fehlt, ist in AC überliefert.

1892. Ich glaube, dass wir in diesem verse, der in B nicht überliefert ist, mit Iwein 1222 *gâchspîse* zu lesen haben. Das in C überlieferte *gâhe spîse* ist nicht weiter belegt, und ähnliche änderungen finden sich in C öfter.

1900 fg. *si kuste dicker denne zwir des süezen kindelînes munt.* Ähnlich a. Heinr. 1427 fg. *si kusten ir tohter munt etewaz mê dan drî stunt.* Vgl. auch R. v. Ems, gut. Gerh. 3531 fgg. *für mîne werden vrouwen reit mîn sun dicke schouwen sîn herzeclîchez liep an ir. daz muoste et dicker danne zwir mit süezen blicken dar geschehen.* Ausserdem erscheint die formel *dicker denne zwir* nach dem Mhd. wb. III, 955 auch in der Weltchronik 49. a.

1902. Auch im guten Gerhard wird der segenswunsch von den scheidenden an die zurückbleibenden gerichtet 6579 fgg. *Dô wir bereiten uns ze wege, in die vil süezen gotes phlege gap ich die vrouwen unde ir man.*

1912 lies: *ez was sô wiltlich dâ gestalt. dâ,* welches nur in B fehlt, ist nicht zu entbehren.

1917 ist *enweste* wol druckfehler, da in den lesarten nicht angegeben ist, dass B *enwesse* hat; auch A liest *wesse.*

1923 ist zu lesen: *alsus ántwurt in der man.* Vgl. Iwein 543 *sus antwurt er im dô.* Weitere beispiele der apokopierten form *ant-urt* siehe bei Haupt z. Erec², s. 414 fg.

1935 liest B: *bî dem mere bi d' zeswesen hant.* Kochendörffer at *zer* statt *bî der* geschrieben, wol um die widerholung von *bî* zu ermeiden. Diese ist aber nicht anstössig.

1951. *zehant* räumlich wie 2455. Vgl. Haupt zu Erec 590, wo och Urst. 114, 73 nachzutragen ist.

1965. *Nu hete manege zît dâ*
gebriuwen als ouch anderswâ
der leide tiuvel sînen spot.

hat *gebrvvet,* d. i. *gebrüevet* „bewiesen".

1971 fgg. lese ich:

als ez im ouch dâ vor ergie,
dô in dâ got durch sîn hôchvart lie
mit sînen nôtgestallen
in daz abgründe vallen
und vallent immer mêre.

:h v. 1791 hat AC. *vallent,* wofür Kochendörffer *vallen* schreibt, B. Dass die lesart richtig ist, lässt sich auch aus der lesart von *vallet* schliessen. *unde* ist in nachlässiger wortfügung gesezt wie H. 1088, worüber Haupt zu Erec 7028 zu vergleichen ist.

1978 fgg. lese ich:

die gote sturzten her ze tal
mit alle ûf den esterîch,
(si müesen (hdschr. *musen*) *aller tegelîch*
ze stückelînen brechen)
als ob si solden sprechen usw.

tatt *sturzten,* wie A hat, bietet B *stiezze,* was Kochendörffer in *stie-en* geändert hat. Da aber das intransit. *stôzen* in der bedeutung von recipitare nicht belegt ist, so müssen wir wol annehmen, dass der chreiber in seiner vorlage *stiez er* fand. Diese lesart ist aber, wie er vergleich mit der quelle beweist, nicht richtig. Für *aller tægelich,* ie B und C haben (A hat *alle gemeinlich*), schreibt Kochendörffer *ller iegelîch* (*alle iegelich* vermutet Gombert in seiner dissert. s. 22). a aber diese verbindung nicht belegt ist, so werden die verse wol s eingeschaltete reflektion des dichters (möchten doch immerfort die ötzenbilder zu stücken brechen!) zu fassen sein. Dass *mit alle* in A ie richtige lesart gegenüber *nâch einander* in B ist, schliesse ich auch

daraus, dass C an entsprechender stelle *vallen* hat, offenbar eine entstellung aus *mitalle* oder *betalle*.

1994 fg. *daz si ir gote solden sehen gestœret und zebrochen.* A und C schreiben: *sô lasterlich z.*, und diese lesart scheint allerdings die richtige, da dem schreiber dieser ausdruck wol zu stark schien.

Auch 1997 sezte der schreiber von B *mit zorne* wol nur der deutlichkeit wegen für *mit schalle* (schallen) wie in CA überliefert ist.

2025 fg. lese ich:

> *der bedæhtige man*
> *viel nider unde bette an*

B hat das ἅπαξ εἰρημένον *behaftige*, was durch „vom teufel besessen" erklärt wird. Da aber hier nach dem zusammenhange ein lobendes und nicht ein tadelndes epitheton am platze ist, so liegt unzweifelhaft ein schreibfehler vor. Die übrigen hdschr. haben dem sinne nach übereinstimmend: C *vil bedahtige*, B *vil bedachte*, A *der guote wol versunnen m.* Die lesart von B *bettet* in *bettez* zu ändern scheint mir nicht unbedingt notwendig.

2036 fgg. lese ich:

> *dem mac ez vil lîhte ergân*
> *als wîlen Pharaône,*
> *der dises landes krône*
> *vil gewalteclîchen truoc,*
> *unt got Egyptum durch in sluoc*
> *mit zehen egeslichen slegen.*

unt v. 2040 (in BAE) ist das relativ temporale „als, da" und nicht in *unz* zu ändern. Vgl. darüber Haupt z. Erec 7028. *egeslîchen* statt *engestlichen* in B setze ich vermutungsweise wegen *eislichen* A (C *vraislichen*). Doch kann auch *engestlîchen* richtig sein.

2051—54. Diese nur in B überlieferten verse scheinen mir verdächtig.

2057. *der wârheit* AC ist wol gegenüber *des wâren* in B die ursprünglichere lesart, da lezteres dem späteren, noch jezt üblichen sprachgebrauch entspricht.

2069 fgg. Auch hier haben die hdschr. willkürlich geändert, so dass keine den völlig richtigen text erhalten hat. Ich glaube, dass nach v. 2068 ein punkt zu setzen und dann mit C ein absatz zu machen ist. Sodann lese ich:

> *Als schiere dô er erstarp,*
> *die boteschaft der engel warp*
> *in Egyptum von Judêâ.*

Vgl. Gregor. 2973: *als schiere dô er erstarp, ein ieglich Rômære warp besunder sînem künne durch die gotes wünne umbe den selben gewalt.* Einen kleinen abschnitt von 10 versen haben wir auch 2093—2102.

Zu 2073 vgl. a. Heinr. 1356 *dô fuor er gar drâte wider heim ze lande.*

2103 fg. Die übereinstimmung mit Greg. 751 fgg. *Nû lâzen dise rede hie und sagen iu wie ez ergie dirre vrouwen kinde* beweist, dass hier der lesart von C der vorzug zu geben ist. Es ist demnach zu lesen:

Nû lâzen dise rede hie
und sagen iu wie ez dem ergie,
der usw.

B hat *ahten* statt *sagen,* was ein lieblingswort dieses schreibers scheint; vgl. 1740, wo es an stelle von *schaffe* in AC steht, u. ö.

2107 fgg. Da diese verse in der lesart von AC 2323 genau widerkehren und solche widerholungen in den höfischen gedichten gebräuchlich sind, so liegt die vermutung nahe, dass der schreiber von B hier wilkürlich geändert hat; v. 2108 macht ganz den eindruck eines flickverses. Der schreiber nahm an dem seltenen *lâzen* „sich gegen einen benehmen, ihn behandeln“, welches sich noch Parz. 11, 28 *och hât mich der künic lân als im mîn dienest danken sol* und Iw. 2025 *ich hân sî übele lâzen,* sowie 4570 *herre, ir habet missetân, welt ir den rîter alsus lân* findet, anstoss. An allen diesen stellen nahmen die erklärer (vgl. Bartsch z. Parz. 11, 26; Benecke u. Bech z. Iwein 2025) bisher die bedeutung „entlassen“ an, die sich aber schwer in den zusammenhang fügt; auch wird unser „entlassen“ mhd. durch *verlâzen* ausgedrückt. Das richtige hat schon Lexer im Hndwb. I, 1843 fg. Zu vergleichen ist auch nhd. „einen anlassen“, das in älterer zeit auch in gutem sinne gebraucht wurde. Durch die einführung der lesart von AC wird auch die änderung von 2109 bedingt. Es ist nach 2108 punkt zu setzen und forzufahren: *daz kam im sît ze staten.*

2117. Da *geleite* auch „den zoll für das geleite, das geleitsgeld“ bezeichnet, so ist die ironie des ausdrucks (anspielung auf 1525 fgg.) klar und eine änderung nicht geboten.

2118 lies: *und dise teilten ir gewin.* Für *ir* AC gegen *den* B spricht die vergleichung mit Erec 3301. Es mag noch bemerkt werden, dass sowol hier als bei der abfassung des abschnitts 1503 fgg. neben der lat. quelle die räuberepisoden aus Hartmanns Erec 3106 fgg. als vorlage gedient haben; vgl. besonders Erec 3190 fgg. mit Kindh. 1572 fgg.

2122. Es ist hier kein grund von der lesart von B *disem unsers herren gastgeben* abzuweichen.

2129. *schuzgenôze* halte ich noch jezt für einen schreibfehler statt *schâchgenôze*, s. meine bemerkung in Bezzenbergers Beitr. I, 53.

2141. B liest *mit grôzen wunden*, AC *mit starken w.* Wahrscheinlicher ist, dass später *starken* in *grôzen* verändert wurde, als das umgekehrte.

Zu 2151 vgl. auch Mai und Beaflor 13, 38.

2160 lies: *hie ein slac, dâ ein stich.* Für diese in AC und im Pass. 41, 26 begegnende lesart spricht auch die vergleichung mit Iwein 3734.

2167 fg. (92, 52) lauten in B entstelt:

Jæmerlichen schræi we
mit armen owe

Kochendörffer, der s. 9 über die stelle spricht, stelt folgendermassen her:

jæmerlîchen schrei er „wê,
wê mir armen, ô wê.

Aus der vergleichung der übrigen hdschr. und der hier nachgeahmten stelle des a. Heinr. 1299 fg. *Vil bitterlîchen sî schrê „wê mir vil armen unde owê.* (vgl. auch R. v. Ems, gut. Gerh. 2087 *ir ieglîcher an mich schrê anders niht dan „wê owê* . .) geht hervor, dass *schrê* im reime gestanden hat. Es ist zu lesen:

jæmerlîchen er schrê
„wê mir armen, ô wê“.

2169. *lât, herre, stân, ir tœtet mich. lât stân* „unterlasst das“ vgl. Trist. 11574, 11750, 15607.

2193. *die hende huop si dicke*
mit manegem ûfblicke
ze himel

Vgl. Greg. 2220 *und bôt sich an sîniu knie mit venje vil dicke mit manegem ûfblicke.*

Zu 2211 fgg. vgl. Iw. 3475 *mit der vil edelen salben bestreich si in allenthalben.* Ich lese:

Nu si die salben hete brâht,
sie streich mit guoter andâht
dem man in die wunden.
nu wart er kurzer stunden
ganz und âne mâsen heil:

Über *kurzer stunde* „in kurzer zeit“ s. Haupt zu Erec[2] 2300. Vgl. auch *kurzer tage.*

2218 ist mit AC *als schiere* zu schreiben.

2224. *si sprach „du hâst genâde sagen*
gote, der dich erlœset hât

der blosse infin. bei *haben* weder im althochd. noch im mhd. zu legen ist, liegt offenbar ein schreibfehler von B vor. Ich vermute, ss *hast* aus *mahst*, einer nebenform für *maht* (s. Weinhold, Alemann. § 378, Bair. gr. § 325) entstanden ist. *mugen* hat hier die bedeung „ursache haben, sollen".

2239. *si gæbe se in und næme ir habe*

r *uñ næm* in B steht in allen übrigen hdschr. *umbe*. Ich vermute shalb einen schreibfehler und setze *umbe* in den text.

Die nur in B überlieferten verse 2161 fgg. lese ich:

daz disem ein senfte wære,
dem riuwe und herzen swære
trûren unde senen gît,
daz dûhte jenen ein hertiu zît
dem nie niht leides geschach,
wand er h a b e t gemach für ungemach

einschiebung von *habet* = hält verlangt der zusammenhang. *wande* wie Kochendörffer schreibt, ist mir unverständlich.

Zu 2275 vgl. a. Heinr. 1420 *si enwesten wie gebâren*, sowie cl. 3031. 3916. Kudr. 454, 1.

2277 ist *tûsent stunt* wie AEF haben, wol das richtige; B änderte , weil ihm der ausdruck zu stark schien.

2294. *daz si in machte gesunt*
und in heilte als ir man.

sämtliche hdschr. ausser B die tautologie *und in heilte* nicht haben, dürfen wir sie wol nicht dem dichter zurechnen, sondern müssen en B schreiben: *d. s. i. m. g. als gâhes als dâ vor ir man.*

2296. *daz triben si unz si gewan*
êre unde rîcheit.

gen die lesart von B spricht schon der umstand, dass es sich hier n zusammenhange nach gar nicht um äusseres ansehn, sondern nur reichtum handelt. Dem schreiber ist hier eine gebräuchliche forl in die feder gekommen. Ich schreibe mit sämtlichen übrigen schr. *von guote solich rîcheit.*

2298 fgg. lese ich:

ir vletze daz was ê beleit
mit teken bî dem viure.
dâ stracten nû vil tiure

phelle dar unde
unt tepch, daz nieman vunde
deheines vürsten kemenâten
mit wæte baz berâten.

stracken sw. v. „ausgebreitet liegen". Dass *unde* vor *dar unde* („da unten, am boden" öfter im Parz.) in die folgende zeile gehört, beweist die lesart von F.

2305. *ir wende unde ir stangen*
die schinen alsô bevangen.

Ich lese v. 2306 mit allen übrigen hdschr.: *die wârn alsô behangen,* obgleich die änderung von *bevangen* „bekleidet" in *behangen* auf den ersten blick leichter erscheint als das umgekehrte. Doch bieten auch die lesarten zu Greg. 3271 *bevangen* neben dem richtigen *behangen.* Vgl. auch Erec 8596 fgg. *sî* (die kemenâte) *was wol behangen mit guoten umbehangen: der gemæle was von golde rîch. dar zuo was der esterîch mit guoten teppechen gespreit als ez des wirtes rîcheit wol bringen* (*für bringen* Bech) *mohte.*

2312 fg. Vgl. Greg. 1042 *dô bezzerten sich starke alle sîne sache.*

2328. *in got.* Für diese wortstellung spricht die übereinstimmung von AEF.

Nach 2330 ist der punkt zu tilgen und 2331 mit ACEF *und* statt *er* (B) zu setzen.

Zu 2343 vgl. meine bemerkung in der Ztschr. f. d. a. bd. 36, 162 und Benecke zu Iwein 7400.

Nach 2347 ist eine stärkere interpunktion zu setzen und 2349 *die* mit ACF zu streichen.

2350. *daz wir nu guot und êre hân,*
iuwer eigen kneht und iuwer diu,
des enjehe wir nieman wan von iu.

In v. 2352 ist *von* mit AF zu streichen. Es ist zu übersetzen: „Dass wir, euer knecht und eure magd, nun gut und ehre haben, das schreiben wir nur euch zu".

2353 fgg. lese und interpungiere ich:

Nu wol her ruowen an daz gras!
wie wunneclîch der garte was,
dâ von ir ê hôrtet sagen.

Vgl. 1827 fgg. Dem schreiber von C fält ein, dass dort *hof* genant wurde, was hier ein *garte* genant wird. Diese lesart wird aber durch die anderen hdschr. gesichert.

Zu 2363 fg. vgl. Urst. 116, 59 *waz toug ez allez gezelt?*

2393 fgg. verstehe ich Kochendörffers text nicht. Ich lese mit
erer anlehnung an A: 2386 *die wîle man dar truoc ...... kophe
ser unde glas. so vil des gesindes was, als ob si mahelen solden.*
er diener waren so viel, als ob man eine grosse hochzeit halten
lte". Dem schreiber von B war wol der plur. *glas* nicht geläufig,
s ihn zu dem zusatz von *vaz* veranlasste.

2402. Auch hier ziehe ich *küelen* (AC) vor. Siehe zu 1825 fgg.

2407 lies: *die ez alsô dûhte guot*

2416. Über die form *bete* (und *spanbete* 2570) vgl. Lachmann zu
ein 1212. Ich lese mit F: *nâch Franzoiser site; franzeis* ist wahr-
einlich aus *franzeis*[s] entstelt.

2422 fg. lies: *daz diu schüzzel (schüzzl ie?) zwischen in heten
te genuoge.*

2456 lese ich: *wan einez ist mir wol bekant.* Das beschränkende
n „nur" auch 2367. Der fehler in B *(ein anderz)* erklärt sich
so leichter, wenn wir uns erinnern, dass *wan* später mit *wande*
rwechselt wurde.

2464 lese ich, indem ich das zweite *und* in B streiche (in A
lt *guot*): *kunst, guot unde bedæhtekeit* und fasse *guot* als subst. „ver-
gen, besitz".

2483 lese ich: er sprach *„durch got, war îlet ir?* Diese lesart
etet ausser AC auch Pass. 47, 93.

2513 bietet unzweifelhaft die lesart von C *swaz man siht und
ht gesehen mac* „sichtbares und unsichtbares (geister)" das richtige.
r schreiber von B hat *man* widerum nur aus flüchtigkeit ausgelas-
. Vgl. R. v. Ems, gut. Gerhard 306 fg. *des drivaltigiu meisterschaft
t drin kreften werden hiez swaz sich ie gesehen liez und daz ouch
gesehen wart.* und 353 fg. *ouch lobent stæteclîchen dich, swaz mit
en kreften sich verborgen hât sô tougen vor menschlîchen ougen,
ez immer alle vrist von menschen ungesihtic ist.*

2514. *lieht, vinster unde tac.* C hat: *vinstri licht naht uñ tag.*
n einschub von *naht* verlangt der umstand, dass wie das licht dem
e, so die nacht der finsternis entsprechen muss. Auch in der ein-
ung von Rudolfs von Ems Weltchronik (s. Haupt z. gut. Gerh. 333)
sst es: *in der wîsheit — mit der dîn gotelichiu maht vinster lieht
unde naht gescheiden hât ....*

2521 fg. Auch hier hat B wahrscheinlich geändert. Statt *erbarme
h* haben A und C *gedenke mîn,* und für die richtigkeit dieser lesart
richt der umstand, dass die worte des Dismas wörtlich übereinstim-

mend mit der lesart von A auch in der Urstende 127, 64 fg. lauten: *Herre, nû gedenke mîn, sô dû kumst in daz rîch dîn.* Vgl. Luc. 23, 42: *Et dicebat ad Jesum: Domine, memento mei, cum veneris in regnum tuum.*

2534 ist *noch* nach AC zu streichen. Dagegen machen die von B eingeschobenen verse: *daz himelrîche er vor besaz. die nu wirte sîn, die merken daz* durchaus nicht den eindruck der unechtheit. Ebenso nimt der dichter 2335 *sô nû ist maneges wirtes site* auch rücksicht auf die verhältnisse seiner zeit.

2538 solte *hern* in B wirklich eine art dittographie von *herodis* sein?

2551. Statt *erwarp* ist *warp* zu schreiben, wie auch in C überliefert ist, was Kochendörffer in den lesarten nicht bemerkt hat.

2554 fg. Ps. 127, 2. *Labores manuum tuarum quia manducabis: beatus es et bene tibi erit.*

2564 ist *tivel* einsilbig zu lesen, wie öfter in bair.-österr. dichtungen; vgl. meine dissert. über Albers Tundalus s. 9 fg.

2636 fg. Anklang an a. Heinr. 263 fg. *in klageten elliu diu lant dâ er inne was erkant.*

2651. Die lesart von B wird bestätigt durch Greg. 2701 *lâ mir daz ze gewalte.*

2668. Für *aber* ergibt sich hier die bedeutung „wider einmal". Diese passt auch 2923 (s. Haupt z. Erec 6806 und Kochendörffers bem.) Es braucht damit nicht auf etwas bestimtes vorher erzähltes rücksicht genommen zu werden.

2675. *und viel ze tode sich her abe.* Die lesart von A ist vorzuziehen, weil eher die auslassung von *sich* als der zusatz wahrscheinlich ist.

2681. *sis* statt *si* (B) ist nicht unbedingt nötig.

2711 ist wol zu lesen: *unt leiten daz wazzer drin.*

Nach 2712 ist komma, nach 2713 punkt zu setzen und dann fortzufahren: *sô soll uns wesen vil gâch*
verloufen in die rinnen,
sô mugen se uns niht entrinnen.

Die konstruktion von *mir ist gâch* mit dem infin. (lesart von A) ohne *ze* wie *gâhen* (vgl. Grimm, Gr. 4, 98) ist unzweifelhaft das richtige. Der änderung in B vergleicht sich die von 2712.

Zu 2737 fgg. vgl. Gregor. 2177 fg.: *Sich, jâ was ez ie dîn site, unde hâst mir dâ mite gemachet manege swære.*

2751. Ich halte diese nur in B überlieferten verse, auch wegen *al ebenst,* das dem guten mhd. nicht gemäss scheint, für unecht.

2776 fgg. *den tôt er anders niht erwarp,*
wan daz er im sîne furch brach
und uns drôte dôr uns würken sach.

Den einschub von *drôte* (Neidh. 39, 15) gebietet der zusammenhang, da der jüngling nur Jesus seine „furch" zerstört, die anderen kinder aber bedroht, vgl. 2741. Zur herstellung einer singemässen betonung in v. 2777 ist *dázer* (einsilbig) oder *dêr* zu lesen; vgl. Lachmann z. Iwein 504.

2784. *fuder,* wie BA hat, scheint eine schon für das gute mhd. geltende form von *fürder.*

2794 lese ich: *bit dînn sún dáz erm gnǽdic sí'. er im* hat AC, *er* B.

2817. *ir vihe weide* „futter für ihr vieh", nicht *viheweide* als komposit. ist zu schreiben.

2878 lies: *nu seht, welch ein kindes spil. ir,* welches in B mehrmals fälschlich hinter dem imperativ gesezt ist, fehlt in AC.

2892. Zu *daz leben enwâge setzen* „aufs spiel setzen" vgl. Erec 5478 *du setzest enwâge dînen lîp vil sêre.* 2. büchl. 157 *âne friunde frâge sazte si enwâge ir lîp und ir êre.*

2901 ist zu lesen: *sît aber ich*
mich her zuo iu geneigte
und iu mit werken zeigte.

Die vergleichung der lesarten zeigt, dass *mich* in B sich aus 2902 in die folgende zeile verirt hat.

2912 lies *noch* statt *doch.*

2952 fg. lese ich:
nu wer imz, ê der tumbe
envollen werde ze man.

„Wehre ihms, bevor er völlig zum manne heran wächst" (und du ihn dann nicht mehr zwingen kanst) *ê der t.* haben A und C, aber auch *die* in B ist deutlich aus *ê* entstelt. Vgl. Gregor. 577 *wurde er iemmer ze man.* Zu der lesart von C stimt genauer R. v. Ems, gut. Gerh. 778 fg. *wis und unwandelbære was er gewahsen zeinem man,* wo hdschr. B ebenfals *ze man* hat.

2970 wird der fehlerhafte versschluss (s. Lachmann z. Iwein 4098 s. 469) vermieden, wenn wir schreiben *seistû mir rêht, so lise ouch ich. ouch,* welches in A überliefert ist, konte vor *ich* in B leicht ausfallen.

2978 vermute ich: *des enwil ich künnen daz ich kan* „darum will ich nicht erst kennen lernen, was ich schon weiss. *kunnen* ist die lesart von AC, das in B nach späterem gebrauche in *chunden* (s. die wörterb.) entstelt ist.

2990. *warc* als schelte, von Lachmann Iwein 4924 mit berufung auf unsere stelle (s. die lesarten und Beneckes bem. z. d. st.) eingesezt, wo aber mit Bech *twerc* zu schreiben ist.

2992 lies: *die habe dir eine* „die behalte für dich allein". Das in B zu *ane* entstelte *eine* fehlt in AC.

3006 fg. lese ich: *disiu starken mære dûhtn in ungelouplich.* Vgl. a. Heinr. 1073: *Daz dûhte in ungelouplich.*

NORTHEIM IM OKTOBER 1892. ROBERT SPRENGER.

EIN BRIEF THOMAS MURNERS.

In der NB. und SZ. versichert Murner widerholt[1], dass er „in der gemein" geredet habe und bestimte personen mit seinen strafenden worten nicht habe treffen wollen. Auf der kanzel in Frankfurt, wo Murner 1511 und 12 auch über die NB. predigte, hat er diese seinem charakter widerstreitende zurückhaltung gewiss nicht geübt. Es bezeugt dies auch ein brief Thomas Murners, den ich hier zur veröffentlichung bringe[2]. Die vorgeschichte, soweit sie sich aus dem briefe selbst ergibt, ist folgende. Murner hatte von der kanzel über die frau des Hans Mey — wahrscheinlich über deren sitliche führung und am ende gar über ihren verkehr mit Barfüssermönchen — sich äusserungen erlaubt, durch welche der gatte sich beleidigt fühlte. Hans Mey verklagte deswegen Murner bei seiner ordensbehörde. Die angelegenheit wurde verhandelt, und auf grund des ihm vorliegenden berichts war der provinzial (Georg Hoffmann in Strassburg) nicht geneigt, sich auf die seite Murners zu stellen. Dieser wolte jedoch seinen vorgesezten zu einer andern meinung bringen und den wahrheitsbeweis für seine behauptungen antreten. Inzwischen verbreitete

1) Vgl. Narrenbeschw. 2, 107 fgg.; 90, 20 fgg.; 97cd; 97, 27 fgg.; Schelmenzunft, Entschuldigung 2 fgg.; 41 fgg.

2) Ich hatte mich mit einer anfrage nach Murner betreffenden schriftstücken an herrn stadtarchivar dr. R. Jung in Frankfurt a/M. gewant, der mir daraufhin mitteilte, dass sich unter den Barfüsser-akten des stadtarchivs derartige papiere befänden. Die veröffentlichung derselben hat mir dann der herr stadtarchivar gütigst überlassen. Hierfür wie für die freundliche unterstützung, die mir herr dr. Jung während meines arbeitens im stadtarchiv, besonders bei der entzifferung undeutlich geschriebener worte angedeihen liess, sei ihm an dieser stelle herzlicher dank gesagt.

Hans Mey in Frankfurt einen schmähbrief, in dem es hiess, dass Murner vor seiner ordensbehörde seine beleidigenden äusserungen widerrufen habe. Nun sante Murner folgenden brief (Stadtarchiv, Barfüsserurk. 88) an den rat der stadt Frankfurt a. M.[1]:

Edlenn / vestenn / ersamen / weysenn lieben herren / Hanß mey vmb wort willenn / so ich vß warnung frummer herren zů ere dem orden / vnd nutz dissem gotzhuß / syn hußfrouw antreffenn / mit der worheyt gethon hab / hatt sich wider mich erhabt / mit treffelichen treuworten vnd falschem erdichten / eyn erlognen / erlassenn / schmach brieff mengklichen zů zeygenn / eyn widerrůff antreffenn so ich syner frouwen solt gethon habenn vor vnser gantzer provintz / des sich mit worheyt nymmer erfinden mag noch kan / des ich mich erbüt vff myn gantze provintz / wie ich vff syn anclag / myn wort beharret hab mit erbietung erlicher kundtschafft die by zů bringenn / vnd ob schon myn würdiger vatter der provintial vß falschem bericht versiglet hett / des ich mich nit zů jm versůhe / So byn ich in willen vnd hoffenn in mit worheyt eyns andren zů vnderrichten / vnd solchs handelß hanß meyen mit recht nit zů erlossenn / Ich hoff ir myn gnedigen herren lasst mich in vwrem mynem armen dienst nit also mit der worheyt erloß werden / vnd fassen zů hertzen das ich uch myn gnedigen herrenn vnd eyner frummen gemeyn zůn eren here byn gesandt wordenn / vnd helffendt myr so fer ich recht hab zů synen ziten zů eynem erlichen vnd frundtlichenn abscheidt / Ist myn gentzlicher fürsatz vß solchem dienst zů wichen doryn beroubung der eren myn lon soll syn / oder darin von vch myn herrenn getröst zů werdenn / denen ich mit willenn gern lang dienen wolt so fer ich mit recht by eren belibenn möcht bitt vwer gnad / eyn solchen schmach brieff vngewarnet syn hynder uch zů nemmen / das er nit ettwas zů des brieffs verendrung erdichte / vnd myr do von eyn copy lassen werden biß zů vßdrag der sachen / vnd myr darin alß vwrem armen gewilligen diener / raten / helffen / vnd gebietten / myn ere zů rettenn so fer ich recht hab / Ich erbüt mich ouch aller volge vnd gehorsam vch myn gnedigenn liebenn herren / den mich der erlogen erloß handel schier vmb alle vernunfft vnd syn bringt

Thomas mürner leßmeyster zům barfůssenn vwerer ersamen wißheyt armer gewylliger

1) Die interpunktion und orthographie dieses briefes habe ich nicht geändert, nur die abkürzungen sind aufgelöst. Bei den im weiteren mitgeteilten schriftstücken habe ich jedoch zur verdeutlichung moderne interpunktionszeichen eingesezt.

(Auf der rückseite von der hand des stadtschreibers: Bruder Thoma mürnür schribt vber hanssen meyen.)

Dieser brief ist nicht datiert. Ich finde jedoch im Frankfurter bürgermeisterbuch von 1511 s. 65b eine eintragung, durch welche die zeit genau genug bestimt wird:

Feria Quinta post Exaltationem Crucis. [19. Sept. 1511.]

Als Thomas murner, leßmeister zu den Barfussen, byt, die brieff, so hans mey hinder ime hat, — den leßmeister betreffen — her fur thun vnd dem rat anzeigen: sollen burgermeister darin handeln.

Der rat scheint also dem wunsche Murners folge geleistet zu haben. Inzwischen hatte der rührige Franciskaner gewiss alles aufgeboten, um seinen provinzial für sich günstiger zu stimmen. Hans Mey bekam nun von diesem einen brief, worin ihm wahrscheinlich auch vorwürfe über sein verleumderisches vorgehen gegen Murner gemacht wurden. Murner hätte nun gern genau den inhalt dieses briefes gekant. Er wante sich deshalb an den rat mit der bitte, ihm eine abschrift desselben verschaffen zu wollen. Ich ersehe dies aus folgendem vermerk im bürgermeisterbuch s. 69a:

Feria Quinta post Remigii. [6. oktober 1511.]

Als doctor Thomas mürner, leßmeister zü den Barfussen, bitt vmb abschrifft hansen meyen brieffs, so er von dem provincial bekomen hat: Jme abslagen.

Aber auch Hans Mey wolte gern den (oben veröffentlichten) brief Murners sehen, der dem bürgermeister veranlassung gegeben hatte, gegen ihn einzuschreiten. Unter demselben datum wie oben ist folgender beschluss eingetragen:

Hansen meyen doctor morners brieff, er jn den Rat gethan hat, abslahen.

Die ablehnende haltung des rats in beiden fällen wird man nur berechtigt finden können. Es war, wie man deutlich sieht, der stadtbehörde darum zu tun, die unangenehme angelegenheit zur ruhe kommen zu lassen. Dass übrigens die frau des Hans Mey nicht zu den bestbeleumdeten gehörte, scheint mir aus einer kurzen aber vielsagenden eintragung im bürgermeisterbuch s. 124a hervorzugehen:

Feria Tertia in die sancti mathie. [25. febr. 1512.]

Als hans mey bitt fur syn hußfraüwe zu eyner Bere ammen uff zu nemmen: beruhen laisßen vnd nach redelichen ammen steen.

Wie sehr der streithandel mit Hans Mey den leidenschaftlichen Murner erregte, geht aus dem tone seines briefes deutlich genug her-

vor. Es ist doch nun nicht mehr als natürlich, dass er in der NB., mit deren abfassung er damals ja noch beschäftigt war, seinem unmut ausdruck zu geben nicht versäumte. Ich vermute, dass er im 31. kapitel auf die ganze angelegenheit angespielt hat. Hier findet sich jene drollige unterhaltung Murners mit dem wachsamen hunde, der, den ehemann warnend, belt, als die frau („die ist erst kurtzlich zů im kummen“) nachts den „klostersteg“ wandeln will. Nun soll der hund das leder, das die frau verbuhlt und verkauft, gefressen haben[1] und deswegen totgeschlagen werden. Murner tröstet den hund damit, dass auf der erde treue dienste nun einmal so belohnt würden — wie er es selbst erlebt habe:

Zwőlff iar dient ich in einer statt,
Das yederman gefallen hatt,
Vnd felet nun ein mal vmb ein wort,
Do strafft man mich als wers ein mort;
Der langen iar gedacht man nie,
Darumb ist kein belonung hie! (NB. 31, 52—57.)

Dem armen treuen Weckerlin bleibt nur die aussicht auf das himmelreich der hunde. Am schlusse des kapitels macht Murner von der geschichte des hundes auf sich einen übergang:

So sich die reden also gyt,
Mag ich warlichen schwygen nit,
Wie man vns armen predigern lont,
Wann wir nit glych hondt wol geschont,
Mit straff ein wenig laster treffen,
So flůchendt mann / die wyber beffen.
Ich thů myn bests vnd straff die lugen,
Ich schilt das laster / lob die tugent,
Dir zů gůt vnd anders nit,
So sagent sy: „das der ritt schitt
Den münch in synen hals hin yn!“
Vnd lonendt mir wie weckerlyn.
Hab ich nit das leder fressen,
So bin ich übel sunst gesessen.
Die welt bricht vrsach ab dem zun,
Wol an! was sol ich darzů thůn? (NB. 31, 83—98.)

1) Murner gebraucht die bekante sprichwörtliche redensart, von der Simrock in seiner übertragung des NS. s. 335 eine reiche zusammenstellung gibt, in diesem kapitel zweideutig, vgl. NB. 39, 76; LN. 980; 4571.

Wenn auch durchaus nicht anzunehmen ist, dass Murner, wenn er in seinen satiren in der ich-form zu uns spricht, immer von sich selbst erzählt, so scheint doch in diesem falle die ganze art der darstellung darauf hinzuweisen, dass er in eigener sache das wort führt, und die gewiss nur symbolisch zu deutende leidensgeschichte des armen treuen hundes hat wol nur den zweck, — den prediger selbst im besten lichte erscheinen zu lassen.

Man würde sich nun täuschen, wenn man glaubte, dass der konflikt mit Hans Mey Murners stellung erschüttert habe. Ich veröffentliche im folgenden einen briefwechsel, aus dem hervorgeht, dass die Frankfurter im frühjahr 1512 den hochgelehrten und geistlichen mann noch gern zur ehre ihres gotteshauses behalten wolten:

Der provinzial Georg Hoffmann in Strassburg schreibt dem rat der stadt Frankfurt:

Mein demůttigs willigs gbett beüor: Strengen, vesten, Ersamen, gunstigen, lieben Herrn! Nach dem vnd ir mich vor joren ernstlich vnd vleißlich gebetten hand, doctor Murner eúch zů gefallen, einer gantzen gmâin zů trost vnd vnserem vnd eúwerem gotzhuss zů nütz lassen bliben in franckfort fúr ain leßmeister — des ich gantz gutwillig was vnd noch bin — wo ich das mecht verston, euch meinen gnedigen Herren zů gefallen sein, wo dem also ist, lond mich das geschrifftlichen wissen, will ich eüch zů gefallen komen in dem vnd anderem, so mir múglich ist Alß meinen gúnstigen lieben herrn, denen got verleyh all zeit einen gluckhafftigen stand vnd wesen.

Datum zů Stroßburg auff mittwoch noch judica anno domini mdxij [31. märz 1512.]

Doctor Georgius Hoffmann
Barfusen ordens provincial
in ober dútsch landenn. (Stadtarchiv, Barfüsser-urk. 86.)

Über diesen brief wurde (nach dem bürgermeisterbuch) folgender beschluss gefasst: Tertia post palmarum [7. april 1512] Als doctor Georgius Hoffmann, barfusßer ordens prouincial jnne ober dutsch landen, schribt, wo sie doctor morner für eyn lesemeister zu behalten begeren syn wurden: widder fruntlich schriben vnd uff sin wolegefallens stellen.

Auch das konzept dieses briefes ist erhalten (Barf.-urk. 87):

Hern Georgen Hoffman, Barfußen ordens provincial in ober dutsch landen.

Vnnser willig dinst sin ewrer Erwirdigkeit zuuor anbereit. erwirdiger gunstiger lieber her! ewrer wirde schrifft, vns itzt von wegen des hochgelerten vnd geistlichen Bruder Thoma murners doctors etc.

zugeschickt, haben wir inhalts verstanden vnd lassen es zu Ewrer wirde gefallen, dorch das das gotzhuß bi vns vnd der predig stul mit eynem frommen gelerten man versehen wirde; das wollen vmb dieselb Ewre wirde wir mit willen gern verdienen.

Datum Donrstags nebst nach dem heiligen palmetag anno domini XV^c duodecimo. [8. april 1512.]

HEIDELBERG, FEBRUAR 1893. M. SPANIER.

DIE BRIEFE VON GOETHES MUTTER AN IHREN SOHN, ALS QUELLE ZU SEINEN WERKEN.

Die briefe der frau rat Goethe an ihren sohn, deren veröffentlichung durch die Goethegeselschaft im jahre 1889 unsere litteratur um einen wahren schatz vermehrt hat, wurden auch von Goethe selbst gebührend gewürdigt, nicht bloss aus pietät, sondern auch aus interesse des menschenbeobachters an der liebenswürdig-naiven, kraftvollen individualität, die in ihnen zur aussprache gelangte. Auch Schiller urteilte über einen ihm zugesendeten brief in ähnlichem sinne[1]. Sorgfältig bewahrte Goethe die briefe der mutter auf — wenigstens die seit ende 1792 eingelaufenen, während die früheren dem beklagenswerten verbrennungsakte vom 2. und 9. juli 1797 zum opfer gefallen sind; und bei seinen späteren geschichtlichen und biographischen werken waren sie ihm eine gern benuzte quelle.

In seiner 1821—22 ausgearbeiteten Campagne in Frankreich erzählt Goethe unter dem 28. oktober 1792, wie mitten in dem kriegstumulte ein verspäteter brief seiner mutter angekommen sei, mit der mitteilung, dass ihm die stelle eines Frankfurter ratsherrn angetragen werde. Nachdem er die gefühle, die dieser antrag in ihm erweckt habe, geschildert, skizziert er den inhalt seines absagebriefes an seine mutter, „welche sich auch wol nicht anders erwartete“, und fügt hinzu: „Freilich mag dieser brief spät genug zu ihr gelangt sein“. Diese an sich nebensächliche bemerkung wird in ihrem ursprunge nur dann verständlich, wenn man die gleichzeitigen briefe der frau rat vergleicht. Der erste „verspätete“ brief der mutter ist zwar nicht mehr vorhanden; dagegen ist vom 14. decbr. 1792 ein nach Weimar gerichteter erhalten, in dem die mutter auf die ratsherrnstelle zurückkomt und endlich um eine entscheidende antwort bittet. Am 1. januar 1793

1) Brief an Goethe vom 28. juli 1796.

bescheinigt sie dann den empfang der ablehnenden antwort Goethes mit den worten: „Vielen Dank vor deinen schönen Brief der ist wie er sein soll ich werde bey deinen Freunden Gebrauch davon machen“. So waren zwischen dem mütterlichen briefe mit dem antrage und der ankunft des absagenden schreibens in Frankfurt mindestens 10 wochen verstrichen. Goethe ersah bei der ausarbeitung der Campagne diese tatsache aus dem vorliegenden briefe seiner mutter, und darauf bezieht sich seine bemerkung.

Auch die unmittelbar vorausgehende bemerkung, dass seine mutter sich wol nicht anderes als eine absage erwartete, erklärt sich aus der benutzung desselben briefes vom 14. decbr. 1792, worin sie der annahme des ratsherrnpostens in verständiger erwägung der verhältnisse ebenso entschieden widerrät, wie sie schon früher einer versuchung Mercks, ihren sohn aus Weimar zurückzuholen, eine herliche verleugnung ihres mütterlichen egoismus entgegengesezt hatte[1]. Ja beinahe wörtlich hat Goethe an dieser stelle die briefe seiner mutter verwertet. Frau rat mahnt ihn am 4. decbr. 1792 von einer reise nach Frankfurt ab; „doch thut mirs leid, dich aus deiner ruhigen Lage heraus zu ziehen, in eine Gegend, wo mann in beständiger Angst lebt und athmet .... Ich bin eine schlechte Geographin — will dir also nur melden dass der gantze Landstrich von Speyer, Worms und Maintz unsicher und du auf dieser Ruthe nicht her kommen kanst“. Sie hat grosse besorgnis um das schicksal Frankfurts und schreibt am 14. decbr. 1792: „Solange Maintz noch nicht wieder in deutschen Händen ist, schweben wir immer noch in Furcht und Unruhe — Zumahl da auf unsere gute Stadt von Maintz und Strassburg aus so infame Lügen ausgestreut werden .... underdessen sind die Francken jetzt erbosst — und kämen sie zurück Gott weiss ob nicht diese Verläumdungen doch Unkraut unter den Waitzen gesäht hätten“. Damit vergleiche man, was Goethe als einen grund seiner absage anführt: „... zugleich die aussicht nach der vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in französischen händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der weg dorthin versperrt, und innerhalb jener mauern, strassen, plätze, wohnungen jugendfreunde, blutsverwandte, vielleicht schon von demselben unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen: wer hätte gewagt, sich in solchen zustand zu stürzen“. Wenn sonach die weitgehende benutzung der mütterlichen briefe an dieser stelle unzweifelhaft ist, ohne die Goethe sich nach 30 jahren unmöglich

1) Vgl. ihren brief an Goethe vom 17. juni 1781.

so genau und lebendig der damaligen verhältnisse in seiner alten heimat hätte entsinnen können, so ist es anderseits interessant festzustellen, dass er seinen eigenen absagebrief, dessen inhalt er eingehend widergibt, nur wilkürlich und oberflächlich benuzt hat. Denn dass ihm sein uns erhaltener brief an die mutter vom 24. decbr. 1792 vorgelegen hat, beweist die genaue übereinstimmung in einigen gedanken und ausdrücken. Aber gerade der passus fehlt, den er in der Campagne als den ausschlaggebenden hervorhebt: „so hatt ich noch andere [gründe] hinzuzufügen, die auch das wohl meiner vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen gönner überzeugen konnten" usw. Es scheint, als ob Goethen im jahre 1821 sein brief von 1792 zu einseitig, gewissermassen zu egoistisch erschien, und er das bedürfnis hatte, vor der öffentlichkeit die gründe seiner absage zu verstärken, diese nicht bloss durch das eigene, sondern in erster linie durch das interesse an seiner vaterstadt zu motivieren. — Ferner beruht jene bemerkung: „Freilich mag dieser brief spät genug zu ihr gelangt sein" auf einer flüchtigkeit Goethes. Hätte er das datum seines absagebriefes: den 24. decbr. 1792 genau mit dem datum des mütterlichen antwortschreibens: dem 1. januar 1793 verglichen, so würde er eingesehen haben, dass dieser durchaus pünktlich befördert worden ist. So aber übersah er dies datum. Während er in wahrheit zwei monate hatte verstreichen lassen, ehe er seinen landsleuten auf ihren antrag antwortete, nahm er 1821—22 an, er habe sofort abgeschrieben, und die späte ankunft des briefes sei durch die in damaliger kriegszeit unsichern postverhältnisse verschuldet worden. Doch kann diese ungenauigkeit auch auf absicht beruhen. Vielleicht empfand G. bei abfassung der Campagne dies lange schweigen auf den ehrenden antrag als eine unhöflichkeit gegen seine vaterstadt, und er vermied es, ihren schlechten eindruck vor der öffentlichkeit zu erneuern. Es ist dies ein instruktives beispiel dafür, in welcher weise Goethes biographische werke sich aus wahrheit und dichtung zusammensetzen, und was für faktoren bei dieser mischung wirksam waren.

In den Annalen oder Tag- und jahresheften, die 1823 begonnen wurden, handelt der bericht vom jahre 1794 in längerer ausführung über die lage seiner mutter an der spitze des väterlichen besiztums in Frankfurt während der hin- und herschwankenden kriegsereignisse. Dieser abschnitt, der ungefähr den neunten teil des ganzen jahresreferates ausmacht, beruht fast satz für satz auf den mütterlichen briefen von 1794. Besonders ausgiebig verwertet wird der brief vom 1. april 1794, der gewiss wegen seiner famosen, dramatischen form noch 1823

die helle freude des sohnes erweckte und diesen so gewissermassen bestach, ihn nicht unbeachtet zu lassen. Nur so erklärt es sich, dass Goethe die unausgeführt gebliebene und deshalb bedeutungslose absicht der frau von La Roche, Weimar zu besuchen, überhaupt erwähnte. Auch zum jahre 1795 hat er die mütterlichen briefe nachgelesen. Er deutet auf diejenigen „noch vorhandenen briefe“ anderer personen und auch seiner mutter hin, die ein urteil über den damals erscheinenden W. Meister enthalten, wie denn wirklich frau rat mehrfach auf diesen roman in ganz interessanter weise zu sprechen komt. Auch den verkauf des väterlichen besiztums schildert er in demselben verlaufe, wie es ihm die briefe an die hand gaben, und beschreibt zum schluss das „neue lustige quartier seiner mutter an der hauptwache“, wozu ihn die hübschen briefe vom 16. mai und 24. august 1795 veranlassten. — Für das jahr 1796 ist an einer stelle ein brief von frau rat direkt als quelle angegeben. Goethe skizziert die politisch-kriegerischen verhältnisse vom juli und verweilt bei dem unglücklichen schicksale Frankfurts und den gefahrvollen erlebnissen seiner mutter. „Ihr brief deshalb verdient beigelegt zu werden“. Damit ist der brief vom 22. juli 1796 gemeint. Aber genauer hätte G. den plural setzen müssen; denn nicht einen, sondern drei briefe hat er hierbei benuzt. Der anfang dieser stelle: „Die Östreicher gehen über die Lahn zurück, bestehen bei annäherung der Franzosen auf dem besitz von Frankfurt; die stadt wird bombardiert, die Judengasse zum teil verbrannt, sonst wenig geschadet, worauf dann die übergabe erfolgt“ ist nämlich aus dem folgenden briefe vom 1. august genommen, in dem frau rat auf bitten ihres sohnes einen genaueren bericht von dem unglücke der stadt schickt und so den vorigen ergänzt: „Im engsten Vertrauen sage dir also, dass die Kayserlichen die erste ursach gewessen sind — da sie nicht im stande waren die Frantzosen zurück zu halten — da diese vor unseren Thoren stunden — da Franckfurth keine Festung ist — so war es Unsinn die Stadt ohne dass sie den minsten vortheil davon haben konten ins unglück zu bringen“. usw. Schliesslich beruht das folgende in den Annalen: „Die Frankfurter flüchten, meine mutter hält aus . . . In den Rhein- und Maingegenden fortwährende unruhen und flucht“. auf dem briefe vom 21. juni 1796, der eine anschauliche schilderung von der kriegspanik der bevölkerung enthält, dem gegenüber die gottvertrauende courage der alten dame in helste beleuchtung rückt: „Hier war wieder einmahl alles in grossen Schwulitäten — eingepackt — fortgegangen — Pferde bestelt — täglich vor ein Pferd 11 gulden bezahlt damit es parat wäre — manches Hauss brauchte 6

auch noch mehrre — war also alle Tage so viel Pferde so viel Carolinen — die Kutscher haben wieder ihren Schnitt gemacht — auch die Schreiner — Packer u. d. g. Bey diesem Specktackel bliebe ich wie die gantze Zeit her ruhig — packte nicht — regte mich nicht — Essen — Trincken und Schlaf bekamen mir wohl — Erfahrung brachte Hoffnung — der 3 mahl geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kan auch jetzt helfen" ....

Viel interessanter als dieser quellenzusammenhang zwischen den briefen der frau rat und späteren biographischen werken ihres sohnes ist das verhältnis zwischen den briefen und einem gleichzeitigen poetischen werke desselben, nämlich Hermann und Dorothea. Freilich kann hier der nachweis eines einflusses jener auf dieses nicht so strikt geführt werden. Dort handelt es sich um direkte entlehnung des stoffes und dessen übertragung aus einem historischen dokumente in das andere; hier überwiegend nur um anregungen, die den dichterischen intentionen durch die briefe zu teil wurden, und wo wirklich auch übertragung des stoffes in frage kommen solte, so wäre dies doch übertragung in eine ganz andere welt, aus dem bereiche des lebens in das der dichtung, und damit notwendige umformung und abklärung dieses stoffes. Wir müssen uns daher hier mit einem mehr oder weniger grossen grade von wahrscheinlichkeit begnügen. Ich hoffe aber doch den wahrscheinlichkeitsbeweis in dem masse führen zu können, dass er künftig in betracht komt. Dazu muss ich die entstehungszeit des gedichtes und alle umstände, die auf die conception von einfluss waren, auf das genaueste feststellen. Deshalb sehe ich mich genötigt, manches bekante über die entstehungsgeschichte, besonders aus dem aufsatze Hermann Schreyers: Goethes arbeit an Hermann und Dorothea: Goethe-jahrbuch, bd. X, 1889 und aus H. Düntzers kommentar zu H. u. D. erweiternd zu widerholen.

Die quelle zu H. u. D. ist schon 1809 mit sicherheit erkant; es ist jene erzählung der Salzburger emigranten von 1731. Aber sie hat nur den rahmen hergegeben; der ganze inhalt ist eigentum des dichters. Die wichtigste veränderung, die Goethe vorgenommen, ist die verlegung des stoffes in die französische revolutionszeit, die ersetzung des veralteten konfessionsmotives durch das aktuell politische. Dadurch hat die dichtung erst ihre seele bekommen; sie hat den stoff aus der beschränkten sphäre der idylle in die weite des nationalen bürgerlichen epos erhoben, und der augenblick, in dem Goethe den entschluss zu dieser umgestaltung und erweiterung fasste, kann als die eigentliche geburtsstunde der dichtung bezeichnet werden. Wie ist der dichter

dazu gekommen? Cholevius, dessen kommentar zu H. u. D. auf den höheren schulen noch die herschaft führt, greift auf Goethes eigene erlebnisse in der campagne in Frankreich und bei der belagerung von Mainz zurück; er weist die übereinstimmung in einer reihe einzelner züge nach, erinnert an den gleichen sitlichen und künstlerischen standpunkt, der in dem gedichte und in seinen beiden biographisch-historischen werken gleichermassen zum ausdruck käme und zieht folgenden schluss: „Diese reminiscenzen sind hinreichendes zeugnis, dass Goethe wirklich das gedicht im bewusstsein jener vergangenheit, in der unmittelbaren erinnerung an seine erlebnisse bei jenem wilden kriegs- und fluchtwesen, das gleichsam die kehrseite der idyllischen zustände bildet, verfasst hat .... Die damals gewonnenen eindrücke bewirkten, dass er die geschichte der Salzburger in die gegenwart verlegte; sie bestimten auffassung und behandlung des stoffes, geist und tendenz des gedichtes; darum können wir mit recht von einer zweiten quelle desselben sprechen. Ja diese quelle hat eine höhere natur, als die andere; denn ihr verdankt das idyll die gestalt, die seele und vielleicht den ersten ursprung. Es ist wahrscheinlich, dass Goethe mit dem entwurfe der handlung und mit der ausbildung mancher einzelheiten gleich nach seiner rückkehr beschäftigt war, und Schiller wuste, dass er sich bereits mehrere jahre mit der idee getragen hatte". (Brief an Körner vom 28. oktober 1796.)

Die unrichtigkeit dieser ansicht lässt sich durch zwei gesonderte beweisgänge: durch eine litteraturgeschichtliche betrachtung und durch die eigenen zeugnisse des dichters auf das sicherste dartun.

Goethes poetische produktion ist erst 1796 für das idyllische epos reif geworden. Goethe ist in dem bereiche der poesie, die das epische umfasst oder wenigstens nach inhalt oder form an dasselbe grenzt, systematisch von gattung zu gattung geschritten. Von den Römischen elegien 1790, in denen das epische nur erst ein mittel zum ausdrucke des eigenen gefühls war, geht der weg über die episteln 1794, deren erste in dem eingefügten märchen das idyllisch-epische schon rein zum ausdruck bringt, zu der herlichen idylle Alexis und Dora im mai 1796. Der glückliche wurf, den er hier getan, ermunterte ihn zu weiteren proben auf diesem gebiete. Wir wissen sicher, dass auch nach vollendung von Alexis und Dora der nun erst hervortretende plan zu Hermann und Dorothea nichts mehr als eine weitere idylle bezweckte, zumal da der stoff der quelle nur die reinen elemente der idylle bot. Anderseits hatte Goethe den weg der epik schon 1784 mit dem beginne von Wilhelm Meister beschritten, ihn aber wider verlassen, um erst

1793 auf ihn zurückzukehren. Die etappen sind hier Reineke Fuchs 1793; die Unterhaltungen deutscher ausgewanderter 1794—95; Wilhelm Meister 1795—96. Erst bei der ausarbeitung und vollendung dieses prosaischen epos konte ihm der gedanke kommen, die nun gewonnene einsicht in das wesen der epik an einem stoffe auch in gebundener form zu bewähren. — Auch Vossens Luise ist als vorläufer von Hermann und Dorothea nicht zu übersehen. Ihrer gedenkt Goethe dankbar in seiner elegie Hermann und Dorothea; während der arbeit an H. u. D. erklärt er, das ganze werde so stark, wie die Luise von Voss (brief an Schiller vom 26. oktober 1796), ein beweis, dass ihm dieses gedicht ungefähr als muster für den umfang des seinigen vorgeschwebt hat. Im briefe an Schiller vom 28. februar 1798 bestätigt er, dass die Luise ihn in die idyllische gattung gelockt und am ende auch den Hermann erzeugt habe[1]. Nun aber erscheint Luise als geschlossenes ganzes erst 1795. So rückt Vossens Luise den terminus, a quo G. H. u. D. als grösseres gedicht geplant haben könte, auf das jahr 1795. Durch Alexis und Dora würden wir bis in den mai 1796 und durch Wilhelm Meister, der erst am 26. juni 1796 beendet wurde, sogar bis zum juli 1796 hinaufgeführt. Den einwurf aber, dass der dichter schon vor der beendigung W. Meisters den plan zu der erweiterten epischen dichtung, wie sie dann in H. u. D. zum vorschein kam, nebenbei in sich getragen und ausgebrütet haben könne, müssen wir bestimt zurückweisen, schon allein durch einen überblick über Goethes tätigkeit von 1796. Gerade dieses jahr fülten grosse aufgaben aus, die nicht bloss des dichters zeit, sondern auch seine seele gänzlich in anspruch nahmen: die Xenien und vor allem W. Meister, dieses schmerzenskind vieler jahre. Die briefe an Schiller aus dieser zeit bezeugen an vielen stellen, wie sauer ihm gerade das geschäft wurde, dieses weitschichtige und tiefe werk zu vollenden, wie es alle seine kräfte forderte, und wie er es ohne Schillers fortwährenden ermunternden und ratenden zuspruch vielleicht gar nicht zu stande gebracht hätte. Noch in den annalen nent er W. Meister eine höchst lieb und werte,

1) Wenn Goethe an der lezten stelle nicht das ganze gedicht nent, sondern mit der bezeichnung „Der pfarrer von Grünau“ nur die dritte, ursprünglich selbständige idylle meint, die 1784 im „Teutschen Merkur“ erschien, so widerspricht dies unserer annahme, wonach erst die zum ganzen vereinigte form der Luise als vorbild für Hermann und Dorothea anzusehen ist, durchaus nicht. Denn an dieser stelle liegt der ganze nachdruck auf dem vergleiche zwischen der aufnahme, die Goethe dem Vossischen gedichte beim ersten erscheinen bereitete, und der aufnahme, die Voss der Goethischen dichtung zu teil werden liess.

aber auch schwer lastende bürde. Die stunden halber arbeitskraft verwendete er fleissig und unausgesezt auf die übersetzung von Cellini. Dazwischen fält als maiepisode: Alexis und Dora. Da bleibt nicht einmal die psychologische möglichkeit, dass der geist des dichters, so mächtig er auch war, noch einen andern grossen plan in lebendigem wachstume beherbergt habe.

Nun wenden wir uns zu den handschriftlichen zeugnissen des dichters, die den bisherigen erwägungen völligen halt geben, und zwar zunächst zu den tagebüchern und dem sie ergänzenden briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, der reichsten quelle für das innenleben des dichters in jener zeit. Im tagebuche steht unter dem 9. september 1796: „Neuer antrieb zur grossen idylle“; vom 11. sept. an ist er in voller tätigkeit der ausarbeitung begriffen. Der ausdruck: neuer antrieb sezt einen vorhergegangenen antrieb voraus. Diesen dürfen wir auf anfang juli legen, also kurz nach vollendung W. Meisters. Denn am 7. juli schreibt er an Schiller: „Ausser Hero und Leander habe ich eine bürgerliche idylle im sinne, weil ich doch so etwas auch muss gemacht haben“. Natürlich ist unter dieser bürgerlichen idylle Hermann und Dorothea gemeint; aber damals handelte es sich nur erst um ein gedicht beschränkten umfanges, also um die reine idylle, nicht um das epos Hermann und Dorothea. Denn unmittelbar vorher klagt er über die ausgedehntheit des W. Meisters und fährt fort: „Ich werde, insofern man in solchen dingen herr über sich selbst ist, mich künftig nur an kleinere arbeiten halten, nur den reinsten stoff wählen, um in der form wenigstens alles tun zu können, was meine kräfte vermögen“. Noch am 2. august kann von einer solchen bedeutenden conception, wie sie das bürgerliche epos Hermann und Dorothea mit modern-politischem hintergrunde sein müste, nicht die rede sein. Verstimt über das scheitern seines reiseplanes nach der Schweiz und Italien schreibt er: „und dass ich jezt keine arbeit vor mir sehe, die mich beleben und erheben könte, macht mich auch verdriesslich“. Erst jene notiz im tagebuche vom 9. septbr. spricht von dem erweiterten plane: nun war es die grosse idylle geworden.

Nun kommen noch als leztes und durchschlagendes glied des beweises zwei stellen in betracht, in denen sich der dichter selbst über die entstehungsgeschichte von Hermann und Dorothea mit wünschenswerter klarheit ausspricht: der brief an H. Meyer vom 5. decbr. 1796, und die Annalen über das jahr 1796. Der erste beansprucht als gleichzeitiges zeugnis, das Goethe noch in voller erinnerung an alle momente der entstehung niederschrieb, autoritativen wert und wird ja auch überall,

wo von der vorgeschichte von H. u. D. die rede ist, in solchem sinne anerkant. Die einschlägige stelle lautet: „Durch meine idylle (d. h. Alexis und Dora) bin ich in das verwante epische fach geführt worden, indem sich ein gegenstand, der zu einem kleineren gedichte bestimt war, zu einem grösseren ausgedehnt hat. Ich habe das reinmenschliche und zugleich die grosse bewegung und veränderung des welttheaters aus einem kleinen spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die zeit der handlung ist ungefähr im vergangenen august, und ich habe die kühnheit meiner unternehmung nicht eher wahrgenommen, als bis das schwerste überwunden war ....“ Sie lehrt uns: 1) Alexis und Dora ist die vorstufe zu Hermann und Dorothea, und auch dies gedicht war ursprünglich nur als blosse idylle gedacht; 2) die ereignisse des augusts 1796, d. h. die unmittelbaren zeitverhältnisse haben dem dichter als hintergrund des gedichtes vorgeschwebt; 3) der entschluss dazu war nicht von langer hand vorbereitet, sondern fassen und ausführung war ein und dasselbe. Die intention zu dem gedichte kam so plötzlich, dass Goethe sich nicht die zeit nahm, berechtigte bedenken über die ausführbarkeit dieses poetischen planes aufkommen zu lassen, sondern mit genialer naivetät die aufgabe ergriff und sie mit genialer kraft löste. Seine bemerkung über die kühnheit des unternehmens bezieht sich gewiss zum teil auf die schwierigkeit der aufgabe, in kleinem spiegel gewaltig grosses aufzufangen, zum teil aber auch auf das bedenkliche noch wildflüssige, in ihrem ziele und ausgange unsichere zeitereignisse in die feste form poetischer verwertung überzuleiten. — Die stelle aus den Annalen lautet: „Kaum aber hatte ich mich durch successive herausgabe (des W. Meisters) davon befreit, als ich mir eine neue last auferlegte, die jedoch leichter zu tragen, oder vielmehr keine last war, weil sie gewisse vorstellungen, gefühle, begriffe der zeit auszusprechen gelegenheit gab. Der plan von Hermann und Dorothea war gleichzeitig mit den tagesläuften ausgedacht und entwickelt; die ausführung ward während des septembers begonnen und vollbracht .....“ Dieser bericht deckt sich volständig mit jenem briefe. Auch er beweist, dass die unmittelbar gleichzeitigen ereignisse als der hintergrund des gedichtes gedacht sind; auch aus ihm geht hervor, dass der plan zu Hermann und Dorothea erst nach herausgabe W. Meisters entstand; als treibendes moment zur abfassung wird hier der umstand hervorgehoben, dass das gedicht ihm gelegenheit gegeben habe, stellung zu der zeitlage zu nehmen. Eine kontrolle für die wahrheit der behauptung, dass der plan des gedichtes in abhängigkeit von den tagesläuften ausgedacht und entwickelt worden sei, gewährt uns der

brief Goethes, der damals mit der vollendung der dichtung beschäftigt war, an Schiller vom 13. mai 1797: „Auch mir komt der friede (die präliminarien zu Leoben vom 18. april 1797) zu statten, und mein gedicht gewint dadurch reinere einheit". So nahm Goethe die tagesereignisse nicht bloss zum anlasse, sein gedicht in sie hineinzustellen, sondern er liess auch die fortlaufenden ereignisse der weltlage auf dessen fortgang einwirken, indem die damalige friedensaussicht ihn zu einem beruhigteren abschlusse bewog.

Diese zeugnisse erheben es zu volkommener gewisheit, dass der august und anfang september 1796 der geburtsmonat der dichtung war. Aus ihnen können wir noch deutlich die stimmung des dichters erkennen, die den plan des politisch erweiterten und vertieften idylls zeitigte: Zwei seelen wohnten damals in seiner brust. Die eine drängte ihn zu weiterer betätigung auf dem gebiete der epik und idylle; die andere mahnte ihn zu einer poetischen entlastung von den drückenden und spannenden empfindungen, in die ihn die augenblicklichen zeitereignisse versezten. Von diesen beiden strömungen erfasst, suchte er naturgemäss nach einem bette, beide zu vereinigen. In dieser suche bildet der 9. septbr. entschieden eine epoche; sonst würde jene bedeutungsvolle notiz nicht im tagebuche stehen. An diesem tage kam er wahrscheinlich zur klarheit darüber, wie die vereinigung zu erzielen sei: hier wird er den plan gefasst haben, die Salzburger emigrantengeschichte in die französische revolutionszeit zu verlegen. Gedacht, getan; schon zwei tage später war er, die augen gegen die kühnheit des unternehmens verschliessend, in voller arbeit. So möchte ich den 9. septbr. 1796 als den geburtstag von Hermann und Dorothea bezeichnen.

Danach ist die auffassung von Cholevius zu berichtigen. Nicht die ereignisse von 1792—93 haben den anlass zur transponierung des stoffes in die gegenwart gegeben, sondern die vom sommer 1796. Sicher ist, dass Goethe unsere grosse idylle Hermann und Dorothea niemals geschrieben haben würde, wenn die revolutionswirren mit der eroberung von Mainz 1793 zu ende gewesen wären. Seine persönlichen erlebnisse haben ihm zwar manchen einzelnen zug geliefert, und ihm die fähigkeit lebendigster schilderung gegeben; für die wahl des ganzen zeitpolitischen hintergrundes sind sie ohne einfluss gewesen; sie sind nur quellen für kleine einzelheiten.

Dieses auf grund von Goethes eigenen zeugnissen gewonnene resultat würde unbefriedigend bleiben, wenn nicht als ergänzung die frage antwort fände, wieso der dichter gerade damals von dem kriege

zwischen dem republikanischen Frankreich und Deutschland in einem masse ergriffen werden konte, welches für ihn eine poetische lösung der spannung nötig machte. Gerade im sommer 1796 nahmen die kämpfe einen so bedrohlichen und zugleich so abscheulichen charakter an, dass dadurch die ereignisse der voraufgehenden jahre weit überboten wurden. In zwei heeressäulen unter Jourdan und Moreau in einer gesamtstärke von über 150000 mann stürzten sich die Franzosen ende juni von Neuwied und Strassburg her auf Deutschland, zwangen den erzherzog Karl zum rückzuge und ergossen sich über die wehrlosen Rhein- und Mainlande und Süddeutschland, indem plünderungen, erpressungen, brandstiftungen und entsetzliche gewalttaten ihren weg bezeichneten (vgl. Ludwig Häusser: Deutsche geschichte II, 60—63). Eine algemeine flucht der bevölkerung vom fürsten bis zum schlichten bürger ins innere Deutschlands begann; bis in den fränkischen und obersächsischen kreis reichte der panische schrecken. Zum ersten male fühlte sich Thüringen, dessen staaten zu Östreich hielten, von dem schrecken der revolutionskriege bedroht; zum ersten male sah Goethe die ihm verhasste zerstörende bewegung gegen seinen eigenen lebenskreis angrifsweise vorgehen; zum ersten male war er in der notwendigkeit der französischen revolution, über die er bisher als conservativer staatsmann und ästhetiker abgeurteilt hatte, als deutscher familienvater, dessen teuerste güter in gefahr kamen, entgegenzutreten. Seine waffe war die poesie, und seine natur drängte ihn dazu, sie zu gebrauchen[1]. — Aber nicht bloss die besorgnis für sich und seine familie in Weimar bedrückte ihn. War er von der heranschäumenden brandung nur erst bedroht, so war ein teures glied der familie von den wogen gleichsam schon verschlungen: seine mutter. In der ersten hälfte des juli war Jourdan von norden her gegen das von den Östreichern besezte Frankfurt vorgedrungen. Am 12. und 13. juli ward die reiche handelsstadt von den Franzosen bombardiert, ein um so schrecklicheres ereignis, da Frankfurt als unbefestigte reichsstadt gegen solche eventualität nicht gerüstet war. Feuersbrünste brachen aus, die einwohner flüchteten, so viel sie konten; die frau rat rettete sich während der beschiessung nach Offenbach. Gewiss waren diese tatsachen dazu angetan, Goethes besorg-

1) Am deutlichsten tritt am schlusse des gedichtes seine bedeutung als befreiungsmittel für den dichter, als waffe gegen die feinde hervor. Denn indem Hermanns männlich-entschiedene stellungnahme gegen die revolution den sieg über die jugendlich-leidenschaftliche anteilnahme des ersten bräutigams davonträgt, stelt der dichter sein eigenes urteil über die bewegung aus sich heraus und mahnt sein volk an die seiner natur gemässe und seiner stärke zukommende art der abwehr.

nis um seine mutter aufs höchste zu steigern, und dies vereint mit der gefahr für die eigene umgebung musten ihn so tief gegen die revolution erregen, wie noch nie zuvor. Wertvolle belege für die stimmung des dichters diesen ereignissen gegenüber gibt wider der briefwechsel mit Schiller. Dieser ist bis mitte juli 1796 sogar von anspielungen auf die zeitverhältnisse so gut wie frei. Vom 13. juli aber bis zu Goethes reise nach Jena am 18. august tritt der politische gegenstand in den vordergrund, sehr wider den willen der dichter. Schiller schreibt am 25. juli: „die politischen dinge, denen ich so gern immer ausweiche, rücken einem doch nachgerade sehr zu leibe“. Beide dichter haben ihre verwanten in gegenden, die von feinden überschwemt wurden, Goethe in Frankfurt, Schiller in Stuttgart. Sie tauschen ihre besorgnisse und nachrichten aus. Schiller nimt zarten anteil an der sorge des freundes um die mutter. Er zuerst tröstet am 22. juli: „die Frankfurter begebenheiten sollen Sie und Ihre mutter, wie ich hoffe, nicht so schwer betroffen haben, noch betreffen“. Goethe schreibt am selben tage: „Frankfurt hat doch mehr gelitten, als wahrscheinlich war“; am folgenden tage teilt er näheres über die brandschatzung seiner vaterstadt mit und macht seiner sorge um die mutter in der bemerkung luft: „Von meiner mutter habe ich noch keine nachricht; sie wohnt auf dem grossen platze, wo die hauptwache steht und sieht gerade die zeil hinauf; sie hat also den ganzen halbkreis der stadt, der bombardiert wurde, vor augen gehabt“. Am 28. juli schickt er an Schiller einen brief seiner mutter — es ist der vom 22. juli, derselbe, den wir als hauptquelle seiner annalen für die schilderung jener zeitverhältnisse kennen gelernt haben — den Schiller zurückschickt mit den worten: „Für den brief Ihrer mutter danken wir schönstens; ausser dem, was er historisches enthält, interessierte uns die naivetät ihrer eigenen art und weise“. Rechnen wir zu diesen zeugnissen noch die tatsache, dass er in den lezten julitagen zweimal an seine mutter schreibt und noch im september sie auffordert nach Weimar zu kommen, so sehen wir zur genüge, wie sehr frau rat Goethe damals im vordergrunde seines interesses stand.

Die grosse sorge beider dichter um ihre eigene gegend erhelt ebenfals aus mehreren brieflichen äusserungen. Goethe schreibt am 23. juli: „das schicksal unserer gegenden beruht bloss darauf, ob es möglich sein wird, zeit zu gewinnen ...“ Nachdem er einige günstige momente aufgezählt hat, fährt er fort: „dies zusammen lässt uns einige hofnung schöpfen, wenn nicht diese, wie so viele andere, zu nichte wird“. Am 26. juli: „Thüringen und Sachsen hat, so scheint

es, frist sich zu besinnen, und das ist schon viel glück". Schiller antwortet am 28. juli: „der himmel weiss es, wie es uns noch ergehen wird". Goethe am 30. juli: „das französische ungewitter streicht noch immer jenseits des Thüringerwaldes hin; wir wollen das gebirge, das uns sonst die kalten winde schickt, künftig als eine gottheit verehren, wenn es diesmal die eigenschaften einer wetterscheide hat". Noch am 13. august: „... demungeachtet wird wol das beste, was zu hoffen ist, nicht von macht und gewalt, sondern von höhern verhältnissen und konstellationen abhängen". Noch der bericht aus den Annalen spiegelt in seiner prägnanten lebhaftigkeit die damalige furcht und erregung. Dies war der geeignetste moment, um Goethe eine antirevolutionäre dichtung einzugeben. Und fragen wir nun, wann nach den ereignissen dieser zeitpunkt tiefster erregung liegen muss, so kommen wir wider auf ende juli und august 1796, wohin auch schon die bisherigen erörterungen die conception des gedichtes festgelegt hatten. Denn am 12.—14. juli bombardement Frankfurts, worüber Goethe erst im lezten drittel des monats nachricht erhielt; und den ganzen juli und die ersten beiden drittel des augusts über weiteres vordringen der Franzosen; erst vom 20. august an gieng der erzherzog zu seiner berühmten offensive über.

Wodurch erhielt nun Goethe nachricht von den ihn tief erregenden ereignissen? Er gibt in den Annalen selbst seine quellen an: „so durch flüchtlinge, briefe, boten, staffeten strömt der kriegsalarm ein- und das andremal bis zu uns". An zweiter stelle nent er briefe. Diese briefe sind vor allem natürlich die seiner mutter, die er naturgemäss mit dem allerhöchsten interesse erwartete und sich einprägte. Denn ihr schicksal bekümmerte ihn, wie wir sahen, am meisten. Dies fühlte auch frau rat. So schickt sie am 22. juli, sobald sie wider zur ruhe gekommen ist, ausführlichen bericht an ihren sohn, mit der begründung: „Aus den Zeitungen wirst du die jetzige Lage Deiner Vatterstadt erfahren haben — da aber das Tagebuch von Frau Aja zuverlässig nicht darinnen steht und ich doch mit Zuversicht glaube dass es Dir nicht gleichgültig ist wie ich diese Epoche überstanden habe; so werde eine kleine Relation davon abstatten ...." Inzwischen hatte Goethe sie um genaue nachrichten gebeten; sie erfült diese bitte am 1. august. Am 7. august übersendet sie ihm berichte über die übergabe und einnahme der stadt und verspricht alles, was ferner herauskomme zu sammeln und ihm zu schicken. So erhält Goethe von seiner mutter während des julis und augusts nicht bloss eigene prächtig anschauliche briefe über ihr und Frankfurts schicksal, sondern auch

gedruckte berichte und manifeste. Frau rat ist in jenen wochen, als er den plan zu dem antirevolutionären, bürgerlichen epos fasste, unstreitig wie der hauptgrund zu seiner erregung, so auch die hauptquelle seiner informationen gewesen.

So hätten wir ein gewisses verhältnis zwischen dem gedichte und den briefen gefunden: Goethe wurde zur übertragung seiner idylle in die zeitgeschichte durch seine tiefe erregung veranlasst; der grund seiner erregung war zum guten teil seine mutter und ihre äusserst gefährliche lage; er erfuhr diese durch die briefe seiner mutter. Aber freilich dies verhältnis ist recht indirekt und wenig greifbar und könte auch nur die briefe betreffen, die unmittelbar aus jenen wochen stammen. Erfreulich wäre es, wenn dieser ätherische zusammenhang durch irgend einen anschaulichen zug bestätigt würde. Wenn Goethe diese briefe aus den monaten juni — september in den annalen als quelle benuzt hat, warum nicht noch viel eher damals, wo er sie eben empfangen und daher noch in frischem gedächtnisse hatte, als quelle für sein gedicht, das doch dieselben kriegsbedrängten gegenden schildern solte, aus denen jene kamen?

Gerade diese briefe sind voll der lebendigsten schilderungen der kriegswirren, die über die Maingegenden sich verbreiteten; sie waren daher wol geeignet Goethes phantasie mitten in den tumult hineinzuversetzen und seine eigenen erlebnisse von 1792—93 in ihm wiederwachzurufen. Freilich haben die eigenen erlebnisse den untergrund zu der schilderung des zuges der vertriebenen im I. gesange gegeben. Aber wenn der apotheker, glücklich darüber, in diesen tagen der flucht und verwirrung allein für sich sorgen zu können, erzählt, wie er öfters schon auf flucht gedacht und die besten sachen zusammen gepackt habe, das alte geld und die ketten seiner seligen mutter, so bieten die erwähnten briefe gleich mehrere parallelstellen. Die ausführlichste schilderung der fluchtvorbereitungen im briefe vom 21. juni 1796 wurde schon oben citiert. Am 22. juli 1796 schreibt frau rat „nun fieng ich an auszuräumen, nicht vor den Franzosen, aber wo vor dem Feuer — in ein paar Stunden war alles im Keller ......“ am 1. aug. 1796: „noch andre Leute folgten dem unglücklichen Beyspiel — trugen aus ihren sicheren Wohnungen alle ihre Sachen — Geld — Silber — Betten — Geräthe — Möbel in dieses unglückselige Hauss — und verlohren alles ......“ Dazu vergleiche man aus den vorhergehenden jahren die briefe vom 13. januar 1794, vom 26. juli 1794, vom 24. sept. 1795, und man wird begreifen, warum der dich-

ter den apotheker, den frau rat einen hasenfuss nennen würde, sagen lässt: „Öfters dacht ich mir auch schon die flucht ...“

Nun aber kann man die briefe noch in viel weiterm sinne als quelle ansehen. Goethe schrieb in Hermann und Dorothea gewissermassen ein epos seiner eigenen familie; eine ganze reihe von äusseren und inneren anlehnungen an die verhältnisse seiner heimat sind schon bekant. Insbesondere steht seine absicht, in der löwenwirtin seine mutter zu zeichnen, durch eigenes zeugnis fest. Seine mutter schreibt ihm am 17. juni 1797: „Auf das Werk worinnen eine Frau Aja vorkommen soll freue ich mich sehr“. Natürlich ist dies die antwort auf eine mitteilung ihres sohnes. Für die durchführung dieser absicht sind aber die briefe der frau rat als eine wichtige quelle anzusehen. Goethe war in den 21 jahren seit seinem eintritt in Weimar nur viermal in Frankfurt bei seiner mutter gewesen, im ganzen $4^1/_2$ wochen. Da ist es natürlich, dass trotz lebendigster jugenderinnerungen das bild der rätin hinter der fülle der neuen gestalten etwas verblasst sein würde, wenn nicht der stete briefverkehr geblieben wäre, in dem sich die prächtige frau in liebenswürdigster ursprünglichkeit abspiegelt. Jeder brief war ein portrait ihres innern. Je mehr übereinstimmung wir zwischen der schreiberin der briefe und der löwenwirtin finden, um so eher dürfen wir diese als quelle — bewusst oder unbewusst verwertete — ansehen. Von diesem gesichtspunkte aus komt natürlich der ganze briefwechsel bis 1796 in betracht, wenn auch die übereinstimmenden züge in den briefen um so grössere beachtung verdienen, je näher an 1796 sie sich finden. Aber selbst für den, der diese bedeutung der briefe als quelle für Hermann und Dorothea nicht zugeben will, bleibt doch ihr wert als belege, inwieweit der dichter seiner ausgesprochenen absicht gemäss die löwenwirtin nach seiner mutter gebildet hat. In diesem sinne verdient überhaupt der ganze briefwechsel herangezogen zu werden. Denn ein oder der andere charakterzug der frau rat könte zufällig erst in einem späteren briefe einmal zum ausdruck gelangt sein, während ihn Goethe an seiner mutter schon von früher her kante und ihn von dort aus seiner löwenwirtin verlieh. Indes halte ich an dem direkten einflusse der briefe auf das gedicht fest und beschränke mich daher auf die briefe bis 1796—97.

Ich schliesse mich in der gegenüberstellung der gemeinsamen züge dem gange des gedichtes an.

Gesang I. Trefflich hast du gehandelt, o frau, dass du milde den sohn fort
Schicktest mit altem linnen und etwas essen und trinken,
Um es den armen zu spenden ...

Dieser mildtätigkeit entspricht frau rats güte gegen ihre mannigfache einquartierung und ihre opferwilligkeit gegenüber der kriegsnot. Am 25. juni 1793 lobt sie ihre einquartierung: „Freylich thut ihnen auch das gute Essen, und die weichen und reinlichen Betten überaus gut . . . .“ Am 13. januar 1794: „die [soldaten der einquartierung] glauben nun wenigstens im Paradiess zu seyn — aber was die auch fressen!! Die waren so ausgehungert, dass es ein Jammer war! Gestern liesse ich ihnen einen Schweinebraten zu Tische tragen — das war dir eine Königliche Pläsir . . .“ Am 2. februar 1796 teilt sie den küchenzettel für ihre einquartierung mit: „Heute bekommen sie bey mir Fleischbrüh Suppe — Weisskraut und Rindfleisch, das ihnen sehr wohl behagen wird“. Höchst bezeichnend ist ihr stolz auf den patriotismus und die opferwilligkeit ihrer Frankfurter, dem sie am 23. decbr. 1793 luft macht: „Hierbey kommt ein stück von unserm Anzeigblättchen da sehe und sey Stoltz dass du ein Franckfurter Bürger bist. Wöchendtlich sind schon 3000 fl. beysammen, die jede Woche biss zum ersten Mertz vor Lebensmittel vor unsere Brüder die braven Deutschen bestimmt sind. Das heisse ich doch deutsches Blut in den Adern haben . . .“ usw. bis zum ende des briefes. Dass frau rat unter den spendern mit oben an stand, bezeugt das lob des Frankfurter magistrats, sie habe in schweren zeiten mehr getan, als sie zu tun schuldig gewesen sei.

Die praktische sparsamkeit der löwenwirtin, die abgetragene leinwand nicht gern verschenkt, da sie zu manchem gebrauche und für geld nicht zu haben sei, wenn man ihrer bedürfe, erinnert an einen früheren brief. Am 10. juli 1793 übersendet sie ihrem sohne nankin zu beinkleidern und weste, „nur daran muss du dich nicht stossen, dass es ein überrock von mir war — wenn alles gemacht ist — wirds ihm wohl niemand ansehn, was es vorher war“. Am 25. mai 1794 schickte sie batist „nicht vom gantzen Stück, sondern aus lauter Lappen“, weil so „die Hälfte zum allerwenigsten gespart“ sei. Am 14. sept. 1794 als nachschrift: „Hier ein Stückgen Bordüre die in einem der Mercure gelegen hat — mann kan immer so was brauchen“.

Eine liebenswürdige schwäche der wirtin ist ihre ungeduld. Sie fält dem pfarrer ins wort, als dieser sich in philosophischen betrachtungen ergeht (Ges. I); und beim langen ausbleiben ihres sohnes auf der brautwerbung vermag sie nicht ruhig auf dem platze zu bleiben:

Ungeduldig betrat die mutter zum dritten mal wieder
Schon das zimmer der männer, das sorglich erst sie verlassen.

In vortreflicher übereinstimmung hiermit steht das benehmen der frau rat, wenn sie ihren sohn zu besuch erwartet. Schon ihre mahnung vom 26. april 1793 „. . . lasse mich ja nicht vergeblich warten — so was kan ich durchaus nicht vertragen" ist charakteristisch; noch mehr ihre bitte am 16. oktober 1795 an ihren sohn, ihr ja den tag seiner abreise mitzuteilen, „damit ich nicht Tagelang (wie seit Sontag der Fall war) am Fenster mich bald blind gucke und jede Postschässe vor die deinige halte". Noch zwei jahre später hat sie ihm die damals getäuschte erwartung nicht vergessen. Vgl. brief vom 25. juli 1797.

Freundliche geschwätzigkeit äussert sich bei der wirtin, wenn sie ihrem eheherrn behende das wort abschneidet, um ihre verlobungsgeschichte ausführlich zu erzählen (Ges. II). Auch frau rat hebt mit reizendem eigenspott ihre lust zum schwatzen und unermüdlichkeit darin hervor. Am 19. juni 1781 schreibt sie über einen besuch des prinzen Constantin: „Wir waren ungemein aufgeräumt und behaglich zusammen. Frau Aja Ajate das kanst du leicht denken, doch alles hübsch mit Mass und Ziel — Sie wird ja einmahl gescheid werden"; und am 1. juli 1797 gibt sie ihrem sohne die humoristische versicherung: „Dein Aufenthalt bey mir wird eine wahre Erholung vor Deine Lunge seyn — denn Frau Aja fühlt sich so redeselig — dass Du Mühe haben wirst ein ja oder nein schicklich anzubringen". Diese stelle fält freilich schon nach vollendung des gedichtes. Bei der schilderung des kühleren sälchens und seiner einrichtung bildet glänzende sauberkeit die woltuende grundlage. Derselbe reinlichkeitssinn äussert sich bei frau Aja am 22. januar 1793, wo sie über die einquartierung klagt: „Wenn diese Menschenkinder nur nicht den gantzen Tag Toback rauchten meine Zimmer sehen aus wie eine Wachtstube!!"; und vor allem am 7. februar 1793: „Die Ordnung und Ruhe war in meinen jungen Jahren schon mein Element — und jetz da ich alt bin ist es mir gantz und gar Bedürfnüss . . . . Mein Hauss sieht zum Erbarmen schmirig aus" usw.

Die beiden frauen gleichen sich in gediegener hausfrauenherlichkeit. Wie Goethe im IV. gesange der wirtin eine Aristeia bereitet, indem er sie auf ihrem tätigen gange durch wirtschaft und gärten schildert, so sind auch in diesem sinne die briefe der frau rat eine Aristeia für ihre verfasserin. Sie ist die sorgliche gattin für den alternden rat, die gute mutter für ihren sohn, dem sie jahraus jahrein grosse kisten mit allerlei nützlichem für haus und küche sendet, die zärtliche grossmutter für enkel und urenkel, sie ist ferner die umsichtige herscherin in ihrem reiche, die nicht bloss ihr hauswesen in schweren

kriegszeiten in ordnung hält, sondern auch ihr ganzes vermögen mit klugheit verwaltet. Bei der anlage von kapitalien, bei dem verkaufe ihres hauses und ihres grossartigen weinlagers beweist sie ruhigen geschäftsgeist. Nicht ohne grund hat Goethe die wirtin in besonders nahes verhältnis zu weinbau und weinpflege gesezt. Denn bei der mutter war es genau ebenso; dass sie ihren ehrennamen frau Aja in ihrem amte als liebenswürdige wirtin und weinspenderin erhalten hat, ist ja aus Wahrheit und dichtung algemein bekant. Auch in den briefen spielt der weinkeller eine grosse rolle. Besonders instruktiv ist der brief vom 25. mai 1794, in dem sie trotz ihrer hohen jahre als aufopfernd fleissige verwalterin des weinlagers auftritt: „ich bin der Kellersitzerey müde und satt — Vorgestern musste wiederum alles aufzufüllen — Trinckwein zu brechen usw. 5 Stunden unter der Erde seyn[1]. Dass gerade der dreiundachtziger, den die wirtin auftischt, von der rätin mit besonderem jubel begrüsst wird, sei hier erwähnt.

An einer stelle entwickelt frau rat ihre auffassung von den pflichten und dem werte einer echten hausfrau. Es ist im briefe an Christiane Vulpius vom 23. sept. 1797, der für die schreiberin ebenso ehrend ist, wie für die empfängerin: „mittlerweile wir nun hier gaffen, klaffen und ein wahres Schlaraffen Leben führen — Sind sie meine Liebe arbeitsam — sorgsam — wirthschaftlich — damit wenn der Häschelhans zurück kommt — Er Kammern und Speicher angefüllt von allem guten vorfinden wird — nehmen Sie auch davor meinen besten Danck — denn ein wirthschaftliches Weib — ist das edelste Geschenck vor einen Biedermann — da das Gegentheil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die gantze Familie verbreitet — Bleiben Sie bey denen Ihnen beywohnenden Edlen Grundsätzen — und Gott! und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben — auch wird die Ernde die Mühe reichlich belohnen“. Es sind dieselben grundsätze, die Goethe in der wirtin und in Dorothea verkörpert. Man vergleiche den gang der wirtin durch ihr besiztum Ges. IV und das schöne bekentnis Dorotheas Ges. VII über die pflichten der frau:

Dienen lerne beizeiten das weib nach ihrer bestimmung usw.

1) In der 2. epistel entwirft Goethe ein eingehendes, poetisches bild von der arbeit der hausfrau und haustochter im weinkeller. Seine schilderung hat eine weinbautreibende gegend zur grundlage; also beruht sie auf jugendeindrücken. Sicher schwebt ihm auch hier frau Ajas tätigkeit vor. Dabei könten widerum die briefe die rolle der anregung und lebendighaltung seiner jugendbilder gespielt haben. Denn die epistel ist im december 1794 verfasst, und frau rats mitteilungen über ihre sorge und plage um den weinschatz stammen aus dem januar und mai desselben jahres.

Es besteht hier eine merkwürdige parallele zwischen den personen des gedichtes und denen der briefe. Die wirtin und Dorothea sind als kernhafte deutsche frauen einander wesensgleich; deshalb verheisst Hermann der Dorothea das beste verhältnis zur mutter, und Dorothea stimt zuversichtlich ein:

„Denn der mutter sinn ist wie mein eigenes wesen“.

Ebenso haben sich frau rat und Christiane Vulpius mehr und mehr genähert schliesslich bis zur innigsten freundschaft, da auch sie die gleichheit ihres durch und durch tüchtigen wesens erkant haben. In unsrer briefstelle stelt frau rat ihrer schwiegertochter das wärmste zeugnis ihrer zufriedenheit aus, das ohne weiteres in den mund der wirtin gelegt werden könte. Nun kommen auch anklänge im wortlaut und in den gedanken vor: vgl. ges. IV: „denn ein geschäftiges weib thut keine schritte vergebens“ mit den oben angeführten worten: „denn ein wirthschaftliches Weib ist das edelste Geschenk vor einen Biedermann“, und ihre fortsetzung: „da das Gegentheil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die gantze Familie verbreitet usw.“ im wortlaut und gedanken mit ges. VII: „Billig seid ihr, o freund, zu den guten wirten zu zählen usw.“, wobei die beiden verse:

Aber den menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches beginnen ...

besondere hervorhebung verdienen. Auch dem im gedichte widerholt vorkommenden hinweise auf die künftige belohnung Dorotheas für ihre treue dienste entsprechen frau rats worte: „Auch wird die Ernde die Mühe reichlich belohnen“, wobei an die freude erinnert werden möge, mit der sie die spätere kirchliche weihe des bundes zwischen ihrem Sohne und Christiane aufnahm[1].

Ein zufall scheint mir hier ausgeschlossen. Wie ist aber das verhältnis? Am 23. sept. 1797, dem datum des briefes, war Hermann und Dorothea schon seit monaten vollendet; also ist abhängigkeit des gedichtes von diesem briefe unmöglich. Anderseits war Hermann und Dorothea im september 1797 noch nicht veröffentlicht. Erst mitte oktober erschien es[2]. Und erst am 5. novbr. 1797 dankt frau rat ihrer schwiegertochter für die übersendung zweier exemplare und äussert dabei ihr höchstes entzücken über das gedicht. Danach scheint auch das umgekehrte abhängigkeitsverhältnis nicht vorzuliegen. Dennoch dürfen und müssen wir annehmen, dass frau rat, als sie den brief vom

1) Brief vom 27. oktober 1806.
2) Vgl. brief Schillers an Goethe vom 20. oktober 1797.

23. septbr. schrieb, Hermann und Dorothea schon kante und zwar dasselbe erst jüngst in eindrucksvolster weise kennen gelernt hatte. Ihr sohn hatte ihr im juni das gedicht angekündigt und ihre hohe spannung erregt[1]. Ende juli trat er seine geplante Schweizerreise über Frankfurt an und verweilte bis ende august bei seiner mutter. Dass er eine abschrift seines epischen gedichtes bei sich hatte, beweist seine Tübinger mitteilung an Schiller vom 12. septbr., er habe in Stuttgart seinen bekanten den Hermann vorgelesen. Bei diesen tatsachen ist die schlussfolgerung geradezu zwingend, dass er auch seiner mutter das gedicht nicht vorenthalten hat, auf das er sie selbst als spiegel ihrer eigenen person kurz vorher hingewiesen hatte. Müssen wir dies einmal zugeben, so können wir auch den zusammenhang zwischen dem gedichte und jenem briefe nicht mehr leugnen. Unbedingt hat ihn frau rat in frischer erinnerung und unter dem lebendigen eindrucke des gedichtes geschrieben und ihr lob auf Christiane aus der erinnerung an ähnliche stellen des gedichtes angelehnt. So hätten wir in diesem falle eine plötzliche umkehrung des verhältnisses: die dichtung ist zur quelle, der brief zum empfangenden gefässe geworden. Aus der frau rat des lebens und der briefe wurde die wirtin des gedichtes, und die wirtin des gedichtes wirkte wider auf die frau rat der briefe zurück. Aber einen rückschluss auf die intentionen Goethes bei der abfassung der dichtung dürfte auch diese nachträgliche, scheinbar ganz zufällige übereinstimmung erlauben. Wenn frau rat sich, wie natürlich ist, mit der wirtin identificiert, so wolte sie Christiane der Dorothea gleichgesezt wissen. Damit hat sie gewiss den sinn des dichters getroffen. Ich bin in der tat der ansicht, dass Goethe bei der dichterischen schöpfung Dorotheas zum teil seine Christiane im auge gehabt hat. Wie Dorothea ist auch sie aus ärmlicher sphäre in höhere verhältnisse hinübergeführt. Wie Dorothea ist auch sie eine tüchtige hausfrau, vielfach ähnlich der mutter; und wie Dorothea, wird auch sie von der mutter wilkommen geheissen, und je näher sie sich kennen lernen, um so höher geschäzt.

Wenn die wirtin nach der mutter Goethes gebildet ist, so liegt es nah in dem wirte ein abbild seines vaters zu vermuten. In der tat gleicht er ihm in dem verhältnisse zum sohne. Dort wie hier verkent der vater das wesen des sohnes und sucht ihn auf einen seiner natur widerstrebenden lebensgang zu drängen, und dort wie hier hat die einsichtige mutter das schwere amt der vermittelung und ausgleichung

1) Vgl. den schon oben angeführten brief vom 17. juni 1797.

der gegensätze. Auch der wunsch, „dass der sohn dem vater nicht gleich sei, sondern ein bessrer“, ist beiden gemeinsam. Schliesslich erinnert auch die bedächtige würde des wirtes im äussern an die pedantische grandezza des rats Goethe. Aber damit dürften auch die vergleichungspunkte erschöpft sein. Im ganzen inhalte des wesens entspricht der wirt ebenso wenig dem rate Goethe, wie der schwerfällige, einseitige, ernste Hermann dem genialisch-übermütigen, beweglichen und vielseitigen jungen Goethe. Ja sogar als ausgesprochene gegensätze darf man beide männer bezeichnen: der rat ein grämlicher, an seiner untätigkeit krankender pessimist, der sich aus sorgen ein geschäft macht; der wirt ein lebensfroher, tatkräftiger optimist, dem die sorge mehr als selbst das übel verhasst ist. Charakteristisch für ihn ist seine stellung zu den drohenden kriegsgefahren. Er kümmert sich nicht viel darum. Er vertraut den wackern Deutschen, und vor allem er vertraut dem lieben Gott, „wer wolte töricht verzagen?“ Würde wol der alte rat so ruhig-fröhlich gedacht und gehandelt haben, wenn er die wirren der revolutionskriege noch erlebt hätte? Bei erwägung seines aus „Wahrheit und dichtung“ bekanten verhaltens im siebenjährigen kriege, darf man getrost mit „nein“ antworten. Wolte man für den rat Goethe nach seiner gemütsverfassung ein abbild im gedichte suchen, so fände man keinen andern als den apotheker; und wolte man für den löwenwirt ein urbild in der familie des dichters auffinden, so wäre es niemand anders als widerum frau rat Goethe. In wahrheit ist die ähnlichkeit beider personen in den hervorstechendsten charakterzügen auffallend genug, um die annahme zu rechtfertigen, dass frau Aja auch zu dem bilde des fröhlich-liebenswürdigen löwenwirts manche züge geboten hat. Es wäre dies nur ein neuer beleg für das ja sonst hinlänglich nachgewiesene verfahren des dichters, eine person des lebens in zwei personen der dichtung zu zerlegen. In diesem falle um so weniger verwunderlich, als frau rat wahrhaft die sonne ihrer familie war, die den gatten völlig verdunkelte. Indem der dichter zu seiner biedern deutschen wirtsfamilie seine eigene familie möglichst als vorbild verwerten wolte, wurde ihm seine mutter zur repräsentantin der ganzen familie; um ihr reiches wesen aufzufangen, war die löwenwirtin ein zu enger rahmen, so bekam denn auch der wirt einen teil von ihr mit — sehr zu seinem vorteile. Widerum sind es die briefe, die dieser annahme halt geben. Der wirt ruft aus:

„Aber lasst uns nicht mehr die traurigen bilder erneuen,
Denn es beschleichet die furcht gar bald die herzen der menschen,
Und die sorge, die mehr als selbst mir das übel verhasst ist.“

Das ist genau der standpunkt der frau rat, den sie in dem köstlichen briefe vom 13. januar 1794 entwickelt: „Ein panischer Schrecken hat sich freylich über gantz Franckfurth verbreitet — und es wäre kein Wunder, wenn man mit dem Strudel fortgerissen würde — Furcht steckt an wie der Schnupfen — ich hüte mich daher so viel ich kan den Memmen auszuweichen — um mir den Kopf nicht auch verdrehen zu lassen" usw. Am 29. august 1794: „Unruhe im Gemüthe ist mir ärger als (ich schriebe das schon einmahl) als alle ohne Hosen bey der gantzen Armee. Die haben mir noch keine einzige schlaflose Nacht gemacht ....“ und so noch sehr oft. — Die zuversicht des wirtes beruht auf festem gottvertrauen:

„Frisch herr nachbar, getrunken! Denn noch bewahrte vor unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns also bewahren" usw.
„Sollt er fernerhin nicht uns schützen und hülfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wieviel er vermag, in gefahren" usw.
„Seht, so schützt die natur, so schützen die wackern Deutschen,
Und so schützt uns der herr! wer wollte thöricht verzagen?"

Überreich sind die briefe an belegen für den beherzten mut der wackeren frau und für ihr unerschütterliches gottvertrauen, auf dem jener beruht. Wegen grosser ähnlichkeit der gedanken hebe ich heraus den brief vom 1. januar 1793: „Gott bewahre unsere Stadt vor einem Bombartement — denn dann könnten wir alle arm und elend werden ... — das wollen wir nun nicht hofen — sondern Gott vertrauen — und den Deutschen Glück und Seegen wünschen".

7. januar 1794: „Vor der Hand habe ich noch guten Muth — Einmahl glaube ich steif und fest, sie kommen nicht wieder zu uns — und dann habe ich glauben an Gott — der hat auch bey der Sache noch was zu sagen ....“ Ich verweise noch auf die briefe vom 19. decbr. 1792, 20. juni 1793, 13. januar 1794, 14. septbr. 1794, 5. oktbr. 1794, 19. januar 1795.

Von gröstem und unmittelbarstem interesse für unsern zweck sind aber die belege aus den briefen vom sommer 1796, die Goethe unmittelbar vor oder während der abfassung von Hermann und Dorothea erhielt. 21. juni 1796: „Bey diesem Specktakel bliebe ich wie die gantze Zeit her ruhig — packte nicht — regte mich nicht — Essen — Trinken und Schlaf bekame mir wohl — Erfahrung bracht Hoffnung — der 3mahl geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kan auch jetzt helfen, und Er thats durch die braven Sachssen, die haben uns wieder vordissmahl befreyt ....“ 1. august 1796: „Unser jetzige Lage ist in allem Betracht fatal und bedencklich — doch vor der Zeit

sich grämen oder gar verzagen war nie meine Sache — auf Gott vertrauen — den gegenwärtigen Augenblick nutzen — den Kopf nicht verliehren — sein eignes werthes Selbst vor Kranckheit . . zu bewahren — da dieses alles mir von jeher wohlbekommen ist, so will ich dabey bleiben . . .“ 17. sept. 1796: „So weit wären wir nun wieder — Gott! wird ferner durchhelfen . . .“ Auch der brief vom 1. okt. 1796, in dem ihr gottvertrauen rührenden ausdruck findet, kann noch in betracht kommen, da Goethe noch im oktober mit der durcharbeitung der im september gedichteten 6 ersten gesänge beschäftigt war[1]. Auf die grosse ähnlichkeit dieser briefstellen mit den angezogenen versen des gedichtes noch im besonderen hinzuweisen, ist überflüssig. Frau rat und der wirt sind volkommen gleich in ihrer gesinnung gegen gott und in ihrem heitern mute gegen gefahren. Wenn der pfarrer diesen standpunkt des wirtes lobt:

„Haltet am glauben fest und fest an dieser gesinnung!
Denn sie macht im glücke verständig und sicher, im unglück
Reicht sie den schönsten trost und belebt die herlichste hoffnung . . .“

so ist unbedingt sicher, dass diese verse dem dichter durch den gedanken an seine mutter eingegeben worden sind. Denn sie war ihm schon jahre lang das herlichste und vielleicht einzige beispiel für die wahrheit dieses satzes; und gerade zur selben zeit, als er diese verse dichtete, erneuerte jeder brief vor ihm das köstliche bild dieses gottvertrauenden, im glücke fröhlich-verständigen, im unglücke trostbereiten, hofnungsvollen menschenkindes. Noch in den annalen über 1794, wo Goethe den furchtlosen mut der mutter gegen die kriegsgefahren ebenfals rühmend hervorhebt, bezeichnet er als den grund dafür ihren „alttestamentlichen glauben“. Hat somit auch der löwenwirt seinen unverzagten optimismus von frau rat überkommen, so ist damit festgestelt, dass der ganze zuversichtliche ton des gedichtes, der in bemerkenswertem kontraste zu den oben geschilderten kriegsgefahren steht, wesentlich durch die briefe, die für den dichter die einzigen zeugnisse für jene haltung der mutter waren, bestimt worden ist. Zugleich hat natürlich zu der behaglichen, gewissermassen siegesfrohen stimmung der dichtung auch der umstand beigetragen, dass Goethe das gedicht erst niederschrieb, als erzherzog Karl die Franzosen schon unaufhaltsam zurückwarf.

Noch auf einen punkt, der nicht die person, sondern die örtlichkeit betrift, möchte ich hinweisen. Man weiss schon lange, dass der

1) Vgl. brief an Schiller vom 17. oktbr. 1796.

dichter auch zur schilderung der örtlichkeit im gedichte züge aus vaterstadt und vaterhaus benuzt hat. Der brunnen vor dem gasthause, der garten hinter dem hause, das pförtchen in der stadtmauer, der weinberg, der birnbaum verdanken wahrscheinlich jugenderinnerungen ihr dasein im gedichte. Die dachkammer Hermanns entspricht der wohnung des jungen Goethe im elterlichen hause. Aber das haus selbst ist von dem hirschgraben an den markt versezt worden. Nichts natürlicher als das, mag man denken, da ein gasthaus in kleiner stadt keine bessere lage haben kann, als am markte! Ich würde mich auch durchaus bei dieser erklärung aus dem praktischen leben beruhigen, wenn nicht gerade das gemütliche genrebild, mit dem das gedicht begint: das wirtspaar unter dem tor des hauses sitzend, sich der aussicht über den markt erfreuend, neugierig das treiben der rückkehrenden menschen musternd, in den briefen sein pendant fände. Frau rat hatte nach langen verhandlungen und schwierigkeiten im mai 1795 ihr haus am hirschgraben verkauft und eine wohnung am rossmarkte bezogen. Schon vorher hatte sie gute aussicht als unerlässliche eigenschaft ihres neuen logis gefordert; und diese wohnung erfülte ihren wunsch über alle erwartung. Ihr jubel über diesen vorzug ist rührend: „wie ich aber in die Zimmer kam, so kann ich Dich auf Ehre versichern, dass ich da stunde wie simpel vor Erstaunen — nein eine solche Aussicht — eine solche Lage ist in der gantzen Stadt nicht mehr anzutreffen ....“ (16. mai 1795). Sie wird nicht müde gerade diese eigenschaft zu rühmen und anschauliche beschreibungen von den belebten marktbildern unter ihren fenstern zu entwerfen (z. b. 24. aug. 1795). Sie wünscht widerholt ihren sohn zu sich, nur damit er mit ihr zum fenster hinausgucken, das getümmel beobachten, die wachtparade aufziehen sehen könte. 24. sept. 1795; 16. okt. 1795. Daher denkt Goethe bei der nachricht von dem bombardement Frankfurts sofort an die exponierte marktwohnung der mutter[1], ebenso wie diese selbst in dem von der beschreibung handelnden, schon widerholt verwerteten briefe vom 22. juni 1796 die weite aussicht von ihrer wohnung aus hervorhebt, diesmal aber als nachteil, da sie nun „all den Specktakel“ habe mitansehen müssen. Wenn der dichter also in der löwenwirtin eine frau Aja zeichnen wolte, und wenn er nachweisbar auch sonst lokale züge aus Frankfurt in sein gedicht verwebte, so ist es wol wahrscheinlich, dass er in der eingangsscene der dichtung, die uns die löwenwirtin zum erstenmale vorführt, durch eine so charakteristische situation aus dem leben seiner mutter geleitet worden ist.

1) Vgl. die früher citierte stelle aus dem briefe an Schiller vom 23. juli 1796.

Noch einen zusammenklang zwischen gedicht und briefen will ich wenigstens erwähnen. Hermann blamiert sich beim kaufmann und seinen töchtern, weil ihm die Zauberflöte von Mozart ganz unbekant geblieben ist. Nun wird in den briefen kein theaterstück häufiger und mit mehr vorliebe erwähnt, als die Zauberflöte. Frau rat berichtet widerholt, wie oft sie schon in Frankfurt gegeben worden sei, wie gross der beifall, wie erstickend voll das haus immer sei (6. sept. 1793, 6. febr. 1794, 5. mai 1794). Am 9. novbr. 1793 entwirft sie eine humoristische schilderung dieses zudranges: „Neues giebts hier nichts, als dass die Zauberflöte 18mahl ist gegeben worden — und dass das Hauss immer geproptt voll war — kein Mensch will von sich sagen lassen — er hätte sie nicht gesehen — alle Handwercker — Gärtner — ja gar die Sachsenhäusser — deren ihre Jungen die Affen und Löwen machen gehen hinein so ein Specktackel hat man hier noch nicht erlebt“ usw. Unverkenbare ähnlichkeit zeigt diese stelle mit jenen versen des II. gesanges von Hermann und Dorothea; aber es ist doch kaum ein direkter zusammenhang zwischen beiden anzunehmen. Der brief ist bei abfassung der dichtung schon drei jahre alt, und die Zauberflöte, die am 16. januar 1794 zum ersten male in Weimar aufgeführt wurde, war 1796 ein allgemeingut der gebildeten geworden, woraus die erfindung des dichters ganz natürlich auch ohne weitere specielle anregung abgeleitet werden kann.

Ich fasse nochmals das verhältnis zwischen den briefen und dem gedichte zusammen, wie es sich ergeben hat: Aus Goethes tiefgehender teilnahme an den ereignissen des sommers 1796 erklärt sich die versetzung seines idylls in die gegenwart; diese teilnahme gründet sich grossenteils auf besorgnis um seine mutter; ihre briefe vom sommer 1796 vermittelten ihm ihre gefährliche lage. Dieselben briefe haben die anregung zu einigen zügen aus der schilderung der zeitlage im gedichte gegeben. Sie sind die direkten quellen für wichtige charakterzüge der wirtin und des wirtes geworden. In seiner bedeutung als charakterspiegel der frau rätin komt der ganze briefschatz bis 1796 in betracht, durch den vielleicht auch die örtlichkeit in der eingangsscene des gedichtes bestimt worden ist.

MAGDEBURG. ALWIN SCHMIDT.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER GERMANISTISCHEN SECTION DER XXXXII. VERSAMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN WIEN.

In der konstituierenden versamlung der germanistischen sektion am 24. mai gedenkt der leiter der vorbereitenden geschäfte, prof. J. Minor, der verluste, welche die deutsche philologie seit der lezten versamlung zu München 1891 erlitten hat. Er nent die verstorbenen: Karl Gustaf Andresen, Friedrich Zarncke, Gustav v. Loeper, Anton Birlinger, Ernst Ludwig Rochholz, Ignaz v. Zingerle, Reinhold Köhler; aus benachbarten gebieten Ernst v. Brücke und Rudolf Westphal.

Darauf tragen die anwesenden ihre namen in das goldene buch ein. Es sind 97 mitglieder verzeichnet, so dass die section — obwol die romanisten diesmal gesondert verhandelten — nur hinter der Leipziger von 1872 (mit 117 mitgliedern) an zahl zurücksteht. Darunter: E. Schmidt, R. M. Meyer, Pniower, Bötticher, Kinzel (Berlin); Michels (Göttingen), Köster (Marburg), Sievers, Hirt (Leipzig), Martin (Strassburg), Streitberg (Freiburg i/Schweiz), Kelle, Hauffen (Prag), Seemüller (Innsbruck), Creizenach (Krakau).

Zum ersten präsidenten wurde prof. Johann Kelle (Prag), zum zweiten präsidenten gymnasialdirektor Gustav Wanick (Bielitz); zum ersten schriftführer dr. Siegfried Szamatólski (Berlin), zum zweiten schriftführer dr. A. Stern (Wien) gewählt.

Erste sitzung, am 25. mai (8—10 uhr vorm.).

1. K. Kraus (Wien) begann mit dem angekündigten vortrage über die aufgaben der forschung auf dem gebiete der litteratur des 11. und 12. jahrhunderts und die mittel zu ihrer lösung.

Nach einigen einleitenden worten über die notwendigkeit engster verbindung von philologie und litteraturgeschichte zeigt der vortragende an einigen beispielen, dass das princip, bei jeder betrachtung von einer eingehenden untersuchung des äussern der handschrift auszugehen, noch immer nicht alseitig beobachtet werde. Er fordert nachdrücklich die feststellung verwantschaftlicher beziehungen, die nicht bloss für die datierung einzelner gedichte von wert sind, sondern auch über die strömungen der litteratur unter umständen aufschlüsse bieten. Bezüglich der quellen handelt es sich teils um auffindung noch unbekanter, teils um die genaue untersuchung der bereits bekanten. Weiter bespricht der vortragende die kautelen, die bei grammatischen untersuchungen zu beobachten sind, weist auf die lücken in unserer kentnis des wortschatzes, der syntax und des stiles hin und führt einige beispiele aus jedem der drei gebiete an, um zu zeigen, wie solche untersuchungen auch zur feststellung der lokalisierung und datierung von nutzen sein können. In bezug auf die beurteilung der reimkunst der einzelnen gedichte empfiehlt er schärfste individualisierung und bemerkt, dass sich über die metrischen fragen vielleicht durch eine betrachtung der wortstellung, sowie durch die vergleichung mit den quellen bei solchen dichtern, die sich an das original mit ängstlicher treue anschliessen, manches entscheiden lassen dürfte. Der vortragende betont die notwendigkeit, zwischen litterarischer und sprachlicher heimat zu scheiden, und bemerkt, dass die zahlreichen verwantschaftlichen beziehungen eher aus dem regen verkehr der klöster, als mit der annahme verloren gegangener kompendien zu erklären seien. Eingehender verbreitet er sich über die fragen nach dem zweck der geistlichen dichtung; auch hier fordert er strenge sonderung der individualitäten, beobachtung des wechselnden geschmackes und ein-

gehendes studium der kleineren legenden des 14. jahrhunderts, um über einige gedichte, bei deren datierung man zwischen dem 12. und 14. jahrhundert schwankt, bestimte entscheidung zu gewinnen. Die frage nach dem ursprunge der geistlichen poesie wird wol algemein auf die gleiche weise beantwortet; es handelt sich aber auch darum die fäden aufzuzeigen, die von dem 12. ins 13. jahrhundert hinüberführen. Der vortragende schliesst mit der bemerkung, dass die notwendige voraussetzung zur lösung der angedeuteten aufgaben vorurteilsfrei und im engsten anschlusse an die handschriften hergestelte texte jedes einzelnen denkmales seien.

2. Es folgt Erich Schmidt (Berlin) mit einigen bemerkungen über Lessings fragment „das horoskop“.

Kenner der polnischen geschichte und sage leugnen mit bestimtheit das vorhandensein polnischer quellen. Auch das von Schiller für den Demetrius benuzte buch des leibmedikus Connor, dessen namen der arzt bei Lessing führt, ergibt nichts. Schmidt zeigt, einem winke A. Brückners folgend, wie das hauptmotiv, der verhängnisvolle orakelspruch, der Patricidageschichte im mathematicus des Hildebertus Turonensis (ed. Beaugendre, Paris) entnommen ist.

Creizenach erklärt darauf Quintilians IV. deklamation für die auch von Lessing unmittelbar benüzte quelle Hildeberts.

3. Sievers (Leipzig) ergreift das wort zu seinem vortrage „Zur rhythmik und melodik des neuhochdeutschen sprechverses“.

Sievers plädiert für erweiterung des herkömlichen begrifs der metrik, und zwar zunächst mit anwendung auf die modernen litteraturen, welche allein eine solche erweiterung auf grund direkter beobachtung zulassen. Erst wenn das feld hier geebnet ist, kann man auf die älteren perioden zurückgreifen. Da der metriker die aufgabe hat, den anteil festzustellen, welchen die lautform der gebundenen rede im gegensatz zur ungebundenen an der eigentümlichen wirkung der dichtung hat, so kann die metrik nicht nur die lehre von den zeitmassen sein; und auch die herbeiziehung der betonungsschemata, wie sie jezt geübt wird, reicht nicht aus. Es ist notwendig mit lebendigen teilen des kunstwerkes und nicht mit blossen schemen zu operieren. Eigentlich ist nur das gesprochene dichtwerk aus dem munde des dichters massgebend; „da aber die werke der dichter gewöhnlich durch buchstaben überliefert sind, so müssen dem metriker gute nachempfindungen vorliegen“. Um die eigenschaften der gebundenen rede, welche für den metriker entscheidend sind, richtig auszusondern, geht Sievers von dem feststehenden satze aus, dass alle dichtung ursprünglich gesang war. Jedes musikstück sezt sich aus zwei wesentlich verschiedenen elementen zusammen: rhythmus und melodie. Im rhythmus verschlingen sich wider zwei elemente, zeit und kraft (nachdruck). Aber nicht nur für den gesangvers, sondern auch für den sprechvers sind rhythmus und melodie wesentlich. Der unterschied ist nur ein gradunterschied, kein wesensunterschied. Vor allem muss man sich von der vorstellung freimachen, die aus der herkömlichen bezeichnungsweise des sogenanten musikalischen taktes geflossen ist. Unser taktstrich scheidet im princip weder rhythmische noch melodische teilstücke aus; er dient nur der abstrakten zeitmessung. Eine rhythmische oder melodische figur entsteht erst dadurch, dass eine reihe von einzelschällen dadurch zu einer einheit höheren grades gebunden werden, dass man sie mit einem gemeinschaftlichen willensimpuls hervorbringt. Das ein- und absetzen dieser impulse, nicht der taktstrich scheidet die einzelnen gruppen von einander. Der wechsel von fallendem und steigendem rhythmus findet sich im gesangs- wie im sprechverse (vgl. das crescendo, decrescendo der verse mit weib-

licher cäsur und den gleichlaufenden rhythmus der zeilen mit männlicher cäsur im eingangsmonolog der Iphigenia).

Ferner komt in betracht der umfang und die innere gliederung der gruppen. Sievers unterscheidet podische und dipodische bindung, vgl. Beitr. 13, 124 fgg. Im podischen verse sind die einzelnen rhythmusgruppen oder füsse coordiniert, der nachdruck wechselt nur nach den abstufungen des sinnesaccentes. Im dipodischen sind zwei füsse derart zu einer einheit verbunden, dass der eine dem andern im nachdruck untergeordnet ist (podisch: *Kénnst du das lánd, wo die citrónen blǘhn?* dipodisch: *Sàh ein knáb ein rö̀slein stêhn*). Dem dipodischen verse haftet eine gewisse leichtigkeit an; er ist der vers der volksdichtung. Der podische vers eignet sich zum ausdruck schwerer gedankenfülle, weil kein fuss hinter dem andern an nachdruck zurückzubleiben braucht; er ist unser kunstvers.

Sievers handelt weiter über die melodie des sprechverses. Die dipodischen verse sind notwendig die einförmigeren in melodischer hinsicht, da der schwächere fuss musikalisch tiefer liegt, als der stärkere. Schwierig ist es die grosse mannigfaltigkeit der melodischen formen der podischen verse annähernd zu bestimmen; aber es sind doch mehrere hauptgruppen zu unterscheiden: A. verse mit mehr oder weniger volständiger durchführung des princips der gleichberechtigung der einzelnen füsse auch in melodischer beziehung; sie haben getragenen charakter (Platen, Grab im Busento). B. verse mit stärkerem und ungeordnetem wechsel der tonhöhe. Hier eine grosse fülle von möglichkeiten. Die regelloseste art nent Sievers verse mit sprungicten, wo einzelne icten sich sprunghaft über das sonstige niveau des verses hinaus erheben. Am stärksten zeigt sich der charakter solcher verse, wenn nur **ein** solcher sprungictus darin vorkomt. Den gegensatz zu den versen mit sprungicten bilden die scalen-verse, wo der vers in nachdruck und in tonhöhe stufenweise zu einem höhenpunkte aufsteigt, oder von ihm herabsteigt (vgl. die scalenverse Wagners und die verse Fausts mit sprungicten). Von einem bewusten schaffen der rhythmischen und melodischen formen kann nicht die rede sein; aber unwilkürlich bildet sich bei dem dichter ein gefühl heraus, welche von den verschiedenen möglichen formen die passendste ist, und er trift darnach die auswahl. Das zeigt sich z. b. deutlich im Faustmonolog, wo die wechselnde stimmung Fausts in so wunderbarer weise auch rhythmisch melodisch zum ausdruck komt.

Sievers nent seine ausführungen bloss bausteine zu einem erst auszuführenden gebäude. Soll dieses wirklich einmal erstehen, so braucht es der hingebenden zusammenarbeit vieler, um durch reichliche beobachtung der als mustergiltig erkanten interpretationsformen, wie wir sie aus dem munde erfahrener künstler hören, das subjektive moment, das die wertschätzung des einzelnen mit sich bringt, nach kräften einzuengen, und so almählich zu einer objektiven grundlage zu gelangen, so dass wir uns rühmen dürften einen neuen schlüssel für das verständnis der rede unserer grossen dichter und ihrer wirkung gefunden zu haben.

Zweite sitzung am 26. mai (8—10 uhr vorm.).

1. M. H. Jellinek (Wien) spricht über die notwendigen vorarbeiten zu einer geschichte der mhd. schriftdialekte.

Wer sich mit dem problem der mhd. schriftsprache beschäftigt, sucht die frage zu beantworten: haben die mhd. dichter, vornehmlich die der blütezeit, die von ihnen gebrauchten worte anders ausgesprochen wissen wollen, als ihrem dialekte gemäss war? Man kann aber das wort schriftsprache auch im eigentlichen sinne

nehmen und sich die frage vorlegen: wie waren die regeln und traditionen beschaffen, die sich für die aufzeichnungen mhd. gedichte herausgebildet haben? Dass es in diesem sinne eine mhd. schriftsprache, oder besser mhd. schriftsprachen gegeben hat, die den einzelnen schreiber wenigstens zum teil von seiner mundart emancipierte, ist nicht zu bezweifeln. Eine genaue kentnis der schriftsysteme wäre nicht nur an sich von bedeutung, sondern auch sehr wichtig für die historische sprachforschung, für die textesconstitution mhd. gedichte, auch für die geschichte der neuhochd. schriftsprache. Bisher ist aber wenig in dieser richtung geschehen. Wir kennen zwar die hauptunterschiede, welche die grösseren dialektgebiete Deutschlands charakterisierten; aber für die genaue bestimmung der orthographischen typen und systeme ist noch sehr viel zu tun übrig. Die buchhandschriften sind vernachlässigt worden über der untersuchung der urkunden. Allein es ist durchaus nicht a priori sicher, dass litteratur- und urkundenorthographie an demselben ort sich immer gedeckt haben. Freilich würde die untersuchung sämtlicher buchhandschriften die kräfte eines einzelnen weit übersteigen. Der vortragende macht den vorschlag, dass eine vereinigung von gelehrten die sache in die hand nehme. Zunächst müsten die principien der untersuchung genau festgestelt und insbesondere die reihenfolge, in der die orthographischen erscheinungen zu verzeichnen sind, genau bestimt werden. Dann wären die bibliotheken, die mhd. handschriften besitzen, den einzelnen mitarbeitern zuzuweisen. Jeder mitarbeiter müste das von ihm gesammelte material einer vorläufigen untersuchung unterziehen und jede von ihm beobachtete handschrift kurz charakterisieren. Dabei wäre insbesondere darauf rücksicht zu nehmen, ob ein gedicht von mehrern schreibern aufgezeichnet wurde, oder ein schreiber mehrere werke verschiedener herkunft in ein corpus zusammengetragen hat. Besondere beachtung verdienten jene fälle, in denen ein manuscript aus einem andern uns ebenfals erhaltenen abgeschrieben worden ist. Die mitarbeiter hätten dann die bogen an eine centralstelle einzusenden, wo die endgiltige verarbeitung erfolgen müste.

2. Es folgt der vortrag von A. Hauffen (Prag) über das deutsche volkslied in Österreich-Ungarn.

Der vortragende führt aus, dass es kein österreichisches volkslied gebe, das in allen teilen des reiches gleichartig sei und sich von dem übrigen liederschatz Deutschlands abhebe. Wol aber gibt es in Österreich landstriche, die durch hochgebirge und fremde volksstämme vom verkehr abgeschnitten, durch ihre besonderen landschaftlichen und erwerbs-verhältnisse noch ein eigenartiges volkslied entwickelt haben. So zeichnet alle österreichischen volkslieder aus, dass sie mundartlich sind, während in Mitteldeutschland, am Rhein, in umgebung grösserer städte das volkslied schriftdeutsch ist. Die lieder lokaler färbung sind in der regel in mundart, dagegen die balladen und dichtungen höheren stiles, die fast überall gleichlautend sind, schriftdeutsch. Hauffen gibt eine übersicht der gattungen des volksliedes in Österreich (almlieder, wildschützenlieder, schnadahüpfeln usw.). Er handelt darauf über die sprachinseln: Siebenbürgen, Gottschee in Krain, Kuhländchen, Deutschböhmen. Eine ausgabe noch ungedruckter Gottscheer-volkslieder ist von Hauffen im herbst zu erwarten. Hauffen bespricht dann die historischen volkslieder und soldatenlieder. Das volkslied der Slovenen, Ungarn, Tschechen ist national eigentümlich und hat auf das deutsche volkslied nicht eingewirkt.

Pommer (Wien) betont die notwendigkeit, auch die musikalische seite des volksliedes zu beachten. Friedländer (Berlin) unterstüzt diese ansicht und weist auf den unterschied des norddeutschen und österreichischen volksliedes hin.

3. Es folgt der vortrag von Szamatólski (Berlin) über die Jahresberichte für neuere litteratur. Szamatólski legt die entstehungsgeschichte, die einteilung und ziele des neuen unternehmens dar. K. Kinzel spricht seine verwunderung aus, dass das neue unternehmen das 16. jahrhundert mit einbeziehe, welches im Jahresbericht der Berliner geselschaft für deutsche philologie hinreichend berücksichtigt werde. Er verteidigt die einrichtung des genanten jahresberichts, worauf Szamatólski kurz erwidert.

Dritte sitzung am 27. mai (8—10 uhr vorm.).

1. Gotthold Bötticher (Berlin) erhält das wort zu dem vortrage über die mittelhochdeutsche lektüre an den gymnasien.

Bötticher bespricht die preussischen lehrbestimmungen und hebt die unklarheit des gesetzes hervor, welches vielfach dahin ausgelegt wird, dass dem schüler nur eine übersetzung des Nibelungenliedes vorzuliegen habe, und vom original nur einzelne proben mitgeteilt werden sollen. Die versamlung nimt die aufgestelten thesen an, welche betonen, dass die schüler unbedingt mhd. texte in händen haben sollen und in selbsttätiger mitarbeit vom lehrer auf inductivem wege in die poetische eigenart und sprachliche form der originale einzuführen sind. Als stoff der lektüre empfehlen sich Nibelungenlied und Walther.

2. Der vorsitzende, prof. Kelle, ergreift selbst das wort und zeigt im anschluss an den von K. Kraus in der ersten sitzung gehaltenen vortrag an dem beispiele des Ezzoliedes, auf welche abwege die subjektive kritik altdeutscher denkmäler führt, wenn sie nicht die lateinischen quellen berücksichtigt. Scherer und Wilmanns haben das Ezzolied für ein meisterwerk der komposition gehalten; es ergibt sich aber als eine armselige kompilation aus Hrabanus Maurus De laudibus S. Crucis und den declarationes dazu. In dieser quelle stehen auch die lateinischen ausdrücke, welche im gedicht vorkommen. Das seltsame citat der Genesis, von welchem Müllenhoff sagt, dass es keinen sinn gebe, erklärt sich gleichfals. Hrabanus Maurus zählt nämlich im prooemium die quellen auf. Von den 17 alttestamentarischen geschichtsbüchern nent er 6, als erstes die Genesis und als leztes den Liber regum. Der deutsche dichter konte nicht alle 6 brauchen und erwähnt deshalb nur 1 und 6, Genesis und Liber regum. Der vergleich mit der quelle zeigt, dass gerade die wenigen armseligen originalstellen des dichters von der kritik als unecht erklärt wurden, während man aus den fast wörtlich aus Hrabanus entlehnten partien die grosse meisterschaft des dichters deducierte. Es ergibt sich ferner, dass das Ezzolied mit den kreuzzügen gar nichts zu tun hat, sondern ein lobgedicht auf das heilige kreuz ist.

3. Darauf folgt der vortrag von Max Friedländer (Berlin) über einige volkstümliche lieder des 18. jahrhunderts.

Friedländer zeigt, dass das lied „Morgenroth“ von W. Hauff (1824) auf „Wie gedacht“ von Joh. Chr. Günther (1715) zurückgehe. Das zwischenglied findet Friedländer in v. Arnims samlung von volksliedern aus fliegenden blättern aus den jahren 1790 und 1817. Günthers quelle ist Menantes (1702). Die melodie-quelle ist ein Paderbornisches geistliches lied (1770). Friedländer bespricht auch das „lied vom kanapee“ als ein modernes, aber von alten ahnen abstammendes; erste quelle aus dem jahre 1740. Der vortragende zeigt die entwicklung der melodien und gibt proben in treflichem gesange.

4. Auf antrag von prof. Gombert beschliesst die section ein begrüssungstelegramm an Rudolf Hildebrand in Leipzig abzusenden.

5. Der vorsitzende prof. Kelle schliesst die beratungen der section mit der ffnung, dass die persönliche annäherung der beteiligten bleibende wirkungen haben öge.

E. Schmidt spricht prof. Minor für die besorgung der vorbereitenden arbein seinen wärmsten dank aus.

Von den vorträgen in der englischen section (vorsitzender prof. dr. Kölng in Breslau), waren zwei von algemein germanistischem interesse.

1. In der ersten sitzung sprach Ferd. Detter über die Headobearden Beowulf. Der vortrag erscheint mit andern sagengeschichtlichen untersuchunn im nächsten hefte der Beiträge. Detter zeigt, dass die sage nicht historisch ist, ie Müllenhoff angenommen hat, sondern dass hier der Ragnarǫk-mythus vorliegt.

2. Darauf folgte der vortrag des oberlehrers dr. Hartmann (Insterburg in stpreussen): Zum einflusse der englischen litteratur auf die deutsche im 8. jahrhundert. William Wycherley und Christian F. Weisse.

Der vortragende behandelt nicht alle beziehungen zwischen Chr. F. Weisse d Wycherley, sondern nur den einfluss des Engländers auf Weisses Amalia. Nach ner eingehenden analyse des englischen stückes (The Countrywife) zeigt Hartmann, ss sich Weisse sehr früh mit englischer und französischer litteratur beschäftigt hat, d dass die beschäftigung zunahm, als er sich mit Lessing in der ersten Leipziger it befreundete. Weisse erwähnt das englische stück, und Lessing besizt es sogar. s briefen ist nachzuweisen, dass Weisse das stück von Lessing für einige zeit entnt hatte. Der vergleich einzelner scenen des deutschen und englischen stückes igt die abhängigkeit Weisses von Wycherley ganz deutlich. Weisses stück spielt England, in einem gasthofe, die namen sind mit überlegung gewählt, zwei kommen Plain-Dealer vor (Manly und Freeman). Weisse muste aber die gestalten des glischen stückes in anderem gewande vorführen. Die englischen personen sind roh d unsitlich. Folgender zug ist beiden dichtern gemeinsam: Manly (im engchen stücke) wird mittellos; Fidelia reist ihm in männerkleidung nach, um ihn r unwürdigen Olivia zu entreissen. Auch bei Weisse findet sich das. Amalia hert sich ihrer nebenbuhlerin Sophia, um sie zu prüfen. Vergleicht man die rsonen, so sieht man, dass Manly gemildert, aber doch noch zu erkennen ist; heisst bei Weisse Freeman, während Manly das pseudonym der verkleideten nalia ist. Manly klagt (bei Wycherley), dass er der freundschaft keinen wert beige; auch Freeman hat durch die freundschaft materiell schaden erlitten. Eine weire ähnlichkeit besteht darin, dass Olivia und Sophia dem kartenspiel gleich ergeben d. Beide frauen besitzen juwelen, welche die männer zurückverlangen, sie könn aber diesem verlangen nicht nachkommen. Endlich geben sich in beiden stücken e verkleideten frauen zu erkennen. Zwei gestalten in Weisses stück finden sich so schon bei Wycherley. Eine beeinflussung Weisses durch Lessings Miss Sara mpson hält Hartmann für ausgeschlossen. Beide dichter (Weisse und Lessing) ben in der ersten Leipziger zeit gemeinsam Wycherley studiert, und ähnlichkeiten rer stücke sind auf diese gemeinsame beschäftigung mit derselben quelle zurückführen.

WIEN, IM JUNI 1893. FERDINAND DETTER.

LITTERATUR.

Über das gedicht vom könig Orendel. Von **Richard Heinzel.** [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien; philos.-histor. kl. band CXXVI, 1]. Wien, Tempsky in komm. 1892. 90 s. 1,80 m.

Vorliegende arbeit sucht die Orendelfrage durchweg in möglichst engem anschluss an das litterarisch überlieferte zu lösen. Die abfassungszeit des gedichtes wird derjenigen der vorliegenden texte möglichst nahe gerückt; die integrität und einheit seiner überlieferten fassung wird gegen die vermutung, dass es interpoliert und aus verschiedenen elementen zusammengestückt sei, tunlichst verteidigt; sein inhalt wird, unter ablehnung der beziehung auf mythus und nationalsage, soweit es angeht, auf litterarische traditionen legendarischen und ausländischen ursprunges zurückgeführt. Es ist gewiss förderlich, den gegenstand einmal in dieser richtung verfolgt zu sehen, nachdem die entgegengesezte in allen drei punkten zum extrem getrieben war. Ich freue mich, den verehrten verfasser dabei in manchen sehr wesentlichen dingen mit den bd. XXII, 468 fgg. dieser zeitschrift gegebenen ausführungen in übereinstimmung zu finden, in anderen neue ausblicke durch ihn zu gewinnen; keineswegs aber kann ich mich seinen aufstellungen überall anschliessen.

Die entstehung des Orendel sezt Heinzel mit Müller längere zeit nach 122[illegible] an. Dass die vorstellungen, die der dichter vom heiligen lande hat, mit einer solchen annahme recht wol zu vereinigen sein würden, dass sie sich aber auch aus der zeit um 1190 erklären lassen, habe ich a. a. o. s. 483 fg. bemerkt. Ebendort habe ich dann auf einzelheiten des inhaltes und des sprachgebrauches hingewiesen, die aus späterer zeit stammen. Dass meister Ises ritterschlag nicht vor dem 14. jahrhundert ersonnen sei, möchte ich jezt bestimter behaupten. Wie fremdartig den Deutschen noch gegen mitte des 13. jahrhunderts die sitte des ritterschlages überhaupt war, zeigt Ulrich von Türheim, wenn er im Willehalm bei der erzählung von Rennewarts schwertleite den bericht der französischen quelle von dem nackenschlage, den Rainouart dabei erhält, ganz fortlässt, vgl. diese ztschr. XIII, 153 fg. Die mit dieser cerimonie verbundene verleihung der ritterschaft am heiligen grabe aber, um die es sich im Orendel handelt, ist überhaupt vor dem 14. jahrhundert nicht nachzuweisen. Die fabel von der gründung des ritterordens vom heiligen grabe durch Gottfried von Bouillon ist längst widerlegt. Dagegen scheint der glaube, dass bereits im jahre 1197 graf Adolf III. von Schauenburg zum ritter des heiligen grabes gemacht sei, noch nicht endgültig zerstört zu sein. Wenigstens huldigen ihm noch Hody, *Description des tombeaux de Godefroy de Bouillon* 1855 I, 164 und Hermens, *der Orden vom heil. Grabe*[2] *Köln* 1870 s. 21 fg. Die einzige stütze dafür ist die behauptung Meiboms in den noten zu seinem *Rerum Germanicarum* tom. III (Helmstädt 1688) s. 531: *legi in quodam manuscripto chronico incerti ... scriptoris, Adolphum Schawenburgensem in hac expeditione* (1197) *a primoribus quibusdam ecclesiasticis equitem sive militem ut vocabant creatum*"; das sei wegen seines anteils an den kämpfen gegen die Sarazenen geschehen, und er habe infolge dessen in sein wappen zu dem nesselblatt noch 3 kreuznägel aufgenommen. Aber erstens sagt nicht einmal Meibom in dieser vagen angabe, dass Adolf am heiligen grabe oder überhaupt in Jerusalem die ritterwürde erhalten habe; zweitens ist nicht abzusehen, wie der graf, über dessen hervorragende beteiligung an den auf die syrischen küstenstädte beschränkten unternehmungen der jahre 1197/98 wir durch Arnold von Lübeck

ßSS. 21, 203 fgg. gut unterrichtet sind, während des krieges in das von den Sara-
ıen besezte Jerusalem hineingekommen sein soll; und drittens wird die ganze nach-
ht als eine aus dem Schauenburg-Holsteinischen wappen spät abgeleitete erfindung
er sage dadurch erwiesen, dass dies wappen in der ältesten form, die wir durch ein
gel Adolfs IV. vom jahre 1224 und durch eines des grafen Konrad vom jahre 1237
nen, weder das nesselblatt noch die nägel, sondern einen löwen zeigt: siehe A. v. As-
n, Urkundliches material zur geschichte und genealogie der grafen von Schauen-
rg bd. II s. 61. 97 und taf. 1. Das nesselblatt führt zuerst Johann I. auf dem
gel einer urkunde vom jahre 1242 (a. a. o. s. 99 und taf. II); die drei nägel aber
den sich weder bei ihm noch in der nächstfolgenden zeit; sie sind erst später aus
er verlängerten form der 3 eckspitzen des nesselblattes hervorgegangen, wie sie sich
a. o. taf. V nr. 10 und taf. VIII nr. 3 zeigt, vgl. auch a. a. o. s. 211. Das meines
ssens älteste beispiel für die verleihung der ritterwürde am heiligen grabe bietet
nach Wilhelm von Baldensel im jahre 1318, s. Hody s. 168; Tobler, Golgatha
41. Almählich wurde es eine beliebte sitte, dass die adlichen pilger diesen akt dort
sich volziehen liessen, mochten sie nun schon ritter sein oder nicht. Felix Faber
agatorium II s. 4) erzählt, wie sie sich scharenweis untereinander am heiligen
be zu rittern schlugen in der weise, dass immer der vornehmere dem ihm im
ge zunächst folgenden den schlag erteilte. Eine verworrene vorstellung von sol-
r massenbeteiligung an dieser art von ritterschlag mag im Orendel der erzählung
grunde liegen, nach welcher jeder der anwesenden helden dem meister Ise bei
er cerimonie einen kräftigen schlag gibt (Or. 2292).

Die schilderung von Mentwins abenteuerlichem helmschmuck wird wol trotz Ber-
s bemerkung in dieser ztschr. XXIV, 126 fg. nicht in einer zeit gedichtet sein, in
sonst in Deutschland weder die dichtung noch die bildende kunst das helmzimier
te. Es werden wol überhaupt nicht viele mit Berger für „eine ziemlich belang-
frage" halten, ob dinge, die das ganz von überlieferten formeln und motiven
erschte gedicht beschreibt, zu der zeit, in die er es setzen möchte, dem deut-
en leben und der deutschen litteratur und kunst noch fremd waren oder nicht.
„abendländischen und was wichtiger ist osteuropäischen parallelen", die Vese-
sky nach Heinzel s. 29 „zu dem automatischen schmuck von Mentwins helm" bei-
racht hat[1], betreffen nicht etwa den helmschmuck, sondern nur automatische
stwerke überhaupt und ergeben für die deutsche litteraturgeschichte keine neuen
schlüsse. Was ich endlich in dieser ztschr. XXII, 486 über den späten ursprung
in der Mentwinepisode im reime gebrauchten *fîn* bemerkte, gilt umsomehr, als
der dort erwähnten glosse des 10. jahrhunderts nicht *finlîcho* sondern *einlicho* zu
en ist; vgl. Steinmeyer, Ahd. gll. 1, 310, 1 und Ztschr. f. d. a. 34, 282 fg., wo
rigens *fîn* im höfischen epos zuerst bei Berthold von Holle belegt wird.

Nach alledem glaube ich nach wie vor, dass die uns erhaltene Orendeldich-
g nicht aus früherer zeit stamt, als auch Heinzel und Müller annehmen; aber ich
n auch die überzeugung nicht aufgeben, dass sie uns keineswegs in ihrer ursprüng-
en, sondern nur in einer stark veränderten und mit zusätzen vermehrten fassung
liegt. Eine bestimte datierung des originals muss ich jezt noch ebenso wie
chr. XXII, 487 ablehnen; nur dass, wie ich dort ausführte, kein grund besteht,
vor das ende des 12. jahrhunderts zu setzen, während die entstehung der gattung,

1) Eine ausführliche inhaltsangabe aus Veselovskys schrift verdanke ich der freundlichkeit mei-
kollegen Nehring.

der es angehört, in Westdeutschland gegen 1200 sehr wol denkbar ist. Als eine niedere fortbildung der durch den Rother vertretenen dichtungsweise darf die art des Orendel und Morolf in der litterarhistorischen beurteilung vom Rother nicht getrennt werden. Dass sie andrerseits auch sehr nahe beziehungen zu gedichten wie Ortnit und die Wolfdietriche zeigt, glaube ich im Morolf zur genüge nachgewiesen zu haben. Nur zeigen doch auch die niederen volksepen des 13. jahrhunderts immer irgendwelche einflüsse der von den Nibelungen eingeleiteten höheren volksepik oder auch des kunstepos oder der beiden zugleich, während sich davon im Orendel und im Morolf keine spur findet. Dass diese beiden spielmannsgedichte dagegen beziehungen zum Rolandsliede aufweisen, verdient bei dieser sachlage doch mehr beachtung, als Singer A. f. d. a. 17, 124 anm. annimt. Aus dem Rolandsliede wird wol im Morolf *Nopels* 69, 1 stammen (vgl. Konrads Roland 42, 22 *Nables*, 273, 30 *Nobiles;* Chanson Oxf. v. 1775 *Noples*); ferner *Marsilie* 69, 2 (vgl. Rol. 96, 16) und *Beliân*. Ein *Suriân* findet sich Mor. 755. 758 und Rol. 270, 30; *Madelgêr* Mor. 730/31 und Rol. 58, 17. Hinter dem *Sarpe* Mor. 69, 4 vgl. CXIV (Varr. *scharpp*, *schrap*, *sarant*) könte *Sorbes* Rol. 273, 32 stecken, und das freilich nur in E und in einem vermutlich jüngeren stücke des Morolf überlieferte *Funde* 553, 1 mag auf Rol. 97, 11 (vgl. auch Rol. 125, 23) zurückgehen. Den *Belian* des Orendel führen Singer a. a. o. und Heinzel s. 17 auf den *Baligant* des Roland, den *Mersilian* des Orendel führt Heinzel auf *Marsilies* im Roland zurück. Über den formalen unterschied zwischen Morolf und den volksepen des 13. jahrhunderts vgl. Mor. CIX. Ebenda sowie s. CXIII s. CXIV[1] und bd. XXII, 482 dieser zeitschrift sind aber auch momente angedeutet, die zur rechtfertigung einer jüngeren datierung unserer spielmannsgedichte verwertet werden könten, um so mehr, wenn man erwägt, dass so wenig wie das höhere volksepos auch die höfische kunst im 13. jahrhundert in Rheinfranken und Ripuarien pflege fand. Über die beiden tatsachen, dass gar manches in stoff, stil und reim dieser gedichte tradition des 12. jahrhunderts ist, dass aber die nächste grundlage dessen, was uns von ihnen erhalten ist, nicht über das 14. jahrhundert zurückreicht, werden die chronologischen bestimmungen schwerlich hinauszuführen sein.

Bezüglich der komposition und der entstehungsart unseres gedichtes verwirft auch Heinzel Bergers hypothese, dass demselben zwei parallellieder von Orendels heimkehr zu grunde gelegen hätten. Er stimt mit mir in der ansicht überein, dass das epos ursprünglich so gut wie in der vorliegenden fassung nicht von des helden rückkunft zu seinem eheweibe, sondern von seiner brautfahrt gehandelt habe, und dass der zweite teil nicht ein ursprünglich selbständiges gedicht, sondern jene typische fortsetzung der hauptgeschichte ist, die im Rother und im Morolf ihre nächste analogie findet. Aber Heinzel geht in der verteidigung der originalität des überlieferten noch viel weiter und sucht mehrfach widersprüche durch interpretation zu beseitigen, die andere als zeugnisse für die verwirrung des textes, für interpolation und für das zusammenfügen verschiedenartiger bestandteile auffassten.

Mit erfolg ist das in bezug auf die geschichte von der schliesslichen widergewinnung des heiligen grabes (v. 3786 fgg.) geschehen, indem Heinzel das scheinbar widerspruchsvolle benehmen Durians gegen Beers, Bergers und meine auffassung auf eine list zurückführt. Nur muss man doch wol auch bei dieser erklärung anneh-

1) Ich bemerke dort nicht nur, dass die erwähnung von Kastel auf die zeit nach 1218 weist, sondern auch dass dieser name sich nur in Sd findet, während E einen ganz andern bietet, und ich vermute, dass die gemeinsame grundlage in dem betreffenden verse (728, 3) überhaupt keinen namen enthielt. Singers angabe a. a. o., dass die strophe als interpoliert angesehen werde, ist irrig.

men, dass die erzählung ursprünglich etwas volständiger und deutlicher war. — Für unmöglich halte ich dagegen die deutung, durch welche Heinzel den schroffen widerspruch zwischen den beiden angaben des pilgers über Brides gefangenschaft 3292 fgg. und 3302 fgg. wegzuschaffen glaubt. An erster stelle wird Jerusalem als der ort genannt, wo *frouw Brîde gefangen ist*, an zweiter „das heidnische land"; und zwar sei sie auf die burg Munteval gebracht. Da soll nun zunächst Jerusalem nicht die stadt, sondern das land bedeuten; aber das ist nirgend im ganzen gedichte der fall, wenn nicht ausdrücklich *Jerusalem daz lant* gesagt wird. Ja selbst bei dieser bezeichnung wird doch auch immer in erster linie an die stadt gedacht, vgl. z. b. 448—50, 3767—68; so sagt auch Bride, als sie die wanderung von Ackers nach der stadt Jerusalem antritt: *ich wil wallen gen Jerusalêm in daz lant.* Auf dieser pilgerfahrt *gen Jerusalêm in daz lant* war sie gefangen genommen und über die wüste Babilonie nach Munteval in den kerker geführt: diese tatsache kann doch unmöglich mit den worten *sie ist zuo Jerusalêm gefangen* berichtet werden. Überdies müste dann das *heidenische lant* v. 3303 schlechtweg das „land Jerusalem" bezeichnen, was doch trotz der vorangegangenen angabe von der abgötterei, die augenblicklich am heiligen grabe getrieben werde, höchst auffällig bleiben würde. Bei alledem setze ich voraus, dass Heinzel im gegensatze zu Berger und mir die worte *ist gefangen* nur auf die gefangennahme, nicht auf die gefangenschaft beziehen will. Freilich spricht er das nicht aus, und so ist es nicht ganz sicher, ob er nicht etwa dem begriff des landes, an welches er bei Jerusalem denkt, eine so weite ausdehnung geben will, dass es auch Munteval, den ort der gefangenschaft, mit umfassen könte. Aber diese auslegung wäre vollends unmöglich. Nicht nur führt, wie wir sahen, der weg nach Munteval über die wüste Babilonie; Munteval gehört auch selbst zweifellos zu diesem heidnischen lande (3231. 3378), und während man von Ackers nach Jerusalem geht oder reitet, beträgt der weg von Ackers nach Munteval 700 meilen seefahrt (3338—41) und 7 *lange tageweide* landreise (3362 fg. 3681 fg.). So muss ich denn bei meiner auffassung, dass in der rede des pilgers die parallelmotive Brides gefangenschaft bei Minolt und Brides gefangenschaft zu Jerusalem mit einander vermischt seien (ztschr. XXII, 487), stehen bleiben. Als ursprüngliche parallelerzählungen betrachtet auch Heinzel s. 42 die gefangenschaft Brides bei Minolt und die in Jerusalem; dass ein bruchstück der ursprünglich selbständigen fassung lezterer erzählung in den versen 3292 fg. stehen geblieben sei, scheint mir nach wie vor deren einfachste erklärung zu sein.

Als eine reihe zusammengehöriger interpolationen hatte ich a. a. o. s. 487 fg. die stellen nachweisen zu können geglaubt, an welchen Ises weib eine rolle spielt oder welche mit dieser persönlichkeit in irgend welchem zusammenhange stehen. Heinzel sucht auch hier überall die überlieferung zu rechtfertigen. Ich muss es andern überlassen, seine gründe gegen die meinigen abzuwägen, muss nur auch hier widerholen, dass die stellen nicht einzeln, sondern im zusammenhange beurteilt sein wollen; es ist etwas anderes, ob eine auffällige erscheinung, die sich zur not weginterpretieren lässt, in einem einzelnen falle vorkomt, oder ob sich dergleichen immer wider gerade in bestimten, inhaltlich zusammengehörigen und aus der umgebung mindestens leicht auszuscheidenden stücken der dichtung findet. Sonst bemerke ich nur gegen Heinzel s. 24, dass in verbindungen wie *nackent sunder kleit* das *nackent* doch nicht so lediglich pleonastisch ist, wie er anzunehmen scheint. An der stelle des mittelhochdeutschen wörterbuches, auf welche er sich beruft, ist für *nacket sunder kleit* Barlaam 93, 1 citiert; das gibt in diesem falle das einfache *nudus* der bibel

(Matth. 25, 36) wider, es ist also wirkliche nacktheit gemeint; ob die ebendort aus der Martina angezogenen worte *nacket sunder wæte* etwas anderes bedeuten sollen, ergibt sich nicht aus dem zusammenhang. In dem aus Barl. 159, 19 beigebrachten beleg *nackent âne rîch gewant* ist nach Pfeiffers ausgabe statt *rîch* zu lesen *reht*, und es ist damit der *homo non vestitus veste nuptiali* Matth. 159, 19 bezeichnet. Möglich dass hier nur die worte *non vestitus* zur wahl des *nacket* geführt haben, möglich auch, dass hier eine hyperbolische anwendung des wortes vorliegt wie sie DWb. 7, 247 belegt wird. Dass aber ein dichter bei völlig freier wahl des ausdruckes von einem mit mantel, hose und schuhen bekleideten gesagt haben solte „man sah ihn ohne den grauen rock *nacket* stehn“ wird mir dadurch noch durchaus nicht wahrscheinlich. — Was Heinzel s. 22 fg. über reiche fischer beibringt, kann doch das unvermittelte nebeneinander von kleinen und grossen verhältnissen in der erzählung von meister Ise noch nicht erklären, während mit der auch durch andere gründe gestützten annahme, v. 628 habe sich ursprünglich an v. 587 angeschlossen, die schilderung von Ises prächtiger burg und fürstlich gekleideter frau und damit auch jener widerspruch fortfallen würde. Denn gegen Heinzels einwendung, dass dann immer noch Ises vornehme verwantschaft bliebe, bemerke ich, dass der erste und meines erachtens (a. a. o. 470) inhaltlich älteste teil des gedichtes von dieser durchaus nichts weiss, dass wir von ihr vielmehr erst von v. 2931 ab in versen hören, welche Ises erhebung zum herzog voraussetzen. Diese aber habe ich s. 470 als „eine wilkürliche erweiterung des stoffes“ bezeichnet. Mit rücksicht auf sie werden erst die verse 588—627 eingeschaltet sein. Auch bei beurteilung der interpolation 2207—2230, 2235—2248 beachtet Heinzel nicht, dass ich a. a. o. und s. 488 die erzählung von Ises abfindung durch Brîde und die von seiner berufung an den hof verschiedenen entwicklungsstufen des inhaltes unserer dichtung zuwies: das erste motiv entnahm der dichter seiner quelle, das zweite fügte er hinzu — ungeschickt, wie ich bemerkte, aber doch nicht ungeschickter als manche andere widerholung und variation von motiven in der poesie der spielleute. Dass er der überlieferten erzählung von Ises aufforderung an Bride noch eine solche von der gleichen aufforderung Orendels anfügte, und dass er der ersten belohnung Ises noch eine zweite folgen liess, entspricht ganz dieser manier. Später wurden dann erst jene verse eingefügt, durch die der offenkundige widerspruch hineinkomt. So sehr ich sonst im princip Heinzels vorsichtiger behandlung der texte beistimme, so verbieten uns doch andererseits schon die in den verschiedenen recensionen volksmässiger epen urkundlich bestätigten zahlreichen änderungen und erweiterungen, der späten überlieferung einer solchen dichtung zu grosses vertrauen entgegenzubringen. Die drucke des Orendel sind jünger, die handschrift ist wenig älter als der Strassburger druck des nächstverwanten gedichtes, des Morolf; wie reich dieser text an interpolationen ist, lehrt seine vergleichung mit den handschriften auf den ersten blick.

Den interessantesten teil von Heinzels arbeit bildet der s. 46—90 gemachte versuch, den ursprung des stoffes unserer dichtung zu bestimmen. Heinzel raubt ihm allen mythologischen schimmer; er führt ihn auf eine besondere form der legende von der findung des kreuzes Christi durch Helena und einen ritterlichen helfer zurück, wie er sie aus einer vergleichung des Orendel mit dem mittelniederländischen Seghelijn van Jherusalem und mit dem ungedruckten prolog zu einer altfranzösischen Vengeance (Vindicta Salvatoris) erschliesst. Die überaus reiche und vielseitige litteraturkentnis, welche dem verfasser bei derartigen untersuchungen stets als grundlage seiner feinen und überraschenden combinationen dient, zeigt sich auch hier, sowol bei der durch-

nahme der einzelnen motive der genanten dichtungen wie bei der angeschlossenen übersicht über die entwickelung der legende von Helenas kreuzfindung. Bei dieser vermisse ich nur die benutzung von Sauerlands Trierer geschichtsquellen, wo s. 57 fg. wichtige erörterungen über die von Heinzel s. 73 fg. behandelte Vita der Helena von Altmann und über die ältesten traditionen vom heiligen rock in Trier geboten werden, und wo überdies die sehr bemerkenswerte doppelvita der Helena und des Agritius herausgegeben ist. In Altmanns vita scheint mir eine von Heinzel nicht erwähnte angabe besondere beachtung zu verdienen. Nach ihr (vgl. Sauerland s. 63) hatte Helena, als sie von Jerusalem nach Rom heimgekehrt war, von dort eine kiste mit reliquien, unter ihnen auch das von Christus beim abendmahl benuzte messer, nach ihrer heimat (d. i. Trier) abgesant. Das schiff aber, welches den schatz trug, gieng auf dem flusse Doubs unter, und dort lag nun der reliquienschrein sehr lange unter dem wasser, bis sein inhalt endlich doch noch wider herausgefördert und teilweis in Besançon geborgen wurde. Sauerland hat (s. 81) gezeigt, wie in Altmanns angaben über den inhalt jener von Helena für Trier bestimten kiste 200 jahre später in der vita Agricii noch *ceterae reliquiae domini* hineininterpoliert werden, unter denen man schon damals auch den ungenähten rock Christi vermutete (a. a. o. s. 195. 137. 91. 116 fg.). Diese erweiterten nachrichten über Helenas reliquienschrein lassen ihn allerdings nicht mehr im wasser versinken, sondern ohne einen derartigen zwischenfall durch den heiligen Agricius nach Trier gelangen; aber eine von Heinzel gelegentlich gemachte bemerkung, dass ältere stadien von legenden und romanen durch jüngere nicht aus der welt geschaft werden, lässt sich auch hier anwenden; und wenn wir demnach annehmen, dass die ältere sage vom schicksal der durch Helena nach Trier abgeschickten reliquienkiste auch in der zeit noch fortbestand, wo man annahm, dass sie den heiligen rock enthielt, so ist der ursprung des nur im Orendel überlieferten zuges erklärt, dass jener rock Christi jahre lang in einem steinernen sarge unter dem wasser verborgen gewesen sei, bis er auf wunderbare weise wider ans licht kam.

Eine gewisse verwantschaft des Orendel mit dem Seghelijn und dem prolog der Vengeance ist nicht zu verkennen. Es finden sich übereinstimmungen im ganzen wie im einzelnen; vielleicht lässt sich sogar den von Heinzel bemerkten noch einiges hinzufügen. So wird im Seghelijn erzählt, wie der held, aufgefordert das von den heiden eingeschlossene Rom zu entsetzen, mit den Christusreliquien, die er aus dem morgenlande bringt, vor die stadt komt, und wie ihm da die ganze einwohnerschaft *barvoet ende wullijn* entgegenzieht (Segh. 7124 fg. 7349 fg.). Dieser demütige aufzug gilt vor allem jenen reliquien, und er widerholt sich, als Helena und Seghelijn das kreuz nach Jerusalem bringen (Segh. 11379 fg.). Im Orendel wird dem helden durch einen engel befohlen, das von heiden belagerte Trier zu befreien; und als er nun mit seiner Christusreliquie, dem heiligen rock, aus dem morgenlande vor die stadt gezogen komt, da geht ihm auch eine gewaltige menge *wullen und ouch barfuoz* entgegen — aber hier ist es das grosse heidnische heer, welches sich, sowie es nur von Orendel hört, ihm unterwirft. Das sieht ganz wie eine übertreibende umgestaltung des im Seghelijn in ursprünglicherer gestalt überlieferten zuges aus.

Die hauptfrage bleibt aber doch: war die Helenalegende geeignet, der ganzen Orendelsage als einzige wesentliche grundlage zu dienen? Diese frage muss ich im gegensatz zu Heinzel verneinen. Der hauptinhalt jener legende bleibt doch in allen versionen der, dass die kaiserin Helena mit grossem (kriegerischen) gefolge nach Jerusalem zieht, um das kreuz zu suchen, welches sie denn auch schliesslich nach

allerlei zwischenfällen findet und feierlich transferieren lässt. Im Orendel soll nun der heilige rock das kreuz, Bride die Helena, Orendel deren kriegerischen begleiter auf der pilgerfahrt vertreten. Aber Bride hat mit der auffindung des rockes gar nichts zu tun; Orendel komt auf seiner fahrt nach Jerusalem durch zufall in seinen besitz, ehe er mit Bride auch nur zusammentrift; Bride hat auch an der fahrt nach Jerusalem gar keinen anteil, sie weilt vielmehr von vornherein dort als angestamte königin, tochter des königs David, d. i. natürlich des biblischen, der hier dieselbe christliche metamorphose durchgemacht hat wie Salomo im Salman und Morolf, und den mit einem im prolog der Vengeance als gemahl der Helena auftretenden David von Troja in besondere beziehung zu setzen doch ziemlich fern liegt. Für die veränderte stellung der Bride hat Heinzel eine recht komplicierte erklärung. Zunächst sei die kaiserin Helena zur königin von Jerusalem gemacht, weil sie mit einer königin Helena von Adiabene verwechselt sei. War sie aber einmal inhaberin des thrones von Jerusalem geworden, so muste ihr helfer bei der kreuzfindung die fahrt dorthin jezt allein unternehmen; da in der legende nun andrerseits der zug feststand, dass sie mit jenem helfer zusammen kriegerische taten volführte, so muste sie in konflikt mir ihren eigenen untertanen gesezt werden, um so raum für gemeinsame taten zu gewinnen, wie sie denn im Orendel geschildert werden. Dagegen ist jedoch schon einzuwenden, dass Helena von Adiabene weder königin von Jerusalem war, noch für eine solche gehalten wurde. An den stellen bei Gildemeister-Sybel und bei Lipsius, auf welche sich Heinzel s. 12 (vgl. s. 83) zur stütze seiner kombinationen beruft, wird nur vermutet, dass die legende die kaiserin Helena deshalb zu einer jüdin gemacht habe, weil man sie mit jener gleichnamigen königin von Adiabene verwechselt haben werde; diese war nämlich zum judentum übergetreten, hatte wie ihre kaiserliche namensschwester eine pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht und war vor den toren Jerusalems begraben. Dieser lezte umstand bietet Heinzel den einzigen anhalt für die annahme, die adiabenische Helena sei in der tradition zur königin von Jerusalem geworden; einen beleg dafür, dass dies wirklich irgendwo geschehen sei, bringt er nicht bei. Dagegen beruft er sich allerdings für die übertragung jener würde auf die kaiserin Helena s. 83 auf eine syrische handschrift, welche Lipsius Abgarsage s. 80 heranzieht. Es ist dies eine syrische version der auch in lateinischer fassung vorliegenden Acta Cyriaci (oder Judae Quiriaci), in welcher Helena, ganz der algemeinen tradition entsprechend, als kaiserin und mutter des Constantin nach Jerusalem zieht und dort das kreuz findet. Im anschluss an die anordnungen, welche sie dann dort trift, heisst es aber am ende, sie habe in Jerusalem regiert. Dieser der lateinischen fassung fremde zusatz erklärt sich aus dem zusammenhang, ohne dass man Helena von Adiabene heranzuziehen braucht. Ist er wirklich so zu deuten, dass eine immerhin doch speciell syrische tradition der kreuzfinderin die würde einer königin von Jerusalem beilegte, so beweist das nur, dass dies geschehen konte, ohne dass sie deshalb von ihrer feststehenden rolle als kaiserin und kaisermutter sowie als unternehmerin der fahrt nach dem kreuze irgend etwas einzubüssen brauchte, dass also zu der völligen umgestaltung der legende, welche durch die beilegung der jerusalemitischen königswürde bedingt sein solte, keine veranlassung vorlag. Eine andere Helena oder Oleina lebte nach angabe der Toledoth Jeschu als königin von Palästina zur zeit Jesu, wie Singer in Weinholds Zeitschrift für volkskunde 2, 295 nachweist. Dass die angaben dieser nicht vor dem 13. jahrhundert entstandenen jüdischen lästerschrift für die Orendelsage verwertet werden können, bezweifle ich. Aber selbst wenn das zulässig wäre, so würde doch jene Helena, die als witwe des königs

Alexander Jannaeus und als eine ältere verwante Jesu auftritt, nur mit Singer in beziehung zu der Helena, welche nach unserem gedichte den rock Christi wirkt, nicht aber in beziehung zu frau Bride gebracht werden können.

Die einzige berührung zwischen der kreuzfinderin Helena und Bride bleibt schliesslich die, dass nach der darstellung des Seghelijn und des prologes zur Vengeance auch Helena mit den kämpfen ihres ritterlichen helfers gegen die Sarazenen in verbindung steht. Im Seghelijn beschränkt sich ihre teilnahme freilich darauf, dass sie für den in der schlacht bedrängten schwiegersohn Seghelijn betet (v. 10422 fg. vgl. 10924) und sodann bei der unblutigen verfolgung der heiden durch ein engelheer (10524) mit Seghelijn und seinen gesellen hinter diesem herreitet (v. 10533). Es ist also nicht zutreffend, wenn Heinzel mehrfach bemerkt, dass Helena in diesem gedichte mitkämpfe; es wird im Seghelijn nirgends auch nur gesagt, dass sie eine waffe führe. Dagegen beteiligt sie sich im prolog der Vengeance nach Heinzels angaben auf s. 61 allerdings tätig am kampfe ihres gatten David vor Jerusalem. Eine andere rolle als die riesenstarke heldenjungfrau Bride spielt aber Helena doch wol auch hier. Ich hatte in dieser ztschr. 22, 474 hervorgehoben, nicht dass Bride (wie Heinzel s. 32 citiert) eine riesin, aber dass sie von riesischer natur sei, dass ihr auftreten in unserem gedichte noch spuren einer auffassung zeige, nach welcher sie zum riesengeschlecht gehörte; dafür hatte ich mich neben den äusserungen ihrer gewaltigen körperkraft auch auf ihre ausrüstung mit der stählernen stange, der typischen riesenwaffe, berufen. Die beispiele, durch welche Heinzel das lezte argument zu entkräften sucht, sind nicht glücklich gewählt. Wenn die unbewafnete Guibor einmal einen von zwei kämpfenden hinterrücks mit einem stocke schlägt oder wenn sonst eine frau einmal einen stock schwingt, oder wenn Mirabel dem neben ihr stehenden geliebten die streitaxt entreisst, um ihm im kampfe beizustehen (vgl. die a. a. o. citierten stellen), so brauchen sie natürlich deshalb „keine riesinnen“ zu sein, so wenig wie der matrose Fromer ein riese ist, weil er im Gaufrey als waffe einen mörserstössel ergreift (nicht, wie Heinzel angibt, „die stange führt“). Es handelt sich aber bei Bride nicht um einen beliebigen zum angriff oder zur verteidigung ergriffenen gegenstand, sondern um eine zu ihrer volständigen ausrüstung gehörige waffe, die sie, von kopf bis zu fuss gewapnet, sogar noch neben dem schwerte führt; und es komt darauf an, dass dies gerade genau die waffe ist, welche nach der überlieferung deutscher dichtung sonst einzig und allein die riesen tragen. So geschieht es im Rother, im Nibelungenliede, im Siegfriedliede, im Laurin, im Sigenot, im Goldemar, in den 25 riesenkämpfen der Virginal, so auch in erfundenen epen höfischen stiles, die zugleich von volksmässigen elementen durchsezt sind, wie Strickers Daniel und Pleiers Garel. Es ist also nicht eine waffe, wie sie durch das fremdartige kostüm einer königin von Jerusalem veranlasst werden konte (Heinzel a. a. o.); es ist vielmehr die charakteristische waffe der übermenschlichen ungefügen kraft. So wird sie denn auch von Bride gehandhabt, wenn diese mit ihrer stahlstange eine weite strasse durch 16000 heiden bahnt, und wenn ein schlag mit ihr genügt, einen schild in drei stücke und zugleich seinen inhaber vom rosse zu boden zu schmettern.

Nicht aus der Helenalegende zu erklären ist auch die brautfahrt Orendels, sein schifbruch und seine knechtschaft bei Ise. Zu der leztgenanten findet Heinzel allerdings im Seghelijn ein entsprechendes motiv und in diesem zugleich den keimpunkt für die erzählung vom schifbruch des helden. Seghelijn wird nämlich gleich nach seiner geburt, um den nachstellungen seines vaters entzogen zu werden, einem fischer zur erziehung übergeben, der den knaben dann auch zu dienstleistungen

benuzt, bei denen dieser unritterlich am hofe auftritt. Trotzdem erwirkt ihm Seghelijn, als er bald nachher zu ehre und ansehen gelangt, eine rente als lohn. Hier habe sich nun eine ähnlichkeit mit dem griechischen roman, speciell mit dem Apollonius ergeben, dessen einfluss auf den Orendel Berger nachzuweisen suchte. Denn im Apollonius wird der schifbrüchige held von einem fischer aufgenommen und dürftig bekleidet, erscheint so in ärmlichem aufzuge bei hofe und belohnt schliesslich auch den fischer. Das habe dazu geführt, dass der Apollonius „auf jenen legendarischen roman seinen einfluss ausüben konte“ (s. 80), d. h. doch wol dazu, dass der held (Orendel) von dem fischer nicht mehr auferzogen, sondern gerettet wird, und dass er zuvor einen schifbruch zu leiden hat. Solte wirklich auf diese weise das eine motiv das andere an sich gezogen haben, so solte man meinen, dass das im Seghelijn überhaupt nur auf die sohnespflicht gegründete dienstverhältnis des helden zum fischer durch die Apolloniussage, die von einem solchen überhaupt nichts weiss, beseitigt wäre, während es im Orendel vielmehr zu einem niemals in vergessenheit geratenden knechtschaftsverhältnis gesteigert ist, dessen bedeutung Heinzel meines erachtens doch unterschäzt. Aber das vermittelungsglied zwischen der Seghelijn- und der Apolloniustradition scheint doch überhaupt ein recht schwaches, um so schwächer, wenn man bedenkt, dass jener fischer im Apollonius eine ganz nebensächliche rolle spielt und dass das fischermotiv überhaupt ein sehr verbreitetes war. In den Seghelijn mag es in der charakteristischen form, dass der vornehme findling von einem fischer aufgezogen wird, aus der Gregorlegende gekommen sein, die auch auf den schluss des gedichtes eingewirkt hat, vgl. Heinzel s. 60. Wenn auch die von Heinzel mit angeführte erzählung, dass Seghelijn einer prophezeiung entsprechend seine beiden eltern tötet (Segh. 11906 fg.), der Gregorlegende fremd ist, so entspricht dieser doch augenscheinlich die erzählung von der wahl des schuldbeladenen büssers zum papste; und bemerkenswert bleibt es, dass sowol Seghelijns schuld wie die abweichende des Gregorius an die Oedipussage gemahnen (vgl. Heinzel s. 56 fg.), deren vergleichung auch bezüglich der vorhersagung der unheiltat des helden und seiner dadurch verursachten aussetzung näher liegt, als die herbeiziehung der Parissage, der Heinzel, unter annahme einer vermischung der kaiserin Helena mit der trojanischen, auf grund überfeiner kombinationen einen einfluss auf die umgestaltung der Helenalegende beimisst. In der fassung, wie sie im Seghelijn 11815 fg. erzählt wird, gehört aber die unbewusste volführung des prophezeiten elternmordes vielmehr der legende vom heil. Julianus Hospitator an; s. Acta ss. januar II s. 974, Legenda aurea ed. Grässe[3] 142: wie die eltern den sohn suchen, wie ihnen in dessen abwesenheit sein ehebett als ruhelager angewiesen wird, wie er dann die schlummernden in der meinung, sein weib und einen buhlen vor sich zu haben, ermordet und so doch die alte weissagung erfült, der er sich hatte entziehen wollen — das alles wird in dieser legende wie im Seghelijn berichtet.

Die widerum recht komplicierte entstehungsgeschichte der brautfahrt Orendels, welche auf s. 84 vorgetragen wird, fusst auf der oben schon abgelehnten voraussetzung, dass eine überlieferung, welche Helena zur königin von Jerusalem machte, ihren ritterlichen helfer, der nun auch ihr mann werden solte, von auswärts habe nach Jerusalem kommen lassen müssen. Nimt man zu alledem hinzu, dass die namen der hauptpersonen unseres gedichtes, Orendel könig Ougels sohn, Bride, Ise gar keine berührung mit der Helenalegende zeigen, so wird diese umsoweniger für die erklärung der entstehung seines inhaltes ausreichen. Den namen Bride sucht Heinzel allerdings mit dem Prides, der im Seghelijn als vater des helden auftritt,

zusammenzubringen; aber es fehlt an einer erklärung dafür, wie der angeblich auf Helena übertragene name Bride von dieser auf einen mann übergehen konte, der in der einzigen quelle, welche den namen Prides überliefert, als vater ihres schwiegersohnes doch in sehr entfernter beziehung zu ihr steht; und es ist vollends unerklärlich, wie der name Helena durch Bride ersezt sein soll. Nach Heinzels konstruktionen (s. 83) müste das schon in einer version der kreuzfindungslegende geschehen sein. Als kreuzfinderin war aber die heil. Helena doch so algemein bekant und in dieser beziehung stimmen alle traditionen so überein, dass, so lange es sich wirklich noch um die legende vom heil. kreuz handelte, ihr name meines erachtens unmöglich durch einen beliebigen andern ersezt werden konte. — Dem gedanken Ise für Jesus Christus zu erklären (s. 23) wird Heinzel selbst kein sonderliches gewicht beilegen wollen. — Von traditionen über einen Orendel endlich wissen wir nichts weiter, als dass der name gemeingermanisch ist, dass die Skandinavier und die Angelsachsen nach ihm einen glänzenden stern benanten, dass die Snorra Edda diesen umstand mit einem mythus in verbindung bringt, nach dem Orendel über ferne fluten ins riesenland gekommen war, und dass eine dänische sage von seinen kämpfen als seeheld und von seiner vermählung mit einer königstochter erzählt. Unter diesen umständen scheint es mir immer noch das nächstliegende, anzunehmen, dass es eine auf mythischer grundlage ruhende deutsche heldensage von Orendels seefahrt und seinen abenteuern im riesenlande gab, welche einerseits die aus fremden überlieferungen nicht erklärten züge enthielt, andrerseits aber auch gelegenheit bot, kreuzzugsmotive und insbesondere auch traditionen aus der romanhaft erweiterten Helenalegende in vermischung mit fabeln vom heiligen rock an sie zu knüpfen.

BRESLAU. F. VOGT.

Der sünden widerstreit. Eine geistliche dichtung des 13. jahrhunderts, herausgegeben von **Victor Zeidler.** Graz (Styria) 1892. 114 s. 3,40 m.

Die litterarhistorische bedeutung der allegorischen dichtung, die hier zum ersten male veröffentlicht wird, lernen wir nach wie vor am besten aus Gervinus[5] II, s. 302 ermessen; der herausgeber hat keinen versuch gemacht, sie ins licht zu rücken. Dagegen komt er den philologischen ansprüchen, die man an eine textausgabe zu stellen gewöhnt ist, ziemlich weit entgegen. Wenn an anderer stelle (Litterar. centralblatt 1892 nr. 21) das urteil ausgesprochen wird, dass in diesen partien die darstellung sich durchaus „in traditioneller weise“ bewege, „welche in mancher beziehung anfechtbar ist, namentlich was die metrik betrift“, so scheinen uns die einzelnen kapitel doch nicht so gleichartig zu sein, und gerade in der metrik sind einige sehr verdienstliche neuerungen hervorzuheben.

Allerdings stört hier das festhalten an der schwebenden betonung und die wilkürliche abteilung eines überladenen verses in 4 correct gebaute hebungen und einen schwer belasteten auftakt, wie z. b. in 2324 (nicht 2319, wie Zeidler s. 34 angibt) *daz himelische erbe sus bejagen,* wo Zeidler statt mit synkope und elision abzuhelfen, in *himelische* den ton von der hauptsilbe auf das suffix rückt und einen dreisilbigen auftakt construiert u. a. Aber auch wenn man sich an solchen principiellen punkten stösst, wird man darüber doch nicht das gute übersehen, zu dem der verfasser auch von solchen ausgangspunkten gelangt. Und ich muss gestehen, dass ich nicht leicht im metrischen teile neuerer textausgaben so hübschen beobachtungen über das verhältnis von satzbau und versbau begegnet bin, wie sie Zeidler hier gibt.

Die metrische verwertbarkeit einzelner wortklassen und einzelner wortformen spiegelt sich deutlich in der verwendung, die sie hier im verse gefunden haben, und das verdienstliche dieses teils der untersuchungen von Zeidler würde noch schärfer hervortreten, wenn er sich kräftiger vom schematismus befreit und an den versen mit stumpfem und klingendem schlusse, die er getrent behandelt, nur das abgesondert hätte, was den einen wirklich im gegensatz zu den andern besonders eigen ist (so vgl. auf s. 37 die bemerkung unter B. 1. b.). Ähnlicher schematismus hat auch die darstellung des handschriftenverhältnisses angeschwelt, ohne den ausführungen des verfassers damit mehr verständlichkeit oder überzeugungskraft zu verleihen. Zeidler geht von der Giessener handschrift (G) aus, deren dialekt oberhessisch ist, während eine Heidelberger handschrift (H), deren dialekt deutlich „mitteldeutsches" gepräge zeigt, und eine ausgesprochen bairische handschrift (W) beide gleicher weise auf eine vorlage zurückgehen sollen, die ihrerseits mit der Giessener aus einer gemeinsamen abschrift des originals floss. Den dialekt des originals selbst bestimt Zeidler auf grund der reime als thüringisch, und er hat nicht auf den versuch verzichtet, ihn widerherzustellen. Wenn sich auch natürlich bei der mangelnden beschaffenheit unserer hilfsmittel im algemeinen und bei den zerfliessenden grenzlinien zwischen „thüringisch" und „oberhessisch" keine absolut sicheren ergebnisse erzielen liessen, so war doch der versuch die aufgabe zu lösen verdienstlich, und er zeigt den bearbeiter auch durchaus vertraut mit den vorkentnissen. Irtümer und verstösse sind natürlich auch hier mit untergelaufen, einige sind in der oben erwähnten recension verzeichnet, andere ergeben sich in der syntax aus der neigung, ein gewisses schulmässiges mittelhochdeutsch gegen die handschriften zurecht zu stutzen. Wenig gelungen scheint mir die verzeichnung des kritischen apparates, die an grosser weitschweifigkeit leidet, ohne die eigenart der einzelnen handschriften genügend zu kenzeichnen. Aus der Heidelberger handschrift wenigstens, die ich nachprüfen konte, sind die abweichungen recht wilkürlich angegeben. Vor allem vermisste ich bei denjenigen erscheinungen, die sich in gewisser regelmässigkeit durch die ganze handschrift ziehen, an geeigneter stelle einen vermerk; denn die bei gelegenheit der darstellung des dialektes (s. 22—24) zerstreuten bemerkungen reichen nicht aus. Hieher gehören namentlich die abkürzungen, die im apparat doch gelegentlich aufgeführt werden und dann den eindruck der ausnahme machen. Sodann fehlen abweichungen wie *warb* (4) gegen *warp*; *ouch* (14) gegen *uch* u. a. Falsch gelesen sind allein auf der ersten seite formen wie *getruweclichin* (z. 4 *getrûweliche*), *gutlichiu* (z. 9 *gutlichin*); *vreunden* (fehlt z. 18); *volginge* (z. 32 *wolginge*) u. a., wobei teilweise druckfehler vorliegen mögen, die sich auch sonst ziemlich bemerkbar machen.

Anmerkungen hat Zeidler seiner ausgabe ebensowenig mitgegeben, als eine litterarhistorische würdigung. Es ist das um so bedauerlicher, als in der tat hier sehr interessante ergebnisse mitgenommen werden konten. Zunächst muss einem aufmerksamen leser hier die verquickung alter und neuer stilformen auffallen. Geistliche poesie hier und dort, hat sie sich doch in einzelnen teilen ganz in die verrostete rüstung höfischer stilistik gehült, während sie in anderen partieen bereits die neugeprägten formeln der beginnenden mystik aufweist. Besonders deutlich hebt sich zum beispiel aus einem modern gefärbten zusammenhange 1431 fgg. die rede des satans heraus, der über die person Christi allerlei mitteilungen zum besten gibt, die sich wie eine reminiscenz an eine höfische christologie ausnehmen. Sprachlich wäre in diesem abschnitte zugleich die auffallende einschränkung des zusammengesetzten

präteritums hervorzuheben, für dessen entwicklungsgeschichte überhaupt aus unserem denkmal allerlei fingerzeige zu entnehmen sind, namentlich, wo es vom reim begünstigt (931) oder zurückgedrängt wurde (1456. 57).

Auch sonst könten gerade die schwankungen des kritischen apparates allerlei syntaktische ausbeute gewähren, so z. b. wenn in 1232 gegen *unser liebe herre*, (in G.) die beiden andern handschriften stark flektieren (*unser liebir herre*), oder wenn in 397 *wol in er vil sêlec man* sämtliche handschriften *wol im* zeigen, während in 230, 2313, 2701 u. a. gerade G. W. von H. sich abheben, das strenge an dem vermutlich auch durch das original gebotenen dativ festhält. In ein anderes gebiet führt 1291 *und ouch sîn bruder mîn her Nit.* Es ist ja gelegentlich der stelle M. Fr. 218, 19 die frage erhoben worden, inwieweit die fügung *mîn her* auch in der mittelhochdeutschen sprache sich zu einem compositum verdichtet hat, das schliesslich auf den bedeutungsgehalt des einfachen simplex (*her*) herabsinken konte. Diese frage ist für die chronologie Hartmanns v. Aue von bedeutung; hier liegt ausser anderen belegen, die mir sonst begegneten, ein mittel der lösung. G. und W. scheinen die verbindung *mîn her* ganz als simplex zu fühlen; dem schreiber von H. dagegen kam der bedeutungsgehalt des possessivums zum bewusstsein, er liess es weg. Auch sonst wären noch manche erscheinungen, namentlich des wortschatzes, der beachtung wert gewesen; so das schwanken zwischen *liebe* und *minne*, das allerdings sehr vom reimzwange beeinflusst ist, oder seltene belege wie 1331 *von alder here* u. a.

HEIDELBERG. H. WUNDERLICH.

Willehalm. Ein rittergedicht aus der zweiten hälfte des dreizehnten jahrhunderts von meister Ulrich von dem Türlin. Herausgegeben von **S. Singer.** Im auftrage des vereins für geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag, Dominicusverlag. 1893. LXXXIX und 410 s. 9 m.

Die beurteilung der überlieferung, welche der herausgeber des nunmehr im drucke vorliegenden Willehalm des Ulrich von dem Türlin zu grunde legt, beruht zwar im wesentlichen auf der seiner zeit von H. Suchier in der habilitationsschrift über die quelle Ulrichs von dem Türlin (Paderborn 1873) gegebenen, hat aber die dort noch ungelöst gebliebenen fragen mit glück beantwortet und dabei zugleich einen interessanten einblick in die arbeitsweise des verfassers eröfnet. Suchier unterschied fünf recensionen, von denen die erste *A*, ausser einigen bruchstücken nur durch die Heidelberger handschrift (Cod. pal. germ. 395) überliefert, allein die ursprüngliche gestalt biete, *B* eine freiere, vielfach erweiternde, doch auch stellenweise kürzende bearbeitung, *C* und *D* dagegen stark kürzende auszüge, der eine von *A*, der andere von *B*, seien, schliesslich *E* ein prosaischer auszug von *A*. Daran hat auch der herausgeber nichts geändert. Dabei bleibt aber unaufgeklärt die stellung der fortsetzung, welche allein die Heidelberger handschrift hinter dem 310. abschnitt aufweist, welche unverkenbar von Ulrich selbst herrührt. Da führt nun die entdeckung des herausgebers, dass im anfang des gedichtes, im 7. abschnitt, ein akrostichon enthalten ist, zur richtigen einsicht. Es heisst in *A*: *Meister vlrich von dem tvrlin hat mih gemachet dem edeln conich von beheim;* in *B* fehlen die verse hinter *gemachet*, in denen die anrede an den, mit namen genanten, könig Ottaker erst beginnt. Trotzdem nun in dem vorhergehenden teile der text nicht unerheblich von

dem in *A* abweicht, sogar zwei verse umgestelt sind, ergibt sich auch hier der erste teil des akrostichon *meister vlrich von dem tvrlin hat mich gemachet.* So bemerkt man die absicht; es ergibt sich, dass auch *A* nicht die ursprüngliche form des gedichtes aufweist, sondern eine, vom dichter selbst verfertigte, bearbeitung, welche dem könig Ottokar gewidmet wurde und deren handlung durch eine fortsetzung näher an die des Wolframschen gedichtes herangeführt wurde. Diese tatsache findet nun eine vorzügliche bestätigung dadurch, dass die verloren geglaubte und neuerdings wider aufgefundene Grootesche handschrift in Köln (Suchier a. a. o. s. 11 und in dieser ztschr. XXIV, 462) als vertreterin einer besonderen aus *O*, der ersten fassung, direkt abzuleitenden recension anzusehen ist. Diese hdschr., *g*, geht mit der recension *B* überall nicht zusammen, wo diese in erkenbarer absicht (Suchier s. 8, Singer s. LXXVI—LXXXI) erweitert und geändert hat; dies hat der herausgeber in dankenswerter weise im apparat immer besonders hervorgehoben. Wo sie aber zusammengehn, kommen wir fast immer auf einen lesbaren, zusammenhängenden wortlaut, bei dem wir auch meist in der lage sind, die abweichung in *A* aus der dieser recension eigenen tendenz zu erklären. Allerdings haben *B* und *g* auch fehlerhafte lesarten gemein; dem stehen aber auch gemeinsame fehler von *g* und *A* und von allen dreien gegenüber. Eine reihe dieser fehler, besonders solche die *A* mit einigen der hdschr. von *B* hat, dürfte auf zufall beruhen (wie *nimt* für *mint* 7, 22; *lûterbærer* für *lûtebærer* 57, 29). Bei andern braucht man sich nicht zu scheuen, versehen im original anzunehmen, wie die art dieser fehler es nahelegt. (Singer s. II—IV.) Aus diesen drei parallelen recensionen *ABg* lässt sich *O* aber nicht im ganzen umfange ermitteln, da *g* nur bis 187, 16 reicht. Dies genügt aber um die umarbeitung des dichters noch in einer dritten beziehung zu charakterisieren. Die eigentümliche form des gedichtes, welche Wolframs und Wirnts muster kombiniert, die 31 zeiligen, auf dreireim ausgehenden abschnitte, diese form war in *O* noch nicht ganz durchgeführt, weil sie dem dichter zu schwierig war. Die umarbeitung hat sie dann überall hergestelt, bis auf vier abschnitte, welche mit 33 versen stehen geblieben sind. Hier jedesmal mit Suchier (s. 6) an interpolation zu denken, verbietet schon die geschichte der überlieferung. Ebenso zeigt auch schon *O*, soweit erkenbar, dieselbe fortbildung; in den ersten 27 abschnitten ist die länge noch sehr verschieden, von da ab ist die 31 zeilige die herschende. Wie sehr die arbeit des dichters unter dem zwange dieses schemas steht, zeigt nun ganz besonders die wunderliche form, in der die fortsetzung in *A* überliefert ist, für die der herausgeber die richtige erklärung gefunden hat. Der dichter legte sich ein schema von je 31 zeilen an und fehlten ihm die vokabeln, dann liess er platz frei. Die hdschr. *A* geht also auf ein exemplar des dichters zurück, das noch unfertig war (s. LXI fgg. vgl. Suchier s. 7). Die überwiegende zahl der auslassungen trift den schluss der abschnitte, entweder fehlt die lezte zeile allein (14 mal) oder die drei lezten (11 mal), gegen 10 andere fälle (s. LXIII). Ulrichs sprache war keine lebendige, sondern eine angelernte, von geringem umfange; diese sprache redete und dachte nur in reimpaaren; sobald der dreireim komt, ist die verlegenheit da und begint das stottern.

Alles erörternswerte, was den dichter und sein werk angeht, wird bei der besprechung der ältesten fassung (I) gebracht. Dadurch ist es nachher möglich, den detaillierten nachweis der autorschaft Ulrichs für die fortsetzung zu liefern (s. LXIII fgg.) Dass Ulrichs sprache nicht ursprünglich schöpferisch, sondern wie überall, wenn bedeutende geister das werk vorgetan, litterarischen vorbildern nachgebildet ist, wird ausführlich dargestelt. Doch ist zu unterscheiden. Die anklänge an Hartmann

und Wirnt (s. XXXI—XXXIII) und andere, die berührungen hierhin und dahin, bei denen kein bestimtes vorbild nachzuweisen ist, sondern die zum algemeingut gehören (XLI—XLVI), diese bilden die summe seiner durch lesen und vorlesen gewonnenen sprachlichen bildung, die er ohne absicht anwendet. Anders ist es mit Wolfram; diesen nachzubilden war seine, ihm selber verderbliche, absicht (s. XIX—XXXI). Dessen gedichte, besonders den Willehalm, muss Ulrich annähernd auswendig gekont haben. Dieser ausführliche nachweis muss jedes bedenken, das nach Suchiers bündigem beweise (s. 37—39) über die entstehung des stoffes unseres gedichtes noch gehegt werden könte, endgiltig beseitigen.

Es wäre nun aber der mühe wert gewesen, etwas genauer zu verfolgen, wie aus den andeutungen bei Wolfram die fabel Ulrichs sich ausgebildet hat. Das material dazu ist vom herausgeber beigebracht, aber nicht deutlich herausgehoben. Es dürfte doch zweckdienlicher sein, die entlehnungen und berührungen der darstellungsmittel gesondert von denen der motive der handlung zu besprechen. Die ausführungen des herausgebers haben in erster linie im auge, welche schriftwerke Ulrich gekant haben kann und welche schriftsteller ihn. Das wesentliche für die erkentnis der phantasietätigkeit des dichters ist nun bereits durch Suchier gegeben (s. 41). Dass eine heidenkönigin im fernen osten (*ze Arabî* W. W. 192, 7. 294, 21) den gefangenen christen aus seinen eisenbanden löst und sich von ihm entführen lässt, erinnerte den dichter an die spielmannsgedichte, die ganz den gleichen stoff behandeln. Diese gaben für die gefangenschafts- und entführungsgeschichte den faden und lieferten noch dazu das motiv, dass der königin die obhut des gefangenen besonders anvertraut wird, sowie die insel als station auf der entführungsfahrt und platz des zusammentreffens mit den verfolgern. Auch dass die königin beim schachspiele mit dem fremden mann sich verständigt, dürfte aus der gleichen quelle entnommen sein. Die insel und der kampf dabei, dies motiv, das aus der Hildesage in die spielmannsdichtung übergegangen ist (vgl. Edzardi, Untersuchungen über das gedicht von S. Oswald s. 20, und auch W. Meyer, zur Hildensage Beiträge 17, 154 fgg.), kann hier nicht wol auf die Kudrun zurückgeführt werden (s. XXXVII); dort fehlt ja grade das orientalische und die befreiung des gefangenen. Der dichter des Willehalm hat dies motiv benuzt, um die geschütztechnik seiner zeit zu schildern. Es findet kein kampf mehr auf der insel statt, wie in der sage, sondern die gewaltige flotte der heiden wird mit *antwerken* und *blîden*, auch mit feuer beschossen (abschn. 162) und komt gar nicht an die insel heran, bis sie ein unwetter völlig auseinandertreibt.

Der herausgeber findet in der erzählung von der gefangennahme und befreiung des Willehalm eine kaum zufällige ähnlichkeit (s. XXXIV) mit der analogen partie des Tandareis vom Pleier, wobei aber unentschieden bleibt, wer geber und wer empfänger ist. Die ähnlichkeit beschränkt sich aber, genau besehen, auf einzelheiten im ausdruck und nebensächliche motive der erzählung. Von vorne herein war beiden dichtern ein ähnlicher stoff gegeben, Ulrich aus Wolfram, dem Pleier aus einem Lancelotroman. Dass sie also beide „durch übermacht gezwungen werden, sicherheit zu geben", besagt für das verhältnis zwischen den beiden autoren nichts. Verständlich ist es, dass bei gleichen oder ähnlichen situationen der eine den ausdruck des andern widerholte, wenn er ihn kante; und das ist hier ohne zweifel der fall. Die entlehnung eines motivs für die handlung dagegen ist kaum zu erkennen, wenn nicht in einem punkte. Die erzählung von der befreiung Wilhelms zeigt noch mehr als sonst das gedicht unklarheiten des berichts, unsicherheit der vorstellung. Die äussere handlung war dem dichter neben den glänzenden beschreibungen und den langen bald

zierlich minniglichen, bald mystisch erbaulichen reden offenbar nebensache. Auch vergass er sie wol zwischendurch bei seinem, wie es scheint, sehr langsamen, kurzsichtigen arbeiten. Z. b. bei Willehalms ankunft fangen Arabels augen sofort feuer, und sie lässt es sich angelegen sein, dem *markîs* seine *prisûn* etwas behaglicher zu machen (abschn. 59—62). Nach 8 jahren aber erst wird er herausgeholt, und die beiden lernen sich kennen. In Willehalms eigenbericht nachher macht es auch den eindruck, als ob erst in diesem momente der coup de foudre gezündet habe. (Abschn. 233.) Dann ist die erzählung auch viel folgerichtiger. Ebenso ist es mit dem berichte von der gefangenschaft und der befreiung Willehalms. Hier kreuzen sich, wie es scheint, zwei verschiedene vorstellungen. Bei Wolfram ist er in *boyen* und *îsenbant* festgeschlossen, deren ihn Arabel entledigt (W. W. 220, 27. 294, 14). So erscheint er auch bei Ulrich in ketten, am stein des kerkers festgeschmiedet (61, 9); wenn er hinausgelassen wird, schliesst man die kette auf (102, 17) und vor der flucht muss er sich krank stellen, damit Arabel dem emeral befehlen kann, zur erleichterung ihm die ketten abzunehmen (122, 5 fgg.). Bei derselben gelegenheit steckt sie ihm eine feile zu, womit er sich *ûzvîlen* soll (122, 15. 127, 10 fgg.). Wo heraus aber, wird nicht erzählt; an einer spätern stelle sagt der markîs selber, er habe sich aus der *boye* herausgefeilt (236, 25). Das passt hier aber nicht, da er wegen seines „siechtuoms“ frei von den ketten ist. So scheint die feile ursprünglich dazu bestimt, dass er das schloss der tür seines kerkers damit durchfeilen soll. Denn eine reihe von stellen setzen durchaus voraus, dass der ort, in dem er sich befindet, durch eine verschlossene tür zugänglich ist für andere. Der *emeral* schliesst ihn im gefängnis fest, da er von der königin zurückkehrt (102, 17). Auch die scene, wo Arabel zum schein sich von ihm verabschiedet und ihm die feile zurücklässt, sezt voraus, dass sie sich in demselben raume mit ihm befindet (128). Demgegenüber ist nun die vorwiegende anschauung, dass Willehalm sich in einem unterirdischen verliess befindet, dass nur oben eine öfnung hat, durch die er herausgeholt und wider hineingelassen wird. Dann befinden sich die andern menschen über ihm (62, 14. 102, 16. 103, 1. 129, 14). Beide anschauungen sind unvereinbar, doch schreckt der dichter davor nicht zurück. Er lässt den emeral mit Willehalm einfahren, ihn unten im loch festschliessen und wider hinauffahren (102, 16. 17). Und wie Arabel es macht, da sie ihm die feile zusteckt, darüber macht er sich keine sorge. An einer stelle aber sucht er die beiden dinge zusammenzuflicken, *den charchær hiez si oben besliezen; niden gie ouch ein tür darîn* (123, 2. 3). Das gibt aber ebensowenig ein bild. Wenn wir nun uns erinnern, dass die eine anschauung der bei Wolfram angedeuteten entspricht, die zweite der erzählung im Tandareis, so liesse sich vielleicht folgende erklärung versuchen: Ulrich legte sich die geschichte zunächst nach Wolfram zurecht; dann lernte er neu kennen oder rief sich ins gedächtnis die gefangenschafts- und befreiungsgeschichte des Tandareis; darin gefiel ihm ausnehmend die romantische scene, wie die dame mit ihren mädchen bei nacht den ritter aus dem kerker herauszieht v. 11481 fgg.; sie gab gelegenheit, die starke, mannhafte Arabel Wolframs schilderung gemäss zu zeigen, indem sie ihn alleine *ûz mit kreften* zieht (129, 24). Diese scene also mit der dazu gehörigen vorstellung des kerkers würde Ulrich hier dem Tandareis entnommen haben; dabei wären dann manche stellen stehen geblieben (wenn auch nur in seinen gedanken), welche in der auf Wolfram beruhenden anschauung gedacht waren, und die erwähnten widersprüche entstanden. Des Pleiers lebenszeit würde sich so etwas genauer bestimmen; er ist jedesfals ein zeitgenosse Ulrichs gewesen.

Wie dem auch sei, die vorliegende ausgabe und ihre einleitung gibt reichlich gesammelt, was man zum studium dieser dichtung bedarf, und für weitergehende untersuchungen anregende und nutzbare grundlegung. Es sei noch verstattet, auf zwei äusserliche dinge zurückzukommen. Die bezeichnung strophe scheint mir für die 31zeiligen abschnitte wenig angemessen zu sein. Die epischen dichtungen des deutschen mittelalters zerfallen nun einmal formell in zwei gruppen, strophische und unstrophische. Die zweite gruppe, die dichtung im reimpaar, hat in ihrem ausdruck, in den formeln wie auch in syntaktischen verbindungen und im periodenbau eigenheiten, die auf der eigenart der kurzen reimpaare beruhen. Die einen dichter fügen sich mehr dem elastischen, gleichmässigen drucke dieser metrischen form, andre, wie Wolfram, rebellieren dagegen; aber zu rechnen haben sie doch damit. Ulrichs gedicht gehört nun trotz seiner besonderheit zu dieser gruppe. Durch die bezeichnung strophe würde es denkmälern formell nahe gestelt werden, mit denen es nichts zu tun hat. Noch äusserlicher ist es, wenn ich die bezeichnung der abschnitte mit lateinischen ziffern als unbequem anmerke. Bei Wolfram sind wir doch an die zweifachen arabischen ziffern gewöhnt.

Neben der anerkennung, die dem herausgeber für seine anregende und belehrende arbeit gebührt, darf an dieser stelle auch dem Verein für geschichte der deutschen in Böhmen, in dessen auftrage diese ausgabe veranstaltet ist, ein wort des dankes ausgesprochen werden. Wird doch beim studium dieses buches eine zeit wider lebendig, in der czechische fürsten deutsche dichter und sänger als überbringer feineren, geistigeren wesens bereitwillig ehrten. Brachten Ulrich und seine genossen dorthin auch neues und frisches leben, im zusammenhange der deutschen litteratur gehört er in die zeit des raschen verfals nach der raschen blüte. Die zweige, die ein maiwinter von den kaum begrünten bäumen gerissen, sammelt er auf — grün zwar, aber vom lebendigen stamme getrent; und so konten sie weder blüte noch frucht geben!

ALTONA, MAI 1893. GUSTAV ROSENHAGEN.

Lateinische litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts. Herausgegeben von **Max Herrmann** und **Siegfried Szamatólski.** Heft 4—6. Berlin, Speyer & Peters. 1891—1892.

1) Philippus Melanchthon, Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Hartfelder. 1891. XXXIX und 68 s.

In der einleitung entwickelt der herausgeber den begriff der declamation, wie sie auf Melanchthons anlass seit 1523 an der universität Wittenberg in regelmässigen zeitabschnitten abgehalten wurde. Hatte die declamation als eine an der universität gehaltene lateinische rede zuerst den charakter einer sprachlichen übung in Quintilians sinne, so wurde der name almählich auf alle akademischen gelegenheitsreden, promotions-, grab- und leichenreden übertragen. Die meisten der im Corpus reformatorum XI und XII vereinigten declamationes sind zwar ohne Melanchthons namen erschienen und von anderen vorgetragen; aber ihre echtheit, die durch glaubwürdige zeugen bewiesen wird, kann ausser bei der in Padua gehaltenen rede des Regiomontanus de Alfragana nicht bezweifelt werden. Der neudruck ist durchaus gerechtfertigt, da diese reden zwar nicht den meisterwerken der antiken schriftsteller an die seite zu stellen sind, wie es Melanchthons dankbare schüler Laurentius Ludovicus, David Chyträus und Nicolaus Gerbel wolten, wol aber als muster der „proprietas et simplicitas sermonis“ betrachtet werden können.

Das vorliegende heft bringt 5 reden, die meist dem gebiete der pädagogik angehören, nämlich 1) die älteste uns erhaltene rede Melanchthons de artibus liberalibus, die noch aus der Tübinger zeit stamt und wol dem jahre 1517 oder, wie die herausgeber der LLD. aus einem vermerk der von Hartfelder nicht bemerkten editio princeps schliessen möchten, dem jahre 1516 angehört. Der junge universitätslehrer behandelt in ihr das hergebrachte humanistische thema von den sieben freien künsten, die im Trivium und Quadrivium in die erscheinung traten, denen er aber noch geschichte und dichtkunst als achte und neunte muse hinzufügt. Er widmete die rede dem berühmten lehrer der mathematik und astronomie in Tübingen, Johannes Stöffler aus Justingen. Die zweite rede ist die berühmte Wittenberger antritsrede Melanchthons vom 29. august 1518 De corrigendis adulescentiae studiis, in der er schon auf die notwendigkeit der erneuerung der wissenschaft auf klassischer und evangelischer grundlage hinwies. Die dritte ist das Encomium eloquentiae, die vierte ist die rede, mit der Melanchthon am 23. mai 1526 das gymnasium zu Nürnberg eröfnete. Die lezte handelt De miseriis paedagogorum, eine akademische gelegenheitsrede, die Melanchthon wahrscheinlich für einen baccalaureanden oder magistranden geschrieben hat. Sie bietet ein düsteres bild vom schulwesen des 16. jahrhunderts, indem sie drastisch das elend des lehrerstandes schildert.

Die dem abdruck der reden folgende bibliographie weist 8 von 1525 beginnende ausgaben der samlungen der declamationes und die verschiedenen sonderausgaben der ausgewählten fünf reden nach, von denen die zweite und dritte sich in je 11 ausgaben finden, ein beweis, welchen wert man ihnen beilegte. Die anmerkungen des herausgebers (s. XXXV—XXXIX) geben ausser den von Melanchthon benuzten stellen antiker schriftsteller auch mannigfache wertvolle belehrungen über scholastische lehrer des mittelalters u. a. und zeugen von seiner vertrautheit mit der geschichte des humanismus und der reformation, wie er diese schon durch zahlreiche schriften bekundet hat. Zu Buisson (s. XXXIV) vermisst man ungern den titel des werkes. Übrigens werden wir die freude haben noch andere aus den übrigen gebieten Melanchthonscher declamationes ausgewählte stücke in weiteren heften der LLD. zu erhalten.

2) Euricius Cordus, Epigrammata. (1520.) Herausgegeben von Karl Krause. 1892. LII und 111 s.

Durch seine seit 20 jahren der geschichte des humanismus und der reformation gewidmeten studien war Krause wie kein anderer geeignet, eine ausgabe der epigramme des Euricius Cordus zu veranstalten. Schon 1863 gab er eine biographische skizze dieses dichters heraus, die er jezt in vieler beziehung vervolständigt hat. So erfahren wir den bis dahin unbekanten familiennamen des dichters, wie er sich in der Erfurter matrikel findet, wo im herbst 1505 Heinrich Solde aus Frankenberg (dem seinem heimatsdorfe Simtshausen nahe gelegenen städtchen) erscheint. Auch 1507 wird er in der liste der baccalaureen (oder, wie Krause sagt: bakularien) mit diesem namen aufgeführt, während er 1509 als dichter unter dem namen Ricius Cordus Simesusius (Simtshausen) auftritt und zwar in der threnodie auf den tod des landgrafen Wilhelm II. Die weiteren schicksale das dichters sind bekant. Nachdem er 1516 in Erfurt magister geworden, war er daselbst lehrer bis 1523, dann stadtarzt in Braunschweig; 1527 wurde er professor der medicin an der neu errichteten universität Marburg. Ein die berufung nach Marburg betreffender, an zwei räte des landgrafen gerichteter brief seiner frau (Kunigunde Ralla), mit der er schon seit 1508 verheiratet war, gibt den wünschenswerten aufschluss über seine anwesenheit in

Emden, wohin er zu ärztlicher behandlung des unheilbar erkrankten grafen Ezard von Ostfriesland berufen war. Seine wirksamkeit in Marburg währte bis 1534. Im folgenden jahre gieng er nach Bremen als arzt und lehrer am gymnasium. In demselben jahre starb er. — Des Euricius Cordus litterarische tätigkeit hat ihren höhepunkt in der epigrammendichtung erreicht. Bekantlich verschmähte selbst Lessing nicht eine reihe von singedichten (im ganzen 12) von ihm zu entlehnen. Sein vorbild war Martial. Ist sein stil auch nicht ganz korrekt, so verdient der tiefe sitliche ernst seiner muse entschiedenes lob. Die beiden ersten bücher der epigramme enthalten die bittersten klagen über das traurige loos der musen, über die gleichgültigkeit des grossen haufens gegen gediegenes wissen und über den spärlichen besuch seiner vorlesungen in Erfurt. Der litterarische streit des Euricius Cordus mit dem Erfurter poeten Thiloninus Philymnus wird von Krause ausführlich besprochen und dabei viel neues über die persönlichkeit dieses hitzkopfes beigebracht.

Dem neudruck ist die ausgabe von 1520 zu grunde gelegt. Der text ist durchaus korrekt. Als anhang der umfangreichen einleitung gibt der verfasser 1) eine bibliographie der epigramme und der Defensio in maledicum Thiloninum Philymnum; 2) bemerkungen zum texte der epigramme; 3) die abweichungen des textes der 1. ausgabe nebst den epigrammen, die ausschliesslich in der 1. ausgabe enthalten sind; 4) einiges zur erklärung der epigramme; 5) die schriften des Thiloninus; 6) eine anzahl von entlehnungen aus Martial; 7) ein namenregister.

3) Jacobus Wimphelingius, Stylpho. In der ursprünglichen fassung aus dem Cod. Upsal. 687 herausgegeben von Hugo Holstein. 1892. XVIII u. 16 s.

Der Cod. 687 der universitätsbibliothek zu Upsala, der einst von Jakob Wimpheling dem berühmten stettmeister von Strassburg Jakob Sturm geschenkt wurde, enthält ausser Reuchlins Scaenica progymnasmata und einem reichhaltigen, für die geschichte des humanismus, namentlich des Heidelberger kreises wichtigen quellenmaterial auch Wimphelings Stylpho, und zwar in der ursprünglichen fassung von 1480. Der Stylpho ist ein gegen die unwissenheit der mittelalterlichen pfründenfresser gerichtetes, in einfache gesprächsform gekleidetes lustspiel, das aber Wimpheling zunächst nicht zum zwecke der aufführung verfasste: das er vielmehr in seine bei der ernennung von magistern der philosophie am 8. märz 1480 im grossen saale der artistenschule der universität Heidelberg als dekan der artistenfakultät gehaltene promotionsrede einschob. Auch diese rede bietet der codex, weshalb sie in dem neudruck veröffentlicht wird. Der Stylpho ist das erste in Deutschland entstandene, nach dem vorbilde der neulateinischen komödie in Italien und unter dem einfluss des sprachgebrauchs des Terenz gestaltete erzeugnis der humanistischen dramatik. Der erste druck erfolgte 1494 und zwar durch einen schüler Wimphelings, Eucharius Gallinarius; aber Wimpheling unterzog den text einer neuen redaktion und machte noch manche zusätze. In diesem ersten druck war aus versehen des druckers das jahr 1470 als das jahr der abfassung angegeben. Jezt ist durch Wimphelings zeugnis erwiesen, dass der Stylpho im jahre 1480 entstanden ist.

WILHELMSHAVEN. HUGO HOLSTEIN.

Ulrichs von Hutten deutsche schriften. Untersuchungen nebst einer nachlese von **Siegfried Szamatólski.** [Quellen und forschungen. 67. heft.] Strassburg, K. J. Trübner. 1891. 4 m.

Die Huttenforschung hat sich seit Strauss und Böcking auf den von diesen beiden vorgezeichneten pfaden bewegt und wesentlich neues nur wenig zu tage

gebracht; die vorliegende schrift, die sich auf bisher unbekantem, von dem verfasser in dem *Steinbacher* und *Birkenfelder* archive entdeckten material aufbaut, fördert unsere kentnis von Huttens persönlichkeit um ein bedeutendes, indem sie auf seine pläne und die mittel, deren er sich zur erreichung derselben bedient, oft ein ganz neues licht wirft, die bekanten schriften mit hilfe der neuentdeckten mehrfach in einen andern, und wie mir scheint ihnen zukommenden zusammenhang rückt, endlich und vor allem den übergang von der lateinischen zur deutschen sprache, der uns bisher aus mangel an urkundlichem material als ein plötzlicher und unvermittelter erscheinen muste, als einen wolerwogenen und sorgfältig vorbereiteten erweist. Sodann gibt sie durch genaue beobachtungen über Huttens sprache wertvolle beiträge zur kentnis der entwicklung des deutschen stiles im anfange des 16. jahrhunderts. Eine kurze angabe des inhaltes wird dieses urteil rechtfertigen.

Die stilistische betrachtung geht aus von dem dreifachen vorurteil, mit welchem man an Huttens deutsche schriften heranzutreten pflegt: man vergleicht sein schwerfälliges deutsch entweder mit seinem gewanten latein oder mit dem Lutherschen deutsch, oder man glaubt auf die deutschen schriften als auf gelegenheitsschriften geringschätzig herabblicken zu dürfen. Die untersuchung nimt sich nun vor, zu einer wirklichen darstellung von Huttens deutschem stil vorzudringen durch empirische beobachtung und kritische vergleichung. Zum gegenstande wählt sie die übersetzung des Vadiscus, weil diese schrift zugleich die möglichkeit gewährt, die fast gleichzeitige übersetzung Ulrich Varnbülers zur vergleichung heranzuziehen. Dieser ist der sohn des durch Dürers porträt bekanten protonotarius gleiches namens, der die übersetzung wahrscheinlich in Strassburg auf veranlassung zweier dort für die reformation tätigen männer, Butzer und Capito angefertigt hat. Unter fortdauernder gegenüberstellung dieser übersetzung wird der stil der Huttenschen in 12 abschnitten eingehend untersucht. Zunächst wird der einfluss erörtert, den die *kanzleisprache*, die *rittersprache* und die *hofsprache* auf Huttens stil ausgeübt haben. Zu ersterer sind auch zu rechnen die begriffe der kirchensprache, während die hofsprache, in dem bestreben, die nacktheit des lateinischen zu verhüllen, überall da, wo es sich um bezeichnung von unsitlichem handelt, entweder fremdwörter gebraucht, oder eindeutige wörter durch solche ersezt, welche im deutschen noch nicht ausschliesslich unsitliche bedeutung haben (z. b. scortari durch bulen), oder sich mit algemeinen redensarten hilft, oder endlich das unsitliche wort ganz unterdrückt. Hutten steht hier ganz deutlich im gegensatz zu Luther, dem vertreter der volkstümlichen sprache, die jedes ding bei seinem namen nent. Hinsichtlich des gebrauches der *fremdwörter* verteidigt der verfasser die humanisten, insonderheit Hutten, gegen den vorwurf, dass sie das eindringen derselben begünstigt hätten; vielmehr hängt dasselbe mit der einführung des römischen rechtes zusammen, und Hutten ist eher als ein gegner derselben zu bezeichnen, da er sie nur in ironischer oder agitatorischer absicht verwendet. Huttens fremdwörterliste ist nicht grösser, als die eines modernen schriftstellers; es fehlen sogar bei ihm solche, die wir heute nicht entbehren können, wie z. b. religion. Lateinische wortspiele werden oft sehr glücklich verdeutscht, wo Luther die fremdwörter beibehält. Endlich hat Hutten kein einziges lateinisches citat. Als quelle des im 16. jahrhundert so beliebten gebrauches der *synonyma* sieht der verfasser mit recht nicht die volkssprache, sondern die kanzleisprache an, die allerdings volkstümliche wendungen mit besonderer vorliebe benuzt. Die übersetzung des Vadiscus enthält deren gegen 300, ohne indes dadurch in den ton der kanzleisprache zu verfallen. Vielmehr werden die colores rhetoricales benuzt,

um an bedeutsamen stellen hellere lichter aufzusetzen, welche das ganze gemälde heben. Besonders ist das bei scheltworten gegen Rom der fall. Kleiner ist ihre zahl bei solchen begriffen, die einen ton der zuneigung in sich schliessen. Einzelne synonyma sind von ihm neu geschaffen. — Wenn auch Hutten bei widergabe der abstracta oft dem einflusse des lateinischen erliegt, so ist er doch weit davon entfernt, in das übersetzerdeutsch des Niclas von Weil zu verfallen. Er ersezt in den fällen, wo das abstractum nicht beizubehalten ist, dieses entweder durch ein verbum oder adjectivum. — Der im deutschen oft notwendige ersatz der pronomina des lateinischen ist entweder der objective, wenn nämlich der deutlichkeit halber statt des pronomens das entsprechende nomen gesezt wird; oder der subjektive, wenn das subjektive urteil, das im lateinischen pronomen vielfach nur angedeutet ist, im deutschen in deutliche worte umgesezt, beispielsweise: nemo arbitratur übersezt wird durch: das närrische volk glaubt nit. Beide arten des ersatzes sind bei Hutten ungewöhnlich häufig, daher für seinen stil charakteristisch. — Bilder werden einfach übernommen nur in wenigen fällen; öfter werden die bildlichen ausdrücke weiter ausgeführt, oft fast zu einem gleichnis gestaltet. Ebenso häufig ist der ersatz durch ein neues bild. — Citate aus klassischen schriftstellern sind sehr zahlreich; metrische form wird, im gegensatz zu Varnbüler, stets beibehalten. Die verdeutschung ist meist sehr geschickt; der inhalt der citate ist dem zusammenhang genau angepasst, individuelles stets ausgemerzt, während sich bei Varnbüler in dieser beziehung arge misverständnisse finden. Griechische citate sind mit grosser umständlichkeit widergegeben. Anspielungen auf antike verhältnisse, die dem gelehrten leser ohne weiteres klar waren, werden für das grössere, deutsche publikum erläutert. Die polemik ist durchgehends verstärkt durch den gebrauch von synonymen, des deminutivs, der litotes, durch antithetische herausarbeitung der gegensätze, durch gerades aussprechen des subjektiven urteils, durch verwandlung der rhetorischen fragen in aussage- oder aufforderungssätze, durch parenthetische zusätze, endlich durch formell wie inhaltlich selbständige einschübe. — Aus der syntax kommen nur die grösseren satzgefüge in betracht. Die konstruktion des accusatives mit dem infinitiv ist nicht häufiger, als bei Luther; bei behandlung der participial-constructionen, sowie des satzbaues überhaupt, ist möglichst auf einfachheit und übersichtlichkeit gesehen; nirgends komt sklavische abhängigkeit vom lateinischen, vielmehr überall lebendiges gefühl für die eigentümlichkeit der deutschen sprache zum vorschein.

Die auf solche weise gewonnenen eigentümlichkeiten des Huttenschen stiles werden nun benuzt, um zu erweisen, dass eine bisher ungedruckte anonyme übertragung der Klagschrift an den kurfürsten Friedrich von Sachsen Hutten zum verfasser hat, wobei eine andere, ihm bisher zugeschriebene übersetzung derselben schrift in gleicher weise als gegenbild benuzt wird, wie vorher Varnbülers verdeutschung des Vadiscus zu Huttens eigner.

Die historische betrachtung, welche den zweiten teil des buches bildet, hat den zweck, einen inneren zusammenhang zwischen Huttens deutschen schriften und den einzelnen phasen seiner politischen entwicklung nachzuweisen; sie gelangt mehrfach zu ganz neuen resultaten. Sie geht aus von einem neuentdeckten briefe Huttens, dem ersten, den wir haben, und schliesst mit einer ebenfals bisher unbekanten schrift, die wahrscheinlich Huttens leztes werk ist.

Jener deutsche brief zeigt uns Hutten am scheidewege: auf der einen seite lockt eine durch die projektierte verheiratung mit einem fränkischen fräulein sich eröfnende ehrenvolle und friedliche laufbahn am Bamberger hofe; auf der anderen

die durch einen brief Sickingens in aussicht gestelte einflussreiche, aber minder idyllische rolle eines ratgebers bei dem erzherzog Friedrich, dem bruder des kaisers, in Brüssel. Hutten folgt der einladung an den hof zu Brüssel. Die wirkung der neuen wendung komt auch litterarisch zum ausdruck in dem Widmungsschreiben an alle Deutschen und in dem ersten briefe an Luther, wodurch er offen stellung gegen den pabst und für die reformation nimt. Von Brüssel reist er jedoch sofort wider ab, als er die geistlichheit am hofe des erzherzoges mächtig sieht, um so mehr, als — nach den neusten veröffentlichungen aus dem vaticanischen archive — tatsächlich unter den genossen Luthers, nach denen der pabst damals — august 1520 — seine hand ausstreckte, auch Hutten war. Dieses ereignis bringt seine revolutionären pläne („pfaffenkrieg") zur reife. Damit hängt zusammen der übergang zur deutschen sprache. Der verfasser erbringt nun den beweis, dass dieser übergang keineswegs plötzlich erfolgt ist. Es geht vorher: Huttens beteiligung an Joh. Schwarzenbergs übersetzung Ciceros, die anonyme, aber Hutten zuzuschreibende übersetzung der beiden dialoge Febris und Phalarismus, endlich die abfassung zweier reimgedichte. Liefern diese schriften den beweis, dass Hutten sich überhaupt schon vor dem bekentnis: Latein ich vor geschrieben hab . . . (Clag und Vormanung) auf dem felde der deutschen sprache versucht hatte, so wird das vorurteil, als sei er in überhasteter eile als deutscher schriftsteller aufgetreten, zerstört durch die tatsache, dass vor dem eben citierten gedichte bereits zwei andere deutsche schriften erschienen waren: die bisher fälschlich später datierte übersetzung der Klagschrift an alle Deutschen, welche als der erste versuch anzusehen ist, dem volke zu zeigen, „welches die braut sey, darumb man jm tantzen zůgemůt"; ferner die bisher als Huttensche noch nicht erkante anonyme samlung von übersetzungen aller 5 klagschriften, von denen die an kurfürst Friedrich bereits betrachtet war. Die zeit des erscheinens ist anfang november 1520, während die Clag und Vormanung schon im august und september entstanden sein muss. Jedesfals geht aus allem hervor, dass er den plan, deutsch zu schreiben, sorgfältig vorbereitet hat. Nach der verbrennung Lutherscher schriften in den Niederlanden schrieb er: Eyn klag über den Luterischen Brandt zu Mentz. Die „Entschuldigung" endlich, als deren erster druck die kürzere, von Böcking als „entstelte erneuerung" bezeichnete fassung nachgewiesen wird, ist schon ende 1520, nicht, wie jener annahm, märz 1521, erschienen. Die vom 13. januar 1521 datierten Dialogi novi, welche Sickingen als kriegerischen vorkämpfer der reformation preisen, musten in verbindung mit der vorrede zu den Gesprächbüchlein (31. decbr. 1520) den glauben erwecken, als stünde ein gewaltsames losbrechen Sickingens und Huttens unmittelbar bevor. Ein bündel neuaufgefundener zwischen Hutten, Sickingen und andern persönlichkeiten gewechselten briefe (die in der „nachlese" mitgeteilt werden), klärt das bisher ungelöste problem auf, warum jenes losbrechen nicht erfolgte. Sickingen, dem Huttens ungestüm unbequem war, empfiehlt ihn einem guten freund (graf Robert von der Mark), zu dem Hutten kein vertrauen hat; gleichzeitig hat sich dieser an seine familie gewendet mit der bitte um unterstützung seiner pläne. Hatte sich der zusammenhang und das zusammenhalten der familie glänzend bewährt, als sie für den ermordeten Hans Hutten eintrat, so hielt sie doch in Huttens handel den zeitpunkt dazu noch nicht für gekommen, und Bernhard von Hutten bemüht sich um einen zufluchtsort für ihn, erst bei Hans Pflug von Rabenstein, der höflich ablehnt, sodann mit besserm erfolge bei Kaspar Eilbegh von Trausnit. So erklärt sich Huttens oft getadeltes verhalten zur zeit der eröfnung des reichstages zu Worms. Die aussichtslosigkeit, von irgend welcher seite unterstützung eines gewaltsamen auf-

tretens zu finden, verbunden mit der mässigung des kaisers, der von einem sofortigen einschreiten gegen Luther vorläufig absehen will, lenkt Hutten in friedlichere bahnen. In dieser stimmung schrieb er, wie der verfasser nachweist, die vorrede zu einem buche, in dem er eine alte schrift aus der zeit des Basler concils und eine neue von dem Bamberger vicar Konr. Zärtlin herausgab, aus welcher hervorgeht, dass er die radikalere entwicklung Luthers nicht mitmachen, sondern auf dem boden der alten reformation stehen bleiben will. Daher seine forderung, dass alle zehn jahre zur erledigung kirchlicher, wie staatlicher fragen concilia unter beteiligung des kaisers statfinden müssen. Indessen trat für Luthers und Huttens sache eine gefährliche wendung dadurch ein, dass der pabst beide in den bann tat. (Bulle vom 3. jan.) Als die auf dem reichstag versammelten deutschen fürsten die berufung Luthers unter sicherem geleite beantragten, verhielt sich Hutten abwartend. Am 10. märz aber gebot ein kaiserliches mandat die auslieferung aller schriften Luthers. Infolgedessen kündigte Hutten sämtlichen geistlichen und den nuntien insbesondere die fehde an und drohte mit einem pfaffenkriege (Drei invectiven; Mahnschreiben an den kaiser, 27. märz 1521); wenn man auch nicht absieht, auf welche realen mächte er sich bei seiner drohung stüzte, machte dieselbe doch in Worms eindruck, offenbar, weil man noch eine vereinigung Sickingens mit Hutten fürchtete. Der kaiser verhandelt mit Hutten, und dieser erklärt, dass er durchaus nicht in allen punkten mit Luther einverstanden sei: er wolle nur, dass die priester in zucht genommen würden und die grossen reichtümer lassen solten (= programm der spanischen, d. h. katholischen reformpartei); endlich ist er bereit, Luther zum widerruf seiner offenbaren und verurteilten angriffe gegen den glauben zu veranlassen. Das litterarische ergebnis dieser wandlung bildet die schrift: Anzōig usw. (s. 103), deren entstehung, wie eine vergleichung mit dem inhalte des Mahnschreibens lehrt, nicht, wie Strauss und Böcking annahmen, mitte novbr. 1520, sondern nach dem 27. märz 1521 fält. Diese änderung der stellung Huttens zum kaiser veranlasste den nuntius Aleander, sich statt der bulle vom 3. januar, die Hutten mit Luther bante, eine zweite, gleichlautende auszubitten, in der Hutten nicht genant sei. Wenn auch Luther auf Huttens vermitlungsvorschläge nicht eingieng, vielmehr gerade an den sätzen festhielt, die Hutten nicht verteidigte, so wurde dieser doch durch den gang der ereignisse auf dem Wormser reichstage wider auf Luthers seite gedrängt. Er gieng, nachdem er die Ebernburg verlassen, angefeuert durch einen brief Hermanns von dem Busche und ein mahngedicht des Eobanus Hesse, zur tat über und legte, wenn auch ohne erfolg, den nuntien einen hinterhalt. Zwar unternahm er darnach, namentlich durch krankheit gezwungen, vorläufig nichts, hielt sich vielmehr, aus furcht vor der nachstellung seiner feinde, auf Sickingens burg Dürmstein versteckt; doch gab er seiner stimmung ausdruck durch das berühmte lied: Ich habs gewagt, welches, wie der verfasser sich ausdrückt, den schluss der höhezeit in Huttens leben bildet. Die fehden, die das ganze jahr von herbst 1521—22 ausfülten, sind, wie der verfasser nachweist, teile des grossen, von Hutten angekündigten pfaffenkrieges, bilden also die ausführung des planes, den er nach dem ausgange des reichstages gefasst und verkündigt hatte. — Eine neue publicistische tätigkeit eröfnete sich Hutten in seiner litterarischen beteiligung an dem kriege des rittertums gegen das fürstentum, in welchem Sickingen die führerrolle zu übernehmen sich entschloss. Hutten verfasste zunächst im sommer 1522 das gedicht An die freien reichsstädte, welches in zwei fassungen erhalten ist, von denen der verfasser, entgegen Strauss und Böcking, die kürzere für die ursprünglichere erklärt. Mit diesem gedichte muste bisher jede darstellung über Huttens

deutsche schriften abbrechen. Der verfasser kann sie nun zu einem abschluss bringen, nachdem es ihm gelungen, das verloren geglaubte werk: Ein gegenredt usw. (s. 113 fg.) wideraufzufinden. Die schrift ist für Huttens rechtsstandpunkt sehr bezeichnend. Pfalzgraf Ludwig hatte einen diener Huttens, der im auftrage seines herrn mehrere äbte überfallen hatte, als strassenräuber hinrichten und Huttensches eigentum auf pfälzischem grund und boden confiscieren lassen, also getan, wozu er als landesherr nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet war. Hutten sucht nun in jener schrift das recht der selbsthilfe zu verteidigen und den pfalzgrafen, einen der besten fürsten seiner zeit, als tyrannen hinzustellen (daher auch der nebentitel des buches: libellus in tyrannos), der die freiheit Deutschlands vernichte usw. Damit schliesst die inhalt- und resultatreiche abhandlung; es ist ihr, wie schon im eingang der besprechung hervorgehoben, gelungen, mit ziemlicher sicherheit nachzuweisen, warum Hutten in den verschiedenen phasen, die seine politischen und religiösen anschauungen durchgemacht haben, so gehandelt hat, wie er es getan, und nicht anders; meiner meinung nach aber wird durch sie, wenn auch nur indirekt, auch ein zweites, und zwar mit fast noch grösserer sicherheit, als das erste, erwiesen, nämlich die richtigkeit des bisher über Huttens persönlichkeit und charakter geltenden urteiles: dass ihm zum reformator oder auch nur zum gehilfen der reformation die rücksichtslose entschlossenheit gefehlt hat, das einmal als richtig erkante, unbeirt durch hindernisse und einflüsse irgend welcher art, durchzuführen, ebenso wie die klarheit des blickes, zur durchführung die rechten mittel zu finden und im rechten augenblicke anzuwenden.

Anhang I erweist vier angeblich Huttensche deutsche briefe in Böckings briefsamlung als briefe von Huttens gleichnamigem vater.

Anhang II stelt eine behauptung Kluges (Von Luther bis Lessing) richtig, als ob Huttens wendung zur deutschen sprache die folge einer mahnung des buchdruckers Jac. Köbel sei.

Die nachlese endlich enthält das neugefundene material: I. Brief Ulrichs v. Hutten an Bernhard v. H.; II. Ulr. v. H. an den kurfürsten Friedr. v. Sachsen; III. U. v. H. an die Deutschen aller stände (lesarten); IV—VI. Spengler an Pirkheimer; VIII. (soll heissen VII.) H. an Luther (lesarten); IX. Conz Leffel (ged.); X. Murner, Von dem deutschen adel; XI. H. an die familie v. Hutten; XII—XXI. Briefe Sickingens, Roberts von der Mark usw.; XXII. Gegenredt oder ausschreiben usw. — Am ende 2 bibliographische bemerkungen.

BURG BEI MAGDEBURG. E. MATTHIAS.

Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von dr. **Max Roediger.** V. heft: Deutsche schriften des Albrecht von Eyb, herausgegeben und eingeleitet von **Max Herrmann.** II. band: Die Dramenübertragungen. Bacchides. Menaechmi. Philogenia. Berlin, Weidmann. 1890. XLIII und 156 s. 7 m.

Am neujahrstage 1511 übergab der Eichstätter bischof, Gabriel von Eyb, der neffe Albrechts, das von diesem druckfertig hinterlassene manuscript des Spiegels der sitten dem domherrn Joh. Huff mit dem auftrage, das buch „mit allem fleiss zů übersehen vnd in ain gůte ordnung vnd zů end“ zu bringen. Ende september desselben jahres erschien das werk, welches ausser dem Spiegel der sitten enthielt: comedien Plauti in Menechmo et Bachide vnd Philogenia Vgolini. Albrecht von

Eyb hatte drei von den neuaufgefundenen Plautuscomoedien, Menaechmi, Bacchides, Poenulus, 1455 bei dem professor Balthasar Rasinus in Pavia gehört und aus dessen codex, der durch vermitlung eines exemplares des Antonio Beccatelli aus Orsinis urhandschrift stamte, eigenhändig eine abschrift der drei stücke angefertigt. Die noch erhaltene abschrift enthält ausserdem mehrere neulateinische comödien, darunter die Philogenia des Vgolino Pisani. Nach dieser abschrift stelte er 1472 und 73 eine übertragung der Bacchides, der Menaechmi, der Philogenia her, welche die vorliegende ausgabe erneuert. Seine arbeit ist eine übertragung, keine übersetzung, die sich etwa streng an den wortlaut der vorlage anschlösse; oft hat er die erläuterungen des Rasinus in seine bearbeitung hineingezogen; aus dessen vorlesungen stammen auch die neuen argumente und inhaltsangaben des ganzen stückes, sowie die zahlreichen im text und an den rändern stehenden lateinischen glossen und scholien; diese, soweit sie auf gestaltung der Eybschen übertragung von einfluss gewesen sind, gibt der neudruck in anmerkungen, ebenso die abweichungen des Rasinus-Eybschen textes von der 2. auflage der grossen Ritschlschen Plautusausgabe. Aus einer stelle der vorrede zum Spiegel der sitten, an welcher sich der verfasser über das wesen der römischen comödie im algemeinen ausspricht, geht hervor, dass er als anhang zu diesem werke nur die beiden stücke: Menaechmi und Philogenia geben wolte; die übertragung der Bacchides, die in der alten ausgabe den beschluss macht, während sie als älteste im neudrucke an erster stelle steht, ist offenbar erst von dem herausgeber Huff aus Eybs nachlass angefügt worden. Die abkürzungen des alten druckes sind meist aufgelöst; eine tabelle (s. XXI fgg.) gibt über die häufigkeit der einzelnen aufschluss; ferner ist moderne interpunktion eingeführt, endlich sind druckfehler verbessert. — Der Spiegel der sitten (S) hat eine neue auflage nicht erlebt; dagegen gibt es von den comödien drei widerholungen, A1, ein Augsburger druck vom jahre 1518 (zu den bibliotheken, die ihm nach s. XXV besitzen, füge ich noch die fürstlich Stolbergsche in Wernigerode); A2, ein Steinerscher nachdruck davon; endlich P, ein abdruck nach S, als anhang zu der 1550 bei Cyriaco Jacobo in Frankfurt erschienenen ausgabe von Paulis Schimpf und ernst. Indem sich der herausgeber eine würdigung der Eybschen verdeutschung für das vorlezte kapitel seiner monographie aufspart, berichtet er noch über zwei versuche des 16. jahrhunderts, die Eybschen stücke zu erneuern. 1548 erschien von Hans Sachs: Eine comedi Plauti ... heyst Menechmo; und 1552 eine widerholung der Philogenia durch Martin Glaser den jüngeren. Beider verhältnis zur Eybschen vorlage wird einer eingehenden besprechung unterzogen (s. XXVIII—XXXV und XXXV—XLIII). — Es folgt dann auf 156 seiten der neudruck, der sich für die Bacchides, bei welchem stück eine nachprüfung erfolgen konte, genau erwiesen hat bis auf folgende stellen: 9. 3 steht im alten druck das ich, was die anmerkung als fehlend ergänzt; 14. 8 steht im neudruck *getan* für *geton* des alten; 28. 17 ist eine zeile übergangen: Nach: Entz... ist nicht das mein feinde lentz? steht im alten drucke noch: den ich da sihe? Lentz. ja es ist entz. Entz. ja, es ist mein feind lentz; 53. 2 steht im alten druck pöss (ndr. poss); 59. 2 ist nach: *überreden* ausgefallen: Bachis die erst. lieber gee mit mir hinein vnd strafe deinen sun nach deinem willen. Vtz. gee vonn mir, du vergifftes weybe. — 15. 19 fehlt wol nach *geen* und 16. 29 nach *wen* ein fragezeichen, nach *nu*, 24. 7, ein komma; 50. 12 ist *ir* in *dir*, 53. 14 *jn* in *jm* stilschweigend verbessert; 44. 30 *sy:* solte das nicht ein fehler des alten druckes sein für *sich?*

BURG BEI MAGDEBURG. E. MATTHIAS.

MISCELLEN.

Nachträge zu den „Lutherana" in dieser zeitschrift (s. 30—58 dieses bandes).

1) S. 55. Dautaffe. — Herr dr. Schlütter in Dorpat macht mich aufmerksam auf den aufsatz von P. Mitzschke „das tautäfchen" in der Ztschr. f. deutsche kulturgeschichte (neue folge) bd. II (Berlin 1892) s. 259 fgg. Ich entnehme aus demselben in kürze folgendes. Eine wirkliche affenart unter diesem namen gibt es nicht. Das wort aber ist jezt noch im gebrauch in einigen sächsischen gegenden 1. als spielzeug — bei den händlern „springkästchen", „springteufel" — kleine koboldartige figuren, welche zusammengepresst in einem kästchen hocken und beim lockern des verschlusses durch eine feder in die höhe schnellen. Noch vor 100 jahren gehörte das tautäfchen zu den belustigungen des sächsischen hofes und befand sich unter den spielen, welche im lustschlosse Pillniz vorhanden waren; 2. als kosewort (aber auch in spöttischem sinne) für kleine, schön angezogene, drollige personen, insbesondere kinder. In Dresden, Torgau, Leipzig sagt man zu einem solchen kinde „du kleines tautäfchen", „du sitzest da, wie ein tautäfchen". 3. In etlichen städten wird an märkten ein gebäck unter diesem namen feilgeboten, von bestimtem teig gebacken, aus 4 runden, aneinander hängenden stücken bestehend — vielleicht ein rest altheidnischer kultur, d. h. eine rohe nachbildung heidnischer heiliger tiere, wie es der ursprung auch anderer noch jezt gebräuchlicher backwerke ist. — Für das „taut" läge am nächsten das wort „taute", welches mundartlich noch in der gegend von Saalfeld und Rudolstadt gebraucht wird, und sich auch im isländischen[1] als *daudr* und im englischen als *dowdy* vorfindet = unbeholfene, geistig zurückstehende frauensperson. Das mittel- und niederdeutsche „dut, dutchen" für ein niedliches kleines kind, liesse sich mit dem kosewort „tautäfchen" zusammenstellen. Mitzschke vermutet aber folgenden ursprung. „Taut" könte eine beschönigende umformung für teufel sein. Oder es könte darin dasselbe wort stecken, wie in dem englischen *dowd*, eine schlaffe kopfbedeckung, nachtmütze. Damit kämen wir auf Wodan. Bei ihm ist ständiges abzeichen der filzhut. „Tautäfchen" wäre = teufel mit dem hute. Das spielzeug mit dem plötzlich hervorspringenden kobold wäre ein abbild des sturmgottes Wodan, der unversehens mit seinem wütenden heer (d. h. Wodansheer) den menschen überfält. Die farbige bekleidung der figur entspricht dem blauen, buntgesprenkelten mantel Wodans. Die übertragung auf lebhafte kinder und geziert auftretende personen ergibt sich von selbst. Auch der mythologische ursprung des gebäcks erklärt sich so, wie bei manchem anderen gebäcke, z. b. Christstollen. So Mitzschke. — Luther selber hat an diesen ursprung natürlich nicht gedacht. Ihm ist der dautaffe eben = narr, oder = maulaffe. So findet sich bei ihm auch das hauptwort lulaffe und das zeitwort lulaffen 25, 125 (Erl. ausg. — Wider den meuchler zu Dresden 1511) „Was ist nu gesagt, du lieber lülaffe: wo sich die Lutherischen empörten usw." — kurz vorher heisst es: Lieber Hansworst, wer weiss das nicht? — 10, 671 (Kirchenpost.) „sie mögen lulaffen und alfenzen, was sie wollen". Lullaffe, nach Heyne in Grimm, Wb. = kindisch dummer mensch — auch: der Lulle —, von lullen, saugen, wie ein kind an der brust.

2) S. 48. Matthiasch — Matthiaske. Herr prof. dr. Gideon Petz in Budapest teilt mir mit, dass Luthers schreibung Matthiasch der ungarischen aussprache des

1) [Dies ist wol ein irtum; ich kenne das wort nicht und finde es auch in keinem wörterbuche. H. G.]

wortes entspricht [ungarisch Mátyás — sprich Mātjäsch], und dass dieser umstand wol ein beweis dessen sei, dass unser reformator den namen des ungarischen königs nicht nur aus büchern und schriften, sondern auch aus der lebendigen sprache, vom hörensagen, gekant haben mochte — möglicherweise aus dem munde der ungarländischen studierenden, deren es damals in Wittenberg eine nicht unbedeutende anzahl gab.

3) S. 58. schwilch ist nur andere form = schwelk, landschaftlich = welk. Schmeller II, 632 schwelk, schwelch, welk: mürbe, gebeugt; schwelken, schwelchen = welken; schon mhd. *swelhen* und ahd. *suelchên* = *marcere*. Graff, Althochd. sprachschatz VI, 876.

STUTTGART. KLAIBER, prälat a. d.

Notiz zu Tatian.

Wenn H. Wunderlich oben s. 269 findet, dass sich in dem fehlen einer eingehenden syntaktisch-stilistischen untersuchung „eine gewisse einseitigkeit neuerer herausgeber um so greller widerspiegelt, je mehr sich sonst die schliffe verfeinert haben", so hat er offenbar meine angabe s. LXXIV unten übersehen, wo zu lesen ist, dass die gewünschte untersuchung demnächst von anderer seite vorgelegt werden wird. Diese untersuchung, von herrn Carl Dietz aus Coburg, war bereits in angriff genommen, ehe ich meine neubearbeitung begann. Sie hat mir inzwischen als dissertation vorgelegen, und ein erster teil (das verhältnis der übersetzung zur Itala betreffend) wird demnächst im druck erscheinen, während die stilistischen partien später in den „Beiträgen" folgen sollen. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hieran zu erinnern, damit nicht etwa jemand durch Wunderlichs erörterungen dazu angeregt werde, eine arbeit nochmals zu machen, die bereits getan ist.

LEIPZIG, 13. JUNI 1893. E. SIEVERS.

Berichtigung zu s. 258, 16 fg.

Übersehen wurde, dass das blatt, als es sich noch im besitze von herrn A. Cohn in Berlin befand, im Goethe-jahrbuch VIII, 143 als ein „fragment" Goethes gedruckt worden, und dass ich (vgl. daselbst IX, 248) bemerkt habe, die verse seien aus Manzonis „Graf Larmagnola" I, 2 übersezt, was ihre zeit näher bestimt. Mich irte jezt, dass das blatt aus Schellings besitz stamt, der es spät erworben haben muss. Die Weimarische ausgabe hätte im vierten bande diesen versuch unter den übersetzungen aus Manzonis dramen bringen müssen, obgleich das blatt, wie so manches, sich aus Goethes eigentlichem nachlass verloren hatte und auch in neuester zeit für das archiv nicht gewonnen worden. Auffallend ist es, dass die in demselben gefundenen übersetzungen aus Maturins „Bertram" nachträglich im elften bande unter der abteilung „Aus fremden sprachen" als „dramatische bruchstücke" stehen. Ich habe die betreffenden verse nach einer abschrift des jetzigen besitzers gegeben. Eine vergleichung wird ergeben, ob Schellings hand die verbesserung „Das entschied den riss" machte, was bei der jezt feststehenden späten zeit des blattes sehr unwahrscheinlich ist. Nach Cohn hat Goethe die worte mit bleistift an den rechten rand geschrieben, Schelling hat nur seinen namen als besitzer rechts am rande angebracht.

KÖLN, AM 20. JUNI 1893. HEINRICH DÜNTZER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Germanistische abhandlungen zum 70. geburtstage Konrad von Maurers dargebracht. Göttingen, Dietrichsche verlagsbuchhandlung. 1893. VIII, 554 s.

Inhalt: W. Golther, zur Færeyingasaga. — K. Lehmann, das bahrgericht. — Derselbe, kauffriede und friedensschild. — Ph. Zorn, die staatsrechtliche stellung des preussischen gesamtministeriums. — Björn Magnússon Ólsen, sundurlausar hugleiđingar um stjórnarfar Íslendinga à þjóđveldistímanum. — A. Petersen, om indmaning i Danmark indtil Christians V.'s Danske lov. — O. Brenner, die überlieferung der ältesten Münchener ratssatzungen. — C. Gareis, bemerkungen zu kaiser Karls des grossen Capitulare de villis. — V. A. Secher, nogle meddelelser om skurdsmænd eller skursnævninger og om udmældelsen af ransnævninger på landet i Jylland. — E. Hertzberg, lén og veizla i Norges sagatid. — F. Dahn, zum merovingischen finanzrecht. — E. Mayer, zoll, kaufmanschaft und markt zwischen Rhein und Loire bis in das 13. jahrhundert. — Finnur Jónsson, um þulur og gátur. — Valtýr Guđmundsson, manngjöld-hundrađ.

Kaspars von Nostiz haushaltungsbuch des fürstentums Preussen. 1578 Ein quellenbeitrag zur politischen und wirtschaftsgeschichte Altpreussens. Im auftrage des vereins für die geschichte von Ost- und Westpreussen herausgegeben von Karl Lohmeyer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1893. LXXX und 421 s.

Nicht nur als geschichtsquelle, sondern auch sprachlich vielfach interessant.

Tröger, J., rector Manso im xenienkampfe. Aus der festschrift zur 250jährigen jubelfeier des Magdalenengymnasiums zu Breslau. Breslau, E. Morgenstern. 1893. 25 s.

Kettner, G., über Lessings Emilia Galotti. Gratulationsschrift für St. Afra. Naumburg (Schulpforta). 1893. S. 5—32.

Lambel, Hans, zur überlieferung und kritik der Frauenehre des Strickers. Abdruck aus „Symbolae Pragenses". Prag, F. Tempsky. 1893. 4. S. 82—94.

Riehemann, J., die dichtungen des Osnabrücker dichters Broxtermann [geb. 16./6. 1771, † 14./9. 1800 zu München; vgl. Goedeke[1] s. 1112]. Abdruck aus den Mitteilungen des historischen vereins zu Osnabrück XVII, 1. 1893. S. 71—164. Mit bildnis.

NACHRICHTEN.

Am 3. juni verschied zu Magdeburg der geh. regierungsrat dr. Albert Schulz (San Marte) im 92. lebensjahre (geb. zu Schwedt a/O. 18. mai 1802). Die zeitschrift betrauert in dem verewigten, der als gelehrter namentlich durch seine forschungen zur Artus- und gralsage und seine eng damit verbundenen arbeiten über Wolfram von Eschenbach einen hochgeachteten namen sich erworben hat, einen ihrer ältesten mitarbeiter.

Dr. H. Wunderlich in Heidelberg wurde zum ao. professor ernant.

Der aufserordentl. professor dr. Philipp Strauch in Tübingen wurde in gleicher eigenschaft an die universität Halle berufen.

An der universität Breslau habilitierte sich dr. Otto Luitpold Jiriczek für germanische philologie, an der universität Giefsen dr. J. Collin für neuere litteraturgeschichte.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE PLUSSTROPHEN DER NIBELUNGENHANDSCHRIFT B.

In einer früheren abhandlung dieser zeitschrift (bd. XX, 217 fg.) habe ich über das verhältnis der plusstrophen der Nibelungenhandschrift B zum gesamttext gehandelt und aus dem nachweis, dass die mehrzahl derselben aus dem material des übrigen gedichtes zusammengesetzt ist, den schluss gezogen, dass sie jüngere zusätze sind. Da für die beurteilung der beziehungen der gesamten hauptredaktionen untereinander gerade die auffassung dieser strophen von entscheidender bedeutung ist, so soll im folgenden ein weiterer beitrag zu ihrer kritik geliefert werden. Wenn hierbei manche schon längst bekante beobachtungen widerholt werden, so mag die rücksicht auf den zusammenhang und die algemeinere verständlichkeit dies entschuldigen.

Ich sehe davon ab strophe für strophe der reihe nach durchzugehen und jede einer einzelprüfung zu unterwerfen. Mehr als ein solches verfahren dürfte vielleicht eine zusammenfassende betrachtung nach algemeinen gesichtspunkten ein urteil über den ursprung und charakter dieser strophen ermöglichen. Hierbei ist es nun nicht meine absicht möglichst zahlreiche ausgangspunkte zu gewinnen; für die sache dürfte es zweckdienlicher sein eine auswahl von besonders in die augen fallenden erscheinungen zu treffen.

Auf eine art der beurteilung, die man bisher gern angewendet hat, werde ich jedesfalls verzichten. Das ganze Nibelungenlied ist, in einigen teilen mehr, in anderen weniger, durchsetzt von überflüssigen, unbedeutenden und schlecht stilisierten strophen. Bei einigen lassen sich sogar widersprüche mit anderen, insbesondere besseren teilen des Nibelungenliedes nachweisen. Ich denke hierbei selbstverständlich zunächst an die „unechten“ strophen Lachmanns. Dass nun die plusstrophen in B zum allergrösten teil überflüssig, oft inhaltlich unbedeutend und gehaltlos, zuweilen auch in der form tadelnswert sind, ist von denjenigen, die ihre echtheit vertreten haben, zugegeben, z. b. von Holtzmann[1] und Wislicenus[2]. Mag man aber auch über den wert

1) Unters. über d. Nib. s. 6 fg.

2) Beiträge z. Nib. in Bartsch German. stud. II s. 26 fg.

oder unwert der strophen viel schärfer urteilen wie diese ihre verteidiger, die bei ihnen alles von der günstigsten seite anzusehen genötigt sind, so ist doch mit allen solchen aussetzungen zunächst noch nichts gewonnen. Ja eine solche überwiegend ästhetische kritik würde sich sogar zur rettung der strophen anwenden lassen. Denn warum solte ein schreiber, der sich vielleicht auch seine arbeit etwas bequem machen wolte, bei einer fülle wertloser strophen sich nicht dazu entschlossen haben, diejenigen zu übergehen, deren weglassung den zusammenhang nicht störte? Gerade Lachmanns viertes und fünftes lied ist besonders reich an „interpolationen", d. h. geringwertigen strophen; und gerade auf diesen teil kommen 55 von der gesamtzahl der 63 plusstrophen. Freilich dürfte ein so verfahrender schreiber nicht so gedankenlos und zerstreut gewesen sein wie nach Bartschs urteil der redaktor A, der es nicht merkte, wenn sein auge von einem verse zu dem ähnlich lautenden einer anderen strophe über mehrere zeilen hinüberirte[1].

Also man kann soweit gehen, dass man behauptet: die plusstrophen sind sämtlich entbehrlich, sachlich und formal sehr mässig, ja zum teil entschieden schlecht — und dennoch kann man mit dieser behauptung ihre zugehörigkeit zu der ältesten uns vorliegenden überlieferung nicht verneinen.

I. Der inhalt.

Ein grosser teil der strophen trägt in der beschreibung des gegenständlichen, des aussehens der personen, der beschaffenheit der waffen und kleider, in der schilderung konventioneller vorgänge einige wenige, oft recht ausdruckslose züge nach. Oder es werden situationen weiter ausgemalt durch genauere angabe einzelner, gewöhnlich sehr untergeordneter und gleichgiltiger momente; es wird hierbei die beteiligung der handelnden personen hervorgehoben durch ihnen in den mund gelegte belanglose reden. Oder es werden reden und handlungen vorbereitet und verknüpft durch reden, die zuweilen eine gesuchte motivierung geben, meistenteils aber nichts weiter beibringen, als was der leser sich selbst sagen kann. Einige strophen enthalten auch nur reflexionen, die ebenso überflüssig wie störend sind.

1. Die erste frage, die an uns herantritt, würde sein: kommen in diesen so beschaffenen strophen widersprüche der art vor, dass wir aus ihnen auf eine abweichende auffassung und demgemäss auf einen anderen verfasser schliessen müssen?

1) Unters. über d. Nib. s. 303 fg.

Durchaus berechtigt erscheinen beim ersten blick die verse 338, 5—12. Siegfried erklärt auf Gunthers frage eine zahlreiche beteiligung bei der fahrt zu Brunhild für zwecklos und für allein angemessen eine fahrt zu vieren. 339 gibt er diese vier teilnehmer an. Wenn nun aber Siegfried 338, 5—7 sagt *swie vil wir volkes füeren — die müesen doch ersterben*, so widerspricht dieser bedächtigen vorsicht die kecke zuversicht 339, 4 *tûsent man mit strîte geturren nimmer uns* (vier) *bestân* (*uns endurfen ander tûsent m. s. n. b.* B.). Und doch tritt diese verschiedene auffassung des charakters und der verhältnisse nicht so störend hervor, dass sie etwa einen schreiber zur weglassung bestimt haben könte. Diese kritik betrift freilich zunächst nur 338, 5—8; da sowol Konr. Hofmann[1] wie v. Muth[2] nicht abgeneigt sind für 338, 9—12 einen ausfall in A anzunehmen, so trage ich noch bedenken sie auch auf diese strophe auszudehnen.

Nachdem die ankunft und der empfang Gunthers und seiner genossen in Brunhilds burg erzählt ist, heisst es weiter:

392, 5 *Dô wart vrowen Prünhilde gesaget mit maeren,*
daz unkunde recken dâ komen waeren
in hêrlîcher waete gevlozzen ûf der fluot.
dâ von begunde vrâgen diu maget schoene unde guot.

Was soll hier die in der form an 1653 erinnernde umständliche ankündigung und anmeldung der gäste durch die dienerschaft? Alles hat sich ja in die fenster gedrängt und den fremden in fast unziemlicher weise seine aufmerksamkeit zugewendet; schon hat man sich über die gäste des längeren unterhalten, denn soweit nähert sich das schiff der burg, dass auch von den ankommenden die mit den anderen frauen oben in den fenstern stehende Brunhild erkant werden kann! Der redaktor B hat hier offenbar den bei den besuchen in Worms (80 fg. 1115 fg. 1370 fg.) sich stets widerholenden vorgang einschalten zu müssen geglaubt, ohne zu bedenken, dass dort jedesmal die situation eine ganz andere ist. So ist z. b. 80 fg. Siegfrieds ankunft in der burg selbst so wenig bekant geworden, dass Gunther erst nach Hagen schickt und dieser dann vor ihn mit der frage tritt: *waz sîn der künic wolde.*

Fast überflüssig könte es scheinen, auf die bereits mehrfach besprochene[3] merkwürdige stelle 432, 5—8 einzugehen, wo Siegfried mit dem umgekehrten ger auf Brunhild schiesst. Doch gibt die stelle

1) Zur textkritik der Nib. s. 6.
2) Einl. in die Nib. s. 127.
3) Von Müllenhoff, Z. gesch. d. N. N. s. 92; noch kürzlich von Martin in dieser ztschr. XXII s. 465.

einen so schlagenden beweis der unechtheit, enthält einen so krassen widerspruch, dass man immerhin gut tut ihn sich in seinen einzelheiten zu verdeutlichen. Nicht der nämliche dichter kann zuerst sagen *den schôz dô hin widere des starken Sîfrides hant* (432, 4) und darauf *Er dâhte, ich wil niht schiezen* usw. (432, 5 fg.). Nur der dichter, der die schneide des geres, nicht der, der das stumpfe ende aufprallen liess, konte fortfahren *Daz fiwer stoup ûz ringen, als ob ez tribe der wint* (433, 1). Dass also 432, 5—8 zugesezt ist, steht ausser allem zweifel. Wie unglaublich gedankenlos aber dieser zusatz gemacht ist, verdient doch noch hervorgehoben zu werden. Brunhild trägt ja einen schild, und was für einen! Das hat der redaktor B ganz übersehen. Ja er hat nicht einmal das allernächste mit einiger aufmerksamkeit abgeschrieben, sonst hätte er, nachdem er 431 *Des starken gêres snîde al durch den schilt gebrach, daz man daz fiwer lougen ûz den ringen sach* gelesen hatte, sich doch die frage vorlegen müssen, wie denn das stumpfe ende durch den hünenschild Brunhilds hätte durchkommen sollen.

637 spricht Siegfried seinen entschluss aus, die heimreise anzutreten: *liep was ez sînem wîbe, dô ez diu vrowe rehte ervant.* Trotzdem äussert sie 637, 6 *daz ich sô harte gâhe, daz heiz ich wol bewarn. mir suln ê mîne brüeder teilen mit diu lant.* Was sie 637 erfreut, ist nicht die aussicht auf die abreise überhaupt (die versteht sich von selbst!), sondern nur auf den baldigen aufbruch; mit dieser ihrer freude verträgt es sich also nicht, wenn sie gleichzeitig zum aufschub rät.

Nicht folgen möchte ich Müllenhoff in der beurteilung einer stelle, der er ein ganz besonderes gewicht beilegt. 1614 hat Volker zu Rüdeger gesagt: wenn ich ein fürst wäre und krone trüge, wünschte ich mir eure tochter zur gattin. 1615 darauf Gernot: auch ich möchte sie, wenn ich freie wahl hätte, gern nehmen. 1615, 5—8 Rüdeger: wie sollte ein könig dazu kommen, meine des elenden tochter heiraten zu wollen? Als aber darauf Hagen sie als braut für Giselher empfiehlt 1616, ist Rüdeger über diesen vorschlag hoch erfreut 1617. Der widerspruch zwischen der 1615, 5—8 ausgesprochenen zaghaft bescheidenen zurückhaltung und der freudigen zusage 1617 gehört zu denen, die man sich gefallen lassen kann; wenn es überhaupt ein widerspruch ist und nicht vielmehr ein solches umschlagen der durch Volkers hypothetische bemerkung hervorgerufenen stimmung beim eindruck des tatsächlich sich darbietenden glückes als natürlich erscheint. Selbstverständlich soll mit diesen einwendungen nicht gesagt sein, dass die strophe echt sein müste.

An diese widersprüche einfacherer art schliessen sich einige ausführungen, in denen der verfasser der plusstrophen eine eigentümliche vorliebe für gewisse züge zeigt und diese mit einer umständlichkeit behandelt, die verwicklungen mit dem inhalt des gemeinsamen textes herbeiführt.

2. Hierher gehört vor allem eine mehrfach hervortretende neigung den gegensatz von schein und wirklichkeit möglichst klar zu machen. Dieser gegensatz ist vorhanden in Siegfrieds dienstbarkeit gegen Gunther und seinem sieg über Brunhild. Und beidemal handelt es sich um eine täuschung Brunhilds.

Seinen genossen gegenüber betont Siegfried aufs nachdrücklichste, dass er Gunther durchaus nicht zu irgendwelchen diensten verpflichtet ist. Gleich nachdem er sie aufgefordert hat ihn als Gunthers mann zu behandeln, hebt er hervor:

376, 5 *Jane lob ichz niht sô verre durch die liebe dîn,*
sô durch dîne swester, daz scoene magedîn.
diu ist mir sam mîn sêle und sô mîn selbes lîp:
ich wil daz gerne dienen, daz si werde mîn wîp.

Mit stolzer ablehnung nimt er Gunthers bitte um ausrichtung der botschaft entgegen:

499, 5 *Des ger ich an iuch, Sîfrit: nu leistet mînen muot,*
daz ich ez iemer diene, sprach der degen guot.
dô widerredete ez Sîvrit, der vil küene man,
unz daz in Gunther sêre vlêgen began.

Umgekehrt muss die dienstbarkeit Brunhild gegenüber sich recht handgreiflich darstellen. 383, 5—16 wird ausführlich geschildert, wie Siegfried Gunthern als stallmeister bedient, und der verfasser schärft dabei widerholt ein, dass Brunhild und ihre frauen dieses alles auch wirklich sahen. Dieses bestreben ist nicht auf die plusstrophen beschränkt, sondern greift auch in die gemeinsamen strophen hinüber. B geht in der darstellung dieses dienstverhältnisses über A hinaus. In A wird ausser 375 noch 399. 401, 4. 402, 1 davon gesprochen. In B komt noch dazu 400, 4 *mîn hêrre erlâzet dich es niht* statt A *er erlât dich sîn niht.* Ferner 401, 3 B *jâ gebôt mir her ze varne der recke wol getân : möht ich es im geweigert hân, ich het ez gerne verlân* statt A *durch dich mit im ich her gevarn hân: waerer niht mîn hêrre, ich hetez nimmer getân.* Man sieht, wie der Redaktor B sich bemühte der sache einen möglichst scharfen ausdruck zu geben. Nun könte ja allerdings auch ein schreiber an dieser so weitgehenden unterwürfigkeit des hauptthelden anstoss genommen und demgemäss abgeschwächt

oder gestrichen haben. Warum hat er dann aber nicht 376, 5—8 und 499, 5—8 stehen lassen, wo ja Siegfried Gunthern seine unabhängigkeit sehr deutlich zu verstehen gibt? Und dass wir es hier mit zusätzen zu tun haben, dafür ist vor allem 376, 5—8 entscheidend. Die strophe ist zunächst an ihrer stelle ganz unhaltbar. 376 ist mit seinem reflektierenden und anticipierenden inhalt ein scharf markierter schluss, wie solche am ende liedartiger abschnitte so zahlreich sind, gewöhnlich auch zusammen mit der überschrift der neuen aventiure, vgl. z. b. 323. 495. Es müste also 376, 5—8 mindestens an 375 angehängt werden. Aber auch das ist nicht zulässig. Der anschluss von 376 an 375 ist so tadellos, dass man sich nicht noch etwas dazwischenstehendes denken kann. Und weiter hat Siegfrieds wort *jane lob ichz* keine beziehung auf das vorhergehende. Was er seine begleiter 376 *loben hiez,* ist klar, nämlich immer zu sagen, Gunther sei sein herr und er sein mann. Was er selbst gelobt, kann nur sein, sich immer wie Günthers mann zu benehmen. Davon ist aber noch gar nicht geredet. Es schwebte hier dem redaktor B das bild vor, das er nachher (383, 5—16) auszumalen gedachte, und unter dem einfluss dieser vorstellung dichtete er 376, 5—8 hinzu.

Mit diesen strophen gehören nun eng zusammen die aus derselben tendenz erwachsenen plusstrophen, in denen die andere täuschung Brunhilds, die unsichtbarkeit Siegfrieds und der scheinbare sieg Gunthers behandelt wird.

428, 5—8. 429, 5—8. [Gunther erwartet Brunhilds wurf, Siegfried tritt heran und berührt ihn.] Erstaunt umherblickend fragt sich Gunther, was ihn angerührt habe. Siegfried giebt sich zu erkennen und spricht ihm mut ein: [er solle ihm den schild geben und die arbeit überlassen und nur die gebärden des kämpfenden machen;] doch solle er niemand von dieser täuschung etwas sagen, so werde der königin ihr wunsch über ihn zu triumphieren nicht erfült werden. — 437, 5—8 enthält die versicherung, dass man nach dem wurf und dem sprung nur Gunther sah und dass Siegfried ihn gerettet hatte, dazu eine bemerkung, die zu Brunhild überleiten soll. — 442, 5—16. Vom schiff zurückgekehrt stelt Siegfried fragen, die seine gänzliche unkentnis von dem hergang der spiele zeigen sollen. Brunhild drückt darüber ihre verwunderung aus, und Hagen gibt schliesslich eine aufklärung.

Man hat durchaus ein recht, mit diesen strophen zu verfahren wie mit denen, die jenen verwanten gegenstand behandeln. Dass sie wirklich zusätze sind, geht aber auch aus gewissen einzelheiten hervor.

Besonders widerstreben 428, 5—8. 429, 5—8 der verbindung mit ihrer umgebung. Gunther weiss zum mindesten das recht gut, dass Siegfried irgend eine wunderbare list beabsichtigt — wie weit eine genauere verabredung statgefunden hatte, wird nicht gesagt —; und da soll er auf einmal die plötzliche berührung so ganz unerklärlich finden! Und nun vergegenwärtige man sich die weitere situation! Brunhild steht da, zum wurfe schon ausholend, da ist Siegfried zu Gunther herangetreten; noch ein paar rasch geflüsterte worte, das ergreifen des schildes, der ger fliegt und trift. Wo ist da noch zeit für das umherblicken Gunthers und die ermahnung zur verschwiegenheit, die noch dazu für diesen augenblick sehr überflüssig ist? Ein unbegreiflicher zufall, wenn hier durch wenige leichte veränderungen und durch streichung zweier strophen sich ein guter, glatter text[1] und eine klare, höchst ansprechende handlung hätte herstellen lassen.

3. Die strophen 102, 5—12 und 394, 5—20 enthalten eine eigentümliche, mit einer teichoskopie sich verbindende schilderung des äusseren und des charakters von personen. Einen ansatz zu einer solchen darstellung haben wir sonst Nib. 86, 3. 87, 4; eine ganz kurze ausführung 1690. 1691, an einer stelle, die Thidr. c. 375 entspricht, also alte überlieferung ist. Die schilderung der plusstrophen geht in detaillierung der die erscheinung und das wesen der helden betreffenden angaben nicht bloss über die kürzere, sondern auch über die längere stelle des gemeinsamen textes hinaus. Ich will hier nicht geltend machen, dass 394, 5—20 im ausdruck so eigentümlich mit 1690 fg. übereinstimt[2], dass man daraus auf eine nachbildung schliessen kann, auch von anderen formalen kriterien zunächst absehen. Schon eine erwägung sachlicher art nötigt uns der zweiten stelle die echtheit abzusprechen. Liesse man sie gelten, so würde der erregte ausruf Brunhilds 395, ihr entschluss Siegfried sofort entgegenzutreten nach der über die vier strophen ausgedehnten schildernden und charakterisierenden rede der dienerin seine eigentliche kraft verlieren und unmotiviert erscheinen. Mit diesen strophen fält aber selbstverständlich auch die ganz gleichartige ausführung 102, 5—12.

1) In str. 428 hat v. 4 nur eine untergeordnete bedeutung. Daher kann der dichter fortfahren: *Er sprach* mit beziehung auf die hauptperson der vorhergehenden strophe. Ganz ebenso 601. 602, 1. Auch hier hat das *Er sprach* die interpolation einer aus völlig leerem gerede bestehenden strophe veranlasst. Ähnlich noch 438, 1.

2) Vgl. bd. XX s. 219.

4. Es bleibt noch übrig auf einige wenige sachlichen einzelheiten aufmerksam zu machen, die im Nibelungenliede sonst gar nicht oder nur sehr selten vorkommen.

385, 5. Gunther und seine drei genossen sind mit *spern niwesliffen* ausgerüstet. Das wort *sper* findet sich im übrigen Nibelungenliede nur dreimal: 1315, 3. 1548, 1. 1826, 3; sonst stets *schaft*. Man gebraucht die speere nur beim buhurt oder im eigentlich ritterlichen rossekampfe. Siegfried und seine mannen (74), die auch in reckenweise einherziehen, führen gere.

102, 11 *wizze krist*. Diese formel ist wie überhaupt der name *krist* dem Nibelungenliede fremd; *got weiz* findet sich einigemale. Im ganzen kommen solche formeln mit religiösen beziehungen nur in wenig variationen vor.

Gere erscheint zweimal bei konventionellen handlungen 526, 9 und 540, 5; und zwar jedesmal als genosse Ortwins. Im übrigen Nib. wird er zwar mit den anderen aufgeführt in der einleitung 9, tritt aber handelnd erst 684 auf. Er ist stets markgraf, während er 540, 5 herzog genant wird. Diese abweichung ist um so auffälliger, als der titel herzog sich nur noch zweimal findet: bei Ramung 1283 und bei Sigestab 2195.

II. Der stil.

Es ist bereits beobachtet worden — ich denke besonders an v. Muth, Einl. s. 127 fg. —, dass einzelne stellen mit anderen nahe stehenden stellen sowol dieser plusstrophen wie auch des gemeinsamen textes auffallende übereinstimmungen zeigen. Solten nun für deren vorkommen sich gewisse regeln oder eine gewisse häufigkeit nachweisen lassen, und ein unterschied von dem im übrigen Nib. herschenden sprachgebrauch sich herausstellen, so würde dies zu dem schluss führen, dass sie auf einen verfasser zurückgehen, vielleicht auch einer bestimten stilgattung angehören. Ob solche übereinstimmungen sich auf die plusstrophen beschränken oder zwischen diesen und dem gemeinsamen texte bestehen, tut nichts zur sache: ein verfasser, der geneigt ist sich selbst zu widerholen, entschliesst sich auch leicht zur nachahmung fremder dichtung.

1. Eine widerholung stellt sich zunächst da ein, wo über denselben gegenstand entweder von derselben person widerholt oder von verschiedenen personen gesprochen wird: die variation des ausdrucks ist dann durch die verschiedene beziehung, in die der gegenstand gesezt wird, bedingt. Über die fahrt zu Brunhild heisst es in bezug auf Gunther:

328 *Dô sprach der voget von Rîne: ich wil an den sê*
hin ze Prünhilde, swie ez mir ergê.
329 *Daz wil ich widerrâten, sprach dô Sîvrit,*
jâ hât diu küneginne sô vreisliche sit.

Über denselben gegenstand in bezug auf das gefolge:

338, 5 *Swie vil wir volkes füeren, sprach dô Sîvrit,*
ez pfliget diu küneginne sô vreislîcher sit.
11 *selbe vierde degene varn wir an den sê,*
sô erwerben wir die frouwen, swiez uns dar nâch ergê.

Gunther äussert Kriemhild gegenüber das bedürfnis nach schönen kleidern 345 algemeiner, 348, 5—8 specieller:

345, 3. 4 *wir wellen hübschen rîten verre in fremdiu lant.*
wir solden zuo der reise haben zierlîch gewant.
348, 7 *wir wellen kurzwîlen in Prünhilde lant.*
dô bedurften wir ze habene vor frowen hêrlîch gewant.

Dann Kriemhilds zusage wider in zwiefacher beziehung:

348, 10. 11 *swaz der mînen helfe dar an kan gesîn,*
des bring ich iuch wol innen, daz ich iu bin bereit.
15 *swaz iu von mir gevalle, des bin ich iu bereit.*

Noch charakteristischer ist die voraufgehende übereinstimmung von anrede und erwiderung:

348, 5 *Dô sprach der künic rîche: vil liebiu swester mîn,*
âne dîne helfe kund ez niht gesîn.
9 *Dô sprach diu juncvrouwe: vil lieber bruoder mîn,*
swaz der mînen helfe dar an kan gesîn.

Der umfang dieses in einem so beschränkten raume hervortretenden parallelismus wie auch dessen form ist so auffallend, dass man in diesen widerholungen ein mit bewusster absicht angewendetes stilmittel sehen muss.

Durch übereinstimmenden ausdruck wird auch die übereinstimmung zwischen einer handlung und einer sich darauf beziehenden rede hervorgehoben. Über Günther wird erzählt:

589, 5 *sine ruohte wie im waere, want si vil sanfte lac.*
dort muost er allez hangen die naht unz an den tac[1].

1) Holtzmann und Wislicenus halten die strophe für ganz besonders unentbehrlich. Man scheint bei der kritik dieser stelle immer davon ausgegangen zu sein, dass *Dô begunde flêgen* als unmittelbar auf die fesselung folgend gedacht wäre. Es kann aber in dem *Dô* eine ganz unbestimte zeitangabe liegen, vgl. z. b. 28, 1. 48, 1. Nichts hindert also anzunehmen, dass die scene 589—592, 2 sich erst gegen das ende der nacht abspielt.

Gunther selbst berichtet darüber:

600 *Dâ hieng ich angestlîchen die naht unz an den tac,*
ê [daz] si mich enbunde. wie sanfte si dô lac!

Gernot ordnet 554, 6 an: man lasse die rosse für den heimritt stehen, *unz ez beginne kuolen.* 556, 3 *und ez begunde kuolen:* man bricht auf.

Diese erscheinung zeigt sich ferner bei vergleichenden schilderungen von personen und umständen oder bei beschreibungen verwanter gegenstände:

394, 5 *Der ander der gesellen der ist sô lobelîch.*
9 *Der dritte der gesellen der ist sô gremelîch.*
13 *Der jungeste darunder der ist sô lobelîch.*
607, 5 *Der künic in guotem wâne dô vroelîchen sax.*
609, 1 *Sîvrit der hêrre vil minneclîchen sax.*
384, 3. 4 *ir schilde wol getân die lûhten von den handen den waetlichen man.* 388, 5. 6 *mit swerten wol getân, diu ûf di sporn giengen den waetlîchen man.*
432, 7 *er schôz ûf ir gewant, daz ez erklanc vil lûte.* 435, 4 *dô spranc si nâch dem wurfe, jâ erclanc ir allez ir gewant* [A *daz lûte erklang ir gewant*].
383, 7 *daz sâhen durch diu venster diu waetlîchen wîp.*
16 *daz sâhen durch diu venster di vrowen schœn unde hêr.*
385, 8 *daz sach alliz Prünhilt, diu vil hêrliche meit.*

Dieser zug wird den einzelnen vorgängen bei der landung vor Brunhilds burg hinzugefügt.

Auf solche weise lässt der dichter auch den gegensatz schärfer hervortreten:

637, 4 *liep was ez sinem wibe, dô ez diu vrouwe rehte ervant.*
637, 8 *leit was ez Sîfride, dô erz an Kriemhilde ervant.*

Hierher gehört auch eine stelle, wo nicht bloss der gegensatz hervorgehoben, sondern auch ein übergang geschaffen werden soll:

582, 5 *Dô der hêrre Sîfrit bî Kriemhilde lac*
und er sô minneclîche der juncfrouwen pflac.
583 *Ich sage iu niht mêre, wie er der vrouwen pflac.*
nu hoeret disiu maere, wie Gunther gelac
bî vroun Prünhilde.

An allen diesen stellen wird, indem die gleichartigkeit des ausdrucks das gleichartige des gegenstandes bezeichnet, durch die formale abweichung um so mehr die aufmerksamkeit auf den sachlichen unterschied gelenkt.

Als solche widerholungen, die nur aus der bequemlichkeit oder auch aus der verlegenheit, einen passenden vers- und strophenschluss zu finden, hervorgegangen sind, dürften folgende anzusehen sein:

341, 9ᵇ *mit hêrlîchen siten* = 348, 14ᵇ.

993, 3ᵇ *waz opfers man dô truoc!* 999, 7ᵇ *waz man in opfers* [*truoc!*

405, 3 *gegen der küneginne; er sold ân angest sîn.*

428, 8 *vor der küneginne soltu gar ân angest sîn.*

519, 3 *si wellent schiere komen. si hete in manegen zîten sô lieber maere niht vernomen.* 519, 7 *diu ir dâ wâren komen. dô wart ir michel trûren unt ir weinen benomen.*

348, 3 *er truoc si in dem herzen, si was im sô der lîp.*
sît wart diu schoene Kriemhilt des küenen Sîfrides wîp.

376, 7 *diu ist mir sam mîn sêle und sô mîn selbes lîp:*
ich wil daz gerne dienen, daz si werde mîn wîp.

583, 8 *jâ was iz noch unnâhen, ê si wurde sîn wîp.*

582, 7 *si wart im sô sîn lîp:*
er naeme für si eine niht tûsent anderiu wîp.

601, 7 *mir ist dîn swester Kriemhilt lieber danne der lîp.*
ez muoz diu vrowe Prünhilt noch hînte werden dîn wîp.

Diese in den plusstrophen bis zum überdruss widerholte wendung, die schon der epik des 11. und 12. jahrh. eigen ist, begegnet im gemeinsamen text nur zweimal: ausser 348 nur noch 1340 *si was im sô sîn lîp.*

2. Dass die widerholungen meist unter beobachtung gewisser regeln gebildet sind, dass sie in den plusstrophen auffallend häufig vorkommen, werden diese zusammenstellungen erwiesen haben. Um aber jeden zweifel an deren bedeutung zu beseitigen werden wir uns der forderung nicht entziehen können, das übrige Nibelungenlied zum vergleich heranzuziehen und wenigstens eine art stichprobe vorzunehmen. Wählen wir zuerst das fast die hälfte der plusstrophen umfassende stück 325—443 (Lachmanns viertes lied), aber ohne berücksichtigung dieser strophen, also nach dem text A. Hier habe ich folgende wiederholungen bemerkt. Am auffallendsten ist vielleicht 434, 3 *si wânde, daz erz hête mit sîner kraft getân.* 439, 4 *si wânden, er hête mit sîner kraft diu spil getân.* 430, 4 *daz fiwer spranc von stâle, sam ez wâte der wint.* 433, 1 *Daz fiwer stoup ûz ringen, als ob ez tribe der wint.* Schon entfernter und ohne beziehung auf einander 393, 4 *und durch wes liebe die helde her gevarn hân.* 400, 2 *durch dîne liebe sîn wir gevarn her.* Andere stellen 416, 4 *den ir kameraere selbe vierde kûme getruoc.* 419, 3 *den truogen kûme drîe Prünhilde man.*

425, 4 *in truogen kûme zwelfe der küenen helde unde snel.* Da es sich hier um die erzählung eines gleichen umstandes handelt, war eine widerholung kaum zu umgehen. Eine formelhafte häufung von epitheten: 418, 3 *starc und ungefüege, michel unde breit.* 425, 3 *grôz und ungefüege, michel unde wel.* Rein formelhaft sind *diu maere wesse ich gerne* 340, 1. 344, 2. *wie ez (iu, umb . . .) stât* 330, 4. 344, 4. Eine nur sachliche widerholung ist 417, 4. 426, 4.

Ich lasse einen von plusstrophen freien abschnitt folgen 721—819 (avent. XIII. XIV. AB). Formelhaft: 729, 4 *dâ wart vil michel grüezen die lieben geste getân.* 739, 4 *von in wart michel dienest den lieben gesten getân.* 775, 2 *dâ wart vil wol gezieret manic vrouwe unde meit.* 4 *dô wart ouch wol gezieret der schoenen Kriemhilde lîp.* Wesentlicher 762, 2 *daz ich in âne schulde niht gelobet hân.* 763, 2 *wan ich âne schulde niht die rede hân getân.* Ähnlich 806, 3 *daz ez erbarmen muose die Guntheres man.* 807, 3 *daz ez erarnen müese Kriemhilde man.* Weniger bemerkenswert, weil zu einfach und sachlich, sind folgende widerholungen in den mehrfach auf dasselbe zurückkommenden streitreden: 770, 3 *sô müezen hiute kiesen (nu müezen hiute kiesen* B*)*. 771, 1 *Du muost daz hiute schouwen.* 4 *du solt noch hînte kiesen.* 767, 2 *erst tiwerr danne sî G.* 771, 2 *und daz mîn man ist tiwerre danne der dîn sî.* 772, 2 *ich wil wesen tiwerre danne . . (selbe t. w.* B). Entfernter und ohne beziehung auf einander 788, 4ª. 798, 2ª *hât er sichs gerüemet* (810, 3).

Solte von diesen stellen sich die eine oder die andere vielleicht mit jenen aus den plusstrophen vergleichen lassen, so ist doch der parallelismus dieser ganzen abschnitte im verhältnis zu dem der plusstrophen so spärlich, geringfügig und regellos, dass er nirgends als ein beabsichtigter, einer stilistischen manier entsprungener erscheint.

Das urteil zu fällen sind wir also wol berechtigt: der verfasser der plusstrophen, d. h. der redaktor B, steht gegenüber als ein anderer dem lezten dichter unseres Nibelungenliedes, oder als vertreter einer anderen stilgattung den dichtern des Nibelungenliedes.

3. Im Nibelungenliede herscht trotz aller formelhaftigkeit im algemeinen ein streben nach mannigfaltigkeit des ausdrucks. Komt dasselbe darin auch keineswegs den höfischen epen gleich, so lässt sich doch die durchgehende absicht nicht verkennen, widerholungen zu vermeiden. Der verfasser der plusstrophen aber hat sich vor widerholungen nicht nur nicht gescheut, sondern sie vielmehr gesucht. Das aber ist die weise der spielmannsepik, die teils zum erzielen gewisser poetischer wirkungen, teils zum zwecke der erleichterung der arbeit

solche übereinstimmende ausdrucksweise, oft von formelhafter algemeingültigkeit, in weitestem umfang anwendet. Ich führe zum vergleich einige stellen aus zwei ebenfals strophischen spielmannsepen an, aus Salman und Morolf und aus dem Wolfdietrich D, von denen das erste dem Nibelungenliede ungefähr gleichzeitig, das zweite mindestens ein halbes jahrhundert jünger ist.

Zu 345. 348, 5 fg. (auch zu 328 fg. 338 fg.):

Mor. 283, 3 *sô drinkent ûz disen wîn:*
ez ist wîn von Apperlant,
mir liez in die edele kunigîn.
284, 2 *ir solnt ûz drinken disen wîn,*
sît mir daz gût nit zû staten kan komen
gein der vil edelen kunigîn.
285, 3 *sît mir daz gût nit kan gewegen,*
sô drinken ûz disen wîn.

Morolf spricht hier einen im wesentlichen einheitlichen gedanken aus, dessen dreifach verschiedene beziehungen in jeder strophe mit übereinmenden umschreibungen angegeben sind.

Zu 348, 5. 6 und 9. 10:

Mor. 532 *Dô sprach die frouwe wolgetân:*
warumb hilfest dû nit, kunig Salmân?
533 *Dô sprach der heidenische man:*
warumb swîgest dû nit, frouwe wolgetân?
Wolfd. D V 75, 1 *Helt, swaz ich dir gebiete, des soltu volgen mir.*
76, 1 *Swaz du mir gebiutest, des wil ich volgen dir.*

Zu 589, 5. 6. 600, 1. 2 beispiele häufig.

Mor. 739, 3 *„und solt vâhen den kunig Princiân*
und manigen argen heiden,
den lâz ez an daz leben gân“.
745, 3 *er ving den kunig Princiân*
und manigen argen heiden,
den mûste ez an daz leben gân.

Zu 394, 5. 9. 13. 384, 3. 385, 5. 6:

Wolfd. D V 6 *Der ander schâchaere der hiez Widergrîn.*
7 *Der dritte schâchaere was Betewîn genant.*
8 *Biterolf der vierde schâchaere geheizen was.*
9 *Ìsenhart der fünfte schâchaere was gezalt.*
III 2 *Man lêrte die drî fürsten lop reinen frouwen geben.*
3 *Man lêrt die jungen fürsten manic ritterspil.*
4 *Man lêrt die jungen fürsten die schilde rehte tragen.*

Mor. 11 *dô ging . . . manig stolzer degen in ritterlicher wête.* 12 *Dô ging . . . vil manig dienstman in ritterlîcher wête.*

Zu 637, 4. 8:

Mor. 27 *Bitz einer daz wort ie vollesprach,*
der kunig von zorne nider sach.
30 *Bitz er daz wort ie vollesprach,*
der kunig von freuden ûf sach.

Wolfd. D III 59 *Dô Hugdieterîche der jungen rede vernam,*
er sprach gezogenlîche der tugenthafte man.
60 *Dô Wolfdieterîche sîns vater rede vernam,*
dô sprach er zornicliche, der ûzerwelte man.

Solcher stellen liessen sich leicht noch mehr aus diesen und anderen spielmannsepen sammeln, doch schon die angeführten dürften uns zu einem urteil über den stilcharakter der plusstrophen und die litterarische stellung ihres verfassers befähigen. Diese und jene stellen sind im wesentlichen gleichartig, und der unterschied ist nicht ein qualitativer, sondern nur ein quantitativer oder gradueller, insofern als der schematismus in der spielmännischen darstellung schärfer ausgeprägt ist und auch — was natürlich aus unseren zusammenstellungen nicht hervorgeht — einen breiteren raum einnimt. So stehen die plusstrophen in der mitte zwischen dem freieren, individuelleren, mehr künstlerischen stil der Nibelungen und dem gebundeneren, mehr traditionellen und handwerksmässigen stil der spielmannsepik. Und das ist auch ganz begreiflich. Der interpolator muste zunächst darauf bedacht sein — den ton des Nibelungenliedes zu treffen; dessen darstellungsweise war also für ihn vorbildlich, und wie sehr er von ihr beeinflusst ist, lässt die parallelensamlung in der früheren abhandlung erkennen. Ausserdem aber ist er abhängig von der technik, die er gelernt hat, und konte sich dem einfluss dieser spielmännischen darstellungsweise nicht entziehen.

III. Der verfasser.

Wenn uns also diese stilistische untersuchung darauf geführt hat, dass der redaktor B dem kreise der spielleute angehörte, so veranlasst uns dieses nach weiteren aufschlüssen über seine dichterische persönlichkeit uns umzusehen, namentlich auch, wie weit in seinen strophen und textesänderungen die seinem stande eigentümliche geschmacksrichtung zum ausdruck komt.

Wenn er 634, 3 statt *manegen küenen man* schreibt *manigen varnden man,* also bei der algemeinen beschenkung die ritter zurück-

stelt, die spielleute aber in den vordergrund schiebt, so sehen wir deutlich, wie er seinen stand zu vertreten sich bemühte.

Nicht zu verkennen ist der spielmännische zug zum wunderbaren, zu verstellung und täuschung, der den redaktor B bestimte, bei den aus der unsichtbarkeit Siegfrieds sich ergebenden situationen länger zu verweilen und sie wirkungsvoll anszumalen.

Spielmännischer geschmack ist es ferner, wenn er in der behandlung des verhältnisses zum weibe das sinliche element geflissentlich hervorkehrt. 607, 5—8 schildert er, wie Gunther die nacht nicht erwarten kann: *der eine tac in dûhte wol drîzic tage lanc.* 628, 5—8 glaubt er den gegenstand noch ausmalen zu müssen: *von sîner heinliche si wart ein lützil bleich.* In den worten *er naeme für si eine niht tûsent anderiu wîp* 582, 8 schäzt er den wert des weibes nach einem massstabe, der eine ziemlich niedrige auffassung verrät. Diese gesinnung bekundet er auch, wenn er Gunther über seine gattin sich äussern lässt: 599, 2 *ich hân den übeln tiuvel heim ce hûse mir geladen,* statt *laster unde schaden hân ich an mîner vrouwen ze hûse heim geladen* A. Vgl. hierzu Salmans worte über sein ungetreues weib Mor. 718, 4. 5 *sie hât dem tûvel gedienet, der mûz ouch ires lîbes pflegen.* Es kenzeichnen somit die niedrigere anschauung, die grössere deutlichkeit, die drastische darstellung den redaktor B als einen spielmann gewöhnlichen schlages. Damit steht nicht in widerspruch, wenn er zuweilen einen mislungenen versuch gemacht hat zu zeigen, dass er auch etwas von höfischer galanterie verstehe. Diese absicht hat ihn auf den wunderlichen einfall gebracht, Siegfried mit umgekehrtem ger auf Brunhild schiessen zu lassen. Dieses bestreben zeigt sich ferner in der umständlichkeit, mit der die mit jener handlung in verbindung stehende anfertigung der kleider eingeleitet wird. Schon das original hat diesem unbedeutenden stoffe eine mehr als genügende ausführung gegeben. Der redaktor B dichtet noch 6 strophen dazu. Dabei hat er die stelle, wo Günther seiner schwester ihre ohne ihr wissen volzogene verheiratung mitteilt (566. 567), erweiternd und steigernd nachgeahmt. Als ob es sich auch hier (341 fg.) um ein ansinnen handelte, mit dem Gunther seiner schwester gar nicht zu kommen wagte! Erst Hagen muss ihn an Kriemhild weisen; dann begint er mit umschweifen, und nicht eher als bis Kriemhild ihm gesagt hat: *ir sult mich, rîter edele, niht sorgende biten, ir sult mir gebieten,* spricht er unumwunden sein anliegen aus. Gerade dieses ungeschick in der entwicklung höfischer galanterie beweist, dass dies sonst nicht des verfassers sache war. Dass aber auch andere spielleute darin zuweilen gern etwas besonderes zu

leisten wünschten, ersieht man z. b. aus dem ceremoniell, mit welchem im Rosengarten Rüdeger als bote vor Kriemhild auftritt (Ros. Gr. 947 fg.).

Der spielmännische charakter zeigt sich weiter in der vorliebe für humoristische effekte. In der erzählung von der erwerbung Brunhilds ist in A nur Hagen humoristisch behandelt. Dies genügte dem redaktor B nicht. Er dehnt dieses auch auf Gunther aus:

419, 5 *Er dâhte in sînem muote: waz sol ditze wesen?*
der tiuvel ûz der helle wi kund er dâ vor genesen?
waer ich ze Burgonden mit dem lebene mîn,
si müeste hie lange vrî vor mîner minne sîn.

Vgl. auch 599, 2 B. Die humoristische rolle, die in A Brunhild mit ihrer sparsamkeit spielt, ist in B noch erweitert worden

486, 5 *Er gît sô rîche gâbe, jâ waenet des der degen,*
ich habe gesant nâch tôde, ich wils noch langer pflegen.
ouch trûwe i'z wol verswenden, daz mir mîn vater lie.
sô milten kameraere gewan noch küneginne nie.

Die pointe ist ungefähr dieselbe in dem witz:

882, 5 *Dô sprâchen sîne jegere: mügez mit fuoge wesen,*
sô lât uns, hêr Sîfrit, der tier ein teil genesen.
ir tuot uns hiute laere den berc und ouch den walt.
des begonde smieln der degen küene unde balt.

Der sinn ist das erste mal: er schenkt so viel, als ob ich sterben wolte, ohne mir für mein weiteres leben etwas übrig zu lassen. Das andere mal: ihr erlegt so viel, als ob der ganze berg und wald leer werden solte, ohne uns für spätere jagden etwas übrig zu lassen.

Dass es ein spielmann war, der als redaktor B das Nibelungenlied erweiterte, wäre an sich noch nichts merkwürdiges; scheint es doch schon in der redaktion A eine solche erweiterung erfahren zu haben. Dass er aber, indem er die ausgestaltung eines ritterlichen volksepos versuchte, die spielmännische geschmacksrichtung, denk- und anschauungsweise, die spielmännische technik so wenig verleugnen konte, ist sehr zu beachten. Vielleicht wurde er im verlauf seiner arbeit sich selbst über die schwierigkeit klar. Und so könte man es erklären, warum er, nachdem er sich mit bestimtheit für eine erweiterung entschieden und über 300 strophen hindurch an diesem vorhaben festgehalten hatte, es doch wieder aufgab und im algemeinen davon abstand.

MÜHLHAUSEN IN THÜRINGEN. EMIL KETTNER.

ZUM ORENDEL.

1. Dass die starke und streitbare jungfrau Bride ihr analogon in Brunhild hat, ist leicht wahrzunehmen und widerholt bemerkt worden (vgl. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde I, s. 38; Vogt, bd. XXII dieser zeitschrift s. 474). Zunächst wird man hierbei mehr an die Brunhild der sage als an die unseres Nibelungenliedes denken. Es scheint indes, als ob auch der hierhergehörige text des Nibelungenliedes und der text des Orendel sich berühren. Wenn über Bride gesagt wird 205 fg.: *nun enweiz ich keine frouwen ..., die dir müge gelichen, ... wan eine künegîn ... gesezzen vil verre über des wilden sêwes fluot* (210 fg. Nib. 325 B); wenn Orendel sich eine gattin wünscht: *die mir wol gezême zuo der minne über daz lant zuo einer küneginne* (196 fg. Nib. Z. 49, 4. 50, 3) — so sind dies freilich noch anderwärts vorkommende motive, vgl. Mor. 28 fg.; Roth. 64 fg.; Berger zu Or. 196. Erheblicher dagegen ist folgende stelle. Orendel nähert sich Brides palast, er wendet sich an seinen begleiter:

859 *Helt, nu sage mir durch got,*
welchez ist die maget hêre
über daz lant und burg zuo Jerusalême?
Er sprach: sihestu an den zinnen stân
zwelf megte wolgetân?
die mitten under in stât
und einen zobeln mantel umbe hât,
daz ist die maget hêre usw.

Gunthers schiff nähert sich Brunhilds palast:

Z. 60, 4 *Saget mir, friunt Sîfrit, durch den willen mîn:*
bekennet ir die frouwen und ouch die magedîn?
60, 6 *Sô sihe ich under in* (hs) *eine in jenem venster stân*
in snêwîzer waete: diu ist sô wolgetân.
60, 7 *ez ist diu starke Prünhilt, daz schoene magedîn.*

Diese übereinstimmung, die in C am genauesten ist, dürfte doch schwerlich nur zufall sein. Eher liesse sie sich verstehen als ein traditioneller zug innerhalb des beliebten motivs der brautfahrt. Aber die stelle im Nibelungenliede ist sicher nur eine variation und umkehrung des hier so oft begegnenden motivs: musterung der fremden gäste und mutmassung über ihre persönlichkeit, wie es am ausführlichsten 80 fg. vorkomt; somit dürfte es nicht als entlehnt zu betrachten sein, und es müste hier eine beeinflussung des Orendel durch das Nibelungenlied angenommen werden.

2. Im saal des königs Minold befinden sich Orendel, Ise, Achille und Bride. Da Minold seine feinde, Orendel und Ise erkent, so geraten sie in lebensgefahr. Orendel springt an die tür:

3626 *vil lûte rief er in daz hûs:*
künig, hie gât ein enge tür ûz,
die hân ich dir verstanden.

An seiner statt übernimt Bride die wacht an der tür:

3714 *sô stand ich ûzen für daz tor,*
ich enlâz nieman ûz noch vor.

Ähnlich ist die situation der Nibelunge in Etzels saal:

1916 *der küene videlaere rief über die menege:*
der sal ist wol beslôzzen, vriunt, hêr Hagene!
jâ ist alsô verschrenket die Etzelen türe.
1915, 1 *Dancwart der snelle stuont ûzerhalp der türe.*
1910, 4 *Dancwart liez ir deheinen die stiegen ûf noch zetal.*

An zufällige übereinstimmung wird man hier wol noch weniger als an der ersten stelle denken; für ein episches motiv ist die handlung aber schon zu singulär.

3. Dass der zwerg Alban eine widerholung von Alberich ist, lässt sich nicht bezweifeln; die änderung des namens entspringt der vorliebe, die der dichter des Orendel und andere spielleute für die bequem reimende endung *ân* bei eigennamen haben. Seine behandlnng durch Bride 2439 fg. entspricht der Alberichs durch Siegfried zum teil bis auf den wortlaut N. 466. 467. Der gleiche vorgang und gleiche wortlaut findet sich aber auch bei der behandlung des kämmerers 1614 fg. Deutlicher ist Albans verwantschaft mit dem Alberich im Ortnit. Es heisst in der zur ergänzung des druckes und der hdschr. zuweilen verwendbaren prosabearbeitung des Orendel (Berger nach 2500): *Darnach sprach das zwerglin Alban zů dem grawen Rock: . . . wil ich dir noch heyndt in diser nacht die burg gewinnen. Hiemit gieng es hynweg in die burg vnd auff die maur, da zerbrach es alle schlosz (?) vnd wôr, so die hayden hetten.* Alberich sagt Ortn. 367. 368 *ich mache, daz noch hînte ir schallens wirt geswigen . . . urloup namz zuo dem künege und huop sich ûf den berc. dô suochte ez ûf der mûre; swaz ez geschozzes vant, daz brach inz gar mitalle und warf ez von der want.*

Wenn man die abhängigkeit des Orendel vom Nibelungenliede[1] und etwa auch vom Ortnit für diese stellen zugibt, so fragt es sich

1) Auf so formelhafte übereinstimmungen wie Or. 872 fg. mit N. 1672, 3. 4, Or. 1112 mit N. 2219, 1, Or. 1921 fg. mit N. 1698, 2. 3, Or. 2984 mit N. 475, 3 und ähnliche will ich hier nicht eingehen.

noch, ob man sie zum original (Berger: c. 1160, Vogt: gegen 1200) oder zu der umformung desselben (Berger: gegen 1300, Vogt: grösteenteils später) rechnen will. Die stelle 858—867 kann man, wenn man will, für interpoliert halten. Die stellen 3626 usw. würden sich aber schwerlich aus der ganzen erzählung jenes abschnittes wegdenken oder herauslösen lassen. Die tat Albans, die ja nur in der prosa vorkomt, könte unberücksichtigt bleiben, wenn nur nicht gerade ein Alberich im Ortnit dasselbe täte, und also der wegfall dieser handlung auch leicht die ausscheidung der ganzen person nach sich ziehen könte. Will man dies alles mit der umformung in verbindung bringen, so würde man den wert der frage nach dem original erheblich vermindern. Schriebe man es aber dem original zu, so hätte man dessen abfassung etwa nach 1230 anzusetzen, also ungefähr in die zeit, die Heinzel (Über das gedicht vom könig Orendel 1892 s. 10, Sitzungsber. d. Wiener akad. bd. 126) annimt. Doch solche vermutungen weiter zu verfolgen, verbietet die geringfügigkeit des beigebrachten materials.

MÜHLHAUSEN IN THÜR. EMIL KETTNER.

ZU WALTHER 88, 1—8.

Lachmann (Die gedichte Walthers von der Vogelweide, anm. zu 88, 1) beweist aus ihrer abweichenden form, dass die strophe *Nieman ritter wesen mac* nicht zum liede 87, 1—40 gehöre. Indessen auch selbst dann, wenn diese strophe in der form genau mit den voraufgehenden übereinstimte, könte keiner mit anspruch auf wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie mit ihnen ein zusammengehöriges ganzes bilde. Das lied *Nieman kan mit gerten* ist in sich völlig abgeschlossen: 87, 1—8 einleitung, 9—32 ausführung, 33—40 schluss. Was soll bei den ermahnungen an die jugend, zungen, augen und ohren in acht zu nehmen, der völlig heterogene hinweis darauf, dass kein mensch es aushalte über die zeit der verjährung hinaus ritter zu sein, ohne dass er an mut, kraft und vermögen einbusse erleide?

Unwilkürlich drängt sich nun aber die frage auf: wie komt denn die strophe 88, 1 hieher? Lachmann meint, sie sei aus Freidank 57, 6 hier beigefügt. Diese annahme ist mir nicht wahrscheinlich. Was hätte den schreiber von C oder seine quelle bewegen können, vier verse eines späteren denkmals, deren inhalt mit dem voranstehenden liede

29*

nichts zu tun hat, hieherzusetzen? Ebenso unmöglich ist es nachzuweisen, wodurch derselbe schreiber dazu gebracht wurde, aus den vier versen Freidanks durch umkehrung eine strophe herzustellen, welche den Waltherschen ähnlich ward. Lag ihm daran zu zeigen, dass derartige künsteleien leicht zu machen seien, so hätte er im Freidank zu diesem zwecke genug zweckmässigeres material gefunden, z. b. ganz in der nähe 56, 9—12:

Nieman wolte sînen muot
gerne wechseln umbe guot.
Swer rîchet an dem guote,
der armet an dem muote.

Vielleicht führt eine andere erwägung auf einen richtigeren weg. Lachmann selbst erwähnt, dass diese verse sich auch noch in einer spruchsamlung des 16. jahrhunderts finden. Dort haben sie — innerhalb eines längeren spruches — folgende fassung:

Vnd doch niemand geleben mag
Dreissig jar vnd einen tag,
Ihm gebricht liebs oder guts,
Darzů weiszheyt oder nutz[1].

Die form, in der dieser spruch hier auftritt, weist, wie Lachmann richtig bemerkt, darauf hin, dass er ohne vermittelung des Brantischen Freidanks widergegeben sei.

H. E. Bezzenberger, der lezte herausgeber der Bescheidenheit, führt in seiner einleitung s. 43 fg. 45 den beweis, dass Freidank, was als spruch im volke umlief, auffasste und benuzte, und dass er teils aus eigener erfahrung, teils aus der weisheit des volkes, teils aus seiner für die damalige zeit beträchtlichen litteraturkentnis spruch an spruch reihte.

Darnach ist mir nicht zweifelhaft, dass die beiden in etwas abweichender gestalt überlieferten sprüche aus einer gemeinsamen quelle stammen. Es ist eines versuches wert, dieser quelle nachzuforschen.

Das scheint zunächst sicher, dass Freidanks verse der ursprünglichen fassung näher stehen als die des Frankfurter druckes, in dem mit zeitgemässer änderung vom menschlichen leben überhaupt, nicht bloss speciell von dem (damals nicht mehr im vordergrund stehenden) ritterlichen leben die rede ist. Ferner ist klar, dass Freidank diesen spruch seinem werke nur in der absicht einverleibte, auf die vergäng-

1) Vgl. auch Adelbert Keller, Alte gute schwänke² nr. 52 mit anmerkung.

lichkeit des irdischen besitzes hinzuweisen. Es kam ihm besonders auf 57, 8 an. Aber in dem spruche liegt mehr, wie jeder auf den ersten blick erkennt. Es sind die übermässigen anforderungen hervorgehoben, welche das ritterleben an den mann stelte.

Der verfasser dieser vier zeilen ist gewiss nicht in ritterlichen kreisen zu suchen. Es wird ein mann gewesen sein, welcher voll neid über die vorrechte, die der ritterstand genoss, zu seinem eigenen troste und zum troste vieler auf die aufreibende wirkung des lebens der edlen hinweisen wolte und aus dieser stimmung heraus sang:

Nieman ritter wesen mac
drîzec jâr und einen tac,
im gebreste muotes,
lîbes alder guotes.

Das gefiel und verbreitete sich schnell im volke. Wie es nun aber gebräuchlich war, kurze poetische aussprüche, um ihren inhalt den hörern noch eindringlicher ans herz zu legen, durch umkehrung der zeilen (vgl. Carmina Burana 136[a]) zu widerholen, so machte man es auch hier, ohne zu beachten, dass diese umkehrung keinen ganz klaren sinn ergab. Jeder verstand sie ohne weiteres, der den anfang vernommen hatte.

Diese gewiss viel verbreiteten verse hörte auch Walther. Er konte ihrem inhalt nicht widersprechen. Aber von liebe erfüllt für den stand, dem anzugehören er sich zur ehre schäzte, richtete er mahnungen eindringlichster art an die edle jugend, um sie dadurch zu rittern heranzubilden, auf welche jener ausspruch nicht mehr passte. Er wählte dieselbe strophenform mit kleiner abänderung in der stellung der reime und begann sein lied mit demselben worte, mit welchem der spruch anfieng. Einer, der den zusammenhang ahnte oder kante, schrieb neben Walthers lied die zeilen, welchen es seine entstehung verdankte.

LÜBECK, IM APRIL 1893. HEINRICH GISKE.

NOCH EINMAL DER ZWEITE MERSEBURGER SPRUCH.

Während Johansson (Gött. gel. anz. 1890, 767), Steinmeyer (MSD II, 47), Golther (Geschichte der deutschen litteratur s. 39), Kelle (Geschichte der deutschen litteratur s. 66), Mogk (Pauls Grundr. I, 1104 fg.) die von mir vertretene auffassung des zweiten Merseburger zauberspruches zu der ihrigen gemacht haben, sind mir in Martin (Gött. gel. anz. 1893, 128), Erdmann (Ztschr. f. d. phil. XXVI, 115) und Gering (ebd. XXVI, 145) drei[1] gegner gegenübergetreten, von denen der leztgenante mir veranlassung gibt, noch einmal das wort zur sache zu nehmen. — In seiner Eddaübersetzung s. 9 hat es Gering wunderbar gefunden, dass überhaupt noch eine übereinstimmung des deutschen und nordischen götterglaubens sicher erkenbar ist. Zu diesen „wunderbaren" übereinstimmungen rechnet er *Balder*, *Hlóđyn - Hludana* und die „untergeordnete gestalt" eines „kammermädchens" wie *Fulla*. Wäre es unter solchen umständen noch wunderbarer, wenn auch *Syn* — *Sunna* sich entsprächen? Denn dass *Syn* zu den jüngsten schöpfungen der skandinavischen mythologie gehöre, hätte ich nicht von demjenigen gelehrten zu hören erwartet, der belege des zehnten jahrhunderts bei skalden gesammelt hat, deren dichtungen anerkantermassen zu den wertvolsten denkmälern einer mythologischen auffassung zu rechnen sind, die mit der der sogenanten Eddalieder nicht in stilgemeinschaft steht und als unabhängige parallelüberlieferung zu gelten hat (Arkiv för nord. filol. IX, 1 fgg.). Warum verschweigt Gering, dass für *Syn* unsere zeugnisse günstiger sind als für *Fulla* oder *Gná*? Es hat mir indessen fern gelegen, mit jener identitätserklärung „um jeden preis etwas neues und noch nie dagewesenes erklügeln zu wollen", ich bin gar nicht derjenige, welcher in der deutschen *Sunn* die nordische *Syn* erkant hat, sondern trete nunmehr, da es ein prioritätsrecht zu wahren gilt, gerne das verdienst der entdeckung an den ab, dem es gebührt: in Holtzmanns Mythologie s. 146 wird Gering die identität längst „ausgeklügelt" finden. Müllenhoff, dessen sorgfältig durchgedachte werke uns von Gering so beredt als muster vorgehalten werden, steht nun aber — was Gering gleichfalls entgangen zu sein scheint — mit Holtzmann und mir wenigstens so weit im bunde, als er *Sinthgunth* in der nordischen *Gná* widergefunden zu haben glaubte (Ztschr. f. d. a. 30, 218). Gering wird nicht umhin können, mir wenigstens eine sachliche berechtigung zuzuerkennen, wenn ich mit Holtzmann eine entsprechung

1) Vgl. neuerdings auch noch Ztschr. f. d. a. 37, 273; Anz. 19, 209.

aufrecht erhalte, die, wie er jezt nicht mehr bestreiten kann, nicht neuerungssüchtig, sondern sogar Müllenhoffs grundanschauungen nicht entgegen ist. Denn wenn ein Müllenhoff *Sinthgunth* in *Gná* widerfindet, gibt uns die wortverwantschaft ein besseres recht bei *Sunna* an *Syn* zu denken. Nun ist eine göttin der sonne weder von Gering noch von sonst jemand auch nur entfernt erwiesen oder wahrscheinlich gemacht worden. Ich habe schon früher gesagt, dass einer femininen vorstellung das masculinum (ahd. *sunno,* mhd. *sunne*) und das neutrum got. *sauil,* ags. *sizel* entgegen ist. Gering möge sich der worte Jacob Grimms (Gram. III, 348) erinnern und bedenken, welche schwierigkeiten darin liegen, gerade in einem ausgesprochen bairischen denkmal eine feminine *Sunna* anzunehmen, während gerade für Baiern der masculine *sunno* hohes alter und weiteste verbreitung beansprucht, wie mit recht längst von Heinzel, Notkers psalmen s. XXXVIII hervorgehoben worden ist (vgl. neuerdings auch Weede, Wârheit s. 26 fg.; Bruinier, Krit. studien s. 156; Schlüter, Untersuchungen zur gesch. der as. sprache s. 87). So lange eine so gewichtige tatsache nicht beseitigt ist, bestreite ich Gering und allen anderen das recht, aus ihrem götterschöpfenden haupt eine göttin Sonne aufsteigen zu lassen. Soll ich noch mit Uhland (Schr. III, 292) auf das rätsel vom schnee verweisen (MSD. I, 21. II, 59), wo die sonne als masc. *homo* erscheint und wo man an alliteration zwischen *man* und *munt* gedacht hat? Nichtsdestoweniger möchte ich Gering bitten, auseinanderzusetzen, mit welchem „fug und recht“ er an eine göttin Sonne glaubt. Es entsprach also ganz und gar der auffassung Müllenhoffs, wenn ich behauptet habe, die frauennamen des zauberspruches versezten uns in die *drótt* der *Frigg*, denn *Sinthgunth - Gná, Voll-Fulla, Sunn - Syn* setzen, wie ich nach Gerings eigenen worten annehmen darf, einen kreis um *Friia* voraus, der dem der nordischen *Frigg* entsprochen haben muss. Auch dieses argument übergeht mein gestrenger gegner mit stilschweigen. Mit andern worten, Gerings polemik lässt eine meiner hypothesen, bezw. die Holtzmannsche hypothese gänzlich unberührt bestehen.

W. Scherer hat in der Ztschr. für österr. gymn. 1870, 49 (= Kl. schr. I, 189) für den Merseburger spruch die situation ungefähr richtig gezeichnet. Die eigentliche zauberformel wird für den gläubigen dadurch wirksam, dass die erzählung eines typischen falles, der im moment gerade als realfall sich widerholt, vorausgeschickt wird. Die zauberkraft wird bezogen von einer in der epischen erzählung citierten gottheit, die beschworen wird, auch jezt hilfreich einzugreifen. Wir haben

es also, wie noch niemand bezweifelt hat, in der ersten hälfte des spruches mit einem epyllion zu tun[1]. Nun ist es eine bekante stilform, dass die erzählung erst bei der epischen handlung einsezt und die voraussetzungen nicht exponiert werden. Unsere alten heidnischen zaubersprüche unterscheiden sich dadurch stilistisch sehr deutlich von den christlichen (vgl. z. b. MSD. II, 303). Daraus folgt, dass wir nicht wissen können, was mit *vuorun zi holza* gemeint ist. Wegen der jüngeren parallelen (wie z. b. Germ. 8, 63) denkt man wol zumeist an einen jagdausflug, der schon deswegen unwahrscheinlich ist, weil die christlichen sprüche gar nichts mit unseren heidnischen zu schaffen haben. Ein anderes bild liesse sich aus einer stelle wie Notker I, 597 und wieder ein anderes, vermutlich das richtigste, aus einer stelle wie Kaiserchronik v. 12185 gewinnen, die mit Skírnism. v. 30 u. a. beweiskräftig wird. *Wuodan* war mit *Friia* und deren *drótt* aufgebrochen, um bei holden oder unholden im walde irgend ein anliegen zu erledigen. Ich habe nichts davon gesagt, dass man im altertum die galanterie so weit getrieben habe, einen weiblichen eigennamen dem des mannes voranzustellen, die situation hat man sich vielmehr so zu denken, dass *Vol* und *Wuodan* von den übrigen sich getrent hatten und dass unterwegs dem schlachtross des gottes (das bedeutet bekantlich *volo* [vgl. Jänicke zu Biterolf 2784], und diese bedeutung scheinen diejenigen nicht genügend gewürdigt zu haben, welche die beziehung auf *Wuodan* bestreiten) ein unglück zustiess, wie bei anderer gelegenheit den böcken des *þórr* (Hymiskv. 37) und bei wider anderer gelegenheit dem streitross des *Hartmuot* (*dô sach man ouch strûchen des künec Hartmuotes voln* Gudrun 1408, 4). Dass der name der göttin vorangestellt ist, erklärt sich einfach daher, dass die eine von den andern sich getrent hatte, dadurch in augenfälligen gegensatz zu den übrigen weiblichen teilnehmern der fahrt geraten war. Ich sehe keine andere möglichkeit, wie der dichter solchen inhalt anders in kürze hätte andeuten können als dadurch, dass er das augenfällige zuerst sagt und das ausnahmsweise verhalten der *Phol* schon durch die wortstellung kenzeichnet. Übrigens ist es nicht richtig, dass nur die stellung masculinum + femininum belegt sei (vgl. Hyndlulj. 17. 32), man könte speciell auch an eine scene wie Helgakv. Hjǫrv. 35 denken; Gerings „niemals" wäre also jedesfals zu streichen!

Gering erklärt nun aber *Phol* für *Apollo*. Ich fürchte, er wird auch bei freunden damit nicht mehr glück haben als Julius Zacher,

1) Vgl. jezt auch E. Schröder, Ztschr. f. d. a. 37, 258 fg., der in *spell* die deutsche benennung des epyllion erkant hat.

über dessen *Phol-Apollo* man längst zur tagesordnung übergegangen ist. Apollo hat mit einem imaginären „germanischen lichtgott" *Balder* nichts zu schaffen (vgl. jezt z. b. auch Bezzenbergers Beitr. 19, 230), jenes kann folglich nicht als *interpretatio romana* dieser aufgefasst werden. Zweitens ist gar kein anhaltspunkt dafür vorhanden, dass Apollo in den volkstümlichen sprachschatz aufgenommen worden sei. Nur die gelehrte litteratur kent den fremden namen, und wo er auftritt, zeigt der name eine form, die von *Phol* sehr weit absteht: *Appolles* MSD. I, 218, 25; *Abollin* MSD. I, 38, 59; eine form *Phol* für Apollo hat also geringeren wert als eine gänzlich unwahrscheinliche hypothese. Dieser hypothese wird aber jeder grund und boden entzogen, wenn die von Gering u. a. für *Apollo-Phol* angezogenen ortsnamen anders zu erklären sind. Seltsamer weise beruft sich auch Gering darauf, dass die betreffenden ortsnamen bis ins Thüringische verbreitet seien! Er citiert *Pholesbrunnen in provincia Thuringiae* (es ist das heutige Pfuhlsborn in der nähe von Apolda, das aus urkunden des 14. jahrhunderts mir als *Pfoltzborn*, *Phulsborn*, *Pfulsborn* bekant ist). J. Grimm hat selbstverständlich niemals daran gedacht, dass bis nach Thüringen der name des Apollo gewandert sein solte, bis nach einem landstrich, wo von römischer provincialbevölkerung noch keine spur entdeckt worden ist (über das von J. Grimm angeführte Pölde findet sich das richtige bei Schottin, Die Slaven in Thüringen s. 10 u. ö.). So richtet sich die annahme Gerings selbst. Wie und wann sollte jemals eine „römische kultursphäre" solcher potenz bis an die Saale gereicht haben! Wie solten die obd. ortsnamen, die zum teil gerade an der teufelsmauer gelegen sind, irgend anderer herkunft sein, als dass sie nach dem pfahlgraben benant sind[1], bildungen sind, wie das von Amm. Marcellinus 18, 2, 15 überlieferte *ad Palas*, wozu man Mommsen, Röm. Gesch. V, 111. 141 anm. vergleiche. *Pholsauwa* hat also ō, und so steht denn auch Mon. Boica IV, 519 *Pfoalsowa*. Hätte unser *Phol* mit diesem ortsnamen (vgl. auch *Phuala* Würt. Urkbuch III, 417 u. ö.?) etwas zu schaffen, so müste **Phuol* überliefert sein. Damit hoffe ich den aberglauben an die mythologische bedeutung jener ortsnamen vernichtet und den phantasien von einem *Balder-Apollo*-dienst an den ufern der Saale oder in den urwäldern Thüringens und am Limes eine ende gemacht zu haden. Dann fält aber auch die von Gering behauptete beziehung zwischen *Phol* und *Balder-Apollo*. Bugge hatte sich gleichfalls schliesslich dafür erklärt, dass *balderes* auf *Phol* zu beziehen sei, nachdem A. Kock auf die von C. Ohlson Arcadius veröffentlichten segenformeln

1) Vgl. hierzu auch J. Grimm, Mythol. s. 854 fg.

verfallen war. Dieselben stammen aus kirchenbüchern von Bohuslän, gehören den jahren 1629 und 1672 an und sind wol für die schilderungen, die Arcadius von den *kyrkliga förhållanden, lefnatssätt och seder* (diss. s. 117 fg.) gibt, interessant, ergeben aber nichts für die lösung der frage: *Var Balder äfven en tysk gud?* (Svenska landsm. VI [1888] CXLVI fgg.) Gering ist ja wol derselben ansicht, sonst hätte er sich sicherlich darauf berufen; ebenso fern liegen die strophen bei Landstad, Norske Folkeviser nr. IX v. 48 fgg. nebst tillæg v. 12. 13 (s. 127) u. a.

Überrascht hat mich die behauptung Gerings: *demo balderes volon sîn vuoz* sei nicht anders zu fassen als wenn geschrieben stände: *demo balderes volon der vuoz*. Das ist eine auffassung, die x für v nimt. Ich habe seinerzeit gesagt, in v. 2 liege ein „entsprechender" vulgarismus vor wie in den folgenden versen. Meine gegner haben daraus den vorwurf gemacht, ich hätte den dativ nicht zum verbum construiert (Beitr. 15, 570) oder ich „verstehe nicht verschiedenartiges auseinanderzuhalten", als wenn ich von demselben, dem gleichen vulgarismus gesprochen hätte. Auch ich construiere wie Behaghel und wie Erdmann-Gering *demo volon* zu *birenkit*, halte *sîn* für das possessivpronomen, sehe aber immer noch einen dem folgenden entsprechenden vulgarismus darin, dass eben nicht, wie Gering meint, *der* sondern das possessivum steht, dem eine ganz entsprechende rückbeziehung auf den unmittelbar vorhergehenden begriff zu grunde liegt, wie den folgenden pronominibus der dritten person. Ich habe diese form der rückbeziehung, bezw. der wideraufnahme einen vulgarismus genannt, weil ein derartiger pleonasmus nach moderner auffassung den ton vulgär färbt und von einer ausdrucksweise wie *hirez rûneta hintûn in daz ôra* (MSD. nr. VI) charakteristisch sich unterscheidet (vgl. ausser der von Erdmann beigebrachten Otfridstelle 1, 5, 36 noch Notker I, 12, 28. 22, 24. 300, 26 fg. 25 und MSD. zu Judith 3, 8). — Meinen ausgangspunkt bildet die erwägung, dass die halbverse

sîn vuoz birenkit
Sunna era suister
Volla era suister

in dieser form nicht altertümlich sind, sondern der sprechweise des 10. jahrhunderts angehören, als mundartliche fortbildungen älterer, schon durch die metrik nahegelegter halbverse

vôz birenkit
Sunna suister
Volla suister

aufzufassen sind. Als modern haben natürlich auch die einleitenden *dû, thû* der ersten halbverse und die enclitischen *-en* zu gelten (Ztschr. f. d. phil. 2, 126). Wir dürfen kühnlich als originalform betrachten:

ward baldres volon vôz birenkit
bigôl Sinthgunth Sunna suister
bigôl Friia Volla suister
bigôl Wôdan so wola conda ....

Die pronomina der dritten person dienen wie das possessivpronomen einer art der rückbeziehung, wie sie der älteren epischen sprache nicht eigen ist, vgl. Musp. 16 *denne der man in pardîsu pû kiwinnit; sîn muot* Musp. 19 ist ebenso modern wie die bekanten *dar* und *denne,* welche den *dû, thû* des spruches correspondieren (vgl. *khenfun* 40 ohne, *diu kôsa* 40 mit artikel u. a.); auch auf *sîn lip* v. 82, *sîno virina* 25: *dio virina* 98 im gegensatz zu *tâto deheina* 95 wäre zu verweisen. Nun wird man vielleicht eher einsehen, inwiefern *sîn vuoz* doch nicht dasselbe ist wie *der vuoz,* man wird mir zugeben, dass *sîn* genau den pronominibus der dritten person in v. 3. 4 des spruches zur seite geht.

Das psychologische und grammatische prädikat des satzes in v. 2 ist *birenkit;* ich habe nirgends behauptet *demo balderes volon sîn vuoz* bilde das subjekt. Vielmehr betrachte ich als psychologisches subjekt des satzes *demo balderes volon* und die übrig bleibenden sazteile als bindeglieder zwischen dem psychologischen subjekt und dem psychologischen prädikat. Die jüngere stilform verwendet bekantlich derartige bindeglieder in ausgedehnterem masse als die ältere, und je völliger die psychologischen beziehungen zu sprachlichem ausdruck gelangen, um so freigebiger sind wir mit der annahme eines sog. pleonasmus. Der widerspruch zwischen grammatischem und psychologischem subjekt hat eine umständlichere ausdrucksweise zur folge. In unserem fall ist „ross" psychologisches subjekt; um das ross dreht sich handlung und erzählung. Tritt wie in unserem spruch der fall ein, dass das psychologische subjekt nicht in der form des grammatischen subjekts (d. h. im nominativ) erscheint, so ist veranlassung vorhanden, die beziehung zwischen grammatischem und psychologischem subjekt durch einen vertreter des lezteren bei dem ersteren zu markieren, dem grammatischen subjekt ein rückbezügliches pronomen beizugesellen. Diese meine auffassung des v. 2 dürfte nun keinem misverständnis mehr ausgesezt sein; ich gebe allerdings zu, dass meine worte Beitr. 15, 208 anlass zu einem solchen werden konten.

Für die verse

bigöl Sinthgunth Sunna suister
bigöl Friia Volla suister.

will ich gern das asyndeton zugestehen, wenn es Gering gelingt, eine aufzählung dieser art in den alten epischen gedichten nachzuweisen — nur verschone er uns mit berufungen auf memorialverse und ähnlichem material, wie es schon Ztschr. f. d. a. 2, 190 citiert worden war. Es gehört nur Skírnism. 38 hierher:

Heyri jǫtnar heyri hrímþursar
Suttunga synir.

Was darunter zu verstehen ist, wissen wir aus Hǫvam. v. 103 fgg.; ein anaphoron *heyri* — *heyri* hat noch niemand als asyndeton aufgefasst und dass *Suttunga synir* nichts anderes als variation zu *hrímþursar* darstelt, geht ganz unbestreitbar daraus hervor, dass *heyri* nicht zum dritten mal wideraufgenommen worden ist (vgl. R. M. Meyer, Altgerm. poesie s. 315 fgg.). Nicht asyndetische anfügung, sondern variation liegt vor. Aber auch bei aufzählungen suche man ein paar wie das Müllenhoff-Geringsche — es wird vergeblich sein. Es gibt keine aufzählung, bei welcher das gemeinsame prädikat nur dem zweiten teil angehängt wäre, vielmehr verfährt die aufzählung in der regel so, dass jedem glied derselbe umfang gegeben und das gemeinsame dem einzelnen vorausgeschickt wird (vgl. Hel. 4013 fg.). Auf unsern fall angewendet, könte das asyndeton passieren, wenn gesagt wäre: **bigôlun suister Sinthgunth Sunna* oder ähnlich. Eine aufzählung *Sinthgunth* + *schwester Sunna* gibt es nicht, sie darf als stilwidrig bezeichnet werden (über die entwicklung des asyndeton in späterer zeit vgl. G. Roethe, Reinmar von Zweter s. 317 fgg.).

Trotzdem will ich noch auf Hildebrl. v. 20 eingehen. Hierzu muss ich allerdings gleich bekennen, dass ich die polemik gegen das asyndeton längst eingestelt hätte, wenn ich nicht — es ist schon lange her — die überzeugung gewonnen hätte, dass an jener Hildebrandsliedstelle ein asyndeton nicht vorliegt. Auch Gering ist mir antwort auf die entscheidende frage schuldig geblieben, was denn *luttila prût* bedeute. And. *luttil,* ahd. *luzzil* heisst nun eben einmal nichts anderes, als *parvus, parvulus* (Hel. 381. 740; Tatian 114, 1; Isidor 9, 4; Kaiserchronik 1638 u. a.) und wird nie und nirgends in übertragenem psychischem sinne gebraucht, und *luzilaz folch: vulgus* verträgt sich mit unserer stelle erst recht nicht. Kurz — was Holtzmann vorgebracht hat, ist auch durch Gering noch nicht beseitigt. Diese bedenken Holtzmanns gegen das asyndeton verstärken sich, wenn

man die worte Lachmanns, Kl. schr. 1, 425 liest und beobachtet, wie weit sich der scharfsinnige mann durch das besorgniserregende asyndeton hat in die irre führen lassen. Wenn das betreffende epitheton sich auf *prût* bezöge, müste *luttilûn* stehen. Wenn aber *laosa* zu *barn* gehört, darf schon der grammatischen form wegen *luttila* gar nicht anders construiert werden. Auch in der neuen auflage der Denkmäler ist „das schwache *laosa* auffallend“ geblieben. Die erwähnung der frau als beklagenswertem schicksal überlassen bringt einen fremden zug in die heroische sage. Was wir erwarten, steht bei Saxo I, 358, 7 mit den worten: *unicus hic nobis haeres erat, una paterni cura animi, superoque datus solamine matri. prût in bûre* ist wie *fireo in folche, folches at ente, sceotantero in folc* zu construieren, *prût(i)* als genetiv zu fassen, *prût in bûre* hat mit *in lante* zu variieren. So fält also auch diese lezte säule, und das asyndeton wage ich jezt, wie ich denke, mit guten gründen nicht bloss als stil- sondern geradezu als sprachwidrig zu bezeichnen. Fälle wie Muspilli v. 87 fg.; Notker I, 252, 23 (vgl. J. Grimm, Ztschr. f. d. a. 2, 190); Kaiserchronik v. 14185 fg. gehören nicht hierher.

Aber Gering selbst hat ja all diesen einwänden nicht die entscheidende bedeutung beigemessen, wie dem umstande, dass *Volla* das einmal mit *v-*, das andere mal *Phol* mit *ph-* geschrieben sei. Das ist für Gering ein beweis, dass ein laut widergegeben werden solte, der von dem deutschen *v-* wesentlich verschieden und doch widerum nicht so weit verschieden war, dass er nicht auf *v-* hätte alliterieren können. *Apollo* wäre in Baiern etwa zu *bol*, wie *episcopus* zu *biscof* geworden; dass *Pfol* (etwas anderes konte doch wol Gering mit *ph-* nicht meinen?) hätte daraus werden können, ist gar nicht wahrscheinlich zu machen und alliterationen auf *b-* resp. *pf-* waren doch zu beschaffen. Trotzdem solte auf *v-* alliteriert worden sein — das glaube, wem der glaube gegeben ist. Schliesslich gebe ich Gering noch eines zu bedenken. In unserer hs. überlieferung steht ja nicht bloss das einzige *ph-* den ferneren *v-*, sondern ganz analog ein einziges *dû* ferneren *thû* gegenüber. Vermutlich wird *d* für *th* ebenso wie *ph-* für *v-* dem bairischen schreiber des 10. jahrhunderts angehören — wie man in Baiern damals auf *ph-* für *v-* verfallen ist, weiss ich nicht, erlaube mir aber trotzdem noch einmal auf die von mir gesammelten bairischen belege für *ph-* = *v-* zu verweisen.

Was aber den einwand betrift, die von mir behauptete konstruktion „der Sunn ihre schwester“ sei im ahd. unerhört, so hat mich derselbe nicht überrascht. Wenn ich sie trotzdem für unsere stelle in

anspruch genommen habe, so folgte ich dem drang der gründe, die ich im vorstehenden noch eindringlicher zu entwickeln versucht habe. Anders kann die stelle gar nicht erklärt werden. Dass es an sich kein verbrechen ist, einen in den mundarten so weit verbreiteten und so tief eingewurzelten vulgarismus — der meines wissens über das gesamtgebiet germanischer sprache sich erstreckt — gleich andern erscheinungen des mundartlichen sprachlebens ins 10. jahrhundert zurückzudatieren, dessen glaube ich mich versichert halten zu dürfen. Ich erlaube mir nur noch auf könig Rother v. 2035 fg. aufmerksam zu machen und die worte des erklärers Rückert zu citieren, nach denen in der umgangssprache der zeit die fälle nicht selten gewesen sein möchten, wo zu dem genetiv des besitzes noch eine besondere bezeichnung durch pron. person. oder possess. hinzutritt. Ich verweise auf *Brünhilde ir lip* Nib. 806, 2 A = *der Prünhilde lip* BC; *Hagenen sin gewant* 1992, 3 AB u. a. Trotz der unsichern überlieferung wage ich auch, mich auf den anfang des spruchs *ad pestem equi* zu berufen (MSD. II, 304); wir können nicht vermuten, was und wie viel zu ergänzen ist, aber die g r a m m a t i s c h e form weist doch darauf hin, dass *Fales sin sun* und *Sunna era suister* sich aufs genaueste entsprechen: got. *Marjins jah Marþins swistrs izos; Marþan jah swistar izos* Joh. XI, 1. 5 weicht auch in der stellung von *izos* ab; ebenso Tatian 135, 3 *Marthun inti ira suester Mariun* in der stellung des zweiten namens.

JENA, 2. JULI 1893. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Auf die vorstehenden ausführungen Kauffmanns habe ich folgendes zu erwidern:

1. Meine behauptung über die verbindung mänlicher und weiblicher eigennamen will ich dahin präcisieren, dass der algemein giltigen regel nach dem mänlichen die erste stelle gebührt und dass nur ausnahmsweise in poetischen denkmälern, und dann stets aus metrischen gründen, hiervon abgewichen wird. So erklärt sich die erste von Kauffmann citierte stelle der Hyndluljóþ (str. 17 Bugge) — *Sækonungs bor[illegible] ok Svǫfu* wäre kein richtiger langvers —; während die zweite (str. 3[illegible]) aus dem spiele bleiben muss, da es nicht ausgemacht ist, ob *Heiþr* hier wirklich ein frauenname ist (Sveinbj. Egilsson 317ᵇ erklärt ihn für ein masculinum). Dagegen kann ich eine zweite ausnahme aus dem ags. Andreas beibringen: während im Hêliand die himmelskönigin Maria es sich gefallen lassen muss, stets hinter Joseph zurückzustehen, *da Joseph endi Maria* die allein überlieferte formel ist (458. 532. 780

833), stehen die namen in der Andreasstelle (688) in umgekehrter reihenfolge, da die zwei alliterierenden *m* der ersten vershälfte die nennung der Maria an erster stelle gebieterisch verlangten. Ein solcher metrischer zwang lag aber in dem ersten verse des zweiten Merseburger spruches nicht vor: wäre *Phol* wirklich ein frauenname, so hätte es dem dichter nicht die geringste schwierigkeit gemacht, ihn an die zweite stelle zu bringen. Er konte etwa sagen: *Wôdan enti Phol zi walde vuorun.* Was Kauffmann über die „situation" des spruches vorbringt, um die auffallende nennung der unbedeutenden göttin vor Wôdan zu erklären, sind lediglich phantasien; wer nicht gewaltsam etwas in unser denkmal hineininterpretieren will, sondern es unbefangen betrachtet, wird sich der meinung anschliessen, die kürzlich von R. M. Meyer (Anz. f. d. alt. 19, 210) ausgesprochen ist, „dass für einen altgermanischen dichter die nennung einer göttin vor einem gott (und gar vor dem hauptgott!) einfach eine stilistische ungeheuerlichkeit wäre." Da diese bemerkung unzweifelhaft richtig ist, so sehe ich keine möglichkeit, der von Meyer mit recht gezogenen schlussfolgerung auszuweichen, „dass *Phol* ein gott und zwar ein dem Wôdan an bedeutung nahestehender gott sein müsse". Ich sehe ferner keine möglichkeit, den götternamen mit dem ungermanischen anlaut für etwas anderes zu erklären, als für eine verstümmelung von Apollo[1]: dieser anlaut, bei dem der schreiber geschwankt hat, ob er durch *p* oder *ph* ihn widergeben solte, kann unbedingt nicht das germanische *f* sein[2], das in den beiden, von derselben hand aufgezeichneten sprüchen im anlaute durchaus fest ist und nicht einmal nach dem praefix *in(t)* zu *pf* sich verhärtet hat (*invar* I, 4). War in Süddeutschland der römische Apollo mit Balder combiniert worden (Kauffmanns äusserung, dass Apollo mit dem „imaginären" germanischen lichtgotte Balder nichts zu schaffen habe,

1) Kauffmann meint, dass *Apollo* im bairischen zu *Bol* hätte werden müssen, und deutet auch sonst mehrfach an, dass er die aufzeichnung der beiden sprüche durch einen bairischen schreiber für eine ausgemachte sache ansieht. Ich finde in den sprüchen, die Braune mit recht als ostfränkisch bezeichnet, kein einziges sicheres kriterium bairischer provenienz, denn *pft* für *ft* ist auch im fränkischen nachgewiesen (Braune, Ahd. gramm.[2] § 139, anm. 7). Die erweichung des intervokalischen *p*, die das deutsche schon aus dem roman. überkam, ist auch keineswegs überall eingetreten, vgl, *pfeffer* < *piper*, *luffina* < *lupîna*, auch *postul* < *apostolus* Tat. 156, 4.

2) Der umstand, dass der schreiber der Merseburger sprüche zwischen *th* und *d* schwankt (wie dies z. b. auch der schreiber *γ* des Tatian tut), ist noch kein beweis dafür, dass er auch in der bezeichnung des *f*-lautes geschwankt haben müsse. Germ. *th* unterlag ja der lautverschiebung, germ. *f* aber nicht.

ist eine behauptung, aber kein beweis), so sehe ich nichts unwahrscheinliches in der annahme, dass die kentnis der fremden namensform *P(h)ol* über die Mainlinie bis nach Thüringen vorgedrungen sei. Ich lasse mich auch an dem glauben an die beweisende kraft der oberdeutschen und thüringischen ortsnamen durch Kauffmanns erörterungen (trotz ihres überlegenen und siegesgewissen tones) nicht irre machen: Pfuhlsborn bei Apolda und Pfulsdorf bei Gotha sind sicherlich nicht nach dem Pfahlgraben benant, und wenn neben *Pholesouwa* sich die form *Pfoalsowa* findet, so ist dadurch die ursprüngliche länge des *o* noch lange nicht bewiesen, da die vermutung nahe liegt, dass, nachdem der name des gottes längst verschollen war, die volksetymologie anlehnung an ein ihr bekantes wort gesucht und gefunden habe.

2. Dass bereits Holtzmann die *Sunna* unsres spruches mit der nordischen *Syn* hat identificieren wollen, war mir unbekant; Kauffmanns einfall hat also nicht einmal den „reiz der neuheit“ für sich. Keinesfals gewint er durch dieses zusammentreffen an glaubwürdigkeit. Ich bestreite nach wie vor, dass die personification eines so abstrakten begriffes, wie die rechtsgiltige einsprache oder entschuldigung es ist, in urgermanischer zeit erfolgt sein kann. Überdies ist die ganze sippe des got. *sunja* im ahd. nicht vorhanden. Wie ferner Kauffmann dazu komt, die existenz einer germanischen sonnengöttin zu leugnen, ist mir unverständlich, da anerkantermassen die Brynhild der heldensage nichts anderes sein kann als eine hypostase dieser göttin. Dass man daneben sich die sonne zuweilen auch mänlich vorgestelt hat oder eine neutrale form brauchte, wenn man das gestirn selbst und nicht seinen lenker bezeichnen wolte, ist mir natürlich nicht neu; bei der vorliebe der Germanen für gleichnamige götterpaare sind *Sunna* und *Sunnô* nicht auffallender als *Freyr-Freyja* und *Njǫrþr-Nerthus*. Jedesfals trat aber die mänliche sonnengotheit früh in den hintergrund; der norden kent sie gar nicht, und in Deutschland hat die auffassung der sonne als eines weiblichen wesens, die sicherlich immer die vorherschende war, schliesslich die alleinherschaft erlangt. Das Reichenauer rätsel (MSD. VII, 4) anzuführen, hätte Kauffmann sich sparen können, da es für die frage, ob in Baiern oder sonstwo die mänliche oder weibliche namensform beliebter war, schlechterdings nichts beweist: auch wenn in der deutschen vorlage *magad* stand, muste der übersetzer, da lat. *Sol* und *Titan* masculina sind, in z. 3 ein masc., also *homo* oder *vir* verwenden. Übrigens hat Müllenhoff Uhlands vermutung, dass *man* und *munt* im original die reimstäbe gewesen seien,

t recht abgewiesen, da in z. 6 das homonymon *munt (os)* gestanden ben muss.

3. Um das von mir aus dem Hildebrandsliede beigebrachte asynton zu beseitigen, hat Kauffmann einen zweiten einfall Holtzmanns sgegraben, der so unwahrscheinlich ist, dass die herausgeber der nkmäler ihn nicht einmal der erwähnung wert gefunden haben. Holtzanns erklärung der verse 20 fg. (Germ. IX, 293) sich anzuschliessen, rbietet schon die durch sie bedingte unnatürliche wortstellung, die dem ganzen liede nicht ihres gleichen fände, und grammatisch ist ine auffassung geradezu unmöglich. Den genet. (oder dativ?) *prût* r *prûti*) könte man, obwol er im ahd. äusserst selten bezeugt ist raune, Ahd. gramm.[2] § 218, anm. 2), allenfals passieren lassen; aber *ttila* kann nur auf *prût*, nicht auf *barn* bezogen werden, da für s prädicative adjectiv die starke form obligatorisch ist. Kauffmanns hauptung, dass das adjectiv, wenn es zu *prût* gehörte, *luttilûn* hätte issen müssen, schlägt der von J. Grimm gefundenen und durch zahlche beispiele gesicherten regel (Gramm. IV, 577 fg.) geradezu ins sicht. Wenn er ferner, um die möglichkeit der schwachen form zu härten, auf *arbeolaosa* verweist, so muss ich, zu meinem bedauern, n vorwurf widerholen, dass er es nicht versteht, verschiedenartige ge auseinanderzuhalten. Das nachgestelte *arbeolaosa* ist nicht mehr idicat wie *luttila* und *unwahsan* (nach Kauffmanns theorie müste vol die zweite form auch in *unwahsana* emendiert werden!), sondern position. Die form wird für denjenigen nichts auffallendes haben, r sich von dem vorurteil frei gemacht hat, dass die schwache flexion twendig an den artikel gebunden sei, da natürlich jene das prius, r hinzutritt des artikels das secundäre ist. Es ist daher zu überzen: „er liess im lande elend zurück die frau im hause, das kind erwachsen, das erblose“. Wäre das kind schon vorher als „klein“ zeichnet worden, so wäre es geradezu albern gewesen, es nochmals s „unerwachsene“ zu nennen; dass ein kleines kind unerwachsen ist, rsteht sich von selbst. Um es plausibel zu machen, dass die erwähng der frau einen „fremden zug“ in die sage bringe, wird Saxo ammaticus citiert, wo nur von dem sohne die rede ist. Als ob rallelberichte, die jahrhunderte weit auseinander liegen, in jedem nzelnen detail übereinstimmen müsten! Wer das jüngere Hildebrandsd herbeiziehen wolte, das uns doch näher steht als Saxo, würde den tgegengesezten beweis führen können, da dort in der ersten strophe r heimkehrende recke des „Alebrant“ gar nicht gedenkt, sondern nur rüber sich beklagt, dass er seit zweiunddreissig jahren frau Ute nicht

gesehen habe. — Dass der bedeutungsübergang von „klein“ zu „elend“, „ärmlich“, „beklagenswert“ ein sehr leichter ist, leuchtet ein (man vgl. z. b. die dänische redensart *at leve i smaa kaar* „in ärmlichen verhältnissen leben“), und dass die von Müllenhoff angezogene glosse *luzilaz volc* = *vulgus* „sich mit unserer stelle nicht vertrage“, ist eine subjektive ansicht, die ich nicht teilen kann. Ich muss demnach an der meinung festhalten, dass wir es tatsächlich mit einem asyndeton zu tun haben. Aber selbst wenn es Kauffmann gelungen wäre, das gegenteil zu erweisen, so wäre „die lezte säule“ noch nicht gefallen: das asyndeton des Hildebrandsliedes ist nur éin beispiel von vielen — denn die belege aus der altn., ags. und alts. poesie wird Kauffmann beim besten willen nicht fortescamotieren. Er verlangt, dass ich ihn „mit berufungen auf memorialverse und ähnliches material verschone“ — ich möchte bitten, mir zu sagen, wo ich einen „memorialvers“ ins feld geführt habe. Die stellen aus dem Beówulf, dem Hêliand und der Edda sind doch wol nicht dazu zu rechnen. In der strophe der Skírnismǫl (34) erklärt Kauffmann die *Suttunga synir* nur für eine „variation“ der *hrímþursar* — dann müssen wol seiner meinung nach auch die *ásliþar* wider nur eine weitere „variation“ desselben begriffes sein?! Alles andere, dekretiert Kauffmann, gehöre nicht hierher. Also auch nicht die stelle der Þrymskviþa (23), wo die *øxn alsvartir* asyndetisch an die *gullhyrnþar kýr* angereiht werden? Ich sehe in dieser behauptung nur die pure wilkür und stelle meinerseits getrost und im vertrauen auf aller unbefangenen beifall die these auf: sind asyndeta wie das der Þrymskviþa oder das des Beówulf *(him of dyde isernbyrnan, helm of hafelan)* weder „stil-“ noch „sprachwidrig“, so sind es die des 2. Merseburger spruches ebensowenig.

4. Die insinuation, ein „x für ein v“ gemacht, also eine täuschung oder verdrehung versucht zu haben, muss ich auf das entschiedenste zurückweisen. Meine worte solten natürlich nur sagen, dass die verbindungen *sîn vuoz* und *der vuoz* grammatisch gleichwertig seien, dass *sîn* ebensowol nominativ sei wie *der* — und wenn Kauffmann jezt erklärt, dass dies auch immer seine meinung gewesen sei (was aus dem wortlaute seines ersten artikels nicht zu ersehen war), so ist die sache damit abgetan. Kauffmann sieht wol mit recht in dem gebrauch des possessivums in z. 2 einen „vulgarismus“; wenn er aber meint, dass dieser „vulgarismus“ die von ihm für z. 3. 4 angenommene, ganz abweichende konstruktion wahrscheinlicher mache, so muss ich dies bestreiten. Ich konstatiere mit genugthuung, dass auch er diese konstruktion aus dem ahd. nicht zu belegen vermag. Die mög-

lichkeit, dass sie älter ist, als die ersten litterarischen zeugnisse aus dem mhd., lässt sich natürlich nicht ableugnen; methodischer aber ist es jedesfals, mit dieser möglichkeit nicht zu rechnen, vielmehr ein ahd. denkmal aus dem ahd. sprachgebrauche zu erklären. Daher ist auch der schluss unzulässig, dass *volo*, weil im mhd. volksepos *vole* „streitross“ bedeutet, schon im ahd. lediglich diese bedeutung gehabt haben müsse. Ich habe indessen gar nichts dagegen, wenn Kauffmann das wort in unserem spruche so übersetzen will — nur wird er mich doch nicht glauben machen wollen, dass Wôdan allein von den germanischen göttern ein solches tier besessen habe. Dass auch Balder den nordleuten als ein kühner held und reiter galt, brauche ich ja einem fachgenossen, der in der Edda und im Saxo so wolbelesen ist, nicht erst nachzuweisen.

KIEL, 26. AUGUST 1893. HUGO GERING.

ZUR LITTERATUR DEUTSCHER DRUCKE DES 15. UND 16. JAHRHUNDERTS.

Ein nachtrag zu den repertorien von Hain und Weller.

I. Jtē disz buch ist genant der sicher Jngang / der hymel. Die vorredde. [D]Jsz buch gibt zu uerstehen vnd lernet / manche susze notzbarliche vnd wol / smackende lere vnd vnderrachtung / wye geistliche closterlute vnd ander gude / mentschē dye gutes lebens geacht vnd ge- / haltē sin, dem fiandt von der hellē dem bloszē / geiste, ꝛc.

Schliesst: .... dar zu mir vnd / dir vnd auch allen guten kindern helff, der / vater vnd sone vnd heilige geist. Amen. /

Quarto, ohne blattzahlen, custoden und signaturen. 116 blätter, deren leztes leer, zu 28—30 zeilen auf voller seite umfassend. Ohne angabe des druckorts, jahrs und einer firma, die type ist jedoch die von J. Fust und P. Schoeffer zu Mainz in der grammatica vetus rhytmica 1468 angewendete und gehört der druck demnach dieser druckerei an. Die drucktechnik ist unbeholfen, die zeilen erscheinen nur links ausgeschlossen, sind ungleich lang und an zahl verschieden. Die erscheinungszeit des buchs lässt sich annähernd feststellen. Dasselbe ist mit der type der 1468 erschienenen grammatica gedruckt, aber jedenfals vor derselben erschienen, da man für das umfangreichere buch: Ingang der himmel eher eine neue type gefertigt haben mag, als für die kleine grammatik. Die erscheinungszeit dürfte etwa das jahr 1466 sein, als Fust bereits gestorben und P. Schoeffer noch nicht die firma

unter seinem namen allein angeben mochte. Das buch ist das älteste gedruckte andachtsbuch in deutscher sprache und bis jezt das älteste deutsche druckwerk überhaupt, es blieb den forschern Hain und Goedeke unbekant. Panzer, Zusätze zu den annalen s. 8 kante dasselbe (vgl. „Allgemeine deutsche bibliothek“ 92, s. 535), gibt aber falsch 113 gezählte blätter umfang an, welche angabe Hain repert. n. 9185 widerholte. Ein exemplar bot der antiquar A. Cohn zu Berlin im katalog n. 198 aus. Dasselbe stamte aus der Carthäuserabtei Buxheim und wurde von H. Klemm zu Dresden erworben. Klemm beschrieb dasselbe in: Beschreibender katalog des bibliographischen museums. Dresden. 1884. S. 426—427 kurz und hielt dasselbe für unicum. Allein die Darmstädter hofbibliothek besizt das buch ebenfals, wenn auch defekt, mehrere lagen eines dritten exemplars befinden sich in einer handschrift des 15. jahrhunderts der stadtbibliothek zu Mainz. Nach einem eintrag in Klemms exemplar (jezt im buchgewerbemuseum zu Leipzig) ist Florentius Harlemius der verfasser des buches, womit auch die eigentümliche sprache, ein gemisch von hochdeutsch und niederdeutsch (jenes auf den druckort Mainz, dieses auf die heimat des verfassers weisend), übereinstimt. Nach Klemm besass die abtei Pruell bei Regensburg eine lateinische übersetzung des buches gefertigt von Laurentius Surius, dem übersetzer Taulers.

Vgl. Centralbl. f. bibliothekswesen ed. Hartwig I, s. 84—85.

II. Gerson, Büchlein von den geboden und der beicht.

Blatt 1 vorseite z. 1: Die vorredde in das buchelin von den ge- / boddē. von bichtē. vnd bekentniss zu sterbē ge- / dicht von dem hochgelertē meister Johan ger- / son. kanczler zu parijs. /

[D]er Cristēheyt. ich etlicher maiss ernst- / licher liebhaber. wunsche zu nemē in /

Blatt 1 rückseite zeile 1: setz. vnd vngenugsam vnderwisūg des eÿfalti- /

Blatt 33 rückseite zeile 1: Want dick dorch eynē solichē ydeln vnd falsen /

Schliesst zeile 20: zu parys loblichē wirt gehalten. / Zeile 21 leer. Zeile 22: Hie endet sich diss drigedeilt werck. vō den / czehen gebodē vō der bycht. vnd vō der kunst / zu sterbē. dorch den vssmeligē lerer der heiligē / schrifft Meister Johan vō gerson Cantzeler der / heiligē hoen schulē zu parys. / Blatt 34 leer.

Quarto, 27 durchlaufende zeilen auf 33 blättern, collation: 3 bogen zu je 5 und einmal 7 lagen (1 = 5, 2 = 5, 3 = 7). Höhe des

textspiegels 15 cm. Breite 9,3 cm. Gut gedruckt und gut im register. Nur schwarzdruck. Wasserzeichen des papiers ist der ochsenkopf nebst stange mit kreuz. Im satze erscheint nur das runde kleine d, das verschlungene grosse S und eckige grosse M sowie die eine form des grossen D. Diese merkmale wie die type überhaupt eignen den druck der Marienthaler klosterdruckerei zu; sie lassen das buch als eins der ältesten erzeugnisse derselben erscheinen und zwischen 1470 und 1472 ansetzen.

Erste ausgabe dieser schrift Gersons als übersetzung oder deutsche bearbeitung des opusculum tripartitum de preceptis decalogi de confessione et de arte moriendi. O. j. ebenfals zu Marienthal gedruckt.

Das einzige bekante exemplar besizt die seminarbibliothek zu Mainz (Incunabel 824).

Weder Hain, Panzer noch Goedeke bekant gewordener druck. — Vgl. Geffken, der bilderkatechismus. Anhang s. 29. — Falk, die presse zu Marienthal im Rheingau. Mainz 1882. S. 22. — Brück, der religiöse unterricht seit der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts. S. 33.

III. Lupi, Anleitung zur beichte 1478.

Blatt 1 vorseite zeile 1: Vor die anhebenden kynder vnd ander / zu bichtē in der ersten bycht. /

Blatt 1 rückseite zeile 1: Widder das vierd han ich zwey male wieder mȳ eldern ge /

Der text begint: Ich armer sundiger mensche ich bekēnen mich dem allemechti / gen gode vnd vnser lieben frauwē vnd allen gotes heyligē / vnd vch priester an gotis stat dass ich leyder vil gesūdiget / han czu dem erstē widder die heyligē czehen gebot. / (Blatt 1 vorseite.)

Blatt 25 rückseite unten: Hoc opusculum industria 7 arte impressoria fieri ordinauit et / ↄstituit venerabilis vir magister iohānes lupi Cappellanus / cappelle scī petri in suburbio franckfordensi p suos manufide- / les dirigi sic vt perpetuo maneat sine alienacōe vbicumqz di- / rectū fuerit apud parrochias sediū diocesis magūtinens'. Sic / qz vt p alma ↄstituētis sedula p̄ce proqz suis bn̄factorib' ore- / tur Quod ↄpletū est Anno dn̄i M cccc lxxviii 7t. / Die rückseite dieses und das folgende blatt leer.

Quarto, 26 blätter, deren leztes leer, 36 zeilen einspaltig, nur schwarzdruck. Collation 1 = 5, 2 = 5, 3 = 3 lagen = 26 blätter. Wasserzeichen der ochsenkopf mit stange und kreuz, bogen 2 hat jedoch ein anderes wasserzeichen. Der druck stamt ebenfals aus der Marienthaler druckerei und ist in type 3 hergestelt.

Exemplare sind vorhanden in der seminarbibliothek zu Mainz (Incunabel n. 825, das oben beschriebene), Giessen, univ.-bibl. (V 21, 810) und Kassel, landesbibl.

Der druck blieb Hain und Goedeke unbekant.

Vgl. Münzenberger, das Frankfurter und Magdeburger beichtbüchlein. Mainz 1881. — Moufang, Mainzer katechismen s. 7. — Geffken, der bilderkatechismus s. 26. — Janssen, Geschichte des deutschen volkes. VII. auflage. S. 45. — Brück, der religiöse unterricht. S. 35. — Falk, die druckkunst im dienste der kirche. S. 99. — Grotefend, Christian Egenolf, der erste ständige buchdrucker zu Frankfurt a. M. usw. S. 3 und 24.

IV. Arnoldus de villa nova Weinbuch. 1481.

Blatt 1 vorseite: Hienach volget ein lôblich tractat eines fûrne- / men doctors der erzney mit namen Arnoldi / de noua villa d' ein arczt des kûnigs vō franck- / reich gewesen ist. Diser tractat haltet jnn von bereyt / tung vñ brauchung der wein zu gesuntheyt d' menschē / wôlichs bûchlin der subtil vnd sinnreich Wilhalm vō / hirnkofen genannt Renwart zu lieb vnd geuallen den / Fursichtigē Ersamen vñ weysen Burgermeistern vñ / Rate d' loblichē stat Nûremberg von latein zu teutsch / transsferiert vnd beschriben hat also anfahend. / Am ende: Gedruckt vnd vollendet von Johanni Bâmler zu Augspurg. An Mântag nâchst / nach sant Peter vñ Paulus der zweyer zwôlff / boten tag. Anno dñi. M. cccc. lxxxj. jaren. /

Folio, 21 n. gez. blätter. Ältester deutscher druck über weinbereitung. Fehlt bei Hain.

In meinem besitz.

1504.

Almanach fürs jahr 1504. Am ende: Calculatum est presens Almanach in laudabili ac mercu- / riali opido Merheymensi ducatus Montensis pro simplicibus / ac vtilitate totius communitatis. Finitque feliciter / Merheymensis. / Geprent tzo Coellen vp dem Alden mart jn dem wilden man. /

Folio. Einblatdruck. Mit holzschnitten und randeinfassung. Königl. landesbibliothek zu Wiesbaden, verklebt an einer ausgabe des Alphonsus de Spina.

1507.

Dises buchs inhalt ist die Gül / den Bulle Kayser Friderichs reformatiō. des reichs / Landtfridden vnd Camergerichts ordnūg auff gemeinen / gehalten reichstagen zu wormbs Freiburg In Preisgaw / augspurg Lindaw vnd Costētz auffgericht vnd beschlossen / Wappen in holzschnitt /.

Am ende: ... Nachmals getruckt vnd vollen / det in dem Funfftzehnhundertsten vnd Sybenden jar / vff Montag nach dem Sontag Letare. in der Fastē. / Folio, 161 gezählte blätter.

In meinem besitz.

1509.

Form vñ wesen sumarie / begriffen, der handlung zwischen Rômischer Kayserlicher mayestat etc. vnnserm aller / gnedigsten herñ / durch jrer Kayserlichen maiestat verordent râte / vñ den Churfürsten Fürsten / vnd Stenden des hailigen reichs auff dem yetzerschinen reichsstag zû Wormbs gehalten. / Reichsadler in holzschnitt. /

Am ende der urkunde kaiser Max I: Triennt ... Anno ꝛc. nono. vnsers reichs des Rômischen im vierundtzwaintzigsten jare.

Folio, 8 blätter. O. o. u. j. u. f.

In meinem besitz. Andere ausgaben Weller n. 487—489.

1520.

Warumb des Bapsts vñ seyner / Jüngern bücher von Doc. Martino Luther vor- / brant seyn. / ꝛc. / Wittenberg. / 1520. / Quarto, 8 n. gez. blätter. In meinem besitz.

1521.

Von der freyheit / eins Christē men / schen: Von Mar / tino Luther / selbs dütsch / gemacht. / Zu Wittenberg / Im .XXI. iar. /

Am ende: Gedruckt zu Basel durch / Adam Petri. / 1521. /

Quarto, 15 n. gez. blätter und leeres blatt. In meinem besitz.

1522.

Reformacion der Stat / Nüremberg / (ohne punkt) / Cum Gratia et Priuilegio / (ohne punkt). Titelrückseite holzschnitt. — Am ende: Hie endet sich die Reformacion der / Stat Nürmberg mit eins Erbern / Rats daselbst endrungen vnd besserungen, durch Jrn Bur / ger Friderichen Peypus / gedruckt, Anno Domini / Fünfftzehenhundert / vnnd im Zwey-und- / zweyntzigisten. / Rückseite dieses blattes leer.

Folio. In meinem besitz.

1523.

Handlung des Bi / schoffs von Merssburg, / mit den zwayen Pfar- / hern vō Schonbach / vñ Buch, geschehē / am Dinstag na / ch Bartholo / mei, An- / no. / M. D. XXiij. / Mit Titeleinfassung.

Quarto, 7 n. gez. bl.

In meinem besitz. Panzer, Annalen n. 1940. Vgl. Seckendorf, historia Lutheranismi s. 49.

Eyn kurtze antwort einer Ordens / schwester, jrem natürlichen bru- / der Kartheuser ordens zuge- / schickt vber seyne Christ- / liche vñ Ewangelische / leer vnd ermanung. / Im. 1523. Jar. /

Quarto, 4 n. gez. blätter.

In meinem besitz. Ob Panzer, Annalen n. 1819?

An diese nachträge reihe ich an eine zusammenstellung deutscher drucke von 1526 bis 1550.

1526.

GRundt vnnd vrsach: / aus der heyligē schrifft, wie vnbillich / vnd vnredlich, das heylig lobsangk / Marie Salue regina, Geweicht saltz / vnd wasser, Metten vnd Complet, in etlichen / Stetten wirt vnderlassen, verspott / vnd abgestellt. / D. J. Dietenberger / Anno. M. D. XXVI. / Paulus II. Thessa. II. Act. XVI. / Bruder, yr solt stan, vnd halten die / satzung, so yr gelernt habt / von den alten. /

Duodez, 32 n. gez. blätter, signaturen A II — H III.

In meinem besitz. Andere ausgabe als Wedewer, Dietenberger tafel 1 und von demselben nicht gekant.

1527.

Anzey- / gūg warumb / Gott die welt so lan / ge zeyt hab verplendet / vñ irrhen lassen. / Durch Andream / Althamer. / M. D. XXVII. /

Quarto, 12 n. gez. blätter. Mit titeleinfassung.

In meinem besitz. Panzer, Annalen n. 3029.

1528.

Furbereytung zum / Concilio, wie alle recht Gotszfortigen / von beden, yetz fürnem̄en theylen, so man alt vnd new gleu / bige, Bäpsttische, vñ Lutherische neñet, Zu einigkeit Christ / licher kirchen kom̄en, vnnd sich dariñ vnbewegt hal- / ten mögen, etliche freundtliche Gotsförchtige / gespräch, von fürnem̄en stucken Christ / licher lere, deren halb man yetz / im missuerstand ist. / Zu end des büchs findestu dise stuck noch / ordnung verzeychnet. / Getruckt zu Strassburg durch Mathiam / Apiarium, Im jar / D. M. XXVIII. /

Qnarto, 58 n. gez. blätter, signaturen A_2 — Q_5.

In meinem besitz.

WAs der Durchleuchtig hoch / geporn Fürst vnnd Herr Herr Philips / Landtgraffe zu Hessen, Graffe zu Katzen Elnbogen, zu Dietz, / zu Zigenheyn vnd zu Nidda, als eyn Christlicher Fürst / mit den Clo-

sterpersonen, Pfarrherrn, vnd Abgőt / tischen bildnussen, in seyner gnaden Fűrsten / thümbe, ausz Göttlicher geschrifft / fürgenummen hat. /

Ohne ort und jahr. (1528) Quarto, 8 blätter. In meinem besitz.

Auff Martin Lu / thers Schandbůchlin / An die Christē von / Halle geschri- / ben, / Antwort / Jo. Cocleus Doctor etc. / Ein kurtzer Auss / zug von beyder gestalt / des hochwirdigen / Sacraments. / M D XXVIII. / Mit titeleinfassung. Titelrückseite leer. Ohne ort und jahr (1528).

Quarto, 20 n. gez. blätter, signaturen A II — E III.

In meinem besitz.

1529.

Eyn guyt nutzlich ver- / manung Joannis Coclei doctor in der heyli- / gen geschryfft tzu allen frommen stanthaffti- / gen Christen vnd zu d' oberkeit, wie man sich / hutten soll vur verfuerischen leren vnd grois- / sem verdriess vnd schaden die dar vss kummen. / M. D. XXIX. / Rückseite leer. Ohne ort und jahr.

Duodez, 16 n. gez. blätter, signaturen A III — B v. Mainzer stadtbibliothek (a 1).

Die beleger- / ung der Statt Wien in Oster / reich, von dem allergrawsam / esten Tyrannen vnd verder- / ber der Christenheit, genant / der Türgkisch Keyser, New / lich beschehen, In dem Mo- / nat Septembri des / M. D. XXIX. / Mit titeleinfassung.

Quarto, 8 n. gez. blätter, deren leztes leer. Signaturen A II — B III. Mainzer stadtbibliothek.

1530.

GErichts Ordnung / vnd Procesz, ietzläuffiger űbun- / gen, Mit Rechtmässiger deren Gründ vnd klarer anzeyg, in Keyserli / chen vnnd Geystlichen Rechten. / Holzschnitt.

Am ende: Zů Strassburg bei Christian Egenolphen, / Im Hewmon. Des M. D. vnnd / Dreissigsten Jars. /

Quarto, 4 n. gez. blätter (II — III) und blatt I — XLIII und 1 leeres blatt. Mainzer stadtbibliothek. (Incun. 930.)

Rhetoric vñ Teütsch / Formular, In allen Gerichts / Händlen. / Kunst vnd Regel der Notarien / vnd Schreiber. / Titel vnd Cantzlei Bůchlin. / INstruction Wie gegen trefflichen per / sonen, vnd mehrer Oberkeit, Als Keys. Maiestat, Fürsten, Herren, Ed / len, oder Reichstetten ꝛc. sich einr Bottschafft oder Gesandten, In / Werbung, Handlung, Red vnnd Antwort, Emphahung, / Dancksagung, Schencke, Erbietung ꝛc. zuhalten sei. / Holzschnitt / Zů Frankfurt am Meyn, Bei Christian Egenolphen. /

Am ende: Zů Franckfort Im Christmon. Anno M.D.XXX. /
Quarto, 52 gez. blätter. Mainzer stadtbibliothek.

Ein neüwes, / fast hubsch, vnnd nutzliches / Pflantzbůchlin, Von man- / cherley artiger Pflantzung, / Impffung, vñ Beltzung / der Bâum. / Gene. II. / Gott der Herr Pflantzete einen gartē / in Eden gegen dem morgen, vnnd / setzet den menschen drein, / den er gemachet / hatte. / M. D. XXX. / Mit titeleinfassung. Rückseite des titels leer.
Octavo, 24 n. gez. blätter.
Mainzer stadtbibliothek. Verfasser ist Johann Domitzer.

1532.

DAs Bůch zů Distilieren die zůsa / men gethonen ding: Composita genant: durch die einzigen / ding, vñ das bůch Thesaurus pauperum genant, für die armen yetz von neüwem wider ge- / truckt vnd von vnzalbarn irrthumen gereynigt vnnd gebessert, für alle voraussgangen trucke etwan von Hieronimo Brunsschwick auff geklaubt vnd geoffenbart zů trost vnd / heyl den menschen, nützlich yr leben darauss zů erlengern vnd yre / leib in gesundtheyt zů behalten. / Grosser holzschnitt /.

Am ende blatt CClxxx: Hie endet sich disz buoch seligklich getruckt / vnnd volendet in der loblichen stat Strassburg durch / Bartholomeū Grüninger vff Sant Adolffs / tag In dē Jar so man zalt nach / Christi geburt. M. / ccccc. xxxij. /
Folio, 8 n. gez. blätter und cclxxx blätter. Mainz. stadtbibl.

1533.

Von ankunfft der Mess / vnnd der wandlung brots vnnd / weins im hochwurdigen Sa- / crament des Altars. / Ain disputation Sebastiani Fran- / cken, mit antwort Johannis Coclei auff / 88. artickeln auss der newen Chronica. / Anno M. D. XXXIII. / Titelrückseite register.
Quarto, signaturen A ɪɪ — I ɪɪɪ. In meinem besitz.

1534.

Ein brieff / D. Mart. Luth. / Von seinem / Buch der / Winckel- / messen, an einen / guten freund. / Wittemberg, Hans Lufft, / 1.5.34. / Mit titeleinfassung. Quarto, 12 n. gez. blätter. In meinem besitz.

VOn der heiligen Eucharisty o- / der Mess, nach anweysunge der Schrifft, vnd der Elti- / sten schrifft verstendigen heyligen / Lerer. / Durch Georgium Wicelium. / Auf der titelrückseite vorwort datiert: Eisleben. Egidij. / 1534. /

Am ende: Gedruckt zů Freyburg im Breissgaw, durch / Joannem Fabrum Emmeum / Juliacensem. /

Quarto, signaturen a II — q II. In meinem besitz.

Von der Win / ckelmesse vnd / Pfaffen Wey- / he. / Wittemberg, Nicolaus Schirlentz, / 1534. / Mit titeleinfassung aus L. Cranachs schule.

Quarto, 56 n. gez. blätter. Verfasser Dr. Martin Luther. In meinem besitz.

1538.

Das sieben- / zehend Capitel / S. Johannis, / vnd dem Gebete / Christi. / Gepredigt vnd ausgelegt / durch / D. Mart. Luth. / Wittemberg. 1538. / Mit titeleinfassung.

Quarto, 78 n. gez. blätter. In meinem besitz.

Warer vnd Christlicher / vnterricht, aus Göttlicher schrifft, wider / den ertichten vnd vorfürischen Catechi- / smum Ambrosij Moibani vor- / meynten Pfarherr zu / S. Elizabeth zu / Breslaw. / Durch Michaelem Hillebrandt Minor Ordens ꝛc. / I. Timoth. I. / Sie wollen der schrifft meyster seyn, vnd vorste- / hen nicht, was sie sagen, oder was sie setzen. / II. Tim. III. / Es seyn menschen von vorkerten synnen, eines / freuelichen vnd falschen glaubens, Aber sie wer- / dens nicht ausfůren, denn jhr torheit wirt offen- / bar werden jederman, gleich wie auch jhener wardt. / Gedruckt zu Leyptzigk durch / Nicolaum Wolrab. / M. D. XXXVIII. /

Quarto, signaturen A II — M IIII. In meinem besitz.

Warhafftiger / bericht Anthoni Sche- / nitz, wie sich die sachen zwischen / dem Cardinal von Meintz etc. vnd / seinem Bruder Hansen Sche- / nitz zugetragen, vnd er vom / Cardinal, on recht getöd- / tet, vnd seine Güter mit / gewalt eingezogen, / vnd zur vnbillig- / keit gehem- / met wer- / den etc. / Gedruckt zu Wittemberg, / durch Hans Lufft, / 1. 5. 38. / Mit titeleinfassung.

Quarto, 32 n. gez. blätter. In meinem besitz.

1539.

Chronica. / Des gantzen. Teutsch- / en lands, aller Teütschen vǒl- / cker herkom̄en, / etc. Durch Sebastian Francken / von Werd. /

Am ende: Getruckt zů Bern̄ inn Vchtlandt, by / Mathia Apiario, vnnd vollendet vff / den ersten tag Martij. Anno / M. D. XXXIX. /

Folio. Mainzer stadtbibliothek.

1541.

Vermanunge / zum Gepet, / wider den Türcken. / 1541. / Mit titeleinfassung.

Quarto, 18 n. gez. blätter. Verfasser dr. Martin Luther. In meinem besitz.

PROPHE- / TICVS SER- / MO, / 2. Petr. 1. / Hundert vnd mehr heili- / ger Lection, aus allen Pro- / pheten, zur besserung der / Christen ge- / samlet. / Durch GEORG. VVI- / CELIVM. / ANNO M. D. XLI. / 1. Timoth. 4. / Attende Lectioni. / Lindenblättchen. / Rückseite des titels leer.

Vorseite 64 unten: Gedrůckt zu S. Victor / bey Mentz, / Durch Franciscum / Bŏhem. / Rückseite leer.

Duodez, 64 gez. blätter. Mainzer seminarbibl. (N. 48—53.)

ONOMASTI / CON ECCLE- / SIAE. / Die Tauffnamen der / Christen, deudsch vñ / Christlich aus- / gelegt, / Durch GEORGIVM / VVICELIVM. / Lucae Cap. 1. / Innuebant autem patri eius, quid / uellet uocari eum etc. / Cum gratia et Priuilegio Caesareo. / M. D. XLI. / Mit titeleinfassung.

Specialtitel blatt 66 rückseite: DICTA S. AN- / THONII ANA- / CHORITAE. /

Am ende: Gedruckt zu S. Victor / bey Mentz, / Durch Franciscum / Behem. /

Kleinquarto, 67 gez. blätter und 1 n. gez. blatt. Mainzer stadtbibliothek (a 134).

1542.

Lindenblättchen Ein kurtze Christliche / Ermanung, wie man inn disen geferlich- / sten zeitten, sich zu Gott keren, vnd den Türcken / obsigen mŏge, einem jeden Christlichen Re- / genten vnd Kriegsman nützlich / zu lesen. / Kleeblättchen / ANNO XLII. / Auf der titelrückseite begint die schrift.

Am ende: Soli DEO Gloria. / Lindenblättchen /

Quarto, 10 n. gez. blätter, signaturen A ii — C. Mainzer stadtbibliothek (a 89).

1543.

Theolo / gia Teutsch. / Diss ist ain Edels / vnd kostlichs büchlein, / von rechtem verstandt, was Adam vnd Chri / stus sey, vnd wie Adam / in vns sterben, vnd / Christus ersteen / soll ꝛc. / Augspurg, druckts V. Ottmar, / 1543. / Mit titeleinfassung.

Quarto, 76 n. gez. blätter, signaturen A_2—I_4. Mit vorrede dr. Martin Luthers. In meinem besitz.

Des Durchleuchtigen Hochge- / bornen Fůrsten vnd Herrn, herrn / Albrechts Marggrauen zu Brandenburg, zu Stettin, / Pomern, der Cassuben vnd Wenden, Hertzogen ꝛc. / Burggrauen zu Nůrenberg, vnd

Fürsten zu / Rugen, Hof vnd Ober Hofgerichts Ord- / nung aufm Gebirg. / Holzschnitt / M. D. xliii. /

Am ende: Joh. Petreius / imprimebat. /

Folio, 28 n. gez. blätter, deren leztes leer, signaturen a ii—g iii. Mainzer stadtbibliothek (a 157).

Ordenung von Gots gnaden, / Vnser Philipsen Landtgrauen zů Hessen, gra- / uen zů Catzenelnpogen, Dietz, Zigenhain vnd Nidda ꝛc. Inn ettlichen Notwendigen, zů / erhaltung / Christlicher Zůcht vnd Erbarkeyt, Auch gů- / ter Pollicei, dienlichen Puncten / vnd articuln. / VERBVM DOMINI MANET IN / AETERNVM. / Wappen in holzschnitt / M. D. XLIII. /

Am ende vorseite des lezten blattes: Getruckt zů Marpurg. / im jar M. D. XLIII. /

Folio, 6 n. gez. blätter. Signaturen A ii—A iiii. Mainzer stadtbibliothek (a 157).

1544.

VErthedigung vnsers / Priesterthumbs vnd opffers im Newen / Testament wider zwů Predig Wolfgang / Meusslins Predicantens zů / Augspurg. / Item ain kurtze antwort auff fünff sprü- / che mit guldenen Bůchstaben geschriben, / Durch D. Johan Cocleus. / Druckermarke Weissenhorns / M. D. XLIIII. /

O. o. (Ingolstadt). Quarto, signaturen A ii — O ii. In meinem besitz.

VOn altem gebrauch / des Bettens in Chrichlicher (sic) Kirchen / zehen Vnderschaid. / Druckermarke Weissenhorns / Getruckt zů Ingolstadt durch Alexan- / der Weissenhorn. / M. D. XLIIII. / Titelrückseite leer. Quarto, signaturen A ii—K iii. Verfasser Johann Cochlaeus. — In meinem besitz.

1545.

Abschyd des Reychs / tags in der Stadt / Würmsz ge- / halten. / Holzschnitt, links und rechts je eine randleiste, mitten reichsadler / Im Jar / als man zalt nach Christi vn- / sers Herren gebůrt. / M. D. XLV. /

O. o. Quarto, 6 n. gez. blätter, die lezte seite leer. In meinem besitz.

1545.

Drey predig von dem / Hochwürdigen Sacrament / des Altars. / I. Von der einsatzung und / Empfahung. / II. Das der Warhafftig leyb Christi / Jhesu, ausserhalb der niessung in der / Consecrirten hosti sey / vnd bleyb. / III. Von der anbettung, Ehrerbietung, / Processionen, vnd andern Ceremonien / des Zarten Fronleich- / nam Christi. / Durch Doc-

tor Paulsen Hirspecken, / Thumbprediger zů Regenspurg, den Ca- / tholischen Christen zů nutz / vnd trost gestelt. / ANNO. M. D. XLV. / Titelrückseite leer.

Quarto, mit den signaturen A ii — O iii. Dem pfalzgrafen Ludwig bei Rhein gewidmet. Regensburg im XLIIII.

St. Paulusmuseum zu Worms, ehedem in meinem besitz. Auf dem titelblatt autographon Hirspecks: „Reverendo ac eximio domino doctori Georgio Ruecker canonico Wormaciensi hospiti suo charissimo."

Lindenblättchen Hexen Meysterey. Lindenblättchen / Dess hochgebornen Fürsten, Hertzog / Sigmunds von Osterreich mit D. Vlrich Molitoris / vnd herr Cunrad Schatz, weilandt Burgermeister zů / Costentz, ein schön gesprech von den Onholden, Ob / die selben bősen weyber, hagel, reiffen, vnd ander / ongefell, den menschen zůschaden, machen kőn- / nen. Auch sunst ihrem gantzen Hexen han- / del, waher der kumpt, vnd was dauon / zůhalten sey, Vnd zům letsten, das / sie aus R. Rechten abzů- / thun seyen. ꝛc. / Weitleuffiger mit mer Exempeln der Alten, dann vor nie / kains aussgangen. Nottwendig vnnd nutz / aller Obergkeyt zůwissen. / Holzschnitt, gastmahl darstellend / Anno. M. D. XLV. /

Quarto, mit signaturen A ii — H iii und mehreren holzschnitten. St. Paulusmuseum, ehedem in meinem besitz.

Das der Allerheilig / ster Vatter der Papst, vnnd die Heilige / Mutter die Rőmische Krich (sic), mitt jhrer al- / ler getrewester Dochter der Stadt Cől / len, inn sachen des Glaubens / nicht Ihren können. / Eine Vorrede an den Ersamen weisen / Radt, vnnd Fromme Gemein, der / Löblichen Stadt Cőllen. / Doctor Gerhart Westerburg / von Cőllen / Aussgangen im jar des Herren. / M. D. XLV. /

Quarto, 36 n. gez. blätter. In meinem besitz.

1546.

Ein Schrifft / D. Johann Bugenhagen / Pommerani, / Pastoris der Kirchen zu Wittemberg, / an andere Pastorn vnd Prediger, / Von der jetzigen / Kriegsrűstung. / Wittemberg, / Gedruckt durch Hanss Lufft. / 1546. / Quarto, 4 n. gez. blätter. In meinem besitz.

1547.

Vom Gotsdienst der / Synagog, nach dem Gesetz Moysi, / ausz dem ersten theil der Annota- / ten Georg. Wicelij in die new- / verdeutschte Bibel ge- / schriben, Anno / 1536. / Gedruckt zu S. Victor durch / Franciscum Behem bey / Meyntz. / ANNO M. D. XLVII. /

Vorseite des vorlezten blattes: In kosten vnd verlag / des Achtbarn Hrren (sic) Johan Quen- / tel zu Cöln. Truckts Frantz Behem / zu Meyntz. / Auf der rückseite des lezten blattes Behems druckermarke.

Quarto, 12 n. gez. blätter, mit signaturen A_2 — C ii. Mainzer stadtbibliothek (a 136).

Antwort auff Mar- / tin Luthers letzt bekennete Arti- / ckel, vnsere gantze Religion vnd / das Concili belan- / gend. / Georgij Wicelij. / S. PAVLVS TIT. PRIMO. / Vt potens sit etiam exhortari per doctrinam sanam, / & contradicentes arguere. / ANNO M. D. XLVII. / Titelrückseite leer.

Vorseite des lezten blattes: In kosten und verlag / des Achtbarn Herrn, Johan Quen- / tel zu Cöln. Truckts Frantz Behem / zu S. Victor bei Meyntz / Anno 1547. / Rückseite dieses blattes Behems druckermarke.

Quarto, mit signaturen A ii — L. In meinem besitz.

1548.

Von der Hailigisten / Messe / Fünffzehen Predige, zů Augspurg auff / dem Reichsztag, im Jar M. D. / XLviij. gepredigt. / Gemert mit ainer Predig von der Hailigisten Eucharistia, am Grienen Donnerstag zů Aug- / spurg gethon. Anno 1548. / Durch Michaeln Bischoff zů Sidonien, / Meintzischen Suffraganeen. / 1. Joan. 2. / IESVS CHRISTVS ist ain versönung für vnse- / re sünden, vnnd nit allain für vnsere, sonder für der / gantzen Welt. / Mit Kayserlicher Freyhait auff Sechs Jar, / nit nach zůtrucken. / Getruckt zů Ingolstat, durch Alexander Weissenhorn. / M. D. XLVIII. / Titelrückseite leer.

Quarto, signaturen A ii — Y ii. In meinem besitz.

Predig auff den Grie- / nen donnerstag, von der Heyligisten / Eucharistia ꝛc. / Durch Michaeln Meintzischen Suffraganeen / Auff dem Reichsstag zů Augspurg gethon. / Anno. 1548. / Mit Kayserlicher Freyhait Begnadet / nit nach zůtrucken. / Getruckt zů Ingolstat, durch Alexan- / der Weissenhorn. / M. D. XLVIII. /

Quarto, 10 gez. Blätter, signaturen A a ij — C. Verfasser Michael Helding. In meinem besitz.

1549.

Ordenung ettlicher Policei / Artickel, Vermöge des Jüngsten Augspurgischen / Reichs Abschiedts, In des Hailigen Reichs / Statt Hailprunn, offentlich verkündt. / Wappen in holzschnitt / M. D. XLIX. /

Folio, 9 n. gez. blätter, mit signaturen A ii — B ii. Mainz. stadtbibliothek (a 157).

Bestendige Ant- / wort wider der Luterischen / Theologen Bedencken, / welchs sie widers / Interim / geschrie- / ben, / GEOR. VICELII FACCHENSIS. / Gedrůckt zů Cöln durch Johan Quentel, / im Mertz des Jars 1549. / Cum gratia & Priuilegio Imperiali / ad Quadriennium. /

Quarto, mit Signaturen A ii — P. Mainzer stadtbibliothek.

Auszschreiben / Des Hochwirdigen Fürsten / vnnd Herrn Herrn Melchiorn Bischoffen / zu Wyrtzburg vnd Hertzogen zu / Francken. / Etlicher Artickel halben auff jüngst zu Augspurg / M. D. XLviij. gehaltem Reichs- / tage beschlossen. / Vnd von Rômischer Kay: May: auszgehen / zu lassen befolhen worden. / Holzschnitt Wirzburger wappen. /

Vorseite des lezten blattes: Gedruckt zu Wyrtzburg / bey Hans Myller. / Rückseite leer.

Folio, 8 n. gez. blätter, signaturen A ii — A v. Mainzer stadtbibliothek (a 157).

GEISENHEIM. F. W. E. ROTH.

JOHANN RASSERS SPIEL VON DER KINDERZUCHT.

Dem Ensisheimer pfarrer und dichter Johann Rasser hat Ernst Martin in der Algemeinen deutschen biographie bd. 27, s. 332 fg. eine zwei seiten umfassende notiz gewidmet, aus der wir erfahren, dass Rasser wahrscheinlich 1558 seine wirksamkeit als pfarrer in Ensisheim begann und vor dem 13. nov. 1597 starb. Das geburtsjahr dieses mannes ist unbekant, sein geburtsort vermutlich Ensisheim. Die deutsche litteraturgeschichte interessiert Rasser insofern, als wir ihn als verfasser zweier schauspiele kennen, eines spiels von der kinderzucht und einer komödie vom könig, der seinem sohn hochzeit machte (Basel, Apiarius 1574).

Das erste dieser beiden stücke ist verschollen; unsere kunde davon beruht auf Weller, Das alte volkstheater in der Schweiz, der s. 103 aus dem Willerschen herbstkatalog von 1574 den titel in folgender fassung anführt: „Ein christlich Spiel von der Kinderzucht, darinn angezeigt wirdt, wie die Kinder, so wol erzogen, zu großen Ehren, die aber, so übel erzogen, vielmal verderben vnd schendlich sterben. Gespielet durch junge Knaben zu Bern im Jahre 1573. Gemacht durch J. Rassern. 1574. 4°." Merklen in seiner Histoire d'Ensisheim 2, 193 berichtet, ohne über inhalt und gang des verlornen stückes näheres mitzuteilen, dass dasselbe am 9./10. august 1573 zu Ensisheim

von 97 schülern gespielt worden und dem erzherzog Ferdinand gewidmet sei. Gödeke[2] 2, 390 folgt in seinen angaben offenbar nur Weller, glaubt aber daraus, dass das spiel von der kinderzucht in Bern, das andere in Ensisheim aufgeführt worden sei, auf eine gewisse vielseitigkeit des für reformierte und katholiken arbeitenden verfassers schliessen zu dürfen. Martin hingegen steht der angabe, dass die „Kinderzucht" in Bern zur aufführung gekommen sei, sehr mistrauisch gegenüber, und zwar, wie wir sehen werden, mit vollem rechte.

Ein vor kurzem gemachter fund nämlich ist ganz geeignet, uns genaue kentnis des verschollenen schauspiels und damit auch nähere einzelheiten über das leben seines verfassers zu bringen. Bei der neukatalogisierung der Basler universitätsbibliotkek haben sich, wie das bei alten büchern nicht selten vorkomt, manche bände gefunden, deren deckel (offenbar aus augenblicklichem mangel an papdeckel) vom buchbinder dadurch hergestelt sind, dass eine anzahl von papierblättern aufeinander geklebt wurden, bis sie genügende festigkeit boten. Man weiss, wie oft auf diese weise handschriften, aber auch alte drucke auf uns gekommen sind, von denen sich sonst keine spur mehr erhalten hat; manches darunter von höchstem werte. Unter vielen anderen derartigen mehr oder weniger bedeutungslosen büchereinbänden befinden sich nun auch vier, wie sich aus dem aufdruck J C E R 1597 ergibt, aus dem jahre 1597 stammende doppeldeckel von verschiedenen werken der römisch-rechtlichen abteilung, die mit der ganzen kostbaren bibliothek des bekanten juristen Remigius Fäsch eigentum der universitätsbibliothek geworden sind. Zu diesen bänden sind nun mindestens fünf exemplare des vermissten stückes von Johann Rasser vom buchbinder, der, wie es scheint, eine anzahl von abzügen als makulatur erstanden hatte, zusammengeklebt worden. Es ist gelungen, den grösten teil der blätter so von einander zu lösen, dass fast alles, was darauf gedruckt ist, noch gelesen werden kann; leider sind aber die ausgebreiteten blätter, damit sie zum format der zu bindenden bücher passten, auf der einen seite abgeschnitten, und da einzelne bogen nur einmal vorhanden, von anderen alle exemplare auf der gleichen seite abgeschnitten sind, so entstanden mehrere kleinere unterbrechungen, die aber eine erkentnis des zusammenhanges und ganges der handlung keineswegs hindern. Mag diesem eben geschilderten funde auch keine besonders grosse bedeutung beizumessen sein, so dürfte er doch, da er zur ausfüllung einer kleinen lücke in der deutschen litteraturgeschichte dienen kann, einer eingehenderen anzeige in dieser zeitschrift wert sein. Wir werden uns aber darauf beschränken, eine ausführliche beschreibung

des inhalts des buches, namentlich des ganges der handlung vorzulegen.

Der wahre titel des stückes lautet: „Ein Schön Christlich new || Spil von Kinderzucht mit figuren gezie || ret / vnd wie die kinder / die wol erzogen / zû grossen Ehren || vnd Ehrlichen stande komen / So dargegen andere || die vbel erzogen / vilmalen verderben / vnd || eines schandtlichen todts sterben. || Zû Ensisheim in Obern Elsaß / durch jun || ge Knaben / welche Herren M. Jacobi Spâthen jetzigen || Schûlmeisters daselbsten Schûler vnd lehrjungen / ꝛc. Auff den 9. vnd 10. tag Augstmonats / || Anno 1573. gespilet || Ephes. 6 .... / [holzschnitt] Gemacht durch Herrn Johañ Rassern Pfarrherren || daselbsten / vnd ist vor niemaln gespilet worden.“

Gedruckt ist das buch 1574 zu Strassburg bey Thiebolt Berger zum Treubel am Wynmarck; das aus sonstigen drucken bekante[1] zeichen Bergers ziert die lezte seite. Doch ist zu bemerken, dass auf einem der vier erhaltenen schlussblätter als druckort angegeben ist: Getruckt in der .... Statt Fr[iburg im] Briszg[au] MDL..... Typen, druckanordnung, papier stimmen aber mit dem Strassburger druck volkommen überein, eine erscheinung, für die ich eine einleuchtende erklärung nicht habe finden können. Dem äusseren umfange nach zählt das buch von bogen A bis Z und von Aa bis Oo.

Der genaue titel lehrt uns also, dass auch dieses spiel, wie das zweite, in Ensisheim aufgeführt worden ist, und wenn damit schon die richtigkeit der angabe in Willers herbstkatalog sehr zweifelhaft geworden ist, so wird sie es noch viel mehr, wenn wir sehen, dass der verfasser ein guter katholik ist; richtet er doch seine vorrede an den christlichen katholischen leser, und auch im laufe des stückes wird zum beispiel einmal, da ein elternpaar seinen sohn auf die hohe schule senden will, hervorgehoben, dass er geschickt werden solle „in eine Statt, da es den rechten Glauben hat.“ Freilich drängt sich sonst der katholicismus des verfassers nicht besonders auffällig hervor. Aber es ist doch kaum anzunehmen, dass in einer der reformierten sache so zugetanen stadt wie Bern das spiel eines sich so offen und deutlich zur katholischen kirche bekennenden verfassers hätte zur aufführung gelangen können, während es andrerseits sich recht gut begreifen lässt, dass dasselbe, wie Bächtold Litteraturgesch. anm. s. 60 belegt, 1577 in dem katholischen Rheinfelden dargestelt worden ist.

1) Heitz, Elsässische büchermarken hat allerdings nur ein loses blatt mit Bergers marke gesehen.

Wie schon oben erwähnt, hat Rasser sein spiel dem erzherzog Ferdinand, sowie vogt, schultheiss und rat von Ensisheim zum neujahr (1574) gewidmet; an diese widmung schliesst sich ein namentliches verzeichnis der regierung und kammer des erzherzogs an. Fol. A_3 begint die vorrede:

Sowol Römer als heiden haben den gemeinen und löblichen brauch gehabt, komödien, tragödien und dergleichen lustige spiele aufzuführen, damit jung und alt dadurch zu ehrenhaftigkeit und männlicher tapferkeit angefeuert würde. Umsomehr gebühre es sich für Christen, derartige bemühungen wieder aufzunehmen „vnd Christliche Spil aus Gottes Wort für alle andere kurzweil auff erden anzůrichten". Auch die juden hätten diese übung gepflegt und es sei ganz glaublich, dass die historien von Judith, Tobias, Susanna, Hiob „von wegen ihrer fürtrefflichkeit in der lehr vnd exempel zu aufferbawung der menschen" an die hand genommen worden seien. Die beliebtheit dieser stoffe für dramatisierungen im 16. jahrhundert erfährt also durch diese stelle indirekt eine allerdings kaum mehr nötige, neue bestätigung.

„Da ich", fährt Rasser fort, „darneben auch gewar worden, das sich die junge knaben alle Schůler alhie zu Ensisheim auff Ascensionis Domini nechsthin sich zů dem Actu damals so lieblich vnd anmůtig gehalten vnd erzeigt, hat mich, wie wol gantz vngeschickten vnerfahrenen ... gleichsam die natur und die liebe, so ich zů einer vnschuldigen Jugend alhie, vnd diser Statt Ensisheim als meines geliebten vatterlandts trage, bewegt, das ich . . . solche vnd dergleichen erbare Christenliche, besserliche Spil aus Gottes Wort und der heil. Schrifft dichten vnd mit ermelter Jugend fürnemmen sölte". Nur auf dringendes verlangen vieler statlichen personen habe er sich bewegen lassen, dieses spiel von der kinderzucht an den tag zu geben, und bitte nun seine herren und gönner, dieses zeichen der dankbarkeit von ihm, der seit etlichen jahren seelsorger und pfarrer in Ensisheim gewesen sei, freundlich anzunehmen. Datiert ist die vorrede Ensisheim den 25. oktober 1573.

Daraus erfahren wir zweierlei: 1) dass Ensisheim, wie schon Martin vermutet hat, wirklich der geburtsort Rassers ist. 2) dass das spiel von der kinderzucht der erste versuch des verfassers auf dem gebiete des dramas ist. Er kann somit, wenn er in der vorrede zu der 1574 gespielten und gedruckten komödie vom könig, der seinem sohne hochzeit macht, von etlichen komödien spricht, die er „mit der allhieigen Jugend gehabt" habe, nicht eigene erzeugnisse im auge haben, sondern nur spiele anderer verfasser meinen, die auf seine anregung und unter

seiner leitung aufgeführt worden waren. Denn die annahme, dass zwischen die kinderzucht und die hochzeit des königssohnes noch ein anderes, unbekantes stück fiele, würde doch eine ungewöhnlich reiche produktivität unseres dichters voraussetzen, für deren vorhandensein sich uns sonst kein anhalt darbietet.

In einer zweiten, gereimten, über 16 seiten sich erstreckenden vorrede wendet sich sodann der verfasser an den christlichen katholischen leser, alle eltern, vorgesezten und zuchtmeister, um ihnen in sechzehn punkten den hauptsächlichsten inhalt einer auf neujahr 1573 im anschluss an Ephes. 6 gehaltenen reihe von predigten über kindererziehung vorzuführen. Damit sich nicht begnügend, sezt der vorsichtige und gewissenhafte seelsorger für die, welche die reime nicht verstehen, noch einmal in kürzender prosa die ursache auseinander, warum er gegenwärtiges spiel fürgenommen habe.

Fol. F_3 v^0 folgt sodann das verzeichnis der personen des spieles:

1) Heroldt.
2)—6) Der 1.—5. Argumentator.
7) Thobias.
8) Elisabet.
9)—11) der { kleiner / mitler / elter } Joannes.
12) Jezabel.
13) Narr.
14) Schůlmeister.
15)—16) der { kleiner / groͤsser } Aleator.
17) Claus, 18) Heintz } Bawr.
19) Lux, der erst, 20) Clåwin, der ander } Schmidt.
21) Ulman Jud.
22) Måtz oder Dirn.
23) Wechsler.
24) Wechßlerein.
25) Stattvogt.
26) Schultheis.
27) Stattschreiber.
28)—42) der 1.—15. Rhatsherr.
43) der erst, 44) der ander } Stattknecht.
45) Koͤnig.
46) Koͤnigin.
47) Cantzler.
48)—50) der { erst / ander / drit } Regiments Rath.
51) Secretarius.
52)—63) der 1.—12. Trabant.
64) der Bot.
65)—66) der { erst / ander } Supplicant.
67)—78) das 1.—12. Hoffjunfrewlin.
79)—80) die { erst / ander } Hoffjungfrawen.
81) Hoffjungkherr.
82) der Priester.
83)—106) der 1.—24. Richter und urtheilsprecher.
107)—109) der { erst / ander / drit } Fürsprech.

110) der { erst } Nachrichter. | 112) Henkersmåtz.
111) der { ander } Nachrichter. | 113) Teuffel.

Auch namen, alter und herkunft der 97 bei der aufführung mitwirkenden schüler erfahren wir ganz genau.

Mit bogen H begint das stück selbst, das in zwei tage zerfält, von denen jeder wider in fünf, unter sich sehr ungleiche, akte geteilt ist. Eingeleitet und abgeschlossen wird jeder tag in der gewöhnlichen weise vom herold; ebenso werden die einzelnen akte mit wenigen ausnahmen von einem argumentator eröfnet, der auf die kommenden dinge hinweist und die moral daraus zieht.

Nachdem nun zu anfang dieser herold eine mehr in algemeinen andeutungen gehaltene übersicht über den inhalt des spieles gegeben und einige gute lehren über die erziehung der kinder daran geknüpft hat, tritt der argumentator primi actus auf, um uns, mehr auf einzelheiten eingehend, auf die ereignisse des ersten aktes vorzubereiten. Als probe der dichterischen begabung und sprachlichen gewantheit des verfassers mögen seine worte hier einen platz finden.

„Hort zů jhr Herren vnd Frawen
Die jhr disem Spil zů schawen /
Jetz kommen zwey ehemenschen grecht
Die erziehen die Kinder recht /
Mit fleiß betrachten vnd dencken
Wie sie die dem Herren schencken /
Indem sie nun hievon reden
Wie sie gesinnet alle beden /
Da kompt ein freches Weib herbey
Wil wissen was jhr meinung sey /
So bald sie dann von jhn verstot
Das sie jhr Kind zum Herren Got /
Christlich aufferziehen solten
Und zůr Schůl jetz schicken wolten /
Da sagt sie es wer noch zů frey
Weil er noch jung / nicht alt gnůg sey.
Und laßt dieweil den jhren Son
Mit spilen auff der gassen gon /
Da es jhren wurd vndersagt
That sie ob sie der ritte jagt /
Das fromb weib mit dem jren Son
Sambt dem man zů der Schůle gon /
Und bitten den Schůlmeister gůt /
Das er an jm nicht spar die růt /
Sondern den aufferziehe fein
Zur zucht vnd forcht des Herren mein /
Der schůlmeister erklärt sich boldt
Wie das ers billich thůn jetz solt /
Bald kam auch das frech Weib gangen
Und mit worten angefangen /
Dem Schůlmeister erzelen boldt
Das er jhr kind nicht straffen soldt
Weil es noch jung unds nicht verstiend
Drauff sie auch ein hader anfieng /
Darumb das man jhren knaben
Nicht wolt lassen gassen jagen /
Gab jhm den seckel gar vol gelt
Und schickt jhn damit vberfelt /
Das er seines gfallens leben solt

Wie ers gern allweg haben wolt
Darzû auch sahen jhr zwen saur
Ein junger vnd ein alter Baur /
Wie ihr diß werden jetz sehen
Als dergleich offt thût gschehen /
Darumb so schweigend jetzund stil
Weil man alsbald anfangen wil.

Nach dem abgange des argumentators tritt Tobias mit seiner frau Elisabeth auf. Diese hat in der (leider schwach besuchten!) kirche vom pfarrer eine predigt über kinderzucht gehört und ist dadurch auf den gedanken gekommen, dass es nun an der zeit sei, ihren kleinen sohn, Hänslein, namentlich damit er vor böser geselschaft bewahrt bleibe, zur schule zu bringen. Der vater Tobias ist damit ganz einverstanden; nicht so die hinzutretende nachbarin Jezabel, die meint, man müsse, da ja der knabe noch ein kleines kind sei, damit noch warten; die eltern, die nicht überflüssig reich seien, solten ihr geld für nötigere dinge sparen; auch sie behalte ihren älteren und grösseren sohn noch zu hause. Während dieser reden läuft dieser leztere, Aleator mit namen, mit würfeln über die bühne, seine kameraden zum spiele reizend. Elisabeth ist über diese frühe verdorbenheit des jungen entsezt, Jezabel aber nimt die sache nicht so tragisch. Die unterhaltung der weiber wird unterbrochen durch den dazwischen tretenden narren, der sie beide heimtreibt. Kurz darauf sehen wir Tobias und Elisabeth mit Hänslein beim schulmeister erscheinen und ihn bitten, an ihrem sohne nötigenfals die rute nicht zu sparen. Der schulmeister, erfreut über so vernünftige eltern, verspricht, sein bestes zu tun. Ganz anders benimt sich Jezabel, die nun ebenfals mit Aleator anrückt; sie verlangt für den jungen, der sich mit händen und füssen gegen die schule sträubt, eine nachsichtige, sanfte behandlung. Zwei bauern, Heintz und Claus, welche diese scene mit ansehen, geben in ihrem meinungsaustausch darüber der befürchtung ausdruck, dass Aleator, von der mutter verzärtelt, noch schlecht ausfallen und zum diebe werden werde. Dem heftigen, groben weibe, das seinen mann ganz unter dem pantoffel hält, getrauen sie sich aber nicht eine bemerkung zu machen. Bald nachher kommen Aleator und Hänslein mit einander aus der schule; unterwegs will Aleator seinen gefährten zum spiele verleiten; der schulmeister, der dies sieht, züchtigt ihn dafür, wird aber darin durch die auf das jammergeschrei ihres sohnes herbeieilende mutter gestört; sie nimt ihm unter den gröbsten schimpfreden ihren sohn wider weg. Schulmeister und nachbarn versprechen sich von einer solchen erziehung böse folgen für Aleator, der noch am galgen enden werde. Am schluss des ersten aktes sehen wir den Aleator mit einem seckel voll geld wegziehen, seine mutter gibt ihm mit trommeln und pfeifen das geleite.

Der zweite akt bildet völlig das gegenstück zum ersten. Hänslein soll jezt nach mehrjährigem, erfolgreichem schulbesuch auf den rat des lehrers zur fortsetzung seiner studien auf die hohe schule geschickt werden und zwar „in eine Statt, da es den rechten Glauben hat“. Während Tobias und Elisabeth ins haus gehen, um die vorbereitungen zur abreise ihres sohnes zu treffen, komt Jezabel herbei und hält eine unflätige rede, des inhalts, sie wolle ihren sohn den nachbarn zum trotz wider heim kommen lassen, niemand habe ihr etwas drein zu reden. Offenbar hat der dichter die rolle dieses weibes, trotzdem er es so unsympathisch als möglich darzustellen sucht, mit einem gewissen wolgefallen behandelt und sich mit ihrer charakterisierung besondere mühe gegeben; das ist ihm auch so weit gelungen, dass wirklich gerade diese figur zu den lebensvolsten und natürlichsten des ganzen stückes gehört. Als beweis dafür möchte ich gerade die eben angeführte rede ansehen:

. . . .
„Ich bin ein weib vnd nicht ein man̄
Versůch nur keiner was ich kan /
Wil jhm dermassen dnasen wüschen
Als ob jhn het der ritt beschissen /
Mit mir / vnd auch mit meinem Sohn
Weil sie vnser nicht müssig gohn /
Ich hab ein mann der bleibt zů hauß
Drutz das er mir jetz kem herauß
Solt er mir vil darzů sagen
So müßt er auff der nasen haben /
Die schlüssel / vnd die fauste mein
Wol auff der heylgen goschen sein /
Neüt, / neüt / neüt / ich wil meister sein
Vnd kost es mir das leben mein“.

Meister Lux, Jezabels schwager, beklagt das schicksal seines bruders, der an ein solches weib gefesselt sei. Ratsherr Stefan stimt ihm bei, aber sie finden beide den mut nicht, dem bösen weibe vorstellungen wegen seines benehmens zu machen. Der zweite schmied geselt sich ihnen bei. Ihre betrachtungen werden aber jäh unterbrochen durch Jezabel, die, wie von einer ahnung herausgetrieben, sich mit ofengabel und holzscheit auf sie stürzt und sie in die flucht jagt. Nach dieser lärmenden scene bringen Tobias und Elisabeth ihren sohn heraus und nehmen mit eindringlichen ermahnungen zu einem guten lebenswandel von ihm abschied. Da zog Hänslein sein hütlein ab, gab dem vater und der mutter die hand, mit dem gelöbnis, alzeit ihre gebote halten zu wollen, so dass sie nur gutes von ihm hören sollen. Nachdem die eltern ins haus zurückgetreten sind, fält Hänslein auf die knie und bittet Gott um seinen beistand und sendung seines heiligen geistes. Widerum treten Heintz und Claus auf, diesmal aber freuen sie

sich über den wolgeratenen knaben, an dem die eltern und freunde noch ehre erleben werden. Gesang und saitenspiel.

Im dritten akt kehrt Aleator heim, begleitet von seiner mätz. Der jude Ulman bringt seiner mutter die erwünschte kunde von seiner rückkehr. Freundlich bewilkomnet Jezabel ihren sohn und auch seine begleiterin, die ihn in einer krankheit gepflegt hat, und hört mit befriedigung den erzählungen Aleators zu, der manche länder durchzogen, manche gefahr bestanden hat. Nicht lange aber hält er es im mutterhaus aus, seine leidenschaft treibt ihn zum juden, mit dem er spielt; das glück ist ihm aber nicht hold, er verliert all sein geld. Vergebens versucht er, mehr aus seiner mutter herauszupressen; sie hat nichts mehr. Aleator, untröstlich über seinen verlust, entschliesst sich, einer eingebung des juden folgend, einem wechsler, der an seinem tische eingeschlafen ist, das ihm fehlende geld zu stehlen. Doch sein versuch mislingt, der wechsler erwacht rechtzeitig, erhebt ein grosses geschrei und schickt seine frau zum schultheiss, damit er des juden haus, wohin Aleator geflohen, umstellen und die beiden verhaften lasse. Der schultheiss gibt sofort die nötigen befehle und ruft den rat zusammen, dem dann der stadtschreiber den fall vorträgt. Nachdem der stadtvogt eine stelle aus dem Jus civile zur wegleitung vorgetragen, wird in namentlicher abstimmung mit grosser mehrheit beschlossen, die beiden verbrecher seien ohne verzug ins loch zu werfen, „wo sie hin kören". Dem beschluss gemäss werden Aleator und der jude ins gefängnis geführt. Jezabel komt vor den rat und bittet mit demütigen worten um freigebung ihres sohnes. Der stadtvogt muss ihr, die mit ihrer verzärtelung selbst schuld ist am misraten ihres sohnes, einen abschlägigen bescheid geben. Da bricht Jezabel in heftige klagen aus über ihre eigene schwäche, hoft aber, es werde ihr in der am nächsten tag statfindenden gerichtsverhandlung doch noch gelingen, den sohn freizubitten. Dann geht der rat auseinander. Saitenspiel.

4. akt. Acht trabanten gehen vor dem „losament" des königs spazieren und reden von den lezten vorfällen. Alle gönnen Jezabel das schicksal ihres sohnes. Sie brechen ihre unterhaltung ab, da sie vom neunten trabanten zum könige gerufen werden. Nach ihnen erscheinen acht hoffräulein, die sich beraten, ob sie noch länger spazieren gehen oder zur königin zurückkehren sollen; endlich siegt die pflicht über das vergnügen. Zwei andere hofdamen, welche die tagesereignisse besprechen, werden von einem hinzukommenden hofjunker in nicht sehr galanter weise zur königin geschickt:

Erspacieren vnd spilen wellen
Wolt jhr alweg vor jungen gsellen /
Damit sie sehen ewer gstalt /
Wann jhr euch mutzen manigfalt /
Jungkfrawen gehören ins haus /
Ob sie schon etwan mûssen drauß.

Die königin tritt auf, zwei an sie sich wendende supplikanten vertröstet sie auf die ankunft des königs. Dieser verheisst ihnen, auf dem wege zur ratsversamlung begriffen, prüfung ihrer angelegenheiten. In dieser sitzung handelt es sich darum, für eine lücke in dem persönlichen rate des königs einen passenden ersatz zu finden. Der kanzler empfiehlt mit warmen worten den sohn des Tobias, der eben doctor geworden sei. Der zweite rat verwahrt sich zuerst gegen den verdacht, dass er sich bei seiner empfehlung von verwantschaftlichen rücksichten leiten lasse, und unterstüzt den antrag des kanzlers lebhaft. Der dritte rat tritt für möglichste beschleunigung dieser berufung ein. So wird denn der kanzler beauftragt, dem doctor Johannes zu schreiben, wozu man ihn ausersehen habe, während der vierte rat die eltern herholen soll, damit sie vom entschluss des königs in kentnis gesezt und veranlasst werden können, ihren sohn zurückzurufen. Elisabeth, die den rat in abwesenheit ihres mannes empfängt, ist von tiefster dankbarkeit für die ihrem sohne zugedachte ehre erfült, fürchtet aber, er sei noch zu jung. Tobias, bei seiner rückkehr von der sache unterrichtet, eilt sofort zum könig, um ihm zu versprechen, dass er seinen befehl so rasch als möglich zur ausführung bringen wolle.

Während der rückkehr des königs von der ratssitzung zu seinem losament, die den übergang vom vierten zum fünften akt bildet, ertönt wider gesang und saitenspiel. Hierauf ruft Tobias seiner frau und beauftragt sie, den boten zu holen. Dieser folgt, nachdem er sich zu seiner reise durch eine morgensuppe gestärkt hat, dem rufe und empfängt den schleunigst zu bestellenden brief an den sohn, zudem einiges geld auf rechnung, damit sein eifer gesteigert werde. Nachdem der bote abgezogen, komt der herold und zeigt an, „weil es zû lang werden wil, auf einen tag die Comœdi oder Tragœdi außzûhalten, so wolten sie jetzunder zû hauß gehn, und morgens umb zwölff uhren widerumb anfangen, Und derhalben, wer das ende sehen wolte, der môge sich umb genante zeit widerumb herzû verfûgen".

Den zweiten tag eröfnet der herold mit einem dank an die anwesenden für ihr erscheinen und einer ermahnung an alle eltern, sich das beispiel, das ihnen diese komödie von der kinderzucht vorführe, einerseits zur warnung, andrerseits zum muster dienen zu lassen.

Auch Rasser kann sich der vorliebe seiner zeit für gerichtsverhandlungen auf der bühne nicht entziehen. Musten wir am ersten tage

die weitschweifigen verhandlungen des stadtrates über die verhaftung der beiden diebe mit anhören, so werden wir jezt im ersten akte des zweiten tages in das eigentliche gerichtshaus versezt. Mit einem wol bis in die einzelheiten der gerichtlichen praxis nachgebildeten ceremoniell wird uns die beratung und urteilsfällung vorgeführt. Der schultheiss eröfnet die sitzung mit einer umfrage, ob er jezt recht halten dürfe. Für diese 24mal widerholte frage und antwort hat der dichter natürlich die nötige abwechslung nicht finden können. Da alles einverstanden ist, übergibt der stadtvogt als kläger seinem fürsprech das wort zur erzählung des tatbestandes. Der fürsprech schliesst mit dem antrag, Aleator und der jude seien zu hängen; dabei kann er sich nicht versagen, auf kräftige weise seinem judenhass luft zu machen:

„Von wegen jrs schenden vnd schmehen
Solt man kein Juden lassen leben
. . . .
Sie verflůchen gleich frů vnd spot
Vns Christen / so erhŏrts nicht Got/
Dann es nicht anderst dann ob hund
Bellen wollen / man machs gleich kund
Allen den die jhn wol wollen
Zum Land aus wurd man mit jn trollen /
Vnd diß sol gschehen in eim jar
Das sag ich gwiß vnd ist auch war /
Danck hab Ertzhertzog Ferdinand
Der in der Welt ist weit bekant/
Vnd von der Kirchen hochgeehrt
Weil er niemand das sein zerstert/
Sondern den vnderthan zů gůt
Außtreiben laßt das Juden blůt.

Nachdem der verteidiger des Aleator dessen schuld auf einen geringeren umfang zurückzuführen gesucht hat, tritt die frau des wechslers mit ihrer magd als zeugin auf; ihre umständlichkeit und schwatzhaftigkeit ist gar nicht übel charakterisiert. Nochmals bittet Aleators fürsprech, in ansehung der jugend seines klienten und seiner bereitwilligkeit, den schaden zu ersetzen, um ein gnädiges urteil. Der anwalt des juden erwartet, dass man seinen klienten, den er nicht als verführer gelten lassen will, nicht strenger bestrafe als den andern angeklagten. In einem schlussvotum hält der öffentliche ankläger an seinem antrag auf tod am galgen fest. Nun folgt die wenig variierte namentliche beratung und abstimmung der 24 richter. Mit 23 gegen 1 stimme wird beschlossen, Aleator sei am halse, der jude an den füssen aufzuhängen; doch sei dem christen noch zuvor die unterweisung eines kaplans zu gewähren. Nachdem der stadtschreiber das urteil verlesen hat, ruft der schultheiss den henker, meister Streckbein, herbei und übergibt ihm die beiden diebe zur volziehung des urteils. Die hen-

kersknechte führen sie darauf unter rohen spässen gegen den juden zum gefängnis. Da wirft sich Jezabel vor die richter, ganz vernichtet, jammernd, sich selbst anklagend als ursache des unglücks Aleators, dem sie nie seine unarten gewehrt, alle seine gelüste befriedigt hat. Da sie in ohnmacht fält, eilt ihr der schulmeister zu hilfe; die sich langsam erholende, die nun ihre frühere unfreundlichkeit gegen den schulmeister tief bereut, führt er in ihr haus. Mit einigen worten des lehrers, dass es, wie er immer gesagt, bei einer solchen erziehung nicht anders gehen könne, schliesst der erste akt des zweiten tages. Saitenspiel.

Der zweite akt ist sehr kurz. Drei ratsherren spazieren auf und ab, im gespräch begriffen über die verurteilung der beiden diebe, deren schicksal sie bedauern. Zwei neu hinzutretende ratsherren fragen auf lateinisch nach dem gegenstande ihrer unterhaltung und bekommen ebensolche antwort. Alle zusammen werden sodann zu dem stadtvogt entboten.

Im dritten akte sehen wir den von Tobias an seinen sohn geschickten boten zurückkehren mit der von den eltern freudig aufgenommenen meldung, dass dr. Johannes in einer stunde eintreffen werde, freilich nur dem befehle gehorchend, nicht dem eigenen wunsche, der ihn zu einem fernen fürsten als rat geführt hätte. In längerem zwiegespräche geben die eltern mit demütigem danke gegen den gütigen gott ihrer freude ausdruck über die ehre, die ihrem sohne und ihnen widerfahren soll. Da komt Johannes an und begrüsst seine eltern mit der früheren freundlichkeit und ehrerbietung. Saitenspiel.

Der anfang des vierten aktes entspricht ganz demjenigen des vierten aktes des ersten tages. Wider spazieren die trabanten auf und ab, die tagesereignisse besprechend, namentlich die kunde von der berufung des sohnes des Tobias zum rate des königs; wider werden sie abgelöst von den acht hoffräulein, die sogar wörtlich die gleichen gespräche führen wie am ersten tage. (Solte das etwa satirisch die gedankenarmut der hofdamen ausdrücken?) Wider gehen könig und königin mit ihrem hofgesinde auf und ab und legt die königin fürbitte ein für die beiden supplikanten, die der könig auf die dritte stunde in die kanzlei befiehlt, wo sie gewährung ihres gesuches erhalten sollen. Darauf begibt sich der könig wider in die ratssitzung, wo ihm mitgeteilt wird, dass der gesuchte ratgeber in das elternhaus zurückgekehrt sei. Ein sekretär erhält den auftrag (lateinisch, so auch des sekretärs antworten, wie nachher sein gespräch mit Johann) den doctor

mit seinen eltern herbeizuholen[1]. Sie folgen ihm und werden, so lange der könig noch von anderen rechtsgeschäften in anspruch genommen ist, vom kanzler begrüsst und unterhalten, der ebenfals nach den neuesten meldungen aus Holland sich erkundigt. Tobias dankt für die seinem sohne erwiesene gnade, die der kanzler als eine wol verdiente bezeichnet. Dann werden sie vor den könig gerufen, der Johann persönlich seinen wunsch eröfnet, ihm die pflichten und rechte seiner stellung auseinandersezt und als zeichen seiner anerkennung ihm eine goldene kette um den hals hängt. Johann nimt die berufung mit dank an. Tobias verabschiedet sich und dankt mit frommem gebete, in das er alle eltern einschliesst, Gott für die ihm gezeigte güte. In derselben weise gibt nach ihm Elisabeth ihrer dankbarkeit ausdruck. Gesang oder saitenspiel.

5. akt. Aleator wird aus dem gefängnis herausgeführt, begleitet von einem priester, der ihn auffordert, busse zu tun, und ihm geistlichen zuspruch spendet. Aleator nimt abschied, voll reue über sein bös angewantes leben, und beschwört die zuschauer eindringlich, sich durch sein schicksal warnen zu lassen. Dann wird das urteil an ihm volstreckt. Der henker ermahnt die anwesenden kinder zu einem ehrbaren leben, sonst gehe es ihnen, wie dem Aleator. Noch einmal tritt Aleators mätz auf mit ihrem hündlein, und klagt über ihre verlassenheit. Nun gibt der ratsherr den nachrichtern den befehl, Aleator, der auf besondere fürbitte doch begraben werden soll, vom galgen herabzunehmen und den juden Ulman an seine stelle zu hängen. In der behandlung des juden lässt der dichter die rohheit der henkersknechte besonders grell zu tage treten. „Sie schleifften den Juden etlich mal hin und wider / und da sie ihn hanckten, sprach der erst nachrichter und hat ein trinckgeschirr in handen:

> Ulman, Ulman bist mir worden?
> Het ich deiner mehr biß morgen /
> So wolt ich sie auff knipffen fein
> Zů dir an disen galgen dein /
> Streckbein / es gilt disen gar auß.

Meister Streckbein: Trinck / so wirt ein volle ganß drauß.

und zur erhöhung der wirkung tritt sogar noch des henkers mätz als teilnehmerin an diesem saufgelage unter dem galgen auf.

1) Das gespräch des sekretärs mit Johann dreht sich teilweise um zeitereignisse. Secr. frägt: Nihilne novarum rerum adfertur e Batavia?

Alsdann dankt einer der schüler als orator den zuschauern für ihr erscheinen und ihre teilnahme und auch für ihre materielle unterstützung bei der aufführung; wenn diesmal vielleicht an ihrem spiele nicht alles gut gewesen sei, so könne er versprechen, dass es ein anderes mal damit gewiss besser aussehen werde. Zum schluss resumiert der herold in längerer rede die moral des stückes, indem er als das einzige heilmittel gegen die verderbnis der zeit eine gute erziehung empfiehlt und einige praktische winke und regeln dafür erteilt.

Sobald der herold ausgeredet hat, erscheint der teufel, nimt den juden vom galgen und trägt ihn zur hölle, wo noch viele tausend juden braten, indem er ihm qualen verheisst, dass ihm das herz im leib muss krachen.

Den abschluss des buches bildet eine rede des verfassers an etwaige lästerer und schelter dieses gedichtes; ein tor und narr sei, wer den sinn dieses kinderspieles nicht verstehe oder nicht verstehen wolle.

BASEL. GUSTAV BINZ.

NACHTRÄGE UND ZUSÄTZE ZU DEN BISHERIGEN ERKLÄRUNGEN BÜRGERSCHER GEDICHTE.

1. Nachtfeier der Venus.

Die arbeit an diesem gedichte begleitet den dichter auf seinem ganzen lebenswege. Ihr anfang geht bekantlich auf eine anregung von Klotz zurück, der 1767 einem manne von Gleimischem geiste die verdeutschung des Pervigilium Veneris empfohlen hatte. Bürgers erster reimloser versuch hielt sich nahe an das original, dessen schlecht überlieferten text er mit glücklichem griffe in ordnung brachte, und suchte sicherlich eben in Gleimischem geiste die anakreontischen seiten ans licht zu ziehen. Der späteren freieren nachdichtung gab erst der reim, zu dem Boie (wahrscheinlich durch die gereimte übersetzung des Pervigilium durch den den Göttinger dichtern wol bekanten Thomas Parnell[1] beeinflusst) riet, und die gehobene sprache den charakter der feierlichen hymne zum preise der liebesgöttin.

1) Thomas Parnell, Poems on several occasions, publ. by Pope 1760 s. 44: „The Vigil of Venus“ in gereimten 5füssigen jamben. — Bürger citiert Parnell in der vorrede zu seiner Homerübs. in Klotzens bibl. 1771; „Adeline“ und „Das harte mädchen“ sind nach Parnell gedichtet; Hölty entlehnt aus der bibl. Parnells Poems 21. V. 71.

Bürgers bekantschaft mit Boie datiert vom herbste 1769, doch erst nach der rückkehr Boies von Berlin im frühjahr 1770 wird sie vertrauter. Das erste Bürgersche gedicht, das er kennen lernt, ist die „Stutzerballade“, die er im decbr. 1769 Gleim vorliest und von der er, als es sich um die chronologische ordnung der gedichte in der ersten samlung (1778) handelt, bemerkt, dass sie sehr verändert werden müste, wenn sie an der spitze stehen soll. [Strodtmann, Br. v. u. an Bürger II, 250.] Boie lässt zuerst nur das parodistische talent Bürgers gelten: er begünstigt die „Europa“ und nimt aus einer reihe von gedichten, die uns noch beschäftigen werden, nur das trinklied „Herr Bacchus“ in den musenalmanach von 1771 auf. Wir können Boies aufforderung zur gereimten nachdichtung des Pervigilium und seine teilnahme daran nicht über das jahr 1770 zurückversetzen; und schwerlich wird Bürger sein gedicht im oktober 1771 vollendet haben, als er an Gleim schreibt: „Wenn die samlung noch nicht so geschwind herauskommen wird, so kann ich herrn Michaelis ein stück versprechen, das nicht ganz schlecht sein soll. Es ist das verdeutschte, aber frei verdeutschte Pervigilium Veneris. Ich habe mir vorgenommen, in diesem stücke den wolklang und die korrektheit so weit zu treiben, als in meinen kräften steht“. [Strodtm. I, 38.] Mehr als die blosse feile wird damals noch gefehlt haben[1].

Erst am 2. märz 1772 konte Boie das gedicht durch Knebels vermitlung an Ramler gelangen lassen, der es — freilich nicht Bürger zu danke — einer gründlichen korrektur unterwarf. Da aber die samlung der „Lieder der deutschen“, wo es seinen platz erhalten solte, nicht erschien, wurde Bürger im sommer des nächsten jahres, als er inmitten einer ganz anderen poetischen welt lebend mit Lenore sich beschäftigte, durch übersendung der Ramlerschen korrektur von Boie aufgefordert, die redaktion des gedichtes für den Musenalmanach des jahres 1774 vorzunehmen. Während die beiden freunde in diese arbeit sich teilten, kam ihnen das aprilheft des Deutschen Mercur (1773) vor augen, in dem die Nachtfeier abgedruckt war. Sie liessen sich nicht abhalten, der freibeuterei die rechtmässige ausgabe im Göttinger almanach (1774) entgegenzusetzen.

1) Allerdings schreibt Boie vierzehn tage später an Knebel (in dem von den herausgebern Bürgers stark vernachlässigten Litterarischen nachlass Knebels 2, s. 108): Ein freund von mir hat das Pervig. Ven. so übersezt, dass ich es Ramlern zeigen muss, sobald es ganz überfeilt ist. Aber am 30. december 1771 hält er das gedicht noch nicht würdig vor die augen Ramlers zu treten (ebenda s. 111).

Bürger machte für die widerrechtliche veröffentlichung seines gedichtes — freilich auf die blosse nachricht hin und ohne sie noch gelesen zu haben — Gleim verantwortlich, dem er am 20. sept. 1772 die Nachtfeier aus dem gedächtnisse und mit annahme einiger Ramlerschen korrekturen abschrieb [Strodtmann I, 72 u. 134]. Mit unrecht! Der Deutsche Merkur erhielt das gedicht aus dem Berliner kreise selbst in der fassung, die ihm Ramler gegeben hatte. Bürgers abschrift aber, die (unter den briefen Bürgers an Gleim) im Gleimstift noch aufbewahrt wird, weicht von den beiden gedruckten fassungen des gedichtes im D. Merkur und Göttinger almanach nicht unbeträchtlich ab; sie zeigt uns die ursprünglichere und den veränderungen von fremder hand gegenüber einzig echte gestalt dieses Bürgerschen gedichtes. Da Strodtmann I, 72 nicht, wie sonst in ähnlichen fällen, angemerkt hat, dass das gedicht noch im Gleimstift zu finden sei, so hat auch Berger, der jüngste herausgeber der Bürgerschen gedichte [Leipzig und Wien. Bibl. inst.] diese älteste erreichbare fassung unberücksichtigt gelassen, während er sie nach den kritischen grundsätzen seiner samlung hätte in den text aufnehmen sollen.

Ich will die zahllosen varianten der Nachtfeier nicht überflüssigerweise vermehren, sondern nur einige stellen herbeiziehen, die zeigen sollen, wie Bürger schon im herbste 1772 von den Ramlerschen korrekturen sich emancipiert und an ihre stelle eigene ältere lesarten wider einsezt, auf die er ein jahr später bei der redaktion des gedichtes für den Almanach zurückkomt. Unbeachtet lässt Bürger in seiner abschrift für Gleim die Ramlersche veränderung in II, v. 11, 12:

Und sie spricht [samt ihrem sohne
Unverletzlich] recht herab;

doch braucht er schon hier die verse, die er später als neue lesart für den Almanach vorschlug:

[Strodtm. I, 123] . . . . zu straf und lohne
Gütevolles . . . . . .

Das Ramlersche: Mit siegprangendem geleite
Werden wir ihr huldigen (II, 29)

mag Bürger durchaus nicht leiden [Strodtm. I, 123]; er zieht seine ältere lesart vor (an Gleim):

Unser prangendes geleite
Wird am thron ihr huldigen,

die mit leichter änderung („feierndes“ für prangendes) im Almanach

erscheint. Bei der strophe: Dich auch lüde sie zur feier usw. war Bürger mit den veränderungen Ramlers um so unzufriedener, als das

Dürftest du nur jubel hören
Und drei wache nächte lang usw. (II, 89 ff.)

einen ganz anderen sinn herausbrachte [Strodtm. I, 123]. Unbekümmert um die fremde korrektur hatte er schon an Gleim geschrieben:

Laute festgesänge hören
Würdest du, bei zymbelklang
Und in wonnetrunknen chören
Drei vergnügte nächte lang,
Bei des tanzes flügelschritten
Die umkränzten locken wehn
Und auf moos in grünen hütten
Uns vom taumel ruhen sehn.

Auch hier ist es Bürgers unzweifelhafte absicht, diese ältere lesart für den druck im Almanach durchzusetzen; aber Boie gefiel sie nicht. Um ihm entgegenzukommen, teilte Bürger eine dritte variante mit benutzung Ramlerscher korrekturen mit [Strodtm. I, 124], so dass Boie nunmehr für die v. 85—100 die wahl hatte zwischen: 1. der ursprünglichen lesart Bürgers (handschr. an Gleim), 2. der Ramlerschen korrektur (D. Merk. apr. 1773) und 3. der jüngeren variante für den Alm. (Strodtm. I, 124). Bürger hatte seinem freunde widerholt volmacht gegeben, nach eigenem geschmacke zu verfahren; er erklärte, der ton seines gedichtes sei ihm so fremd geworden, dass er sich kein urteil darüber zutraue. Wir wollen es also Boie nicht verübeln, wenn er die verse im Almanach folgendermassen zusammensezt:

V. 85—88 jüngere variante Bürgers.
89—96 Ramlersche korrektur,
97—100 ursprüngliche lesart Bürgers.

Ramler wolte, von der absicht geleitet, die Nachtfeier der Venus zum liede für deutsche mädchen zu machen, die allerdings in dieser hinsicht nicht passenden verse I, 21 fgg.: Lieb und gegenliebe paaret usw. und III, 11: Wie sie zeug' und wie gebähre usw. auslassen. Bürger sträubte sich dagegen, denn er glaubte den charakter seines religiösen gedichtes gefährdet. Seinem kategorischen verlangen: „die müssen unverändert bleiben“ muss sich Boie fügen. Ursprünglich folgten aber diesen versen noch 4 zeilen, die Ramler endgiltig beseitigte: in keiner der folgenden redaktionen erscheinen sie wider. Sie lauten in Bürgers abschrift für Gleim:

nach III, 12: Vom beginn da Chaos bette
Tellus sich verjüngt entrang
Reihet sie der wesen kette
Bis zu erden untergang.

[Vgl. Strodtm. I, 124]. —

Die ursprüngliche lesart der v. III, 27 fgg. lautet in der handschrift:

.. Feuchte Rosenknospen spaltet
Um das frührot ihre hand.
Von dem Ichor ihrer wunde
Färbte sich ihr silberlaub,
Odem aus Dionens munde
Würzt der purpurnelke staub.

Die verse III, 53 fgg.: Sie befreit Anchises Laren usw., die er als seine lesart der Ramlerschen gegenüberhält, finden sich schon in der handschrift. Er lässt Boie wider die wahl: „Nehmen Sie lieber meine lesart. Doch — wie Sie wollen!" [Strodtm. I, 125.] Boie nahm sie auf und wuste geschickt das hysteron proteron, das in diesen versen lag, zu umgehen.

Wir sahen schon, auf welche weise Boie das gedicht zum Almanachdrucke redigierte: er wolte es mit niemand verderben. Gar vor Ramlers korrektur beugte er sich ehrfurchtsvoll; er gieng von dem grundsatze aus: passt es auch nicht ganz hinein, so ist es doch immerhin eine grosse ehre [Strodtm. I, 57]. Auch Boies eigener anteil ist nicht gering zu schätzen. Er schreibt einmal: „ich will studieren, ob ich Ihnen nicht noch einige neue lesarten vorschlagen kann". [Strodtm. I, 128.][1] Bürger entschloss sich im sommer des jahres 1773 nur schwer zur revision der nachtfeier.

Fassen wir die geschichte dieser drei fassungen des grösten gedichtes aus Bürgers jugendzeit zusammen, so können wir 1. den druck im Almanach auf 1774 als redaktion Boies, 2. den im D. Mercur vom april 1773 als korrektur Ramlers und 3. die Bürgerische handschrift im Gleimarchiv als die früheste und wahrste gestalt bezeichnen.

1) Vgl. besonders den brief Boies an Knebel vom 20. september 1772 (vgl. Knebels Litt. nachlass a. a. o.): Auch in der nachtfeier hatte ich ein paar ganze zeilen so verändert, wie Ramler sie nachher wolte gelesen haben. — Von einem anderen gedichte Bürgers aus dem Almanach schreibt Ramler an Knebel: Der samler hätte vorher schon an einer strophe gekünstelt.

2. Änderungen und chronologische ordnung der jugendgedichte in der ersten ausgabe vom jahre 1778.

Diejenigen gedichte der jugendzeit, welche in dieser ausgabe zum erstenmale erschienen, haben gegenüber der ältesten fassung manche änderungen und zusätze erfahren. Das datum der entstehungszeit aber bleibt ihnen gewahrt; so komt es, dass die folge der gedichte in dieser gestalt kein ganz reines bild der entwicklung von Bürgers verskunst bietet. Indessen lässt sich das neue vom alten durch mancherlei kriterien scheiden.

Die chronologische ordnung ist überdies nicht streng eingehalten. Bürger gesteht es selbst in einem briefe an Boie [II, 268]: „Du wirst manchmal über das datum lächeln, das über jedem stücke steht. Ich konte mir nicht helfen; ich muste bisweilen lügen, oder nach blossem ohngefähr dasselbe bestimmen, weil ich die stücke, wovor kupfer zu stehen kommen, verhältnismässig durch das ganze werk verteilen muste. Indessen sind sie doch ohngefähr gröstenteils in der ordnung verfertigt, wie sie da stehen“. Die verteilung der 7 kupferstiche aber (von denen übrigens bei nr. 48 und 50 dennoch zwei fast unmittelbar auf einander folgen) ist nicht der einzige grund der verschiebung. Mehr noch spielt die eitelkeit eine rolle, wie bei voranstellung der Nachtfeier; ferner ein gewisses kokettieren mit den zu erwartenden historischen untersuchungen über die entwicklung seines geistes, und schliesslich auch die notwendige rücksicht auf häusliche verhältnisse. Bürger besass ausser einem hefte, in dem er alle seine gedichte ins reine einschrieb, ein zweites zur kladde, in dem jeder vers seit seiner jugendzeit verzeichnet war. „Dies buch“, schrieb er am 5. febr. 1781 an Philippine Gatterer, ist mir teurer und werter als irgend ein anderes“; es erlaubte ja ihm sein eigenes fortschreiten zu verfolgen! Sicherlich diente es ihm auch zur datierung seiner gedichte in dieser ersten ausgabe. Bei Bürgerschen gedichten aber ist der anfang mitunter recht weit vom ende entfernt; manche sind kompilationen von strophen, die zu verschiedener zeit und zu verschiedenem zwecke entstanden waren. In einigen fällen erweist sich nun Bürgers datierung bestimt als die zeit der conception und der ersten strophen. So wird „Der bauer an seinen fürsten“ von Bürger in den sommer 1773 gesezt, obgleich das gedicht erst am 31. juli 1775 zu Boie gelangte. Gewiss ist die datierung richtig, denn es verdankte, gleich dem „Wilden jäger“, der begeisterung für Goethes „Götz“ seinen ursprung. Wir werden noch sehen, dass die ballade „St. Stephan“, die Bürger vom april 1777 datiert, auch damals

wirklich entstanden ist, obzwar sie erst ein jahr später vom dichter entlassen wird. Von hier aus wird es erlaubt sein, auf andere gedichte schlüsse zu ziehen. Wir wollen — immer mit vorbehalt freilich der rücksichten, die den verschiebungen zu grunde liegen — Bürgers eigenen datierungen doch mehr folgen, als dies bisher geschehen ist.

Dass das gedicht „Lust am Liebchen“ im sept. 1771 Gleim vorgelegt wurde, ist kein anlass, seine entstehung im juni 1769, wie sie Bürger angibt, zu bezweifeln. Die bekantschaft mit Gleim datiert erst vom juli desselben jahres, und Bürger kann seinem gönner sehr wol ältere gedichte zur ansicht gesant haben. Die erste fassung ist uns übrigens unbekant, und der erste druck in der ausgabe vom jahre 1778 weist nach Boies zeugnis änderungen und zusätze auf. Wir können nur vermuten, dass dies „minnelied“ mit der parodierung des geistlichen liedes als kräftigem schlager schloss:

Er ist in seinem gott vergnügt,
Und Amor ist sein gott.

Denn die folgenden strophen:

Durch seine adern kreiset frisch ...

bis zum schluss tragen inhaltlich wie formell den stempel der späteren zeit. Im inhalte mit der „Männerkeuschheit“ verwant, die zur selben zeit wie die veränderungen der gedichte zur ersten ausgabe (im märz 1778) entstand, heben sich die zusatzstrophen zwar durch gefälligere versifikation, aber auch durch ihren etwas philiströsen ton von den übermütigen ersten strophen ab. Ein untrügliches zeichen der späteren entstehung sind die formeln, die Bürger durch die balladenpoesie geläufig wurden, wie in dieser strophe:

In götterfreuden schwimt der mann,
Die kein gedanke misst,
Der singen oder sagen kann
Dass ihn sein liebchen küsst.

Während der dichter im ursprünglichen liede von seiner fröhlichkeit und sorglosigkeit singt, fügt er später hinzu, dass die lust am liebchen auch das körperliche wolbefinden, gute verdauung und angenehmen schlaf bewirke; äusserungen also, die mehr an die Männerkeuschheit erinnern.

Unter Bürgers frühesten gedichten finden wir eine gruppe von fünf stücken, der wir den titel: „Verschmähte liebe“ geben können; sie ist deutlich von Bürger selbst durch die datierung in der ersten ausgabe abgegrenzt. Es sind die gedichte: Adeline, Huldigungs-

lied, Das harte mädchen, An den traumgott, und An die hoffnung vom januar bis august 1770. Das kurze gedicht An Arist ist nach Adeline offenbar des kupferstiches wegen eingeschoben; das lied: Herr Bacchus, das mitten in diese gruppe fält, ist ausgeschaltet und erst in den oktober gesezt, um dann wider eine glücklichere stimmung zu bezeichnen. In der zweiten ausgabe vom jahre 1789 stehen diese 5 gedichte unmittelbar hinter einander, und es geht nicht an, ihre kontinuität in den neueren ausgaben durch eine datierung, die aus dem briefwechsel erschlossen wird, zu zerstören. So folgt Sauer bei der datierung von drei gedichten dieser gruppe Bürgers angaben, während er die beiden anderen zwei jahre später entstehen lässt. Er hat das „Huldigungslied" einzig deshalb erst in den herbst 1771 gesezt, weil Biester es vor seiner abreise, die in dieselbe zeit fält, noch kante (Kürschner, D. nat.-litt. bd. 78, s. 32); aber dies ist für mich kein grund, Bürgers eigene datierung zu ignorieren. Der herbst 1771 ist allenfals ein terminus ad quem, der uns erwünscht ist, weil wir sonst in den neueren ausgaben als zeit der entstehung den 2. august 1772 lesen könten, an welchem tage erst Bürger sein gedicht Boie für den Almanach antrug; wir sehen daraus, dass er längere zeit das gedicht bei sich behielt. Dass er in späterer zeit eine oder die andere strophe hinzugefügt haben kann, ist nicht ausgeschlossen. So verhält es sich in der tat mit dem gedichte „An die hofnung", das von den neueren herausgebern nach seinen schlussstrophen, die allerdings erst im juli 1772 unter dem einflusse der frau Listn entstanden sind, datiert wird [vgl. Sauer s. 38], während es doch seinem hauptgedanken nach viel früher fält. Auf Boies veranlassung erfolgt die verbesserung und versetzung der strophen im juli 1772. Bürger war damals 4 monate in Gellichausen und obzwar die briefe keine erwähnung dieses gedichtes enthalten, war es Boie sehr wol bekant; offenbar ist es noch in Göttingen entstanden. Ferner sezt Boie in seinem briefe an Althof [IV, 259] das lied An die hofnung mit der Nachtfeier in dieselbe zeit: also nach Göttingen. Und wenn Boies erinnerung von „den ungeheuern erhabenen produkten", die Bürger den freunden vorgelesen haben soll, nicht völlig trügt, so wüste ich sie nicht anders als durch einzelne strophen dieses gedichtes zu erklären[1].

1) Eine angenehme bestätigung meiner obigen vermutung gibt uns wider Knebels Litter. nachlass 2, s. 116 und 118). Boie legt seinem briefe vom 30. januar 1772 den gesang An die hofnung bei, dessen autor auch das Minnelied und Das dörfchen geschrieben hat. Gleichwol geben Sauer wie Berger dem gedichte die jahreszahl 1772 mit der anmerkung: Juli 1772 an Gleim gesant. Das angeführte zeugnis liefert den

Bei den anderen der erwähnten gedichte folgen auch die neuen herausgeber der datierung Bürgers. Umsoweniger ist also an ihrer richtigkeit zu zweifeln; vorausgesezt natürlich, dass sie die zeit der conception und der ersten gestalt bedeutet. Der zusammenhang der gruppe ist so deutlich, dass auch von hier aus auf gleichzeitige entstehung geschlossen werden muss.

Wenn uns dieser zusammenhang recht anschaulich erscheinen soll, müssen wir bei denjenigen gedichten, die sehr verändert in der ausgabe vom jahre 1778 zum ersten drucke gelangen, zu der ursprünglichen gestalt zurückzudringen versuchen. Dies ist besonders beim Huldigungsliede der fall. Hier leistet uns der briefwechsel die besten dienste. Bürger, mit den veränderungen zur ausgabe beschäftigt, teilt Boie am 23. märz 1778 die verse 77—95 mit, worauf Boie erwidert: „Die neuen strophen aus dem Huldigungsliede sind herlich. Ich bin begierig zu sehen, wie sie mit den alten verbunden sind“. Diese verse, in denen in sentenzen über die leichte täuschung der sinne gesprochen wird, sind im märz 1778 gedichtet. An ihrer stelle stand früher etwas anderes. Boie hatte schon einmal die erste fassung kritisiert, [am 6. aug. 1772. Strodtm. I, 62 fg.] und machte eben an der stelle, wo jezt die verse 77 fgg. einsetzen, den einwand: „Quaeritur, ob der dichter gut tue, so einen wink zu geben, dass er schöner gewesen sei“. Aus Boies anderen bemerkungen kann man auf starke änderungen schliessen. Str. 6—11 der älteren fassung scheinen ganz gestrichen zu sein. In str. 5 traten die launen des mädchens stärker in den vordergrund, bei str. 9 fgg. die sinlichkeit des dichters. Str. 18 rief er gottes strafe auf das harte mädchen herab. Die ältere fassung, um sie zusammenfassend zu charakterisieren, soweit dies aus den spärlichen zeugnissen möglich ist, enthielt, aus dem erlebnis hervorgegangen [Strodtm. II, 272], individuellere züge der geliebten wie des dichters selbst. Sie ist launenhaft, er heftig und leidenschaftlich, da er sich einem schöneren vorgezogen sieht. Der ton der neueren fassung ist ruhiger, aber auch verschwommener; er fält in die konventionelle anakreontik zurück, die das erlebnis glücklich durchbrochen hatte. Eine philistrose lehrhaftigkeit dringt ein, die sich in algemeinen sentenzen etwas breit macht. Die sprache ist auf den klang gearbeitet und durch reimfülle charakterisiert (man

evidenten beweis, dass das gedicht — bei der langwierigen feile — mindestens 1771, wenn nicht früher entstanden sein musse. Wir nahem uns also widerum Bürgers eigenen angaben bedeutend, und warum solten wir ihnen nicht folgen, wenn wir nur im auge behalten, dass Bürgers datierung die zeit der conception und der ersten strophen bedeutet?

beachte die reime in den versen 77 fgg.: lüge : gnüge, spiel : gefiel; dünste : künste, die : sie usw.). Formeln weisen auf späteren ursprung: Sei es liebes oder leides! (v. 49). Selbst wenn Bürger Boies erste kritik gleich beherzigt haben solte (Strodtm. I, 70), so ist doch das meiste (und ohne zweifel v. 77—92) im märz 1778 entstanden.

Die gedichte, die sich zu dieser gruppe zusammenschliessen, sind ein vorspiel der Mollylieder; sie sind die ersten, in denen ein erlebnis zum ausdrucke komt. „Im jahre 1769 und 70 ist auch der anfang einer liebe, die zuerst unglücklich gewesen und hernach erst gekrönt geworden zu sein scheint“ schreibt Boie [II, 272]. Es irre uns nicht, dass sie einige stellen aus englischen dichtern entlehnt haben. Bürger hat nicht zu viel gesagt, wenn er in der vorrede zu den gedichten (1778) behauptet: „Es ist aber immer auch möglich, dass sie ganz mein eigen sind“. Das harte mädchen z. b. hat mit Parnells Love and innocence nur den gegensatz, der sich im titel ausprägt, und die ersten zwei strophen gemein. In der schilderung der frohen unschuldigen tage folgt Bürger dem fremden gedichte; allein die gegenwärtige unglückliche liebe ist erlebt. Von eifersucht weiss das original nichts; denn „the fair I love is kind“ heisst es da, während die unerbitlichkeit des mädchens den inhalt des Bürgerschen gedichtes darstelt. So rankt sich seine dichtung an fremden stücken auf. Eigenes leben begint in sie zu strömen und in ihr zu wirken. Mit dem gedichte An Adeline verknüpft diese gruppe der name, der in An den traumgott wider erscheint. Es bezeichnet vielleicht den beginn der bekantschaft. Der dichter ist liebeskrank und findet keine erhörung. Er klagt bald resigniert, bald leidenschaftlich, bald elegisch. Er sieht sich von einem schöneren verdrängt, und in der ersten fassung des Huldigungsliedes gibt er zu verstehen, dass auch er schöner gewesen sei als jezt, da ihn der kummer bleiche. Er ist matt und krank und siecht dahin (das harte mädchen). Er bittet den traumgott, seine von gram verzehrte gestalt der geliebten im traume erscheinen zu lassen: das müsse sie rühren! Nichts erhält ihn als die hofnung, die auch verschmähte liebe mit zukunftsbildern zu trösten weiss.

Ich schliesse diese betrachtungen mit dem hinweis auf Bürgers eigenes wort (an die hofnung vers 81):

Das hat mein herz erfahren!

3. Minnelieder.

Ehe noch Bürger die minnelieder in die lyrik der Göttinger freunde einführte, hatte er sich an der sprache der alten minnesinger

zum Homerübersetzer geschult. Die lektüre der Homerischen gedichte erweckte den unauslöschlich tiefen eindruck wider, den Bürger in seiner jugend von der Lutherischen bibel empfangen hatte, indem sie eine analoge wirkung übte. Das griechische originalgenie erweckte das deutsche, und dieses suchte in der altertümlichen sprache den ausdruck jener unvergleichlichen kraft und einfachheit des griechischen sängers. Dass eine deutsche übersetzung Homers nach altertum schmecken müsse, war Bürgers unerschütterlicher glaubenssatz schon in seiner probeschrift, die er der Deutschen geselschaft zu Göttingen am 14. febr. 1769 vorlegte. Während er aber hier nur auf Luthers schriften hinweist, deren sprache allein ihm den inhalt erhabener und göttlicher erscheinen lässt, ermahnt er in der vorrede zu den Proben einer Homerübersetzung, die er auf grund jener ersten schrift für Klotzens D. bibl. d. sch. wiss. VI im jahre 1771 verfasste, den übersetzer zum genauen studium auch der minnesinger, der dichter bis zu Opitz, und der überbleibsel der älteren sprache und dichtkunst. Der zeitpunkt der ersten bekantschaft Bürgers mit den minnesingern lässt sich noch genauer bestimmen. Am 23. august und zum zweiten male am 9. september 1769 entlehnt Biester, der geliebte Arist Bürgers und sein vertrautester freund jener tage, den Züricher codex aus der bibliothek[1]; und wenn wir von dem nachhaltigen interesse, das er Bürgern gegenüber noch acht jahre später bekundet [Strodtm. II, 136], auf das gemeinsame studium beider schliessen wollen, so wird es uns um so eher erlaubt sein, als wir Bürger selbst gerade in jenen tagen mit Schilters Thesaurus antiquitatum theut. und mit Goldast beschäftigt sehen[2]. Er beherzigt vorerst jenen teil der Bodmerschen vorrede, der von rehabilitierung veralteter machtworte, verklungener redensarten und wortfügungen spricht, und mit dem sich seine eigenen ausführungen schon in der probeschrift vielfach berühren. Denn die alte sprache ist ihm nur das mittel, zum deutschen originalgenie durchzudringen. Bald zieht auch seine dichtung aus den neuen bildern ihren nutzen. Wir finden ihre spur in dem beginn der Nachtfeier, wo der her Meie glänzenden auges seine strasse fährt, und in der huldigung vor der liebesgöttin, die im haine thronend gericht hält.

1) Ich entnehme die daten den ausleihe-büchern der Göttinger bibliothek. — Lange vorher kante Boie die minnesinger; am 8. decbr. 1767 schreibt er an Gleim, dass er so glücklich gewesen, die samlung der minnesinger mit allen dazu gehörigen stücken zu bekommen. (Weinhold, H. Ch. Boie s. 268.)

2) Schilter entlehnte Bürger am 8. juli und 1. september 1769, Goldast am 17. november 1769.

Schon im oktober 1771 behauptet Bürger ein dutzend minnelieder vorrätig zu haben [Strodtm. I, 38], doch sind sie (gewiss kein ganzes, auch kein halbes dutzend) minnelieder im sinne Gleims. Gerade ein jahr früher, ehe die saat im Göttinger haine so reich aufgieng, dichtete Bürger sein erstes und bestes minnelied, das als Winterlied in die ausgaben übergieng. Es ist im beginne des jahres 1772 und noch in Göttingen entstanden[1]. In das frühjahr dieses jahres sezt die samlung von 1778 das gedicht: Der minnesinger und mit recht, wiewol die schlussstrophen erst im juli hinzukamen. In diesem monate sante Bürger das gedicht an Gleim, unter dessen briefen im archiv zu Halberstadt diese erste fassung zu finden ist. Sie hätte in der neuesten chronologischen ausgabe von Bürgers gedichten [von Berger, s. 37] berücksichtigt werden müssen, was freilich nicht einmal in den lesarten geschah. Der varianten sind nicht viele, doch sind die strophen versezt. Ich merke nur an, dass „lied und lob" in der 3. und 4. strophe für früheres „süsses lob" und „liederchen" eingesezt ist, um Bürgers gefallen an volkstümlichen wendungen hervorzuheben [Strodtm. I, 58 und 61].

Eine einzelne minnestrophe, die uns erhalten ist [Sauer s. 316; Berger s. 74], führt uns zu den Mollyliedern; denn sie ist der keim des Hohen liedes. Daraus aber, dass Boie im märz 1778 anlässlich der samlung der gedichte zur vollendung mahnt, kann man nicht auf gleichzeitige entstehung schliessen [s. bei Sauer a. a. o.]. Es wäre der einzige fall, dass der dichter in einem liede an Molly der minnesängerischen terminologie sich bedient hätte. Auch mit Berger [s. 413 fg.] kann ich nicht übereinstimmen, wenn er sagt, dass Bürger diese strophe am 1. december 1774 an Boie mit den worten sante: „Der geist der lieder ist endlich widergekehret; noch aber hat er sich nur geräuspert und sein räuspern ist hier miteingeschlossen". Denn man wird zugeben, dass sich Bürger am 1. december nicht also äussern konte:

> Denn der winter ist entwichen,
> Maienlust mit wolgerüchen,

1) Die erste erwähnung im Briefwechsel ist freilich vom 6. august 1772 (Berger s. 404); aber schon am 29. märz desselben jahres sante es Boie an Knebel (Litt. nachlass 2, s. 124 und 126) mit den worten: Ich schreibe Ihnen ein lied ab, das Ihnen gefallen muss. Dass unser gedicht gemeint ist, geht aus dem folgenden briefe vom 1. mai hervor, in dem das alte „lebt und webt" gelobt wird. — Boie selbst hat, wie Ramler an Knebel schreibt (Litt. nachl. 2, s. 40), an der lezten strophe dieses liedes gekünstelt und statt der unwesentlichen bänder die locken hingesezt. Doch auch damit ist Ramler nicht zufrieden.

Maienwonn' ist aufgeblüht.
Lieben, öffnet eure sinne;
Mai erwacht
Minne lacht,
Mai hat minne,
Minne sang wol angefacht.

Das gedicht, das Bürger am 1. december sendet, ist vielmehr Das neue leben, nach seiner hochzeit entstanden. Im brautstande aber im frühling 1774, ist die minnestrophe Doretten zugesungen[1]; leider verlor Bürger die lust, damals das gedicht zu vollenden. Was Doretten bestimt war, erhielt Molly. Die strophe mochte entstanden sein ungefähr um die zeit als Bürger schrieb: „Der schönste frühling um mich her fängt an, meine lebensgeister auf zu kochen. Noch ist alles blosser dunst; ich bin aber neugierig, welch ein schnurriges fixum an der retorte hangen bleiben wird". [Strodtm. I, 205: 12. v. 74]. Es war schliesslich Das hohe lied.

4. Lieder an Molly.

Es ist nicht meine absicht, aus den Mollyliedern Bürgers leidenschaftliche liebe im zusammenhange zu entwickeln. Wie im vorhergehenden und folgenden haben diese blätter nur den zweck, durch eine reihe von datierungen, lesarten, quellennachweisen und beziehungen von gedichten zu einander die erklärungen, die neuere herausgeber der Bürgerschen gedichte gaben, zu berichtigen und zu ergänzen, während die zusammenhängende darstellung des lebens und dichtens einer biographie G. A. Bürgers vorbehalten bleibt.

Nur zur kurzen orientierung erwähne ich, dass Bürgers und Mollys liebe vor ihrer vereinigung im sommer 1785 drei schwere krisen zu überwinden hatte. Drei gedichte bezeichnen sie. Das erste ist die Elegie, als Molly sich losreissen wolte, im jahre 1777: leidenschaftliche überredung des dichters, um ihren entschluss „sterben oder siegen" zum wanken zu bringen. Sie bleibt. Das geheimnis der liebenden wird offenbar, Dorette dringt auf trennung, die im juni 1779 zur tatsache wird. „Untreue über alles", um Johannis desselben jahres gedichtet, bedeutet den abschied: die liebenden schwören einander ewige treue. Dazu vergleiche man den brief Bürgers an Goeckingk vom 12. november 1779 [Vierteljahrschr. f. d. lit. 3, 426 fg.]: Molly ruft bei

1) Sie heisst in seinen briefen geradezu „die minnigliche" und so begint denn auch die strophe: Hört von meiner minniglichen usw.

jenem abschied dem dichter zu: „Mistrauischer, fordere von mir ein zeichen, das teuerste, heiligste zeichen! nimm von mir alles, was ich dir geben kann, was du mir bisher durch nichts hast abdringen können; und wenn ich dir alsdann jemals ungetreu werde und mich einem anderen manne ergebe, so will ich als eine ehebrecherin dereinst vor gott erscheinen". Damit war die ehe geschlossen. Der dritten krise waren sie nicht mehr gewachsen. Ihrer widervereinigung im jahre 1781 folgte Mollys entbindung zu Langendorf im mai 1782. „Mollys abschied" in dieser zeit verfasst, bezeichnet Bürgers trennung von ihr, deren worte selbst — vielleicht aus einem briefe — nach Amarants beispiel in verse gebracht sind.

Wenn Sauer (einleitung zu seiner ausgabe s. XXI) ohne rücksicht auf Bürgers eigene datierungen das Schwanenlied, das im januar 1776 gedichtet ist, an die spitze der Mollylieder sezte, so liess er sich von der vermutung leiten, dass die liebe zu Molly nicht früher begonnen haben könne, da sichere nachrichten uns das glück der jungen ehe verbürgen. Allein wenn wir auch jener beichte an Elise Hahn nicht vollen glauben schenken wollen — dem offenen geständnis in dem briefe an Goeckingk vom 12. november 1779 können wir ihn nicht versagen: und hier spricht er von einer fünfjährigen liebe! Freilich war sie anfangs nicht so heftig und leidenschaftlich wie später; sie nahm ihren ursprung in leichter tändelei und zärtlichkeit, die er dem schönen kinde zutrug. Diesen charakter haben die ersten gedichte an Molly: Trautel und das Ständchen, die wir mit Bürger in den april und juli 1775 setzen wollen. Sie sind durch den namen verbunden und beinahe gleichzeitig entstanden, wenn auch das erste der beiden gedichte ein jahr später an Boie gesant wird. Bürgers eigene datierung wird nicht widerlegt durch die tatsache, dass er am 15. juli 1776 dem briefe an Boie mit den worten: „Hier übersend ich dir einige kleinigkeiten für Voss": die gedichte „Abendphantasie eines liebenden", „Die weiber von Weinsberg", das „Schwanenlied" und „Trautel" anschliesst. Wir sahen ja schon zu verschiedenen malen, dass er manche gedichte einige zeit zurückgehalten hat.

Das Schwanenlied ist allerdings von Bürger in den herbst 1776 gesezt, während wir aus dem briefwechsel erfahren, dass Boie schon ende januar 1776 bei einem besuche in Wölmershausen es abschreiben konte. Gleichzeitig lernt er die Umarmung kennen, die nicht ganz vollendet ist [Strodtm. I, 272]. Es geschieht erst im august desselben jahres; und da dieses datum in die samlung gesezt wird, so erhält es auch das Schwanenlied. Denn beide gedichte gehören zusammen, wie

sie denn noch in der zweiten ausgabe von 1789 auf einander folgen. In dem einen heisst es:

Aus deinem süssen munde
Lass saugen süssen tod!

in dem andern: Sterben wollt' ich im genusse,
Wie ihn deine lippe beut,

um hier einem neuen gedanken raum zu geben, dem des gemeinsamen todes, um in den gefilden der seligen weiter zu leben. Der plötzliche umschwung im tone von der heftigsten leidenschaft zur elegischen sentimentalität lässt das gedicht in zwei teile zerfallen [s. Bergers ausgabe s. 421]. Zu dem vergleiche mit der rebe, der bei Bürger häufig ist [s. bei Berger s. 421], füge ich ein beispiel hinzu, das ihm nicht fern lag, und das mit der ersten strophe seines gedichtes grosse ähnlichkeit bietet: in den Scottish songs, 2[nd] edition, Edinb. 1776, in denen der englische name Molly sich häufig findet, steht auf s. 73 folgende strophe:

As round the elm th'enamour'd vine
Delights wi' wanton arms to twine,
Sae I'd encircle thee in mine,
And show how much I lue thee.

In demselben monate, in dem die leztgenanten gedichte entstanden sind, sucht sich der dichter über die grosse veränderung seiner neigung in der ballade Schön Suschen rechenschaft zu geben. Die innige liebe zu Dorette, die in dieser gestalt auftritt, ist gewiss keine blosse fiktion. Ob die Abendphantasie eines liebenden, die Bürger ins frühjahr 1774 sezt, wirklich damals — wenigstens zum teile — verfasst sei, oder ob sie, die mit den anderen gedichten am 15. juli 1776 an Boie gesant wurde, in der gedichtsamlung mit rücksicht auf häusliche verhältnisse vordatiert sei, diese frage möchte ich offen lassen, wiewol ich mir nicht verhehle, dass das erstere viel wahrscheinlicher ist. Es entspräche der analogie bereits erwähnter fälle, dass Bürgers datierung die zeit der conception bedeutet; und es läge nahe, ein so algemein verbreitetes motiv der anakreontik nicht mit einem liede an Molly in verbindung zu setzen, wenn das gedicht ursprünglich an Dorette gerichtet, dann aber im sommer 1776 mit der ganzen glut der sinlichkeit auf Molly bezogen wurde.

Wir kennen Bürgers produktionsweise, die stürmisch zum ziele auffliegt, bald ermattet, und dann was glückliche augenblicke geschaffen, mit mühe zum ganzen fügt. Unter den Mollyliedern sind die kurzen die besten, denn sie enthalten die reinste stimmung. Bürger

gefiel sich aber in prachtstücken, die aus einzelnen strophen kompiliert sind, welche wie gegen einander schlagende wogen unsere betrachtung hin und her werfen. So sind in der Elegie, die Bürger im jahre 1785 mit der jahreszahl 1776 veröffentlichte, sicherlich einige strophen zugleich mit dem plane eines grösseren ganzen 1776 entstanden; allein was ihren eigentlichen inhalt ausmacht, nämlich die furcht vor trennung, kann unbeschadet späterer zusätze erst im folgenden jahre hinzugekommen sein. Denn soweit wir mit hilfe des briefwechsels die häuslichen verhältnisse des dichters übersehen, war im jahre 1776 diese trennung nicht zu fürchten. Molly wohnte im väterlichen hause auf der Niedeck, von wo ein reger verkehr nach dem eine halbe stunde entfernten Wolmershausen statfand. Die familien besuchten einander tage- und wochenlang; Bürger führte seine gäste hinauf. Zweimal finden wir Molly als hausgenossin Bürgers, im april und im oktober. Sein eigenes schicksal will sich im beginne dieses jahres hofnungsvoller gestalten. Heimgekehrt von einer reise nach Aschersleben-Halberstadt, wo er eine reiche erbschaft nach seiner mutter zu ordnen hatte, empfängt ihn der zuruf der Weimaraner, der ihn dem deutschen volke als berufenen übersetzer Homers verkündet. „Ich freue mich dieses lebens und dieser fülle“, ruft er im märz Boien zu [Strodtm. I, 285]; und 14 tage später schreibt er an Goeckingk: „Um meinen hausfrieden steht es auch so ziemlich“. Leider erlahmt die neu erwachte arbeitslust bald unter der last der geschäfte, im juli gesteht er: Nicht um mein leben wäre ich jezt im stande, was erträgliches zu komponieren [Strodtm. I, 326]. Er verfält in hypochondrie, die sich nur im verkehre mit Sprickmann, der im nahen Benniehausen wohnt, und im gemeinsamen ausspinnen von projekten und phantomen, im ausmalen von bildern ländlicher einsamkeit und weltvergessenheit erleichtert. Das ende des jahres ist von den Homerischen kämpfen mit Fritz Stolberg erfült. In den ersten monaten des jahres 1777 spricht Bürger in den vertrautesten briefen an Sprickmann nur von der eigenen sehnsucht nach befreiung — noch nichts von wirklich bevorstehender trennung. Von einem ausfluge nach Hannover ende märz heimgekehrt fühlt er sich woler und freier und fasst neue pläne und hofnungen, die ein unglücksfall grausam zerstört. Am 25. april stirbt sein schwiegervater Leonhart, und Bürger fält die ganze sorge um das kinderreiche haus anheim. Er bewirbt sich um das amt Niedeck; seine hofnung wird zu nichte; die trostlose familie soll haus und hof verlassen. Molly, unter dem eindrucke des todes, scheint mit ihrer stiefmutter ziehen zu wollen. Hier, glaube ich, sezt die Elegie ein, eben zur zeit, da Bürger

an Sprickmann schreibt [30. juli 1777. Strodtm. II, 103]: „Mir steht nun bald trennung von der geliebten meines herzens bevor. Was wird aus mir, und was aus ihr werden?“ und das bild der weltverlorenen insel Robinson Crusoe's vor seinen blicken auftaucht.

Der Elegie am nächsten verwant ist das lied, das zuerst im Göttinger alm. 1779 erschien und später An die menschengesichter betitelt wurde. Es geht in der ausgabe von 1789 der Elegie unmittelbar voraus. Mit denselben gründen, die bei der geliebten siegreich waren, sucht er den widerspruch der welt zu bannen: nicht mit demselben erfolge. Wie dort sind die liebenden kranke, die liebe eine elementare gewalt. Wie er dort die geliebte bittet:

O so lass es denn gewähren,
Da genesung nicht gelingt!

so hier die menschen:

Drum lasst uns gewähren und quält uns nicht mehr,
O lasst uns gewähren allein! —

Volkers Schwanenlied, das im Göttinger Musenalmanach 1785 erschien, werden wir aus inneren und äusseren gründen nicht mit Reinhard in das jahr 1784 setzen. Das gedicht schliesst sich so eng an das französische muster an, dass die abweichenden stellen, die sich aus der situation Bürgers erklären, umsomehr auffallen. Das ist der nicht übersezte vers:

Toi qui jadis me fus amie

und eine zusatzstrophe mit den versen:

Die Volker, der verlorne mann,
Vom schicksal nicht erseufzen kann.

Tristan klagt, dass er die geliebte verloren, Bürger, dass er sie nicht erlangen kann. Das flehende „Vergiss nicht, ach, vergiss nicht mein!“ (v. 16) wäre gleich dem früheren im jahre 1784 übel angebracht. Das gedicht ist im sommer oder herbst 1779 entstanden, als abschiedslied an Molly. Äussere gründe kommen hinzu. Die quelle, die Bibl. univ. des romans avril 1776, aus der auch der stoff zur ballade: „Das lied von treue“ stamt, erhielt Bürger durch vermitlung der Phil. Gatterer im sommer 1779. Die ballade ist freilich erst lange nachher vollendet worden, schwerlich aber das kurze, genau übersezte lied. Die apostrophe an Fritz Stolberg erklärt sich aus dieser zeit am besten. 1779 erschien die erste samlung seiner gedichte, im selben jahre wurde die Homerische fehde durch Bürgers offen erklärten rückzug beendet. An freundschaftsbeweisen fehlt es nicht. Am 22. august schreibt Boie, dass die beiden Stolberge ihre hilfe zu der von Bürger geplanten

Ossianübersetzung angeboten haben und bemerkt [Strodtm. II, 360]: Beide sind deine freunde, und wir haben oft mit aller wärme der liebe und freundschaft von dir gesprochen.

5. Balladen.

Bei den balladen will ich nur einzelne punkte herausgreifen, die zur ergänzung des an anderen orten bereits gesagten dienen mögen. So zunächst bei der Lenore die frage nach der quelle, soweit das volkslied in Des knaben wunderhorn und das Suffolk miracle in betracht komt.

Aus untrüglichen zeugnissen, aus versicherungen Bürgers selbst wie denen seiner zeitgenossen, erhelt, dass Bürger das deutsche volkslied nicht gekant hat. Allen nachforschungen zum trotz, die er ja nach dem alten „spinstubenliede" anstelte, gelangte er nicht weiter als zur kentnis des inhaltes und einiger verse eines liedes, das im vergleich mit dem des Wunderhornes mehr episch gewesen sein muss. Dieses lied ist ein ableger des weitverbreiteten volkstümlichen stoffes, wie andere lieder, sagen und märchen mehr; und wie der ganze sagenkreis seit Bürgers gedicht den namen Lenorensage erhielt, so wurde auch das lied im Wunderhorn (sei es vom samler, sei es von den herausgebern), „Lenore" betitelt. Dass es Bürger nachts in einem nebenzimmer gehört habe, ist nur eine wilkürliche kombination, die auf der von Woltmann in den Zeitgenossen berichteten anekdote beruht, wornach Bürger sein eigenes gedicht in der nachtherberge auf einem dorfe vortragen hörte. Wenn wir etwa — freilich aus keinem besseren grunde als bei Lenore — jedes unglückliche mädchen der volksdichtung, das verführt und verlassen ihr kind tötet und der irdischen strafe entgegensieht, „Des pfarrers tochter von Taubenheim" nennen wollen, so müssen wir dieses recht auch den herausgebern des Wunderhornes zugestehen [s. die ausg. bei Reclam s. 446]. Nur haben sie durch vorsetzung dieses titels dem volksliede einen bezug zu dem Bürgerschen gedichte gegeben, den es in wirklichkeit nicht hat. Es ist weder seine quelle, noch ihm nachgedichtet; beide haben vielmehr nichts als den stoff gemein, der dem leben des volkes entnommen und volkstümlich angeschaut ist. Dass Bürgers gestalten der ganzen gattung den namen geben, verbürgt uns ihre grosse popularität; sie tauchen in der tat in das element, aus dem sie emporgestiegen, doch von des dichters hand künstlerisch und individuell gestaltet, zurück.

In einem anderen falle, wo ebenfals der titel eines Bürgerschen gedichtes einem volksliede vorgesezt ist, tritt der irtum der herausgeber

desselben noch stärker hervor. In den „Weltlichen und geistlichen volksliedern und volksschauspielen“, die Pröhle gesammelt hat [Aschersleben 1855], heisst nr. 23: Der wolgesinte liebhaber und stamt aus der gegend von Herzberg bei Göttingen [s. a. a. o. s. XX fg.]. Wenn wir nicht wüsten, dass Bürgers gleichnamiges gedicht [bei Sauer s. 354] aus dem englischen und zwar beinahe wörtlich übersezt ist, so läge nichts näher, als eine beziehung zu jenem volksliede anzunehmen. Dass dies in der tat der einsender oder samler getan hat, lehrt uns der titel, der infolge der ähnlichkeit in der dargestelten situation von Bürgers gedicht entlehnt wurde. Schliesslich ist aber das volkslied a. a. o. nur fragmentarisch abgedruckt: in seiner um drei strophen erweiterten gestalt in Des knaben wunderhorn [a. a. o. s. 667], wo es „Bildchen“ betitelt ist, und in Simrocks volksliedern [nr. 181], wo es „Nächtlicher besuch“ heisst, komt auch der wahre sinn des ganzen, der himmelweit von der frivolität des Bürgerschen gedichtes entfernt ist, zum vorschein. Dennoch ist das fragment ein echtes volkslied; nur der ungeschickt erfundene titel sezt es in ein falsches licht. Und so verhält es sich auch mit „Lenore“ und „Des pfarrers tochter von Taubenheim“.

Zur frage, ob das erste ein echtes volkslied sei, verweise ich auf Erich Schmidts anmerkungen zu seinem aufsatze in den Charakteristiken und füge hinzu, dass die drei lezten strophen des liedes [bei Reclam s. 303] im parodistischen gegensatze zu dem echten kerne später angefügt zu sein scheinen. Unmittelbar nach dem spruche des toten:

Es scheint der mond so hell usw.

erfolgt seine abweisung mit den worten:

Ach Gott, was hast gedacht,
Wohl in der finstern nacht?

Dem gegensatze von mondheller und finsterer nacht folgen andere:

Dein bettlein ist nicht breit,
Der weg ist auch zu weit.

Ich erinnere daran, dass auch die schottische ballade „Sweet Williams ghost“ eine schlussvariante hat, in der Marjorie den toten, statt ihm ins grab zu folgen, kräftig zurückweist; denn seine falschheit komt zu tage. Die schlussstrophe aber können wir der unseres deutschen liedes an die seite setzen:

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf!
Bis an den jüngsten tag!

[The Ballad Book ed. by Allingham London 1864 s. 335]:

And she took up her white, white hand
  And struck him on the breast;
Saying, Have there again thy faith and troth,
  And I wish your soul good rest.

Wie die züge der Bürgerschen gestalten, so giengen auch ihre reden auf die der volksdichtung über. Es ist möglich, dass in wendungen wie: „Weit bin ich her geritten“ oder: „Dort drin im Ungerlande“ der einfluss der Lenore auf das volkslied begint.

Im Monthly magazine vom september 1796 waren zum beweise, dass Bürgers Lenore nicht völlig ursprünglich sei, drei strophen aus dem angeblichen muster, der ballade vom Suffolk miracle, zur vergleichung herausgehoben [s. die anm. bei Pröhle: G. A. Bürger s. 103 fgg.]. Für Bürger, der sich gegen den zweifel an seiner originalität, der ihm zeitlebens der bitterste war, nicht mehr verwahren konte, traten die freunde Althof, A. W. Schlegel und Biester lebhaft in die schranken. Sie beriefen sich auf mündliche mitteilungen Bürgers und wiesen mit recht darauf hin, dass, selbst wenn sich Lenore mit dem Suffolk Miracle im stoffe berühren solte, das verdienst des dichters nicht geschmälert sei; denn es liege in der behandlung dieses algemein bekanten stoffes. In der tat hatte der englische kritiker, der Bürger eine nachdichtung jener ballade vorwerfen konte, keine ahnung von den deutschen sagen und liedern; auch bemerkte er nicht, dass Lenore weit mehr verwantschaft mit jenen englischen balladen zeigt, die in Percy's samlung stehen. Ihn veranlasste zur annahme der abhängigkeit lediglich der umstand, dass im Suffolk miracle der tote mit der geliebten reitet, während er sonst zu fusse geht. Der englische kunstrichter glaubte seiner nation den beweis schuldig zu sein, dass es in diesem punkte einen vorrang des deutschen geistes nicht gebe — was ihm denn auch gelang, aber nicht die zurücksetzung des deutschen gedichtes. Denn die drei angeführten strophen, die zugleich die einzigen der umfangreichen ballade sind, die überhaupt zur vergleichung herangezogen werden können, überzeugten niemand. Man bemühte sich damals vergebens, an den text dieser ballade, die in der ersten englischen samlung vom jahre 1723 abgedruckt ist, zu gelangen. Die samlung war so selten, dass man sie nicht auftreiben konte, wo doch die neugier darauf gerichtet war [s. Neue Berliner monatsschr. 1799, II, 389 fg.]. Die Göttinger bibliothek besizt ein exemplar dieser seltenen Collection of old ballads (London 1723) in 3 bänden; und es ist nicht unmöglich, dass Bürger dieses buch in die hände bekam, obgleich

in den ausleihbüchern kein vermerk darüber zu finden ist. Da diese ballade so selten ist, wird ein abdruck nicht unerwünscht sein. Wenn er auch nicht nötig ist, um Bürger vom verdachte des plagiates zu befreien, so wird er doch die geschichte des stoffes ergänzen. Im ersten bande der genanten samlung s. 266 steht: The Suffolk Miracle, Or, a Relation of a Young Man, who a Month after his Death appear'd to his Sweetheart, and carry'd her on Horseback behind him for forty Miles in two Hours, and was never seen after but in his Grave.

To the Tune of, My Bleeding Heart usw.

1. A Wonder stranger n'er was known
Than what I now shall treat upon,
In Suffolk there did lately dwell,
A Farmer rich, and known full well.

2. He had a Daughter fair and bright,
On whom he placed his whole Delight;
Her Beauty was beyond compare,
She was both Virtuous and Fair.

3. There was a young Man living by,
Who was so charmed with her Eye,
That he could never be at rest.
He was by Love so much possest:

4. He made Address to her, and she,
Did grant him Love immediatly;
But when her Father came to hear,
He parted her, and her poor Dear:

5. Forty Miles distant was she sent,
Unto his Brother's, with Intent
That she should there so long remain,
Till she had chang'd her Mind again.

6. Hereat this Young Man sadly griev'd,
But knew not how to be reliev'd;
He sigh'd and sob'd continually,
That his true Love he could not see.

7. She by no Means could to him send
Who was her Heart's espoused Friend;
He sigh'd, he griev'd, but all in vain
For she confin'd must still remain.

8. He mourn'd so much, that Doctor's Art
Could give no Ease unto his Heart,
Who was so strangely terrified,
That in short time for Love he dy'd.

9. She that from him was sent away,
Knew nothing of his Dying-day,
But constant still she did remain,
And lov'd the Dead, altho' in vain.

10. After he had in Grave been laid
A Month or more, untho this Maid
He came in middle of the Night,
Who joy'd to see her Heart's Delight.

11. Her Father's Horse, which well she knew,
Her Mother's Hood and Safe-Guard too,
He brought with him, to testify,
Her Parents Order he came by.

12. Which when her Uncle understood,
He hop'd it would be for her good,
And gave Consent to her straitway,
That with him she should come away.

13.[1] When she was got her Love behind,
They pass'd as swift as any Wind,
That in two Hours, or little more,
He brought her to her Father's Door.

14. But as they did this great Haste make,
He did complain his Head did ake,
Her Handkerchief she then took out,
And ty'd the same his Head about.

15. And unto him she thus did say,
Thou art as cold as any Clay;
When we come Home a Fire we'll have;
But little dream'd he went to Grave.

16. Soon were they at her Father's Door,
And after she n'er saw him more:
I'll set the Horse up, then he said,
And there he left this harmless Maid.

1) Str. 13—15 im Monthly magazine s. Pröhle a. a. o.

17. She knock'd, and strait a Man he cry'd,
Who's there? 'Tis I, she then reply'd,
Who wonder'd much her Voice to hear,
And was possess'd with Dread and Fear.

18. Her Father he did tell, an then
He star'd like an affrighted Man;
Down Stairs he ran, and when he see her,
Cry'd out, My Child, how cam'st thou here?

19. Pray Sir, did you not send for me,
By such a Messenger, said she;
Which made his Hair stare on his Head,
As knowing well that he was dead:

20. Where is he? then to her he said,
He's in the Stable, quoth the Maid.
Go in, said he, and go to Bed,
I'll see the Horse well littered.

21. He star'd about, and there could he
No Shape of any Mankind see,
But found his Horse all on a Sweat,
Which made him in a deadly Fret.

22. His Daughter he said nothing to,
Nor none else, tho' full well they knew,
That he was dead a Month before,
For fear of grieving her full sore.

23. Her Father to the Father went
Of the Deceas'd, with full Intent
To tell him what his Daughter said,
So both came back unto this Maid.

24. They ask'd her, and she still did say,
'Twas he that then brought her away;
Which when they heard, they were amaz'd,
And on each other strangely gaz'd.

25. A Handkerchief she said she ty'd
About his Head; and that they try'd,
The Sexton they did speak unto,
That he the Grave would then undo:

26. Affrighted, then they did behold
His Body turning into Mould,

And though he had a Month been dead,
This Handkerchief was about his Head.

27. This thing unto her then they told,
And the whole Truth they did unfold;
She was thereat so terrified
And grieved, that she quickly died.

28. Part not true Love, you rich Men then,
But if they be right honest Men
Your Daughters love, give them their way,
For Force oft breeds their Lives decay.

Niemals kann Bürgers Lenore bewundernswerter erscheinen als nach lesung dieses mit ach und krach versificierten bänkelsanges! Es ist ein muster jener art, die Gleim durch das gewürz der ironie einem gebildeteren publikum schmackhaft machen wolte. Wir sehen daraus, auf wie schmalem stege Bürger zur ernsten ballade gelangt ist. Ihn führte die begeisterung hinüber, die nur den wahren dichter ergreifen konte, während doch in jener zeit der ton dieser ballade leicht hätte in possierliche traurigkeit umschlagen können. Man vergleiche mit der 10. strophe der voranstehenden ballade Bürgers schilderung der ankunft des toten, mit den folgenden die des nächtlichen rittes, wenn bei so ungleichen wirkungen von vergleichung die rede sein kann! Dem hörer des einen wird mit hilfe eines niedrigen rationalismus, der unglaubliche dinge in die mitte altäglicher ereignisse nimt, und einer unbeholfenen naivität, die glauben erwecken will, gruseln erregt, indes dem hörer Lenorens die tiefen der seele bewegt werden.

Vielleicht liegt dem Suffolk miracle eine ältere ballade zu grunde, die modernisiert und (wie gewöhnlich) einem bestimtem falle angeknüpft wurde; vielleicht nur der aberglaube, den das volk erzählt. Es interessiert uns, diesen herauszuheben, um zu sehen, dass er einer anderen gruppe des sagenkreises angehört als der in der Lenore vorgeführte. Nicht, wie hier, die verzweiflung des mädchens, sondern das heftige begehren, das unbefriedigte verlangen des toten selbst stört seine ruhe. Er komt nicht um rache zu üben; sein ziel ist nicht das grab, sondern das elterliche haus des mädchens; eben wie in den versionen des serbischen liedes von Jovan und Jelica, wo es sich allerdings um bruder und schwester und ein unerfültes versprechen handelt [s. Wollner, der Lenorenstoff in der slavischen volkspoesie. Archiv f. slav. phil. VI]. In anderen slavischen fassungen finden wir zwei züge unseres gedichtes wider: in einem mährischen volksliede verlangt der tote, sie solle

ihm nach dem kopfe sehen, er tue ihm wehe; und im polnisch-masurischen märchen findet man im frisch aufgewühlten grabe das gelbe tuch Kasias [s. Wollner a. a. o.].

A. W. Schlegel fragt bei gelegenheit der verteidigung Bürgers gegen jenen artikel im Monthly magazine, ob denn das gedicht mehr als die fabel mit Lenore gemein habe? es scheine nicht, fügt er hinzu; wir aber gehen weiter und behaupten, dass beiden gedichten auch die fabel nicht gemeinsam ist.

Lenardo und Blandine ist nach Bürgers eigenem zeugnis (an Goeckingk vom 9. april 1776) an einem tage entstanden — bis auf die ersten zwei oder drei strophen, die schon früher fertig waren [Strodtmann I, 298]. Die erste anregung bot ihm ein „histörchen“, das R. Köhler in dieser zeitschrift VIII, s. 101 fgg. als das deutsche volksbuch Eine schöne historia von des fürsten zu Salerno schönen tochter Gismunda nachwies [wider abgedruckt bei Simrock, Volksb. VI, 153 fgg.]. Bürger wuste nicht, dass diese gering geschäzte quelle eine treue übersetzung von Boccaccio's erzählung (Decam. IV, 1) war, und er tat sich viel darauf zu gute, ihre schlichte darstellung so sehr gehoben zu haben, dass sie niemand in seiner romanze wider erkennen solte. Das gedicht ganz als werk seiner phantasie hinzustellen, war eine um so grössere übertreibung, als er, bis auf ein einziges motiv, der handlung in seiner quelle treu folgt, und dieses motiv, das man bisher ihm allein zuschreiben konte, einer publikation Eschenburgs im februarhefte des Deutschen museums (1776) verdankt. Die Beiträge zur alten deutschen litteratur, die dieser aus der Wolfenbütteler bibliothek ans licht zog, und die Bürgers interesse, wie aus den briefen an Boie hervorgeht, in hohem masse erregten, waren sogar die veranlassung, die arbeit an der ballade wider aufzunehmen; sie schloss sich unmittelbar an die lektüre des februarheftes an.

Zu derselben zeit beschäftigte sich Bürger theoretisch mit ziel und zweck der dichtkunst. Als Daniel Wunderlich zog er gegen die klassischen schulfuchsereien zu felde und verspottete alle druck- und pumpwerke, die den mitten durch das land wandelnden, alle kreaturen erquickenden strom auf umnebelte bergkastelle leiten wollen. Wie Sir Philipp Sidney fühlt er beim klange der alten lieder sein herz durchschauert und träumt davon, ein deutscher Percy zu werden. Die volksdichtung nent er die magische kunst; ihre geheimnisse aufzudecken, müsse von den segensreichsten folgen für die poesie begleitet sein. Ihr studium sei dem wahren dichter des volkes unerlässlich und immer lohnend, fände sich auch unter dem wuste des unechten und unsin-

nigen nur ein pinselstrich des magisch rostigen colorits; sie lehrt ihn aber mehr als das, die phantasie und die „fühlbarkeit“ des volkes kennen, die eine in den bildern, die andere im ton, im wort und dessen bedeutung. Da Bürger in seiner übersetzung Homers, der in dieser periode auch als volkssänger unter die deutschen trat, für die fühlbarkeit seines volkes „das rechte kaliber“ treffen wolte, so entnahm er den volksliedern alte und volkstümliche worte und wendungen der rede; und da er in seiner episch-lyrischen dichtung der phantasie des volkes zu begegnen wünschte, so wob er alte vertraute muster in seine stoffe, stimte er den ton seiner balladen nach dem klange jener alten lieder. Diese sind die wahren echten stückchen, die Wunderlich meint, rief Bürger aus und als beispiel für Wunderlichs lehren solte in demselben hefte des Deutschen museums Lenardo und Blandine folgen. Wie Bürger den „ganzen phantastischen apparatus“ seiner ballade an Boie sendet, spricht Daniel Wunderlich von dem „apparatus der phantasie und empfindung“, der vom zauberstabe des epos, den man in den volksliedern finde, belebt und in aufruhr gesezt werden solle.

Abgesehen von der wandlung der charaktere beruht die wichtigste änderung in Bürgers ballade gegenüber seiner quelle darin, dass der fürst die liebenden nicht zufällig überrascht, sondern durch einen verräter, der sie schon im garten belauschte, von ihrer zusammenkunft erfährt. Da dieser zugleich der verschmähte nebenbuhler ist, so können wir an die englische ballade vom Little Musgrave [bei Percy (1767) III, s. 63 fgg.] nicht denken; dort kann der page aus pflichtgefühl für seinen herrn die untreue der frau nicht verhehlen. Dagegen erzählt Konrad von Würzburg in der von Eschenburg im auszuge mitgeteilten „Schönen historia von Engelhart aus Burgunt, .. und Engeldrut, des königs tochter aus Denmark“, wie Engelhart, der der prinzessin liebe gewann, am hofe wolgelitten sei, und niemand zum feinde habe, als einen schwestersohn des königs, Ridschier von England, der ihn mit eifersüchtigen augen betrachtet. Die prinzessin verabredet eine nächtliche zusammenkunft mit ihrem geliebten im garten. Dieser abschnitt ist überschrieben: wie die schöne königin Engeldrut Engelharten unter ihrem mantel empfehet, und ihn an ihre brust trucket. Zum unglücke muss Ridschier in den garten kommen und ihre umarmungen stören. Er hinterbringt dem könige die nachricht, die entscheidung soll ein gottesurteil fällen. Die erzählung, die auf der sage von Amicus und Amelius beruht und mit einzelnen motiven der heldensage durchsezt ist, hat in ihrem weiteren verlaufe mit dem stoffe unserer ballade keine berührung. Es ist aber klar, dass Bürger diese

episode heraushob, um einerseits ein volkstümliches motiv zu verwenden, andererseits die dramatische wirkung seines gedichtes zu erhöhen. Die haupthandlung sezt geschickt nach dieser episode ein. Wir finden in ihr die scene im garten und besonders die gestalt des verräterischen molches, des hochstolzierenden prinzen, vorgebildet. Deutlich weisen überdies die namen in Bürgers ballade nach diesem ursprung. Schon das alte deutsche volksbuch wird Bürger den plan nahe gelegt haben, die geschichte zu „verdeutschen“, noch mehr vielleicht die erzählung Konrads von Würzburg. Aus dieser holt Bürger den namen des landes, in dem er seine ballade spielen lässt, Burgund, zugleich ein berühmtes deutsches land der vergangenheit. Das versmass hätte Bürger nicht hindern können, die namen der liebenden, wie sie die quelle bot, zu gebrauchen; der anfangsvers wäre nicht schlechter, wenn es hiesse: Gissmunda sah her, Guiscardo sah hin. Die altdeutsche erzählung scheint ihm den deutschen namen Engelhart angenehmer gemacht zu haben, der sich jedoch in Leonhart wandelte. Und wie Konrad von Würzburg erzählt, dass Engeldrut Engelhart zum liebsten wählte, weil sein name der wolklingendste war und zu dem ihrigen am besten passte, so holte Bürger aus dem kalender zu Leonhart die benachbarte Blandine, wie uns R. Köhler gezeigt hat [im XVI. bd. dieser ztschr. s. 362]. Da sich der name Leonhart aber dem rhythmus nicht fügte, so ward er in Leander und dieser endlich in Lenardo geändert.

Von den balladen, zu denen Bürger die quelle in Percy's bekanter samlung fand, wollen wir nur zwei hervorheben: Der kaiser und der abt und Die entführung, um durch die bisher nicht geübte und doch notwendige prüfung des originales den richtigen massstab zu ihrer beurteilung zu gewinnen. Ihr absoluter wert steht ja fest: die erste der genanten nachdichtungen gilt als die beste, die andere als die schlechteste dieser gruppe. Die analyse der englischen muster wird an diesem urteil nichts ändern können; sie wird aber erklären, wie Bürger, der beide male aus getrübter quelle schöpft, in dem einen falle von seiner eigenen begabung getragen, in dem anderen wesentlich durch die schuld des führers gesunken ist.

Bei der ballade Der kaiser und der abt haben wir ausser der von Percy noch zwei andere englische balladen heranzuziehen, von denen die eine, der landläufige druck (A) nach Percy's worten (Reliquies 1. ed. II, s. 302) eine gekürzte und modernisierte fassung der anderen viel älteren (B) sei, die er in seinem folioms. bewahrte. Über das verhältnis von A zu B, von denen mir im gegensatze zu Percy B als jüngere launig ausmalende bearbeitung von A erscheint, wie

über Percy's ballade selbst, die auf A (also auf der nach der meinung des herausgebers gekürzten und modernisierten fassung!) beruht, mit B stark vermengt und an eigenen zusätzen reich ist, habe ich an anderem orte ausführlicher gehandelt als ich es hier hätte tun können[1]. Ich habe auch darauf hingewiesen, wie Bürgers ballade, deren unmittelbare quelle doch P (= Percy's) ist, merkwürdige übereinstimmungen sowol in der darstellung wie in der charakteristik mit B zeigt, einer fassung, die uns erst bei der herausgabe von Percy's foliomanuscript durch Hales und Furnivall [London 1868, I, s. 508] bekant wurde. Wie diese übereinstimmungen einen grund mehr für die annahme einer späteren entstehung von B geben, so erlauben sie auch für die Bürgersche ballade und deren stellung im stofkreise schlüsse zu ziehen.

Was zunächst die darstellung betrift, so erweitert Bürger an stellen, wo Percy A folgt, seine quelle instinktiv bis zur beinahe wörtlichen übereinstimmung mit B. B, v. 47 fgg.: bei Bürger und in B treffen sich schäfer und abt in der einsamkeit, die der leztere aus gram aufsucht; in A und bei Percy begegnet der abt dem schäfer auf dem heimwege vom könig. — B, v. 51 fgg.: teilnahmsvolle frage nach dem befinden des abtes, wie bei Bürger (v. 61 fgg.); in P und A: blosse erkundigung nach neuigkeiten. — B, v. 75 fg.: spricht der schäfer ebenso geringschätzig von der weisheit des gelehrten, wie bei Bürger in v. 89 fgg. — Schilderung der freude des bischofs B 151 und Bürger v. 93. — B erzählt von der ausrüstung des schäfers mit den insignien des prälaten in derselben weise wie Bürger, während in P und A der bischof spricht. — B 124 fgg. stimt genau mit Bürger (v. 125 fgg.) darin überein, dass die überraschung des königs durch die lebhafte unterbrechung der worte des schäfers dargestelt wird, was weder in P noch in A geschieht. — Andere gemeinsame stellen dienen der charakteristik, so besonders der schluss, wo bei Bürger und in B der text von P und A zu gunsten des schäfers bedeutend eweitert wird. Wo ferner Percy einen eigenen zusatz bringt, oder in freier weise sowol A als B verändert, weicht Bürger instinktiv von seinem muster ab. Die bemerkung des kaisers nach der zweiten antwort des schäfers ist von Bürger frei erfunden, wie bei Percy. — Die beantwortung der dritten frage hat Percy konstruiert, während Bürger B folgt! — Beispiele für fälle, wo Percy den ton der ballade verfehlt, vgl. a. a. o. Wenn Percy schliesslich B folgt, geht Bürger niemals auf A zurück.

1) Engl. studien 1893, s. 307 fgg.

Aus den angeführten beispielen geht auch schon hervor, dass B der Bürgerschen ballade in der charakteristik der personen sehr nahe komt. Beide nehmen das gröste interesse an dem schäfer, dem naturmenschen mit mutterwitz, dem vertreter des untersten standes. In den schlussversen (B 157 fgg.) wird er zu könig David in den himmel erhoben. Auf erden aber braucht er nicht mehr die schafe zu hüten, erhält geld und gut vom könig wie vom bischof. Die verse fehlen bei Percy und in A, und kehren bei Bürger in anderer form wider. — In B ist der bischof entschieden komisch gehalten, was in A und P (der verfasser ist selbst bischof!) nicht der fall ist. B hat zu diesem zwecke den text gegen A erweitert, und so tat Bürger gegen Percy. Durch den schärferen gegensatz zum schäfer wird die figur in B und bei Bürger komischer, und zwar geht Bürger hierin noch weiter. Die rivalität zwischen weltlicher und geistlicher macht, die in aller schrofheit in A (und darnach in P) besteht, ist in B durch die neigung zum schwanke abgeschwächt. Hier nähert sich die gestalt des King John dem Bürgerschen typus des guten, gerechten und seiner kraft bewusten kaisers. Er lacht herzlich über den schäfer (nicht in A), und durch den schluss gewint auch er. Die ernsten züge des königs in A erheitern sich zusehends; seine freigebigkeit tritt hervor. Bürger hat auch diese gestalt, auf heimische tradition gestüzt, zum typus ausgebildet.

Wie B die alte ballade A, so erweitert Bürger sein muster; beide schlagen die gleiche richtung ein: von der ballade zum behaglicher ausmalenden volkstümlichen schwank. Durch diese coalition zweier urwüchsiger verwanter talente erscheint die Percysche ballade in dem rechten lichte als kompilation eines liebhabers.

Anders steht die quellenfrage bei der ballade: Die entführung. Während Percy im ersten falle doch das ganze mehrerer volksballaden vorlag, verarbeitete er in dem 200 verse fassenden: The Child of Elle (Reliques, 1767, I s. 107) ein fragment von 39 zeilen, die sein foliomanuscript bewahrt (I, s. 132 fgg.). Wir müssen Percy den autor der ballade nennen, die Bürger übersezte, wiewol sein fragment noch einige zeilen mehr enthalten zu haben scheint, als uns jezt bekant sind[1]. Denn er muste die entwicklung und den schluss der handlung ergänzen, da das fragment nur die exposition bot. Es begint mit dem gespräche der liebenden. Mein vater, sagt das mädchen, hat ein gelübde getan, dich zu erschlagen (v. 1—6). Ich kümmere mich um ihn nicht,

1) Es fehlt eine halbe seite im foliomanuscript.

erwidert der ritter, sobald ich nur zu pferde und ausserhalb der mauern bin (7—14). Sie küssen sich unter trähnen (15—18), reiten von dannen (19—22), und werden vom vater der entführten und ihren sieben brüdern verfolgt (23—28). Der ritter rüstet sich zum kampfe (29—39). Hier bricht das fragment ab. Am beginne desselben fehlen vielleicht nur zwei zeilen; die fortsetzung ist mit hilfe verwanter balladen möglich. Es gehört einer der im nördlichen Europa am meisten verbreiteten balladen an. Child erwähnt mehr als 30 gedruckte versionen [s. Percy's folioms. a. a. o.], von denen ich nur zwei herausgreife. The Douglas tragedy [W. Scott: Minstrely of the Scottish Border, Edinb. 1806, II s. 207] beginnt mit der aufforderung des alten Douglas an seine söhne, den flüchtigen nachzusetzen. William hört die verfolger hinter sich, steigt ab und lässt die pferde von Margret halten. Der kampf entspint sich, in dem die sieben brüder fallen. Auch Douglas unterliegt, die tochter bittet für sein leben und trocknet seine wunden. Die liebenden reiten davon, kommen zu einem wasser und steigen vom pferde, um zu trinken. Während sich William herabbeugt, entströmt seinen wunden das blut und färbt das wasser. Sie kommen zu seiner mutter. William stirbt in derselben nacht, Margaret folgt ihm nach. In der kirche St. Mary werden sie begraben. Aus ihrem grabe wächst eine rose, aus dem seinigen der dorn so hoch, bis sie an der decke des gewölbes sich ineinander verschlingen. (Wie bei den gräbern der unglücklich liebenden desselben namens in anderen schottischen balladen.) Doch der alte Douglas, unversöhnlich über das grab hinaus, reisst den dorn aus und wirft ihn in den see. — In der anderen hierher gehörigen ballade: Ribolt og Guldborg (W. Grimm, Altdänische heldenlieder, balladen und märchen, 1811, s. 74 fgg.: Tod aus der liebsten mund) wird die vorgeschichte der entführung ausführlicher berichtet. Ribolt liebte die tochter des feindlichen hauses schon da sie noch kind war; er entführt sie den ihrigen und ihrem bräutigam. Von einem freunde ihres vaters verraten, werden sie verfolgt und angegriffen. Ribolt tötet den vater, den bräutigam und den bruder. Für den jüngsten bruder bittet Guldborg; allein da sie den namen Ribolts ausspricht, empfängt dieser die todeswunde. Sie reiten zur burg seiner mutter und sterben daselbst.

Schon aus der inhaltsangabe geht hervor, dass unser fragment diesem stofkreise angehört. Die übereinstimmungen im texte gehen über den gebrauch der volksballade, gleichen situationen denselben wörtlichen ausdruck zu geben, weit hinaus. Die abweichungen belehren uns, dass das fragment einer erweiterten darstellung angehören mag.

Zärtlichkeit und trähnen schwächen den charakter nicht (v. 15—18), und gerade die andeutung vom ausgange der begebenheit, die das fragment in diesen versen besizt:

The teares that went them 2 betweene
were blend water and blood —

schliesst die möglichkeit aus, dass das gedicht ursprünglich wie bei Percy mit dem segen des vaters endet.

Wie hat aber Percy dieses fragment ergänzt? Aus einer tragödie unversöhnlichen hasses und alles überwältigender liebe in der rauhen und starken vorzeit entstand ein rührstück im geiste des empfindsamen zeitalters. Wir werden W. Scott nicht zustimmen, der die grösten schönheiten dieser ballade „to the poetical taste of the ingenious editor" zuschrieb und hinzufügte: „They are in the truest stile of Gothic embellishment" (a. a. o., II, s. 197). Viel mehr behagt uns das urteil der herausgeber des folioms.: „That worthy prelate, touched by the beauty of it — he had a soul — was unhappily moved to try his hand at its completion. A waxdoll-maker might as well try to restore Milo's Venus"; umsomehr, als Herders treffende bemerkung (Volkslieder herausg. von Redlich s. 159) auch auf diese ballade passt. Denn wenn irgendwo hat Percy hier einzelne töne in einen gesang eigener art geflickt, und es ist kein wunder, dass der lappen das tuch zerreisst. Nicht alle 39 zeilen des fragmentes erscheinen in den 200 versen Percy's; auch nicht ohne veränderung und in einer folge. Dreimal unterbrechen eigene stellen das fragment, das in den v. 77—136 eingeschlossen ist. Die herausgeber des folioms. nennen diese vereinigung der echten und unechten zeilen eine solche mesalliance, wie nur die im gedichte selbst den augen des vaters erscheinen mag.

Wie weit sind die Percyschen zutaten, besonders die botschaft der geliebten mit den zärtlichen andenken, die empfindsamen und geschwätzigen unterhandlungen des entführenden und kämpfenden ritters, die entwicklung der handlung, die darstellung wie die charakteristik der personen von dem düsteren, knappen ton der fragmentarischen ballade entfernt! Und doch hat Percy alle voraussetzungen seiner vorlage aufgenommen! Die unwahrheit und der innere widerspruch seines gedichtes liegt zu tage, besonders in der charakteristik. Indem Percy die beteuerungen des unversöhnlichen hasses mit den worten des fragmentes dem vater in den mund legt und schliesslich ihn doch seine tochter samt seinem segen dem entführer übergeben lässt, schaft er aus einer gestalt wie der des alten Douglas, der die liebenden im grabe trent, einen gutmütigen polterer. Fair Emmeline, seine tochter,

liebt ihren ritter gerade nicht übermässig. Wenn es nicht wegen des unausstehlichen bräutigams gewesen wäre, so hätte sie den vater nicht verlassen. Auch fürchtet sie die nachreden der bösen welt. Die rauhe und kräftige gestalt des ritters, der sich wenig um die rache des vaters kümmerte, wandelt sich zum gefühlvollen jüngling, der es vorzieht, im frieden seine sache zu verfechten. Auch liebt er

But with such love as holy kirke
Hath freely sayd we may.

Percy's fertigkeit in der nachahmung des volkstümlichen tones beschränkt sich auf äusserlichkeiten, denen auch Bürger viel von seiner manier verdankt. Hierher gehört das dreimalige:

Fair Emmeline sighde, fair Emmeline wept —
oder: The boy he tripped, the boye he ranne
He neither stint ne stayd —
The baron he woke, the baron he rose u. a.,

während er den wahren, rasch auch in sprüngen vorwärts dringenden ton der ballade, dem Herder das dramatische und lebendige dieser lieder zuschreibt, durch die ausgeführte darstellung sowol der entführung wie der verfolgung vernachlässigt.

So beschaffen war Bürgers quelle; und da sie nicht ursprünglich und einheitlich ist, so erscheint in ihr das leidenschaftliche temperament des dichters bis zur karrikatur verzert. Die einzelnen töne stimten schon im originale nicht zusammen, und es ist nicht Bürgers schuld allein, wenn ihre vereinigung in der nachdichtung zur völligen disharmonie wird.

Die gesteigerte wut des vaters im beginne der ballade lässt uns seine übergrosse zärtlichkeit am schlusse derselben um so gezwungener erscheinen. Er droht anfangs dem ritter das herz auszureissen und es seiner tochter nachzuschmeissen; und bald darauf will er vor wundersüssen wehen und vor glück, ihn zum schwiegersohne zu bekommen, schier vergehen! So wird der alte Douglas ein bramarbasierender ritterpapa, den das fräulein tochter um den finger wickelt. Und doch spricht sie von schmerzen und tod, und sträubt sich so lange, bis sie dem entführer in aller liebesglut an den hals stürzt. Der held selbst schwelgt in widerstreitenden gefühlen, die zu einem ganzen zu vereinigen dem leser oder hörer um so schwerer wird, als sie lebendig und anschaulich geschildert sind. Bürger bedient sich hierzu der direkten rede auch im munde des dritten, wo Percy bloss berichten lässt, und erweitert seine darstellung um mehr als 100 zeilen. An drei stellen verdoppelt er die versanzahl Percy's, in den v. 105—20, d. i.

gespräch der liebenden vor der entführung, in v. 145—76, d. i. den vorbereitungen zur verfolgung, und in v. 249—80, den bitten der tochter und der umstimmung des vaters. Unmittelbar an diese lezten schliessen sich 12 verse, denen nur 4 im originale entsprechen. Dem schlusse der erzählung also, der unerwarteten auflösung aller schwierigkeiten wendet sich Bürgers hauptinteresse zu. In stil und darstellung erhielt die ballade einen vom englischen muster völlig verschiedenen charakter: sie wurzelt in den tendenzen des sturmes und dranges. Von allen gedichten Bürgers steht dies in der masslosigkeit des gefühls, das die personen umherwirft, in den kraftausdrücken, wie buhlerin, schurke, grobian u. dgl., und auch in der grausamen behandlung der sprache den produkten jener periode am nächsten. Wie der tragische stoff unter Percy's händen zum rührstück wurde, so wandelt er sich hier zum ritterdrama weiter, dessen motive, wie liebe zwischen kindern feindlicher geschlechter, streit zweier männer um eine frau, weiberraub, erzwungene ehe, schwur, heimliche beobachtung von vorgängen (vgl. O. Brahm, Ritterdrama des XVIII. jahrh. QF XL s. 70 fgg.) sämtlich aufgenommen sind. Bürger aber vermehrt sie noch — ganz im sinne seiner darstellung — um das des kerkers, wo molch und unke nistet. Er kann sich dem einflusse jener gewalttätigen dramen, wie Sturm und drang von Klinger, nicht entziehen, wiewol er sie nur widerwillig liest und sie verabscheut. Auch in dem leztgenanten stücke begegnen wir der liebe zweier, deren väter sich tötlich hassen, einem balkongespräche, dem plane einer entführung, und dem ebenso unerwarteten glücklichen ausgange. Des alten Berkley's wort: ich hass und hasse, lieb und liebe! charakterisiert auch den vater in unserer ballade, und wie hier bittet auch dort seine tochter, die auf der gegenseite steht: vergebet, mein vater, vergesst! „Balladen will ich drüber absingen in Londons strassen, sobald die mordgeschichte zu ende ist“, ruft in dem 5. auft. des IV. aufz. desselben stückes Wild aus; aber ehe sie noch begonnen hatte, war der stoff vielfach in balladen gefasst. Bürgern selbst mag Christian Stolbergs ballade Elise von Mannsfeld (im februarheft d. D. mus. 1776), deren herliche strophen er rühmt [Strodtm. I, 290], veranlassung oder förderung seines planes gegeben haben. Die übereinstimmungen im einzelnen mit Bürgers gedicht sind sehr gross; im ganzen aber nimt die Stolbergsche ballade eine andere wendung. Auch fehlt ihr das hauptmotiv der familienfeindschaft. Der glückliche ausgang ist gewahrt, aber der tod des vaters der entführten geht vorher. Trotz der übereinstimmungen aber wird man nicht mit G. B. Maury [G. A. Bürger usw. Paris 1889 s. 213] Elise von Mansfeld unter die

pâles imitations de Bürger rechnen können, da doch die Entführung zwei jahre später gedichtet wurde als Elise; man muss vielmehr die gemeinsamkeit der quelle annehmen und andererseits auch ihren einfluss auf Bürger.

Stolbergs: Nun geht's zu meiner schwester hin
da soll die trauung sein

ist ebenso wie Bürgers:

Risch geht's nach meiner mutter fort.
Das sakrament vereint uns dort

die wörtliche übersetzung der Percyschen verse:

To my ladye mother I will thee bringe,
Where marriage shall make us one.

Andererseits dehnt Stolberg die jungfräulichen bedenken gegen die entführung ebenso aus wie Bürger; und wenn wir z. b. bei Stolberg lesen:

Der alte schäumt und flucht und schwört usw.

und später: Er fordert seine sassen auf,

so können wir an eine einwirkung auf Bürger glauben.

Es sei ein zusammenfassendes urteil über die beiden besprochenen balladen gestattet. Während in der ersten, unbekümmert um ein muster, der geist wirkt, der in deutschen komödien, fastnachtspielen und schwänken allerlei art diesen stoff verarbeitet hat, gerät der dichter bei der nachbildung einer fremden anekdote, die keine einheitlichen züge trägt und zum volksleben keinen bezug hat, in tagesströmungen, in denen er — vier jahre nach der dichtung Lenorens! — schifbruch leidet.

Das Lied vom braven manne und die ballade: Die kuh erzählen von der rettung verzweifelnder menschen durch menschliche hilfe, die der dichter zu preisen sich berufen fühlt. Er sagt es selbst in dem einen falle: Gottlob! dass ich singen und preisen kann:

Zu singen und preisen den braven mann,

wie in dem anderen:

Mir deucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen weisen.

Hier fügt er noch hinzu:

„So, schwur mir ein maurer, so ist es geschehn!"

Es handelt sich um eine maurerische guttat, die gleich der vorsehung im dunkeln waltet; und wie der name des gebers uns verborgen bleibt,

so auch der des bauern, der im augenblick der höchsten not erscheint, hilft, und dem danke sich rasch entzieht. So erscheint auch er gewissermassen als abgesanter einer höheren macht, die im verborgenen lebensfäden der menschen spint, und solche taten zu singen und zu preisen fühlt sich Bürger nicht nur als dichter des volkes, sondern auch als redner seinen brüdern in der loge verpflichtet.

In der tat ist das lied vom braven manne die rede, die Bürger am Johannisfeste des jahres 1777 (24. juni) in der loge zum goldenen zirkel in Göttingen hielt. Es ist zu diesem zwecke gedichtet, nicht etwa bloss benuzt. Die erste erwähnung im Briefwechsel findet sich erst einen monat vorher (19. mai 1777), und am 23. juni, dem tage vor dem feste, schickt es der dichter an Boie mit der versicherung, dass es in einem strome hervorgestürzt sei, wie es auf dem papiere stehe (Strodtmann II, 90). Bürger fand die geschichte in der Poetik des Marmontel erzählt; das geheimnisvolle, rechtzeitige auftauchen des retters stelte ihm, wie ich schon bemerkte, den zusammenhang mit den maurerischen bestrebungen her. Gewiss hatte er auch von anfang an die absicht, sie rhetorisch zu verwerten. Allein es gieng ihm, wie er es selbst beschreibt (an Boie 17. oktober 1776. Strodtm. I, 345): „Es wogen jezt vier grosse balladen in dem meere meiner phantasie umher ... (diese dichtungsart) drängt sich mir überall, auch wo ich sie nicht rufe, entgegen; alle meine poetischen ideen verromanzieren oder verballadieren sich wider meinen willen. So ists denn wol am besten, dass ich mit dem strome schiffe". — Die balladische form dieser handlung aber wurde durch das verhältnis des dichters zu seinem publikum modificiert. A. W. Schlegels heftiger angriff gegen das so ganz unvolksmässige hervortreten des dichters, das preisen des liedes und der guten tat, die für sich selbst sprechen solle, sind gewiss berechtigt. Aber diese fehler haben darin ihren grund, dass der dichter-redner seine zuhörer und den zweck, zu dem sie sich versammelt hatten, nicht aus den augen verlor. Wir stehen nicht an der seite des zölners, noch unter den neugierigen am ufer, wir sehen vielmehr die ganze handlung von derjenigen seite, die zur anknüpfung der ethischen raisonnements, die die hauptsache bilden, am vorteilhaftesten ist. Sie ist nur ein beispiel, nicht selbstzweck; und gerade auf ihrem höhepunkte (in der 17. strophe) unterbricht das abwägen der motive ihren gang:

> Der bauer wagt sein leben dran:
> Doch tat er's wol um goldesklang?
> Denn spendete nimmer der graf sein gut;
> So wagte der bauer vielleicht kein blut.

Diese deduktion dient der gegenüberstellung des grafen und des bauern, deren handlungsweise geprüft wird: die des ersten ist gut, die des zweiten ist besser. Nach den gesetzen der menschlichkeit muss der logenredner diesen fall entscheiden:

Bei Gott! der graf trug hohen sinn. —
Doch höher und himlischer, wahrlich! schlug
Das herz, das der bauer im kittel trug.

Über die entstehung der ballade Sankt Stephan werden die folgenden briefstellen neues licht verbreiten können. Bürgers studiengenosse und rivale unter den Göttinger lyrikern, J. M. Miller, schickt am 12. januar 1777 einen brief von Pfenninger ein, den Bürger erst im april erhält und sofort beantwortet [Strodtmann II, 10 u. 61 fgg.]: „An Pfenninger habe ich mit der heutigen post geschrieben . . . werden Sie auch geistliche lieder machen? wenn Sie es tun, so werden Sie wol uns übrigen aufgeforderten allen das ziel ablaufen. Ich habe mir mehrere von den historischen sujets gewählt, weil diese, wegen meiner romanzierenden anlage, sich am besten für mich zu schicken scheinen“.

Joh. Konr. Pfenninger, Lavaters freund und herausgeber des Christlichen magazins, dessen erstes heft 1779 erschien, wante sich also auch an Bürger mit der bitte um beiträge. Welcher art diese sein solten, lehrt uns der titel der zeitschrift und die anderen poetischen stücke, die wir darin finden. In dem ersten hefte tritt Fr. L. Stolberg, der Homerübersetzer, mit der erzählung David und Goliath im heroischen versmasse auf, und im zweiten hefte des zweiten bandes bringt er die verse 1—16 des 17. kap. des I. buches der könige unter dem titel Elia und die witwe in Tarpath ebenfals in hexameter. Bürger brachte aus der Apostelgeschichte die stelle kap. 7 v. 54 fgg. in balladische form.

Es ist deutlich, dass Bürger zu seiner ballade von Pfenninger angeregt wurde; durch die datierung schwindet jeder zweifel. In der chronologisch geordneten gedichtsamlung vom jahre 1778 wird sie in den april 1777 gesezt, also in jenen zeitpunkt, wo Bürger Pfenningers aufforderung erhielt. Aber erst im anfange märz des folgenden jahres (ein datum, das die neueren herausgeber für die entstehung des gedichtes acceptiert haben) wird St. Stephan an Boie geschickt. Nichts desto weniger bleiben wir bei dem ersten datum als der zeit der conception und der ersten strophen. Der feuereifer, mit dem Bürger jeden neuen plan, jede idee ergreift, erkaltet bald, das gedicht bleibt liegen, bis die äusserste not zur vollendung drängt. Dies war im märz 1778

der fall, denn zu ostern solten die gedichte erscheinen. In Pfenningers zeitschrift erschien kein Bürgersches gedicht. Die idee zu mehreren ähnlichen verlässt ihn nicht; er entwickelt sie Boien [Strodtm. II, 244]. In seiner chauvinistischen art wird Bürger im ersten augenblicke daran gedacht haben, die ganze bibel oder grosse teile daraus zu romanzieren.

Der wilde jäger ist nicht, wie immer behauptet wird, aus verschiedenen sagen kombiniert und frei gestaltet. Die person des wild- und rheingrafen ist überhaupt nicht sagenhaft, vielmehr von modernstem leben erfült. Sein schicksal aber erfült sich in volkstümlichem sinne.

Ich kann mich hier nur auf kurze andeutungen beschränken. Die sage selbst ist in beständiger bewegung. Sie erhält ihre nahrung aus dem leben des volkes, das an stelle des entfernten gottes, der den zu gespenstern umgewandelten götterzug führte, eine näher liegende persönlichkeit sezt. Es lebt z. b. ein gutsherr, der leidenschaftlich jagt, die bauern schindet, selbst am sontage gott lästert u. dgl. m. Ein unfall auf der jagd macht seinem leben ein ende. Das volk hat ihn verdamt, versezt ihn unter die ruhelosen gespenster, und in seiner eigenschaft als jäger in das wilde heer. Diese vorstellung besizt es seit uralten zeiten. An der spitze reitet Hackelberg, d. i. Wodan. Allein ihr herr reitet nicht in seinem gefolge. Als die wichtigste und bekanteste gestalt dieses zuges wird er an die spitze gestelt: er wird zum Hackelberg, tritt dessen erbe an, behält aber dabei seine eigene vorgeschichte. Diese wechselt, das übrige bleibt; denn immer neue gestalten werden vom volke zum wilden jäger geschaffen. Ebenso verfährt Bürger. Er promoviert, um seinen eigenen ausdruck zu widerholen (Archiv für litt. XIV, 63 fgg.) seinen wildgesellen zum wilden jäger, indem er die geschichte dieses tyrannen wahrhaft volkstümlich in jene grosse naturerscheinung münden lässt. Diese erscheinung ist aber das bleibende und in allen sagen gleich. Es ist daher ein hauptfehler des Bürgerschen gedichtes, dass es hier modificiert ist. Die volkstümliche anschauung muste der zügellosen politischen leidenschaft des dichters weichen. An dem grafen wird die rache: aug um auge, zahn um zahn erfült. Die bezeichnung: „der wilde jäger“ kann jezt nur noch auf den lebenden grafen bezogen werden, wodurch sie mit der ganzen volkstümlichen tradition in widerspruch gerät.

Der wild- und rheingraf ist ebenso aus dem gegenwärtigen leben gegriffen wie Lenorens geliebter, der im siebenjährigen kriege gefallen ist. In seinen adern stürmt zwar Wodans blut, allein er ist nicht

Hackelberg, sondern einer jener fürsten, gegen die die stürmer und dränger oder auch die Göttinger dichter zu felde zogen. „Da war ein Rixinger!“ ruft der wütende Metzler, „wenn der kerl sonst auf die jagd ritt, mit dem federbusch und weiten naslöchern und uns vor sich hertrieb mit den hunden und wie die hunde! .. hasch! den spiess ihm zwischen die rippen, da lag er, streckt alle viere über seinen gesellen“. Bürgers graf erleidet dieses schicksal nicht; dort wird er von wahrhaftem volksgericht getroffen: sein unglückseliges gespenst lebt, von himmel und hölle gemieden, in der luft fort. Wir sehen, wie diese gestalt in der zeit des dichters wurzelt; sie ist dieselbe, der sich der bauer in den markigen worten an seinen durchlauchtigen tyrannen (Sauers ausg. s. 65) entgegenstelt, dieselbe, gegen die freiheitstrunkene junge Brutuse die dolche zücken und deren blut stürmisch verlangt wird. Aus diesen zeittendenzen gieng auch Bürgers Wilder jäger hervor.

Goethes Götz, der Bürger mit stimmungen und motiven auf jahre hinaus versorgte, bot auch hiezu die erste anregung. Nebst den citierten zeilen komt die zigeunerscene in betracht, in der die erscheinung selbst über die bühne jagend gedacht ist (D. j. G. II, 364). Und an Goethe wendet sich Bürger im sommer 1775, um von seinem gedichte zu sprechen (Strodtmann I, 230). Allein die ausführung lässt lange auf sich warten. „Das vollenden ist eine höchst fatale sache“, gesteht er selbst. Er sieht das ziel vor augen, kostet im voraus die wirkung und scheut die arbeit. In der dritten phase der entwicklung dieses gedichtes, im winter 1776 auf 77, ist er erst beim anfange (an Boie 19. decbr. 1776). Wenige tage vorher recensiert er seinem freunde den Göttinger almanach (Strodtm. I, 370) und lobt Goeckingks Parforcejagd, deren einfluss er sich nicht entzieht. Auch hier finden wir eine fürstliche jagd mit ihrem gefolge, dem gehezten wilde, zertretenen saaten, verwundeten treibern. Die hörner tönen, hunde bellen, pferde wiehern und im stürmischen zeitmass der jagd auf Cheviat wird das wild verfolgt:

> Seht da! dort ist er schon! seht da!
> Wie fliegt er wild voran!
> Fort über stock und stein! sa, sa!
> Rasch, rasch! was folgen kann!

Ein bauer klagt:

> Der gnädige fürst hat das getan?
> Ach! Gott! erbarm dich meiner!

Ein piqueur bricht sich den arm, der fürst lässt sich nicht aufhalten. Vielleicht verdanken wir dieser anregung Bürgers verse:

Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer tot dahin vom tross.

Wenn Bürger diesem gedichte vorwirft, dass es zu wenig ausgearbeitet sei, so geschah es nur im hinblick auf sein eigenes werk. Denn die parforcejagd ist eine satire und je schärfer darin die gegensätze auftreten, desto besser. Der schlusschor mit dem lebehoch für den gnädigen landesfürsten und sanften menschenfreund wirkt höchst aufreizend, wie denn das ganze einem deutschen hofe zur aufführung am Bartholomäusfeste empfohlen wird. Bürger, der vielleicht von diesem gedichte einen neuen anstoss zur vollendung des Wilden jägers und vielleicht einige anregung empfieng, wirkt versöhnend, indem er der poetischen gerechtigkeit genüge tut.

Im februar und märz 1777 weilt Bürger in Hannover, wo er seinem freundeskreise von seinem gedichte mitteilung gemacht haben wird. Am 22. märz 1777 schreibt Brockmann: „Machen Sie doch, dass ihr Wilder jäger bald fertig wird“; und Bürger teilt in seiner antwort vom 6. april 1777 die erste strophe seines gedichtes mit: es war die jetzige zweite. Bürger wolte also ursprünglich mit den feierlich-friedlichen tönen der kirchenglocken eröfnen; aus gründen der symmetrie, die wir billigen müssen, liess er dem gellenden jagdruf des hornes den vortritt. Aber seine eigenheit verdient angemerkt zu werden: er tritt gerne lärmend auf die bühne[1].

Die allegorischen gestalten der beiden ritter gehören dem stoffe nicht wesentlich an, tragen aber zu seiner formung bei. Ihre gegenüberstellung ist ein poetisches element, dessen sich die phantasie des volkes oft bedient. Ich erinnere an die himmelstaube und das höllenhuhn im deutschen volkslied, wie an den red und gray cock der schottischen balladen. Der ruf der ersteren mahnt zur rückkehr, der der lezteren bedeutet, dass es zu spät ist. Wie hier warnung und reue stehen sich in den dramen Lopes und Calderons gewissen und verführung in weissen und schwarzen personen, in stimmen von rechts und links gegenüber; so der gute und böse genius in Voltaire's erzählung Le blanc et le noir. Hans Sachs gibt, indem er auf die eine seite den warner und freund, auf die andere den verführer und sophistischen ratgeber stelt, dem inneren kampfe seines helden einen naiven

1) Für die balladen bedarf es keiner beispiele, man vgl. aber auch den beginn seiner prosaischen stücke, z. b. An einen freund über die deutsche Ilias in jamben (D. Merc. 1776. 4, s. 46). Sie haben also für meine jambische Ilias gestritten? Gotteslohn dafür! — oder gegen den büchernachdruck (im november d. D. mus. 1777): Das müste aber doch mit dem t....l zugehen usw. wie auch an anderen orten.

ausdruck. A. W. Schlegel lobt Bürgers erfindung, den guten und den bösen engel in gestalt zweier reiter auftreten zu lassen; allein Pröhle hat schon auf eine sage aufmerksam gemacht, in der die beiden zu Hackelbergs sterbebett treten (a. a. o. s. 126). Viel näher stimt aber zu Bürgers gedicht die fassung einer sage, die in dem an der Hannöverschen grenze gelegenen dorfe Wadekath erzählt wird (Ad. Kuhn, Märkische sagen und märchen. Berlin 1843 nr. 17). Der Hackenberg war ein reicher edelmann, welcher die jagd über alles liebte, so dass er sogar einmal des sontags hinaus in den wald zog, und alle bauern seiner gemeinde zwang mit ihm zu jagen. Aber das ist ihm übel bekommen, denn wie er nun so draussen umhertobt, kommen plötzlich zwei reiter ihm an die seite gesprengt, die jagen gewaltig mit ihm fort und jeder von beiden fordert ihn auf, mit ihm zu ziehn. Der reiter zur rechten aber sah wild und grimmig aus, „und seinem pferde sprühten feuer und flammen aus nase und maul, dagegen sah der zur linken ruhiger und milder aus; da war denn der Hackenberg schnell gefasst und wante sich zu dem reiter zur rechten; darauf sprengten sie fort und so muss er nun mit ihm bis zum jüngsten tage jagen". Bürger weiss dieses poetische element, das ihm nicht aus diesem sagenkreise zugekommen sein muss, künstlerisch auszubilden; sein verdienst ist darum nicht geringer, weil er es nicht erfunden hat. Ob die angeführte erzählung nicht von Bürgers gedicht beeinflusst sei, will ich dahingestelt lassen. Wir haben ein zeugnis, dass ein alter mann aus dem volke in diesem lezteren den sicheren beweis der wahrheit seines glaubens an den wilden jäger fand (Strodtm. IV, 74). Welche autorität hatte Bürgers gedicht bei dem volke und welche gewalt über seine vorstellungen! Und wenn wir immer diesen einfluss auf jene erzählung ausdehnen, so machen wir die wahrnehmung, dass das volk dennoch bei seiner vorstellung des wilden jägers verblieb und ihn nicht von der hölle gejagt werden liess. Ist aber jene erzählung ursprünglich, so wird uns andererseits der zusammenhang der phantasie Bürgers mit der des volkes recht deutlich.

Des pfarrers tochter von Taubenhain hält Pröhle — es ist seine unglücklichste konjektur — für ein gedicht auf Bürgers jugendfreundin Johanna Margarethe Kutzbach, von der eine familientradition erzählt, dass sie nach dem tode ihres vaters von einem Asseburg verführt worden war, und nach mehr als 20 jahren eines friedsamen todes starb (a. a. o. s. 135 fg., ferner: Goethe, Schiller, Bürger 1889 s. 183), und doch muss er selbst sagen: Nicht allein die nächtlichen scenen im garten zu Taubenhain fehlen in der wirklichkeit, es fehlt nicht allein

der pfarrer, der den leib der tochter blutig schlägt, sondern es fehlt, wie gesagt, sogar der kindesmord! und dennoch ist die pfarrerstochter Bürgers jugendfreundin. Obgleich man ferner von Pansfelde den Falkenstein nicht sehen kann, und Pansfelde niemals Taubenhain hiess, erkante man dennoch leicht (?) in Taubenhain Pansfelde (a. a. o. s. 133). Seine positiven beweisgründe sind nicht besser. Plätzchen, wo kein gras wächst, kein tau und regen fält, gibt es viele hunderte in Deutschland. „Das weizenfeld hinter dem garten" ist vorhanden, aber der garten fehlt! Und auch eine laube gibt es im pfarhause. Auf die erzählungen der leute, die auf die volle wahrheit der begebenheit schwören, darf man nicht zu grosses gewicht legen[1].

Wir werden zugeben können, dass im laufe der jahre, während deren sich Bürger mit dem gedichte beschäftigte, die erinnerung an den Falkenstein geweckt wurde und dem lokale seiner ballade manche farbe verlieh; der gegensatz von falke und taube erscheint in ähnlicher weise auch im volkslied und konte bei Bürger, da zum mindesten der vergleich des mädchens mit der taube in seinen quellen geläufig ist, leicht wachgerufen werden. Der ganze stoff aber der verführung und des kindesmordes ist litterarischen ursprungs. Erich Schmidt hat seinen ausgangspunkt, die entwicklung und wirkung auf das ganze geistige leben erörtert (H. L. Wagner 1879 s. 89 fgg.). Mir bleibt einiges zu ergänzen und auf Bürger zu beziehen. Was das volkslied in Des knaben wunderhorn betrift, so sahen wir schon, dass seine lyrische weise zu Bürgers gedicht keine andere beziehung hat, als eine verwante volkstümliche anschauung. Der unterschied der aktion ist zu gross, als dass es eine zusammenziehung aus der Bürgerschen ballade genant werden könte; stamt vielleicht von hier der zug des volksliedes, dass das blut des kindes in dem bächlein fliesset? Wir begegnen ähnlichen zügen und bildern genug beim volke, z. b. dem vergleich mit der hilflosen taube in dem liede: Die entehrte, aus dem Kuhländchen [s. Meinert, der Fyelgie 1817 s. 172]:

1) Mir erzählte eine bewohnerin des Bürgerhauses in Wolmershausen, dass der dichter dieses dörfchen in den versen gepriesen habe:

Schön ist die flur,
Allein Elise
Macht sie mir nur
Zum paradiese.

Allein im jahre 1771, wo Bürger Das dörfchen aus dem franz. des Bernard übersezte, wuste er noch nichts von Elise Hahn, auch nichts von dem Altengleichner paradiese. — Lenoren geboren zu haben, streiten sich die 7 dörfer seines gerichtsbezirkes.

's raet't dar Hannsl' [der junker] ai a'm schriet
ar schos noch aner taube,
ar schos dar taub a faderlain aus
onn lus se wieder flige[1].

Die verführte wird von ihrem vater oder bruder grausam geschlagen, wie in der ballade: Graf Hans von Holstein und seine schwester Annchristine [Müllenhofs Sagen v. Schleswig-Holst. Lauenburg 1845 s. 494]:

Er schlug sie so sehre, er schlug sie so lang,
Bis leber und lunge aus dem leibe ihr sprang.

[Vgl. auch Des knaben wunderhorn: Der pfalzgraf am Rhein.] Die grossmut des junkers hat auch ihre parallele, im liede: Der ritter und die magd [Des knaben wunderh. s. 37]:

Ich will dir geben den reitknecht mein,
Dazu fünfhundert thaler.

Dem stoffe begegnet Bürger frühe in englischen balladen; besonders die schon genante seltene Collection of old ballads vom jahre 1723 ist reich an klagen verlassener mädchen, die verführt oder schon mit einem kinde zurückbleiben, z. b. nr. 44 des 1. bandes Jockey and Jenny. Die schottische ballade (1. band s. 275): Bonny Dundee or Jockey's deliverance handelt von der verführung der pfarrerstochter von Dundee. Ihr vater aber will Jockey zur heirat zwingen. The Scotch lass's lamentation for the loss of her maidenhead (II, 258) schliesst mit der warnung an die mädchen, versprechungen nicht zu trauen. Eine andere ballade: The lovers tragedy: or, the wronged lady's lamentation and untimely death (III, nr. 39) mit den anfangszeilen:

Sir William a Knight of six thousand a Year,
He courted fair Susan of Somersetshire usw.

und ihrer folge von liebe, verführung und treubruch, tod aus gram und heimsuchung als gespenst, schliesslichem dahinsiechen des verführers, leitet uns in das gebiet des bänkelsanges, wo wir Hölty's nachdichtung: Adelstan und Röschen begegnen. Hier fehlt noch das entscheidende motiv des kindesmordes, das in den produkten der sturm- und drangperiode in den vordergrund tritt. Es herscht in allen dichtungsarten. Ich halte mich nur an Bürger. Er ist der erste, der an eine dramatische fassung denkt. Im herbste 1773, nach dem grossen erfolge der Lenore, inmitten innerer krisen, denen er unter dem ein-

1) S. dagegen Uhlands abhandlung über die volksl. (in der neuen ausg. bei Cotta s. 282) und in den anmerkungen dazu nr. 221, s. 236.

flusse der pietistin Listn widerstrebend verfält, geht er an die ausführung eines bürgerlichen dramas, in dem alles angebracht werden soll, was die natur in schrecken setzen kann. Zur zeit, als ihm Wagners kindermörderin, in der er seine idee nicht ausgedrückt fand, und die Soldaten von Lenz, der hingegen nach Bürgers worten viele situationen aus seiner seele abschrieb, bekant wurden, drängte sich ihm jeder stoff in die balladische form. Und zur selben zeit fragt Boie (27. septbr. 1776): Wie steht es mit der ballade, die kindermörderin? Durch die lektüre der almanache und des Deutschen museums wird er an diesen vielverarbeiteten stoff immer wider gemahnt; so durch Sprickmanns Ida (D. mus. febr. 1777), den junker Franz von Goeckingk (Göttinger musenalm. 1777), zwei gedichte von Meissner (D. mus. april 1779: Lied einer gefallenen, und Die mörderin) und eine erzählung von Bchz [Buchholtz] Bettina im septemberhefte des D. mus. 1777, zu der Bürger die bemerkung macht, sie wäre ein gutes sujet zu einer ballade [Strodtmann II, 146]. Bettina, so heisst es, blühte in ihrer zier, und unschuld war ihr gut. Froh und frei lebte sie unter ihren gespielen. Sie war verlobt mit einem jungen manne des dorfes, der sich der sitte gemäss auf ein jahr in fremdes land begab. „Ach! noch verliess er sie keusch, noch war es das mädchen mit taubentreue“. Übers jahr ist Bettinchen verführt; „ein wollüstling aus der stadt hatte um eingang geworben in ihr junges herz, und —“. Sie stirbt, ihr totes kind zur seite. „Wir wollen sie mit dem jungfernkranz begraben“, sagt der pfarrer. Kurze zeit darauf begegnet uns zum ersten male der name der Bürgerschen ballade; am 29. märz 1778 fragt Boie: Wird des pfarrers tochter von Taubenheim (sic) nicht fertig? (Strodtmann II, 265).

Eine stelle aus der rede einer kindermörderin an ihre richter von Sturz ist Bürger in den vorträgen über deutschen stil an der universität in Göttingen gegenwärtig; er citiert sie als ein beispiel von schönem pathos: O, verachtet mich nicht nach meinem tode, ihr ungefallenen! gedenket meiner, wenn ihr könt, in der stunde der leidenschaft, wenn das herz hoch aufschwilt und die zunge stammelt, in der einsamen laube, wenn ihr gegen den feurigen mann, den ihr liebt, keine waffe als ohnmächtige trähnen findet. Rettet dann euere unschuld, wenn euch ein gott hilft! ich rettete sie nicht; und nun war der friede des lebens dahin . . . .

Diese rhetorik reicht an die wirkung des poetischen ausdruckes, den Bürger für den augenblick der verführung gefunden, hinan und ebenso im folgenden, wo bei beiden die verzweiflungsvolle tat im wahnsinn begangen erscheint. „Kent ihr den zustand eines gebärenden

geschändeten weibes? wenn immer wachsende marter wütet und hoffnungslose verzweiflung zugleich, ist dann licht im verstande? handle ich frei auf der folter der natur und des gewissens? O, lebtest du nicht, pfand des unglücks! rief es tief aus meiner seele. O schöpfer nimm es hin, dies unschuldige kind! ... Und so erwürgte ich mein kind" (Bürgers lehrbuch des deutschen stiles. Berlin 1826 s. 464). Auch vor dem richter von Altengleichen stand im januar 1781 eine kindesmörderin, die zwar so flammende worte nicht fand, deren jammer aber gross und eindringlich genug war, Bürgern die vollendung seiner ballade nahe zu legen. Die inquisition wider Catharine Elisabeth Erdmann von Benniehausen ist nicht nur legal, sondern auch human geführt. Freilich stand Bürger die entscheidung über ihr schicksal nicht zu, es ist uns auch nicht bekant. Aber Bürger vermutete wol mit recht, dass die kindesmörderin „ohngeachtet der christ-menschenfreundlichen luft, die alleweile über den erdboden weht, dennoch mit dem schwerte vom leben zum tode gebracht und ihr körper auf das rad geflochten werden dürfte" (an Phil. Gatterer, 18. jan. 1781).

Der process, der 46 aktenstücke mit 250 seiten fült, hat mancherlei beziehungen zu unserem gedichte. Zwar wird in den meisten fällen die täterin in augenblicklicher eingebung und ohne sich rechenschaft zu geben, handeln, um später tiefe reue zu empfinden; genug daran, dass es auch hier so geschah und der dichter diesen unmittelbaren eindruck empfieng. Das kind wurde auf der schwelle des hauses in der winternacht geboren und in derselben minute von seiner mutter in die wenige schritte entfernt fliessende Garte geworfen. Kaum dass ihr vater, der eben ein kind schreien hörte, zum fenster hinaussah, war sie zurück. Sie läugnet und weigert sich, trotz der lauten drohungen und scheltreden des alten, sich der mutter zu zeigen. Als der amtmann am frühen morgen des 6. januar der Erdmannischen wohnung sich näherte, vernahm er schon von aussen, „wie gar heftig dieser Erdmann, welcher an sich ein ungestümer, dem brantweintrunke ziemlich ergebener mann sein soll, ... mit scheltreden auf seine tochter lostobte. Sie selbst sass weinend hinter dem ofen und dem gütigen zureden Bürgers gelingt es, sie zum geständnis zu bringen. Als beweggrund ihrer tat gibt sie furcht vor dem vater an, der von allen seiten als überaus gewalttätig geschildert wird. Es liegt nahe, ihn zu dem harten und zornigen manne, dem vater Rosettens, in beziehung zu setzen, obgleich der betrunkene schuster von Benniehausen sein kind so roh nicht behandelt wie der pfarrer von Taubenhain. Die situation der gebärenden ist ähnlich: in der winternacht, vor

dem väterlichen hause, und im freien. Die unschuld Rosettens wird in der wirklichkeit grausam als dumheit gekenzeichnet. Auch hier ist der verführer mit versprechungen nicht sparsam gewesen. Das mädchen ist voll reue, als Bürger drei wochen später mit einer feierlichen, ernstlichen und doch sanftmütigen rede das verhör eröfnet. Die lange währende beschäftigung mit diesem falle, der anblick des tatortes, der blutspuren, aller beteiligten personen und umstände förderten seinen alten plan zur reife.

An intimeren erlebnissen dürfen wir nicht vorbeigehen. Ich begnüge mich mit einem citat aus dem briefe Goeckingks vom 13. oktober 1777, der eben vom besuche Bürgers zurückkam und bedauerte, auf der Niedeck sich nicht besser umgesehen zu haben: „Meine frauensleute haben nicht ein mal den garten und die stelle gesehen, wo der amtmann Bürger — — und dabei hätte sich doch jeder so viel angenehmes denken können!“ Goeckingk wuste sehr wol, dass Bürgers erstes kind ein halbes jahr nach der hochzeit zur welt kam.

Dem stoffe, der durch innere und äussere erfahrung gewonnen ist, liegt keine sage zu grunde. Das ist das wesentliche der volkstümlichen behandlung, die der stoff durch Bürger erfährt, dass die sage daran geknüpft wird. Der dichter stelt uns ein ereignis aus dem leben, das heute ebenso gut geschehen kann wie morgen, als längst vergangen und vom sagenbildenden sinne des volkes bereits aufgenommen dar. Von dieser popularisierung im ganzen sind die mittel volkstümlicher darstellung des einzelnen zu unterscheiden, die Bürger .aus liedern, sprichwörtern und anderen äusserungen der volksphantasie gewint.

Dies sind die bemerkungen, die ich zu den balladen zu machen hatte. Volständigkeit und zusammenhang wird man da nicht suchen, wo es sich nur um ergänzungen und zusätze zu den arbeiten zahlreicher vorgänger handelt.

VI. Nachricht von priapischen gedichten.

Bürger wehrte sich bekantlich in späteren jahren gegen die zumutung, an dem priapischen wetstreite teilgenommen zu haben. Indessen wird man sich nicht wundern, wenn sich wirklich anzeichen einer solchen beschäftigung finden.

In einer angesehenen Gelliehausener familie erhielt sich bis vor einigen jahren ein heft mit 30 seiten in 8°, in welchem gedichte von Bürgers hand verzeichnet waren. Sein name war nebst einer bemer-

kung von fremder hand dazu geschrieben. Von sehr vertrauenswürdiger seite wurden mir, da das heft vernichtet ist, einige angaben gemacht. Einzelne gedichte waren überschrieben, z. b. das erste: „Mein ideal“; andere: „Der wechselgesang in der schäferstunde; Amor und Psyche; An Rosette“ u. a. Ein gedicht, das sich in der erinnerung ziemlich erhalten hat, stelt uns eine unflätige götterparodie dar. Die dreihebigkeit des verses gibt den romanzenartigen leierton an.

Es handelt sich für uns um die zeit der entstehung dieser versuche. Sind sie auch nicht in späteren jahren gedichtet, so ist doch die sorgfalt, die Bürger diesen höchst unsauberen produkten durch sammlung und reinschrift und durch die darbietung als geschenk an seine freunde, zugewendet hat, ein zeugnis mehr für die haltlosigkeit seines poetischen charakters. Sind sie (wie ich annehme), in den ersten jahren seines aufenthaltes in Gelliehausen gedichtet, so bilden sie ein kräftiges gegengewicht gegen das neue und unbefleckte harfenspiel, das er im dienste der frau Listn schlug. Vielleicht sind es „adlerpossen“, die der adler in den felsritzen der alten Gleichen mit seinen brüdern im Göttinger haine, die auch nicht immer im sonnenmeere steuerten, trieb, und an deren erinnerung noch sich die genossen gütlich taten!

VII. Redaktion des Göttinger musenalmanachs.

Schon Woltmann in seiner biographischen skizze in den Zeitgenossen (2. bd., 2. abt. s. 99 fgg.) hat Bürgers verfahren als herausgeber richtig dargestelt. Er bemerkt, dass Bürger mit besonderer vorliebe die gedichte seiner (so sehr gehassten) nachahmer, zu denen ja auch Woltmann gehörte, aufnahm und so lange daran hämmerte und puzte, bis sie ihm selbst nicht übel schienen. Schliesslich trug der ganze almanach sein gesicht. Wie gewaltsam er mit den produkten seiner mitarbeiter verfuhr, hat Sauer gezeigt, indem er die von Bürger bezeichneten gedichte des ersten von ihm besorgten almanachs seiner ausgabe anschloss. Die Bürgerschen zutaten und änderungen aus dem ganzen herauszuheben, ist oft unmöglich, da sie sprache, vers und reim betreffen. Auch lässt die sorgfalt der ersten zeit merklich nach. In den folgenden stücken aus dem almanach von 1780, die nachweislich durch seine feile gegangen sind, wird man Bürger wol erkennen. In der 3. strophe des gedichtes Lydia (von Meyer):

> Mich ersticken wut und rache!
> Ha! wie mir der busen schwilt!
> Eh ich seiner mich erbarme — —

Sieh, er stürzt ihr in die arme:
Mir geschehe, wie du wilt.

mahnt die lebhaftigkeit des ausdruckes, die durch interjectionen, unterbrechungen und besonders durch den unterschied von den früheren strophen verstärkt ist, wie die alte sprachform an den meister. Endymion, nach dem Tassoni, auf s. 120 desselben almanachs hat nach Bürgers eigenen worten ihm viel zu danken. In der tat ist die 12. strophe Bürgerisch im besten sinne des wortes. Ein häufig gebrauchtes bild kehrt wider, dem auch wir schon begegneten:

Rund um den stamm der hohen ulme stricket
So brünstig ihre ranken nicht die rebe;
Tief in der fichte grünen busen drücket
Der epheu nicht so innig sein gewebe;
als innig sich die liebenden umfangen,
Als wollustvoll sich arm in arm verstricket,
Als brünstig busen sich an busen drücket,
Und lippen süssberauscht an lippen hangen.

Neben gedichten, die ein förmlicher abklatsch seiner eigenen sind, nimt er willig verzückte schmeicheleien auf[1]. In der fehde gegen Schiller treten Schlegel und Bouterweck ihm als knappen zur seite. Übrigens hat Bürger auch seine liebe not mit den versballadenkrämern, und er persifliert sie ganz hübsch in knittelversen, die wie eine andere gereimte epistel vom 21. november 1779 an Philippine Gatterer in einer künftigen ausgabe seiner gedichte nicht fehlen werden (Conservative monatsschr. 46, s. 79).

Anhang: Bürgers reden in der loge.

Die güte eines verehrten Göttinger gönners, der hier meinen geziemenden dank entgegennehmen möge, sezt mich in den stand, Bürgers tätigkeit in der freimaurerloge zum goldenen zirkel in Göttingen kurz zu skizzieren. Am 3. märz 1775 in den bund aufgenommen, am 23. juni 1776 in den 2., und am 1. nov. 1776 in den 3. grad befördert, gelangte er bald zum redneramte, das er vom 2. februar 1777 mit einer dreijährigen unterbrechung (1783—86) bis zur schliessung der loge am 5. novbr. 1793 inne hatte. In seiner antritsrede wählte er zum thema die feier des stiftungsfestes. Noch fünfmal sprach er im

1) Einem gewissen Bührer ist Bürger (Alm. 1792 s. 211) der
„Mit des heissesten hungers gier verschlungne“
lieblingsharfner.

ersten jahre seiner würde; auch hier liess später sein eifer nach. Am 16. april über die erhabenen pflichten der redner in den logen; am 4. juni über das betragen der freimaurer gegen fremde und untereinander; am 24. juni das Lied vom braven manne; am 20. august über die notwendigkeit und den nutzen der maurerischen verschwiegenheit. Die gegenstände der reden vom 20. november und vom 8. februar des folgenden jahres sind uns nicht bekant. Am 11. november 1778 sprach er über die einigkeit; am 24. juni 1779 über die freude und die bedeutung des Johannisfestes. Bei derselben gelegenheit hielt er 1780 und dann erst wider 1787 die festrede. Die drei lezten reden sind bekant: den 3. febr. 1788 über die zufriedenheit, den 1. febr. 1791 über den moralischen mut und am 5. febr. 1793 über freiheit und gleichheit. — Am 24. juni 1877 fand in der loge zu Göttingen die gedächtnisfeier des Liedes vom braven manne statt.

WELLEN IN BÖHMEN, IM JULI 1893. B. HOENIG.

VULGÄRNAMEN DER EULE.

Der deutsche volksglaube hat sich von jeher mit der eule sehr viel zu schaffen gemacht. Was ist diesem vogel nicht alles schon angedichtet worden! Wie viele seltsame fabeln laufen nicht über ihn von mund zu mund! Unter solchen umständen ist es begreiflich, dass man im sprachschatze unseres volkes eine bedeutende anzahl von bei- und vulgärnamen dieses tieres antrift, die bald geringere, bald weitere verbreitung gefunden haben, und von denen ein teil die gattung kenzeichnet, der andere auf die verschiedenen arten dieser interessanten vogelfamilie sich bezieht. Was ich in dieser hinsicht aus dem volksmunde vernommen und bei der lektüre aufgefunden habe, sei an dieser stelle mitgeteilt.

A. Namen, die sich auf die ganze gattung beziehen.

Die eule nent man klag, die klage, die klagfrau, die klagemutter, die weheklage, die leich, das leichenhähnchen, die leicheule, die toteneule, den totenvogel, den leichenvogel, das leichhuhn (Herm. Hartmann, Bilder aus Westfalen, s. 128), die nachteule. Konr. v. Megenberg (Pfeiffers ausgabe 173) bezeichnet sie mit *auf* und *haw*. In Bayern hört man hueule, hu eil (Panzers Beiträge II, 170. 172). Eule bedeutet aber noch andere wesen, so den

egel, blutegel, woher dann die namen bluteule, pferdseule stammen (Frischbier, Preuss. wtb. I, 178); auch bezeichnet das wort einige schmetterlinge, wie die komposita gold-, gamma-, saat-, kartoffel-, kohl-, kiefer-, pfeil-, hasen- und psieule dartun. Das platte *ul* bedeutet den nachtschmetterling (Frischbier a. a. o. und Schiller und Lübben VI, 286).

Colerus gibt in seinem Calendario oeconomico (Wittenberg, 1603) nebst den ganz bekanten formen wie *ul*, *eul* u. dgl. noch die namen schufut, schufaus, schuffeule an.

Im geisterglauben unseres volkes gelten die eulen als verzauberte und verwünschte menschen. Das ahd. *holzruna*, *holzmuja* bedeutet einen vogel, der im walde muhend vernommen wird, woraus später der ausdruck klagemuhme für eule entstanden ist. Grimm, Myth.[2] 950. In dieser hinsicht ist auch eine bemerkung W. Mannhardts (Germ. myth. 198) von interesse: „*holzmuoja* übersezt in ahd. glossen die eule, was auf einen zusammenhang dieses tod- und unheilverkündenden vogels mit den riesinnen deutet. Skrikia, die schreierin, wird unter den namen der riesinnen aufgezählt und widerum heisst *screechowl* die toteneule“.

Am Lechrain führen eule und käuzel den bezeichnenden namen holzweibl. „Wenn sie schreien, muss eines sterben; sie sind arg geschiechen; aber vom holzweibl der eule bis zum holzweibl dem unhold ist wenig oder kein unterschied. In der eule denkt man sich meist nur den unhold, der jezt gerade die gestalt dieses wilden vogels angenommen hat“. (Leoprechting, Aus dem Lechrain s. 82.)

Die eulen gelten auch als verzauberte hexen. Ein name, der das bestätigt, ist die heuelschneiderin (Rochholz, Sagen II, 165); er weist auf die nachteule und zugleich auf ein weib mit zerzausten haaren. — Das bewegte abergläubische gemüt des menschen glaubte im geschrei dieser vögel die worte: „komm mit! geh mit!“ zu vernehmen, daher das kommitchen, der gehmitvogel als eulennamen.

In Siebenbürgen ist die eule neben dem hunde der gefürchtetste todesbote. In Bekokten heisst sie daher der totenvogel, in Tartlau der sterbevogel, in Bulkesch der leichenvogel, an anderen orten auch der tschuwik (Zur volkskunde der Siebenbürger Sachsen s. 293), ein name der an tschuk gemahnt, wie nämlich dieser vogel in Kärnten und Krain genant wird, wo sich bereits der germanische mit dem slovenischen volksmund berührt. Hermann Rollet nent die eule das hexen-, zauber- und nachttier (Blätter des vereins f. landeskunde

v. Niederöstr. 1877, s. 66). Im Strassburger vogelbuche vom j. 1554 erscheinen die namen waldeul, nachteulen, kirch- und ohreulen. (Ernst Martin, Jahrb. f. geschichte, sprache u. litt. in Elsass Lothringen IV, 54.)

Die dem wütenden heere vorauffliegende eule hat auch verschiedene landschaftliche namen. In Schwaben heisst sie tutosel, tutursel, tuturschel (Meier, Schwäbsch. sag. s. 34). Die Tiroler nennen sie den vugel vom Röschner (J. V. Zingerle, Schildereien II, 72) eine bezeichnung, die auch mit der wilden jagd zusammenhängt. Röschner bedeutet so viel wie fuhrmann, rossknecht, und wagen und wagenlenker erscheinen ja auch im gefolge dieses abenteuerlichen zuges. Auf ist niederösterr. eulenname; das zeigt der volksreim aus dem waldviertel:

Wan der Auf jugatzt und der Euling schreit,
So is da Teufl a net weit.

(Jahresber. des Kremser gymn. v. j. 1869, s. 29). Bim Heuel, bim Aveheuel! beteuert man in der Schweiz, und dieser heuel, dieser nachtkauz, hat mannshöhe, tellergrosse feueraugen und zwei federbüschel am kopfe, die gleich feurigen hörnern starren. Er geht des nachts horchend an den häusern, um böse kinder abzufangen. (E. L. Rochholz, Der deutsche aufsatz s. 206.) Im Baselland heisst eine der eulen Phuluss (Ders., Schweiz. sagen II, 165). Die bewohner von Wolfpassing und Greifenstein a. d. Donau in Niederösterreich nennen die eule die nachtfledermaus und das eigentliche flattertier kurzweg fledermaus. Als nachtgespenst erscheint die eule in einer von Lessings fabeln (I, 101, ausgb. v. Lachmann); in einer der Daniel Holzmannischen (A. G. Meissner, Leipz. 1782, s. 16) wird sie diebische nachteule und bösewicht gescholten. Der schwarze erdteil erblickt in der eule gar das kannibalische. Die bewohner von Dahome heissen sie *aza-che*, und das ist so viel als kannibale, der die feinde tötet und verzehrt (Dr. L. Hopf, Tierorakel und orakeltiere, s. 108).

B. Namen, die sich auf die arten der eulen beziehen.

a) Namen des uhu.

Die grösste der eulen ist der uhu, die grosse ohreule, der repräsentant der heuleulen, der monarch der eulen (s. Lichtwers fabel, der uhu und die lerchen), der grossherzog, weil er nach Aristoteles die wachteln auf ihrer reise im herbst begleitet oder gar anführen

soll. Gewöhnlich gilt die wiesenralle als die anführerin der wachteln, daher ihr name wachtelkönig. (Caji Plinii Bücher und schriften, Frankfurt 1600.) Der uhu ist der verdriessliche und ärgerliche könig der nacht (Töchteralbum d. Th. v. Gumpert, jahrg. 35, s. 36), der räuber, der dem jagdrecht zu überantworten ist (Herr v. Frauenfeld in den Blättern des vereins für landeskunde von Niederösterreich IV, 89), der schuhu (Forst-, fischer- und jagdlexikon, s. 643), der buhu (Monographie des schlosses Hernstein in Niederösterr. I, 683), der a-uhl (in Franz Höfers manuscript der volksnamen von den in Niederösterreich vorkommenden tieren), die adlereule (bei Nemnich, wo sich auch eine grosse anzahl fremdländischer beinamen findet). Die Steirer kennen den uhu als buhalm, buhvogel (im Mürz- und Ennsthal), habergais (zu Rottenmann), wildgjaid (in Admont), und als auf und stockauf (Stef. v. Washington im X. bd. d. Mitt. des ornith. vereins in Wien). In Hans Sachsens schwank „Das regiment der anderthalb hundert vögel" heisst es: Der auff war thorwart hüt der thür (Bibl. d. littr. vern. CV, 280, v. 31), worunter auch der uhu zu verstehen ist. Er ist auch als buuchhahn (M. Höfers wörtb. I, 125), in Schlesien als puhuy, berghu, huhu, puhu (Ornithl. jahrb. 1891, s. 53), als horneule (Grimm, Wb. IV², sp. 1825), als schubuteule, berghu, huhay (Jac. Th. Klein, Verbesserte u. volst. historie der vögel 1760, s. 53), als huw, hürn und berghuw (Gessners Tierbuch, Frankfurt MDC, s. 338), als buhin und gorhin (J. V. Zingerle, Sitten s. 78), als heuel, schuderheuel und puvogel (Wackernagels Voces var. animantium, s. 24) bekant. In der Schweiz gilt er noch als huivogel, zu Werdenberg als faulenz, im Appenzell als steineule, im Luzernischen als steinkauz und puivogel, in Bern als guutz, in Bünden als huher (Tschudi, Das tierleben der Alpenwelt, s. 179) und überdies wird er noch aufgefasst als ein dieb (Hoffmann v. Fallersleben, Kinderlieder, Berlin 1877, s. 187), als gesell, den kein vogel mag (Voces var. anim. s. 120), als ein öffentlicher sünder (v. Megenberg s. 173), ein armer wicht (Prakt. wegweiser Wien, 152). In vater Gleims launigen fabeln ist er einmal ein spöttischer philosoph, ein andermal ein armseliger denker und kunstrichter. Die mächtige kokokoho, eine eule der neuen welt, dürfte auch nichts anders sein als eine uhuart (Märchen und sagen der nordamerikanischen indianer, Karl Knortz, s. 197). Beikusch ist ein tartarischer und louron ein talyscher eulenname, womit der uhu bezeichnet wird. In deutscher sprache bedeuten diese namen: unglücklicher, familienloser, armer (G. Radde, Aus Tiflis im IV. jahrg. der Ornis s. 431).

b) Namen des kleinen uhu.

Der kleine uhu (otus vulgaris) erfreut sich auch einer menge von beinamen. Zum unterschiede vom grossen uhu nent man ihn die gemeine, die mitlere, die kleine ohreule, den ohrkauz, die horneule, die hörnereule (DWb. IV² 1823), den kleinen schuhu, den waldauf, die waldohreule. Bei Richard Müller (Die kenzeichen der vögel s. 29) begegnen die namen: fuchs-, knapp- und kleine horneule; bei Klein a. a. o.: kleiner schubut, rotgelber schubut; bei freiherrn von Washington a. a. o.: stockeile, eilkoder, kleiner buhu, kleiner auf; bei Nemnich: katzen-, uhr- und eselseule. In Tirol heisst dieser vogel die habergeis (J. N. v. Alpenburg, Mythen, s. 385). Man schildert da die habergeis als ein wesen, welches halb vogel und halb geis ist. Das nachahmen ihres geschreies straft sie. (Vgl. Ztschr. f. d. d. myth. I, 236.) — Die federbüschel an den ohren sind ursache, dass man den kleinen uhu auch kirntl-auf heisst, wobei kirntl so viel als horn besagen will. Was den namen stockeule anlangt, so findet sich der bereits bei Hans Sachs. Einmal redet er von den furchtsamen stock-ewlen; ein andermal meldet er:

Des stund die schlayreul mit scham,
Die stockewl thet sich auch sehr mewlen.
(A. a. o. 258. 284.)

c) Die namen der waldohreule.

Die waldohreule (syrnium aluco, L.) führt die namen: waldkauz, gemeiner kauz, buhu, wilder jäger (II. sächs. jahresb. s. 39), der grosse waldkauz (Ritter v. Tschudis Ornth. jahrb. I, 222), baumkauz, grosse baumeule, knarr- und schnarcheule, nachtrapp, brand- und knappeule, gemeiner auf, stockauf. Als gemeine eule zählt sie J. Baumanns Naturgesch. s. 480³ auf. Die rotbraunen spielarten sind es, die man als brand- oder fuchseulen bezeichnet (Schmarda, Zoologie II, 561). Die waldohreule ist der eilkoder und glurvogel der Steirer. In Schlesien kent man diesen vogel unter den namen grau-, puscheule, milchsauger, kindermelker (Ornith. jahrb. II, s. 53), und Dombrowskis Encyclop. V, 416 unter waldkautz, katzeneule, katzenkopf. Im Glarnerlande heisst diese eule wiggerli oder wigesser, im Leberberg wiggle (Der Grossätti aus dem Leberberg s. 124), wiggli (E. L. Rochholz, Alm. kinderspiel s. 75) und noch andere Schweizernamen sind: hauri, huri, tschudereul (E. L. Rochholz, Schweiz. sag. II, 165). Von den namen, die Nemnich zu-

sammengestelt hat, seien angeführt: braune eule, rote eule, graueule, graue waldeule, graue buscheule, mauseule, grabeule, punscheule, weule, hurru, nachtrapp, nachtram, nahram.

d) Die namen des steinkauzes.

Der steinkauz (Athene noctua) heisst auch steinauf, steineule, buscheule (Christoph v. Hellwigs, 100jährig. haus-kalender f. d. j. 1807, s. 158), wichtel (besonders in Wien und Niederösterr. sehr geläufig, C. M. Blaas, Germ. XX, 353), im Strassburger vogelbuche kautz, klugen, wald- und steinkutzen. Andere weitverbreitete namen dieses vogels sind: kauz schlechtweg, dann käutzl, grosser kauz, totenvogel, leichhuhn, leichkauz, habergeiss (um Admont in Steiermark). Washington a. a. o. erzählt vom unheimlichen geschrei dieses vogels: Bei den bäuerinnen ist es brauch, um sich gegen den unheilverkündenden ruf der habergeiss zu schützen, ein gericht aus hafermehl, sog. hafer- (oder haber-) talken zu bereiten. Diese opfergabe stellen sie vor die hausflur und bringen damit, wie sie versichern, den unhold zum schweigen.

In Sachsen ist der steinkauz der gehmitvogel, das kommitchen, in Schlesien das leichenhuhn, der totenvogel, die tudeule, die haus- und stockeule und die wehklage (Ornith. jahrb. II, s. 53), in Schmardas Zoologie II, 561 das steinkäuzchen, der minervavogel. Konrad v. Megenberg meint mit den namen wutsch, säuser, zitrær, zandklaffer, nähtleich und amerinch gewiss auch diesen vogel. Die bewohner Mährens nennen ihn kulisek, weil sein ruf so ähnlich klingt.

Die namen fausthöberl, hugerl bezieht M. Höfer (Etym. wb. II, 74) auf die kurze, dicke oder gedrungene gestalt dieses vogels. — Klageule, klagvogel heisst diese eule bei Dombrowski (Encycl. V, 438), Würgengel im Forst-, fisch- und jagdlexikon I, 654 und aller wahrscheinlichkeit nach ist auch die tudail des Kuhländchens dieser vogel. (Mitt. d. ornith. ver. jahrg. 1889 nr. 4.) Klein a. a. o. kent diese eule als stock-, haus-, kleine wald- und als scheuereule, bei Nemnich ist sie die braune, die heulende, die kirch- und buscheule, der kutz und die turmeule. Kauz ist auch weitverbreiteter geschlechtsname. Älter als kauz ist der zuname kuz oder kûz, den Fedor Bech in den formen Conradum dictum kuiz und Conrado dicto kuze (Germ. XX, 45) belegt hat.

Die namen tschiavitl (Elenchus v. W. H. Kramer, Wien 1756, s. 324), schofittl (Ornis Vindobonensis von Marschall s. 26), schaf-

hittl (so spricht der volksmund um Admont in Obersteier), das schaffickl (Hans Sachs a. a. o.) haben alle ähnlichkeit mit dem tschafytlein, wie C. Gessner i. a. tierbuche die zwergohreule bezeichnet.

e) Die namen der schleiereule.

Die schleiereule (strix flammea, L.) kent man noch als schleierkauz, perleule, bei Nemnich als busch-, ranz- und kohleule, als geflamte eule und als feurige nachteule, bei Klein als kirch- und rantzeule. Sie ist die goldeule (Württemberg), vielleicht auch die knappeule des Nützlichen und volständigen taubenbuches (Ulm 1790, s. 231). Sie ist der schleierauf (in Franz Höfers manuscript), das schnarchel, das schnatzel und der eilkoder der Steirer (Washington a. a. o.), die herz-, thurm-, kirch-, rantz und grosse tudeule der Schlesier (Ornith. jahrb. II, 53), die schleyer eyl der Elsässer (E. Martin a. a. o.), die schlayreul Hans Sachsens (a. a. o.), und nach dem wimmernden schrei wird sie in der Schweiz gwiggli, wichsi, kleewit und kivvit genant. (E. L. Rochholz, Deutscher glaube und brauch I, 155.) Müllers Kenzeichen der vögel bezeichnen sie noch als schläfer-, klag-, feuer-, flammen- und goldeule. Auf den namen Hans hörte eine gezähmte schleiereule. (A. Treichel, Altpreuss. monatsschrift XXIX, 154.)

Das wort flammea wird oft auf die flamme bezogen, aber gewiss mit unrecht; denn bedeutend näher liegt flammeum (der brautschleier), mit welchem flammea verwechselt sein mag (S. T. Salvadori, Ibis, vol. 4 s. 377), und mit einem derartigen, zarten gewebe hat der ganze habitus der schleiereule viel mehr ähnlichkeit als mit der rötlichen farbe mancher flamme. Auf poetischem wege erklärt Rudolf Baumbach (Sommermärchen, s. 82) den namen schleiereule.

f) Die namen der sperlingseule.

Die sperlingseule (Athene passerina) heisst noch auf, kleiner auf, äuferl, das weibchen sogar äufin. In Franz Höfers manuscript erscheint sie als totenvogel, als äu, öla, tschiavitl, schofitl, Nemnich kent sie als kleinen kauz, als kleine eule, kleine haus-, wald- und scheuereule, als spatzeneule und lerchenkäuzchen, Müller a. a. o. s. 33 als zwergkäuzchen, zwergeule, tannen-, tagkäuzchen, arkadische eule. J. M. Bechstein (Naturgesch. der stubenvögel. Gotha 1800, s. 41) nent sie hauseule, totenhühnchen, toden- und leicheneule. Bei alemannischen schriftstellern, versichert Überfelder (Idiotikon, s. 19), komt sie unter den namen huf, huwo,

uwo und bei schwäbischen als weule vor. Eugene Rolland (Faune populaire II, 56) bezeichnet sie als perleule; das ist allerdings ein name, der besser auf die schleier- als auf die sperlingseule passte. Der vogelfänger und vogelwärter von D. J. Tscheiner (Pesth, Hartleben 1820 s. 278) erklärt sie als die beste eule, als die sog. vichtel, die man zum vogelfang verwenden kann.

g) Die namen der zwergohreule.

Die zwergohreule (ephialtes scops) ist strenggenommen der eigentliche totenvogel. Bei Müller heisst sie kleine ohreule, kleine baumeule, posseneule, bei Washington tschukeile, eiferl, tschafittel, schmalzel, tschibik, tschubik, tschiwik, bei Nemnich stockeule, posseneule, aschfarbiges käuzchen. In Wallis nent man sie jokkein, im Tessin civetta cornuta (Tschudi, Tierleben in der alpenwelt, s. 100), und mit civitta nottola bezeichnet der Italiener das gefalsüchtige frauenzimmer.

h) Die namen des rauhfüssigen kauzes und der sumpfohreule.

Der rauhfüssige kauz (nyctale tengmalmi) führt im Riesengebirge den namen puppereule oder, wie andere wollen, puppeneule. In Steiermark unterscheidet man diese eule vom steinkauz nicht. Mit dem namen katzenlocker bezeichnet man die eine wie die andere species. — Die sumpfohreule (brachyotus palustris) ist die kohleule (Aug. Reichenow, System. verzeichnis der vögel Deutschlands, s. 31), die brülleule (Washington) und bei Müller die wiesen-, bruch-, moor- und brandeule, die kurzohrige eule, die schnepfeneule.

Wenige vulgärnamen fand ich für die schnee-, sperber-, bart- und habichtseule, und diese wenigen sind teils algemein bekant, teils sind sie von ganz unbedeutendem sprachlichen interesse.

WIEN 1892. FRZ. BRANKY.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER ROMANISCHEN SECTION DER XXXXII. VERSAMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN WIEN.

Da die in dieser section gehaltenen vorträge teilweise auch für germanisten von interesse sind, so werden nachstehende kurze mitteilungen, insoweit sie die verhandlungen von diesem besonderen gesichtspunkte aus darstellen, hier nicht unwilkommen sein[1].

1. Vor allen war der vortrag prof. Adolf Toblers (Berlin) über die substantivische verwendung des adjectivs durch seinen reichtum an scharfsinnigen bemerkungen über diese funktion des adj. in den romanischen sprachen nicht nur innerhalb dieses forschungsgebietes in hohem masse anregend und belehrend, sondern durch seine algemeinen gesichtspunkte und die vergleichung mit ähnlichen erscheinungen im griechischen und deutschen auch ausserhalb des engen kreises der Romanisten höchst beachtenswert. Da es nicht möglich ist, den reichen inhalt auf so engem raume auch nur flüchtig anzudeuten, so muss sich referent hier darauf beschränken, die hauptsächlichsten verwendungsarten der substantivierten adjectiva bei ihrer almählichen entfernung von der einstigen funktion kurz aufzuzählen und nur für das deutsche einige wenige beispiele zu bringen.

Das substantiv, dessen determinierender begleiter das adjectiv ursprünglich ist, tritt zunächst in den hintergrund und schwindet zulezt gänzlich aus der rede, wodurch das adj. in seine funktion tritt. Ein weiterer schritt geschieht dadurch, dass ein adj., welches eine nur an personen denkbare eigenschaft bezeichnet, zum für sich allein genügenden namen einer männlichen oder weiblichen person wird. Während es in diesen beiden fällen noch möglich ist, ein substantiv hinzuzudenken, entfernt sich das adj. dort schon weiter von seiner ursprünglichen funktion, wo in ihm überhaupt alles gegeben wird, was für den sprechenden die vorstellung eines seienden ausmacht. Davon zu sondern ist der gebrauch des substantivierten adjectivs als bezeichnung des mit einer eigenschaft behafteten teiles eines grösseren bestandes oder teiles aller dinge. Die durch ein adjectiv zu bezeichnende eigenschaft lässt aber innerhalb ihres gesamtbereiches noch unterschiede bezüglich des grades, des masses usw. zu, welche in näheren (meist genetiv.) bestimmungen mannigfachster art ausdruck finden können. Im deutschen ist aber dieser gebrauch nur selten anzutreffen (vgl. farbenbezeichnungen wie z. b. „das grüne“ verschieden von „das grün des meeres“). Ein solches subst. adj. bedeutet nicht nur die art, wie, sondern auch die tatsache, dass eine eigenschaft hier oder dort verwirklicht ist. In allen diesen fällen mit ausnahme der beiden zu anfang besprochenen haben wir es mit geschlechtslosem seienden zu tun, weshalb dieses subst. adj. im deutschen, lateinischen und griechischen generis neutrius ist. Im deutschen komt zu den besonderheiten der romanischen sprachen noch die weitere unterscheidung hinzu, welche mit der verschiedenheit oder dem fehlen der flexion zusammenhängt, vgl. „ein wilder“ und „das wild“. Zu farbenbezeichnungen, aber im deutschen nur zu diesen, tritt auch eine artbestimmung (z. b. ein helleres blau). Steht bei dem subst. neutrum ein genetiv (z. b. „das witzige der antwort“), so ist zweideutigkeit öfters nicht ausgeschlossen, in welchen fällen „in“ oder „an“ als ersatz für einen genetiv partitiven sinnes gute dienste leisten. Ohne bestimmenden zusatz wird das substantivierte neutrum im deutschen nur selten im sinne der abstrakten subst. auf *-keit* oder *-heit* gebraucht.

1) Berichte aus der germanistischen und englischen section s. oben s. 400—405. Red.

2. Priv.-doc. dr. R. Zenker (Würzburg) teilte vorläufig die hauptergebnisse seiner untersuchung über die historische grundlage und entwicklung der sage von Gormund und Isembard mit, welche den gegenstand des gleichnamigen, nur fragmentarisch erhaltenen altfranzösischen epos bildet. Über den inhalt desselben gibt, soweit uns das fragment im stiche lässt, die reimchronik Philipp Mouskets nähere auskunft, während die in dem deutschen ritterroman des XV. jahrhunderts, Loher und Maller, enthaltene übersetzung einer verlornen, aus dem XIV. jahrhundert stammenden chanson die ursprüngliche fassung bereits vielfach bis zur unkentlichkeit entstelt zeigt. Die schlacht, welche das altfranzösische epos schildert, und von deren mächtigem eindruck auf die zeitgenossen auch das deutsche Ludwigslied zeugnis gibt, ist die schlacht bei Saucourt (3. aug. 881), in welcher Ludwig III. die Normannen schlug. Der anführer des feindlichen heeres, Gormund, ist zweifellos mit dem dänischen seekönig Guthorm identisch, der 879 von Alfred dem Grossen besiegt und nach der taufe mit Ostanglien belehnt wurde. (Aus der abgekürzten namensform Gorm entstand französisch Gormon.) Auch der kern der ganzen sage wurde bis in die neueste zeit als geschichtlich begründet angesehen; indessen können die im algemeinen damit übereinstimmenden berichte des Chronicon Centulense (abgeschlossen 1088) und des bei Alberich von Troisfontaines citierten Guido von Bazoche († 1203) nicht als geschichtsquellen gelten, da sie selbst auf dem epos, welchem unser fragment entstamt, oder doch auf der volkssage fussen. Die zeitgenössischen geschichtsschreiber wissen nämlich von den fraglichen ereignissen nichts, und die anführer des Normannenheeres werden nicht genant; Guthorm aber war sicherlich nicht an der schlacht von Saucourt beteiligt. Vielleicht liegt eine verwechslung mit einem anderen nordischen häuptling namens Wurm (Vurmo) vor, der als einer der anführer des dänischen, von Karl III. im jahre 882 an der Maas belagerten heeres genant wird; da eben dieses heer im jahre zuvor die schlacht bei Saucourt geschlagen hatte, so könte auch Wurm (französisiert Gormon) daran teilgenommen und eine hervorragende rolle in derselben gespielt haben. Die identität des namens hätte dann dazu geführt, dass man ihn mit Gormon = Guthorm identificierte. Zu einer identificierung Isembards mit einer historischen persönlichkeit dieses namens bieten sich keine anhaltspunkte, dagegen besteht eine merkwürdige übereinstimmung zwischen der dem epos zugrunde liegenden sage und einer bei Dudo von St. Quentin (anfang des XI. jahrhunderts) aufbewahrten alten normannischen tradition über den ersten Normannenherzog Rollo (Hrolf). Diese übereinstimmung macht es sehr wahrscheinlich, dass die betreffende tradition entweder von Rollo auf den helden des epos, Isembard, oder umgekehrt übertragen wurde. Somit würde dann die erzählung Dudos von Rollos jugendschicksalen die älteste fassung der sage von Gormund und Isembard darstellen.

3. Realschul-dir. Joh. Fetter (Wien) sprach über die fortschritte auf dem gebiete des französischen unterrichts an den deutsch-österreichischen realschulen.

4. Landesschulinspektor dr. Joh. Huemer (Wien) erörterte zunächst die notwendigkeit einer volständigen samlung der vulgär-lateinischen wortformen, teilte dann mehrere interessante ergebnisse eigener forschungen mit und bezeichnete schliesslich mittel und wege zur erreichung des bisher erfolglos angestrebten zieles. Seine in diesem sinne abgefasste resolution und ein konkreter vorschlag von hofrat Mussafia wurden einstimmig angenommen.

5. Referent sprach schliesslich über schwierige fragen bei der textgestaltung altfranzösischer dichterwerke. Dieselben schwierigkeiten betrefs

der widerherstellung des inhalts und der sprachlichen urform begegnen aber auch dem herausgeber altdeutscher dichtungen. Referent unterzog zunächst die mannigfach verwickelten verhältnisse der überlieferungen im algemeinen und jener des franz. Yvain, des Meraugis von Portlesguez und Eneas im besonderen einer kurzen besprechung und versuchte zu zeigen, wie eine annähernd treue widerherstellung des originals in vielen fällen schwierig, ja unmöglich werden könne, und wie gross die rolle sei, welche das subjektive urteil des herausgebers und selbst der zufall (neue hss.-funde) bei der textgestaltung spielen; er wies an konkreten fällen nach, wie auf gleicher handschriftlicher grundlage zwei von einander abweichende fassungen aufgebaut werden können, ohne dass es immer möglich sei, die eine gegen alle einwürfe zu verteidigen oder die andere mit stichhaltigen gründen abzuweisen. Was die widerherstellung der ursprünglichen lautgestalt, der vom dichter gebrauchten sprach- und schreibformen betrift, so liegt die schwierigkeit nicht nur in dem umstande, dass die kopisten gerne änderten, ja ihre vorlage oft in eine andere mundart übertrugen, so dass nur metrum und reim ursprünglichem gut einigen schutz vor schreiberwillkür gewährten, sondern in erhöhtem masse darin, dass schon die verfasser selbst es bisweilen unternahmen, in einer anderen als der eigenen mundart oder in der werdenden schriftsprache zu dichten, ohne indessen ihre provinzielle herkunft ganz verläugnen zu können. Wenn in diesem falle zu den schon ursprünglich vorhandenen mundartlichen widersprüchen noch andere, von den ersteren nicht mehr unterscheidbare durch die schreiber hineingetragen wurden, so ist die beantwortung der frage, ob und wie eine uniformierung des textes durchzuführen sei, keine leichte. — So wurden in sprachlicher hinsicht alle theoretisch möglichen fälle der reihe nach durchgegangen und das verfahren bei der herausgabe derartig überlieferter denkmäler algemein und im besonderen kritisch beleuchtet. Zum schluss folgten einige bemerkungen des referenten über die einrichtung des kritischen apparats und der glossare.

6. Nachdem noch hofrat Mussafia eine akademische feier des 100. geburtstages von Friedrich Diez an allen deutschen universitäten angeregt hatte, schloss die romanische section ihre sitzungen.

WIEN. M. FRIEDWAGNER.

LITTERATUR.

Die kaiserchronik eines Regensburger geistlichen, herausgegeben von **Edward Schröder.** Mit einer handschriftentafel. (Monumenta Germaniae historica. Deutsche chroniken band I abt. 1.) Hannover, Hahnsche buchhandlung. 1892. 441 s. 4. 18 m.

Es ist ein ergebnis jahrelanger, gründlicher studien, welches in diesem längst erwarteten und angekündigten werke dem germanisten und dem historiker nunmehr vorliegt. Seit dem jahre 1874 hatte sich Rödiger, seit 1881 hat sich Schröder dieser ausgabe gewidmet, und 6 jahre ist sie im drucke gewesen. Mancherlei äussere umstände haben ihre vollendung gehemt, vor allem aber wol die natur des zu bewältigenden stoffes, der eine fülle von fragen aufdrängt, zu deren erledigung er verhältnismässig wenig sichere anhaltspunkte bietet. So erklärt es sich denn, dass sich manche ansichten des verfassers noch während des druckes geändert haben und dass er in einem nachworte ausführungen der einleitung in nicht unwichtigen punkten modificiert, während er die abschliessende erörterung und begründung seiner ansich-

ten über einige der wichtigsten fragen auf eine ausgabe der Crescentia und auf ein für das laufende jahr in aussicht gesteltes buch „Konrad von Regensburg, Untersuchungen über die bairische litteratur des zwölften jahrhunderts" verspart.

Vor allem bietet uns das vorliegende werk jezt einen zuverlässigen kritischen text. Das wertverhältnis und der stambaum der überlieferungen wird in der einleitung klar und überzeugend entwickelt. Die Vorauer handschrift (1) ist danach die dem original an alter und wert am nächsten stehende vertreterin der einen hauptgruppe (X); an der spitze der andern (Y) steht die von Massmann zu grunde gelegte Heidelberger handschrift (4), die, auf einer alten, guten vorlage fussend, selbst doch vielfach modernisiert ist. Was zwischen beiden gruppen übereinstimt, entstamt dem Archetypus; im übrigen ist stets die Vorauer hs. in erster linie zu befolgen; an sie, die dem original auch in der mundart am meisten entspricht, schliesst sich naturgemäss die schreibweise der ausgabe im wesentlichen an. Bei alledem ist doch der wert der Heidelberger hs. nicht unterschäzt; nur in einem punkte wäre er meines erachtens noch höher anzuschlagen. Ihr und aller wahrscheinlichkeit nach schon ihrer vorlage (Y) fehlen die verse 395—454 und 526—590. Schröder vermutet, dass hier Y etwa durch das ausschneiden von 2 blättern verstümmelt gewesen, die lücke also lediglich sache des zufals sei, und er meint, dass die aus Y geflossenen prosen, in denen die lücke sich noch weiter erstreckt, „lieber eine grössere partie ausliessen, als dass sie wie 4 sich mit dem stückwerk begnügten". Aber es ist ja keineswegs stückwerk, was 4 überliefert, sondern ein text, der an der ersten stelle nicht schlechter, an der zweiten weit besser zusammenhängt als in X, und der in beiden fällen im gegensatz zu X mit der quelle, nämlich dem Annoliede, übereinstimt. Die verse Kchr. 525 und 591 folgen in 4 genau so auf einander, wie die entsprechenden 472 und 473 des Annoliedes. Was in der Kchr. X dazwischen steht, ist die stellenweis verballhornte erzählung von Daniels traum, welche im Annoliede an ganz richtiger stelle v. 175—260 überliefert ist, hier dagegen so töricht wie möglich den bericht über das, was Cäsar nach seiner heimkehr an den Deutschen getan hat, unterbricht. — Die verse Kchr. 395—454 enthalten eine auf die Gesta Trevirorum zurückgehende erzählung von der eroberung Triers durch Cäsar, von der das Annolied nichts weiss und die entgegen der vermutung Schröders auch einer älteren fassung desselben nicht wol angehört haben kann, da später im Annoliede v. 509 fg., wie schon Wilmanns mit recht betonte, Trier entschieden in einer weise erwähnt wird, als wenn von ihm noch nicht die rede gewesen wäre. Da aber eben diese verse auch von der Kaiserchronik nachher übernommen werden (653 fg.), so verdient das fehlen der zu ihnen nicht stimmenden verse 395—454 in 4 (Y) umsomehr beachtung. Ich halte es für so gut wie ausgeschlossen, dass in beiden fällen ein zufälliger blatverlust in Y gegen X die übereinstimmung mit der quelle hergestelt haben solte. Y, welches überdies noch in einzelnen lesarten dem Annoliede näher steht als X, wird in dieser partie auf eine ursprünglichere, X auf eine mit nachträgen versehene fassung zurückgehen. Freilich sind in einem späteren teile der Kchr. einige dem traume Daniels entstammende verse (5267—70) auch in Y überliefert; und wenn auch einer von ihnen (5268) im wortlaute mit dem entsprechenden verse des Annoliedes (244), nicht der Kchr. (574), übereinstimt, so finden doch die beiden folgenden nur in der Kchr. 577—578, nicht im Anno ihre parallele. Aber mag man nun hier für Y eine andere vorlage voraussetzen als im ersten teile, oder mag man sich die sache sonstwie zurechtlegen, die bedeutung jener beiden „lücken" in Y für die kritik wird durch diese verse nicht erschüttert.

Dass man nicht selten schwanken kann, welche von den beiden versionen vor der andern den vorzug verdiene, ist selbstverständlich. So hat denn der herausgeber selbst in einzelnen derartigen fällen in seinem texte eine andere entscheidung getroffen als in der einleitung; nicht nur in dem s. 439 erwähnten falle. Die lesart der gruppe Y zu 9685, welche s. 31 als eine änderung bezeichnet wird, die aus einem tadelnswerten misverständnis entsprungen sei, wird nachher als die richtige in den text gesezt. Die reimzeile, welche 4 zu 11849 bietet, ist nicht, wie s. 33 angekündigt wird, aufgenommen[1].

Jedesfals hat der herausgeber bei der herstellung des textes überall sorgfältige erwägung walten lassen; insbesondere hat er gegenüber auffälligen und ungewöhnlichen erscheinungen eine löbliche zurückhaltung beobachtet. Die schreibweise der haupthandschrift ist in einer vorsichtigen weise geregelt, der ich nur beistimmen kann. Man mag ja streiten, ob nicht in diesem oder jenem punkte ein noch näherer anschluss an sie vorzuziehen gewesen wäre; aber da die Vorauer hs. in buchstabengetreuem abdrucke vorliegt, so ist das unwesentlich.

Zu einzelnen versen sei folgendes bemerkt.

V. 952 *wolte got, wære iu iht deste baz* wird in der anmerkung übersezt „wolte Gott es wäre etwas besseres für euch da": aber *iht deste baz* kann doch unmöglich *etwas besseres* heissen, sondern nur *irgend* (oder *irgend etwas*) *um so besser;* also: *wäre euch nur irgend besser dadurch* in dem sinne von *wenn es euch nur etwas hülfe.*

V. 1366 ist punkt zu setzen.

V. 1295/98 *si sprach: vreiscent iz unser mâge,* |*des lebens werden wir âne, und ander Rômære. iz wirt in vil swære.* Dazu bemerkt Schröder, dass der sinn der lezten zeile nicht besser werde, wenn man die beiden vorhergehenden umstelle; die stelle sei durch eine gedankenlose reminiscenz an v. 11534 fg. entstelt. Aber wir brauchen diese sehr entfernt verwanten verse nicht erst zur hülfe zu holen; an der stelle ist nichts auszusetzen, wenn wir hinter *Romære* nicht punkt sondern komma setzen. Wir haben dann nur die altepische durchschlingung paralleler sätze oder satzglieder in gleichmässiger verteilung auf die einzelnen verse mit der form a b a b. Dieselbe form haben wir 12415/18 *dô frâcten si di burgære* (a), *wannen si wære* (b), *des herzogen dienestman* (a), *oder war si wolte wallen* (b), wo jedoch die ausdrucksweise durch die syntaktische verbindung der beiden b-glieder für das moderne stilgefühl nur noch fremdartiger wird. In dem abschnitt von der Crescentia beanstandet Schröder die der entsprechenden figur angehörenden verse 11523 fg. *sô haiz dir ê gewinnen* (a) *daz tiure gestaine* (b). *vernim war ich daz maine:* (c) *zimperman sô spæhe* (b). *ainen turn sô wæhe* (d) *den solt dû wurchen allerêrist* (e) — *sô tuon ich daz dir lieb ist* (f) — *hôhen unde wîten:* (d) *dâ ûffe suln wir bîten* (f). Die interpunktion lässt auch hier den parallelismus der betreffenden von mir durch buchstaben bezeichneten glieder nicht genügend hervortreten. Hinter b^1 gehört nur ein komma, c ist parenthese; f^1 ist schon ebensogut nachsatz zu e wie f^2 zu ed. Statt dessen nimt Schröder entstellung durch interpolationen an: b^1c seien sicher

1) Die angabe zu vers 9569 ist entweder in der einleitung oder im lesartenverzeichnis unrichtig: dort (s. 31) wird übereinstimmend mit Massmann angegeben, dass *lichnamen*, hier dagegen dass *toten* in 4 fehle. In wie weit sich solche ungenauigkeiten noch sonst finden mögen, habe ich nicht untersucht; ich bin überzeugt, dass ihrer nicht viele sein werden. Aufzuführen, was mir ungesucht von nicht verzeichneten druckfehlern hier und da aufgestossen ist, halte ich für unnötig; dass solche in einer ausgabe von etwa 20000 versen vorkommen, ist natürlich.

eingeschoben, wahrscheinlich auch e f[1]. Gerade in der Crescentia finden sich diese ineinandergeschobenen parallelglieder mehrfach; so haben wir 11600—11603 wider die form a b a b; und v. 11964 fasse ich abweichend von der interpunktion des herausgebers *pellez unde kurzebolt* als parallelglied zu 11960 (*waz solte mir*) *gesmide*, während zu dem dazwischen stehenden satze 11965 fg. eine parallele bieten. Eine andere form haben wir 11669 fg. *harte rekolte si ir muot, daz herze in ir lîbe dem vil lussamen wîbe um ir lieben hêrren*, wo der zweite und dritte vers nur die beiden lezten worte des ersten variieren, ehe der satz zu ende gebracht wird; dabei wechselt die konstruktion im dritten verse, als wenn es im ersten nicht *si* sondern *sih* hiesse. Schröder beseitigt hier wider die variation, indem er vers 2 und 3 als einschiebsel betrachtet[1].

V. 2286 wird der reim *erde : gere* als unerhört bezeichnet und deshalb der in X überlieferte vers 2286[a] beanstandet. Aber es ist doch auffällig, dass in demselben abschnitte (Faustinianus) v. 2533 der reim *sunes : gaistes* gleichfals als unerhört bezeichnet und v. 3097 der reim *bettet : stete* durch einsetzung des nur in 4 gegen alle übrigen handschriften überlieferten *stette* beseitigt werden muste. Derselbe fall liegt auch 11402 in *genanne : mane* vor und in *revar(e)n : hâhen* 15434 var. Über entsprechende reime in der Wiener Genesis vgl. PBB II, 247 fg.; vgl. auch MSD XXXIV (Summa theologiae) 16, 3.

V. 3113 leitet Clemens die frage nach der herkunft seines noch unerkanten vaters mit den worten ein: *jâ sprichet der hêrre Plâtô: swaz von gote ist entsprungen, des ist selten zerunnen.* Wie passt das in den zusammenhang? eher würde das noch der fall sein, wenn man statt des in den hss. 4—7 überlieferten *gote* nach hss. 1—3 *gûte* läse. Aber in der quelle (Clementis Rom. Recognitiones ed. Gersdorf l. VIII c. 2) heisst es: *bene enim ait quidam, quia quod ex aliquo natum est, etiam si multo tempore abfuerit, nunquam tamen scintilla propinquitatis extinguitur.* Danach werden die beiden lesarten auf *geburte* zurückzuführen sein.

V. 6596 *der bâbese wurden zehene* soll doch wol heissen, dass in Maximians regierungszeit die zahl der päpste sich schliesslich auf zehn belief, weil einer nach dem andern ein opfer der christenverfolgung wurde. Oder stand im original *verwurden?* Sonst wird vom martyrium zweier päpste und einer vierjährigen sedisvakanz berichtet.

Hinter 8290 setze ich komma und hinter 8291 punkt: so erfordert es die Bibelstelle, an die sich die verse doch offenbar anlehnen, Jes. 64, 4. 1. Cor. 2, 9.

V. 11555 *genôzen* verstehe ich nicht, nur *genozzen*.

V. 11744 setze ich komma statt des kolon und beziehe das folgende *sô* relativ auf *diu gote werde: qua nunquam exstitit praeclarior.*

Der punkt hinter 11767 ist wol nur ein druckfehler.

V. 11770 kann ich nicht mit Schröder für interpoliert halten. Wenn die helden nur geloben, ihr leben nicht zu schonen, um Dietrich an der königin zu rächen, so muss man annehmen, dass sie eine gewalttat ausführen, nicht dass sie lediglich falsches zeugnis ablegen sollen. Auch im folgenden ist dies nicht gesagt, und doch ist 11819 fg. vorausgesezt, dass die helden genau wissen, was sie tun sollen. Die

1) Dem parallelismus mit kreuzung der sätze oder satzglieder in der ältesten mhd. dichtung hat man übrigens mehrfach nicht genügend rechnung getragen. Ganz entstelt sind z. b. durch die interpunktion der herausgeber die verse des Annoliedes 123 fg. *Her samînodi schilt unti sper* (a) — *des lobis was her vili ger* (b) — *halspergin unti brunievn* (a) — *dû gart er sih ci sturme* (b) — *die helmi stalin heirti* (a) *du stifter heriverti* (b).

ganze stelle wird unklar, wenn die mannen nicht 11770 geloben, alles auszusagen, was Dietrich von ihnen verlangen würde; eine solche bestimte beziehung sezt auch das *des* 11771 voraus; sonst würde man *daz* erwarten.

V. 11896 lässt das kolon für das folgende *wie* nur die temporale auffassung zu. Ich halte diese nicht für möglich, setze vielmehr komma hinter 11896 und fasse den satz mit *wie* als inhaltssatz zu *mære; wie* ist also hier mit *dass* oder etwas freier mit *nämlich* zu übersetzen.

V. 12110 wird auf die absicht des Vitztum zu deuten sein, Crescentia, die ihm jezt in dem vertrauen des herzoges den rang abgelaufen hat (12100—3), dadurch aus ihrer stellung zu verdrängen, dass er sie durch ein liebesverhältnis ins gerede bringt. So wird denn gesagt, „er wolte sie zur hure machen, damit er hörte (d. h. damit er dann selbst wahrnehmen würde, wie das gerücht auskäme — oder damit der herzog hörte?), dass man die frau mit minne versorge" (d. h. dass sie im konkubinat lebe).

V. 12178 fg. halte ich weder die einklammerung, noch die meinung, die verse seien interpoliert, noch den anstoss an dem folgenden conj. prät. für berechtigt. Der Vitztum sagt: „er (mein herr) wuste nicht, was er wolte mit dieser unholdin (d. h. er handelte ganz unbesonnen, dass er sie zu sich nahm); er solte sie an seinem hofe nicht mehr dulden".

Für die echtheit von v. 12375 fg. lässt sich geltend machen, dass 12382 doch wol die antwort auf 12376 ist.

V. 12578—12581 sollen „sicher ein zusatz" sein. Ich weiss nicht weshalb. Die verse haben nichts anstössiges. Dagegen wird durch ihre ausscheidung 1. ein reim (*sêre : wellest*) hergestelt, wie er sonst in der Crescentia nicht vorkomt und 2. fallen mit v. 12581 zugleich die worte fort, auf die sich *sîn* in v. 12582 bezieht.

Zu 13732 muss doch auf den sehr störenden druckfehler *der* st. *oder* hingewiesen werden.

V. 13750 fasse ich auch noch als objekt zu *sageten*, sodass die direkte rede erst mit dem folgenden verse beginnt.

Fast alle erwähnten ausscheidungsversuche betreffen die erzählung von der Crescentia; dazu kommen andere in demselben abschnitte, gegen die sich weniger einwenden lässt, die aber doch noch zum guten teile besser begründet werden müsten, ehe ihnen diejenigen beistimmen können, welchen interpolationen nur da annehmbar scheinen, wo sich nicht allein die entbehrlichkeit, sondern auch die unvereinbarkeit der betreffenden stellen mit ihrer umgebung dartun lässt. Die angekündigte ausgabe der Crescentia wird diese nachweise zu erbringen haben.

Den versuch eine quelle der Kaiserchronik oder wenigstens ein stück einer solchen lediglich aus der überlieferten dichtung herzustellen, macht Schröder auch v. 8550 fgg. (vgl. Einleitung s. 62). Er meint hier zwei neunzeilige strophen herstellen zu können, indem er ein reimpaar ausscheidet, welches zwischen den beiden steht und durch den zusammenhang mit dem vorhergehenden und mit dem folgenden die strophische gliederung unmöglich machen würde. Gegen das reimpaar führt er nur an, dass es ungeschickt eingekeilt sei; aber diese vorstellung gewint man doch nur, wenn man voraussezt, was erst zu beweisen ist, dass der chronist es zwischen zwei strophen eingeschoben habe; sonst lässt sich gegen die beiden verse nichts sagen. Für die gliederung der umgebenden verse in zwei strophen spricht nur, dass die beiden gruppen — jene ausscheidung vorausgesezt — in derselben verszahl und mit übereinstimmendem anfange einmal zum glauben an Christus, dann zum glauben an den wahren Gott auffordern; ausserdem, dass sie beide mit einem dreireim abschliessen.

Aber im Silvester ist reimhäufung nichts seltenes, auch der dreireim komt in diesem abschnitte noch anderweitig vor (vgl. 9241—48, 10172—74, 10577—79), und dass die feierliche aufforderung an Christus und an Gott zu glauben in parallelformen durchgeführt wird, ist nicht sonderlich auffällig. Die individuelle beziehung, welche die ganze stelle mit ihrer umgebung verbindet, ist mit der aussonderung jenes reimpaares, welches die anrede an eine frau (die kaiserin Helena) enthält, nur teilweise beseitigt; bestehen bleibt die anrede an eine heidnische persönlichkeit, und sie macht es schwer sich vorzustellen, was denn eigentlich der inhalt jenes selbständigen strophischen liedes gewesen sein soll. Selbständig würde es jedenfals das thema, um welches sich die beiden strophen drehen, nicht behandelt haben können; die beiden strophen könten vielmehr auch nur wider teil einer epischen dichtung sein, in der die aufforderung an einen heiden oder eine heidin zur annahme des christlichen glaubens vorkäme; sie müsten also schliesslich doch wider aus einer ähnlichen umgebung stammen wie die in der wir sie vorfinden. Alles das ist ja wol möglich; aber bewiesen ist es durchaus nicht.

Immerhin steht es mit diesem „liede“ in der Kaiserchronik weit besser, als mit einem anderen, seinerzeit von Rödiger aufgespürten und von Müllenhoff in die wissenschaftliche welt eingeführten, welches ich zu meiner verwunderung auch bei Schröder wider vorfinde, wenn es auch hier in ein etwas ungewisseres licht gerückt ist. Das stück gehört auch zum Silvester, steht bei Schröder v. 9369—9399 und ist von Rödiger Ztschr. f. d. a. 18, 157 auf vier sechszeilige strophen gebracht, deren jede mit einem daktylischen verspaar schliessen soll. Die erste strophe handelt von der verkündigung der geburt Christi durch die propheten Israels; die folgende lautet nach Rödigers herstellung, mit der ich mich zunächst beschäftigen muss, folgendermassen: (2.) *Er ist wîzer denne der snê.*
er brâht uns aine niwe ê.
dô wart er besniten
nâch ebrêischem site,
dô ér sich nicht lánger ne wólte tougen,
er newólt sînen gótelîchén gewalt ougen.

Ich muss bekennen, dass es mir niemals gelungen ist, mit diesem texte einen erträglichen sinn zu verbinden. „Christus brachte uns ein neues gesetz. Da wurde er — beschnitten nach hebräischem brauch“. In der tat eine merkwürdige betätigung des neuen gesetzes! Die gedanken sind so unvereinbar, dass man einen fehler der überlieferung annehmen müste — wenn nicht die lücke erst durch die textkritik in den tadellosen zusammenhang des überlieferten hineingerissen wäre. In allen handschriften steht zwischen dem dritten und vierten verse der notwendige vordersatz zu v. 3, der den gegensatz zu v. 2 enthält: *di wîl er in der alten ê was*, *(zewâre sagen ich dir daz);* lediglich um eine sechszeilige strophe zu erhalten hat Rödiger ihn unter Müllenhoffs zustimmung gestrichen. Ganz zufrieden ist freilich auch Müllenhoff mit dem vers 2, 3 des Rödigerschen textes nicht; aber das wesentliche ist für ihn, dass er „metrisch äusserst beschwerlich“ sei; nur „erwünschter wäre schon ein bedeutsamerer ausdruck wie bei Ezzo 10, 5 *er verdolte daz si in besniten;* vielleicht aber hiess es *in der alten ê wart er besniten*“. Mit diesem „vielleicht“ würde also durch ein hintertürchen wenigstens das notwendigste von dem inhalt des so eben ohne jede sachliche begründung herausgeworfenen verses wider hineingebracht. Da ist es doch wol methodischer sich mit der tatsache zu begnügen, dass die handschriften einen tadellosen text überliefern, der keine ausscheidungen verträgt.

Aber näher als das vorhergehende ist mit vers 3 und 4 ja das folgende nach Rödigers interpunktion verknüpft: „.... Da ward er beschnitten nach hebräischem brauche, als er sich nicht länger verbergen, vielmehr seine göttliche gewalt zeigen wolte". Was kann das anders heissen, als dass Christus seine bis dahin verborgene gottheit dadurch offenbarte, dass er sich beschneiden liess! Es ist wider gerade das gegenteil von dem was man erwarten muss. Wenn Christus sich dem jüdischen gesetze wie jeder Israelit unterwarf, so verbarg er doch darin seine göttliche gewalt und natur vielmehr, als dass er sie offenbarte. Hören wir zunächst Rödigers text weiter:

(3.) *Als in der vater her hete gesendet,*
dâ was der alten ê ende.
si was chomen an daz trum.
dô chom [uns] sanctus sanctorum.
† *dô tuvalte iwer salbe sâme in Israhêl*
und gesámenet sich hinnen vur niemer mêr.

Über das *dâ* in v. 2 bemerkt Müllenhoff nichts; da aber nach der von ihm angenommenen interpunktion der satz mit *dâ* den nachsatz zu dem vordersatz mit *als* bildet, so muss er annehmen, dass seine bedeutung hier im grunde auf die des *dô* hinausläuft (vgl. die anmerkung unten). Also: „als ihn der vater hergesant hatte, da war des alten gesetzes ende". Der zeitpunkt, der hier gemeint ist, könte nur die menschwerdung Christi sein. Dass schon mit dieser das alte gesetz zu ende gewesen sei, kann aber doch unmöglich derjenige sagen, der eben hervorgehoben hat, dass Christus die vorschrift des alten gesetzes an sich volziehen liess.

Der sonderung in strophen zuliebe ist hier durch die wahl der interpunktion der gedankenzusammenhang nicht minder gestört worden als zuvor durch jene unglückliche ausscheidung. Jenes angeblich daktylische verspaar, welches den schluss von 2 bilden soll, ist vielmehr von 2, 3—4 ganz zu trennen und als vordersatz zu 3, 2 mit dem anfang dieser „strophe" auf das engste zu verbinden. Dann kann aber von einer strophischen gliederung natürlich nicht mehr die rede sein. Nachdem die verse zwischen 2, 1 und 2 wider eingesezt sind, lautet also nun das ganze: „Christus brachte uns ein neues gesetz. In der zeit da er noch unter dem alten gesetz war — das versichere ich dir — da wurde er beschnitten nach ebräischer sitte. Als er sich aber nicht länger verbergen, vielmehr seine göttliche gewalt zeigen wolte, so wie ihn der vater gesendet hatte, da, an diesem punkte[1], war das alte gesetz zu ende, es war aufs lezte gekommen. Da kam für uns der heilige der heiligen, da verblieb hingegen euer schmutziges geschlecht[2] im judentum und wird sich fortan niemals wider zusammenraffen".

Was nun der dichter bei dem neuen gesetz, welches Christus brachte, im sinne hat und was er sich unter dem zeitpunkte vorstelt, wo das alte gesetz, dem sich der Heiland seinerzeit durch die beschneidung unterworfen hatte, aufhörte, und wo er sich nicht länger verbergen, sondern *sînen gotlîchen gewalt ougen* wolte — das kann nicht zweifelhaft sein. Es ist Christi taufe und die mit ihr verbundene Epiphanie. Wir wissen ja insbesondere aus Useners religionsgeschichtlichen untersuchungen, wie sich nach der ältesten christlichen tradition erst bei der taufe die gottheit auf Christus niederliess,

1) Dem dichter ist der räumliche begriff von *ende* und *trum* so lebendig gegenwärtig, dass er hier, trotz der ungenauen anknüpfung an den vordersatz, *dâ* verwendet.

2) Ob *salbe same* so mit Scherer zu erklären sei, mag zweifelhaft sein; der gedankengang, auf den es hier ankomt, wird dadurch nicht anders.

und wie die worte der himmlischen stimme ursprünglich lauteten: *υἱός μου εἶ σύ· ἐγὼ σήμερον γεγέννηκά σε.* Auch nachdem die lezten worte durch die bekanten *ἐν σοὶ εὐδόκησα* ersezt waren, blieb die feier der Epiphanie bestehen. Sie galt der eigentlichen erscheinung Christi, der offenbarung seiner götlichen natur durch die taufe und durch den beginn seiner wundertätigkeit. Auf diese beiden momente beschränken sich noch die Epiphaniaspredigten des Ambrosius. Dann trat als erster akt der Epiphanie die anbetung Christi durch die drei könige hinzu; man vereinigte seine feier mit der der beiden anderen akte, indem man annahm, dass alle drei ereignisse an demselben jahrestage geschehen seien. So wird nun die anbetung, die taufe und der beginn der wunder neben einander erörtert in den Epiphaniaspredigten z. b. des Hildebert von Tours (Migne 171, 410 fg.), des Honorius von Autun (Spec. eccl. Migne 172, 843 fg.), des deutschen Anonymus in Hoffmanns Fundgruben 1, 85. In den kreis solcher kirchlichen traditionen fält der inhalt unserer strophen. Mit der beziehung auf die alttestamentliche prophetie und mit der hervorhebung, dass es nun mit dem alten bunde zu ende sei, begint Hildebert seine Epiphaniaspredigten. Den gedanken, dass Jesus sich eine zeit lang dem alten gesetz unterwarf, dass er sich damals und deshalb beschneiden liess (*die wîl er in der alten ê was, dô wart er besniten*), dass aber seine taufe das ende des alten und den beginn des neuen gesetzes bezeichnet, spricht z. b. Ambrosius in Galat. 4, 4. 5 aus (Migne 17, sp. 359): (*Filius Dei*) *subjiciens se legi usque ad tempus baptismi* und *salvatorem autem necesse erat fieri sub lege quasi filium Abrahae juxta carnem, ut circumcisus appareret is esse, qui promissus Abrahae* etc. Aber *ideo ultro neminem oportuit circumcidi, quia tamdiu cucurrit signum quoadusque veniret, qui promissus fuerat restaurare fidem, in qua justificatus est Abraham in praeputio, ut credentibus non opus sit circumcisio.* Als die erscheinung Christi bezeichnet aber Ambrosius die taufe und den beginn der wundertätigkeit: *ergo quia tunc primum apparuit Salvator in mundo ipsa dies eodem vocabulo Epiphania nuncupata est ... Etsi prius natus ex Virgine oculis carnalibus videbatur, tamen non apparebat (er tougente sih), quoniam virtutem ejus adhuc fidei acies ignorabat; ... postea enim quam divinitatem suam mirabilibus declaravit, (er wolt sînen gotelîchen gewalt ougen) humanis mentibus tanquam novus et inopinatus apparens.* Ambrosius sermo VIII de sancta Epiphania 1 (Migne 17 sp. 619). Vgl. Hildebert am Epiphaniastage: *dicat ecclesia: „domine Jesu, in natali tuo inventus es habitus ut homo ... appare ergo hodie secundum quod sedes etiam super Cherubim", et sic factum est* Migne 171 sp. 410. In den deutschen quellen wird der gedanke teilweise mit denselben worten wie in der Kaiserchronik ausgesprochen, so in jener Epiphaniaspredigt Fdgr. 1, 85: *dâ macht er daz wazzer ze wîne; daz was sîn êrstez zeichen ... dô er bredigen begunde, dâmit er sînen gotlîchen gewalt eroffente;* und mit besonderer hervorhebung der taufe als des entscheidenden zeitpunktes Ezzo, Aneg. 15, 1 *sâ duo nâh der toufa diu gotheit sih oucta.*

In die reihe dieser gedanken fügt sich dann weiter bei Ambrosius wie in der Kaiserchronik der gedanke an die vorbildliche bedeutung der taufe Christi: *praecedit ergo Christus per baptismum, ut Christiani post eum confidenter populi subsequantur* serm. de Epiphania V (Migne 17 sp. 627), und in teilweise wörtlicher übereinstimmung damit der schluss unseres „liedes"

(4.) *Alle di nu christen sint,*
di haizent alle gottes chint.
von diu suln im sîne holden

in der [hêren] toufe nâch volgen.
swelhe ân dem geloûben denné vollestênt
di besizzent di wúnne diu niemer zergêt.

Aber auch der bisher noch nicht erklärte vers 2, 1 *er ist wizer als der snê* ist auf die taufe zu deuten. Er ist ein bedeutsames bindeglied zwischen dem hinweis auf die messianische weissagung in Rödigers erster strophe und dem gedanken der übrigen, dass Christus mit der taufe das neue gesetz begründet habe. Der vers bezieht sich auf Psalm 50, 8 *lavabis me et super nivem dealbabor.* Er besagt also (der accent ist auf *er* zu legen): „derjenige, von dem David prophezeite, dass er weisser sein werde als der schnee, ist niemand anders als Christus“. Diese deutung stüzte sich insbesondere auf Matth. 17, 2 *et transfiguratus est ante eos. Et resplenduit facies ejus sicut sol, vestimenta autem eius facta sunt alba sicut nix.* Das weiss wurde aber auch zugleich auf die reinigung durch die taufe gedeutet. So sagt Ambrosius de mysteriis cap. VIII (Migne 16, 399 fg.) von der taufe: *Accepisti post haec vestimenta candida . . . de quibus dixit Propheta . . . lavabis me et super nivem dealbabor. Qui enim baptizatur . . . videtur esse mundatus . . . secundum Evangelium, quia Christi erant candida vestimenta sicut nix* usw. Dazu vergleiche man Gregorius in Cantic. Cantic. V, 15 *Species ejus ut Libani. Interpretatur autem Libanus dealbatio sive candidatio . . . per eum credentes dealbamur* und ebenda zu IV, 8 *Libanus quippe dealbatio interpretatur. Quid ergo per Libanum nisi baptisma intelligitur;* und IV, 15 *in baptismo quippe dealbamur.* David hat also Christus in jenen worten zugleich als den begründer der taufe prophezeit und der vers gehört demnach mit dem folgenden *er brâht uns ein niuwe ê* auf das engste zusammen.

So behandeln denn nun die Rödigers liede entsprechenden verse in durchaus angemessener gedankenfolge durchweg ein ganz bestimt begrenztes thema: Christi begründung des neuen gesetzes durch die taufe im verhältnis zum judentum als dem alten gesetz und besonders im verhältnis zur beschneidung. „Die jüdischen propheten selbst haben Christus geweissagt; eine weissagung Davids bezieht sich sogar auf Christus als begründer der taufe, mit der er das neue gesetz gebracht hat. In der zeit wo Christus noch unter dem alten gesetz war, hat er sich beschneiden lassen. Als er aber mit seiner göttlichen gewalt offen hervortrat, da (mit dem augenblick seiner epiphanie) war auch das ende des alten gesetzes gekommen. Für uns kam da der heilige der heiligen, ihr aber bliebt beim judentum und seid dafür für alle zeiten zerstreut. Die christen sind nun Gottes kinder; darum sollen ihm alle, die ihm ergeben sind, in der taufe nachfolgen; das bringt ewiges leben“. Diese durchweg den jüdischen standpunkt berücksichtigenden ausführungen sind also an einer stelle in direkte anrede an die juden, ja in dem oben behandelten verse *zewâre sagen ich dir daz* in direkte anrede an einen einzelnen juden gebracht. Wie soll man sich denn ein selbständiges lied vorstellen, dem diese erörterungen angehörten? Sie passen eben nur in eine einzige bestimte situation hinein — und diese ist durch die in der Kaiserchronik vorausgehenden verse gegeben. In der disputation zwischen juden und christen hat sich nämlich der jude Didascali auf die einsetzung des gesetzes der beschneidung durch Gott berufen. Die patriarchen und Moses haben es erfült. Jesus selbst habe sich nach hebräischer sitte beschneiden lassen. Wer dies gesetz nicht halte sei verloren. Darauf die antwort: „gewiss haben sich alle Israeliten beschneiden lassen, von Abrahams zeiten bis auf alle die propheten, die aber schon Christus verkündigten“; und nun geht es in den mitgeteilten ausführungen weiter, die eine ganz genaue entgegnung auf die behauptungen des juden enthalten. Dieser ganze passus, dessen strophische

gliederung sich schon als unmöglich erwies, ist also offenbar von vornherein für den zusammenhang gedichtet, in dem er vorliegt.

Ich denke, das alles wird genügen, um dies „lied in der Kaiserchronik", welches schon in den neuesten auflagen von Goedekes und von Kobersteins grundriss spukt, aus der deutschen litteraturgeschichte zu beseitigen.

Nur erwartet man vielleicht noch eine erklärung der „daktylischen" verse. Dass sie für die strophische gliederung nichts beweisen, da sie in einem falle gar nicht an das ende, sondern in den anfang der strophe fallen müsten, ist schon bemerkt. Dass bei den meisten von ihnen die daktylen nicht ohne zwangsmittel herauskommen, davon kann sich jeder beim skandieren der mitgeteilten verse überzeugen. Zu ihnen komt nur noch das nicht bessere verspaar am schlusse der ersten strophe: *wi der gotes sun von himel an die erde chom, von einer magede wart er uns ze trôste geborn,* wo Rödiger um des metrums willen *wart er* streicht. Heusler, Zur gesch. der altd. verskunst s. 72, hat schon mit vollem rechte bemerkt, dass diese verse keine metrische sonderstellung einnehmen. Die Kaiserchronik wimmelt von ähnlichen, bei denen nicht selten ein daktylischer rhythmus viel besser durchzuführen wäre. So finden sich in nächster umgebung unseres passus, auch noch in der disputation mit Didascali verse wie die folgenden: *díe rede wíl ich dir báz underscaíden. Von díu ist sín sêle vor góte wol gehailet. zeiner wárhaite wírt er ze júngest vur bráht du sóltest dich dêr rede báz hân bedâht. wíl du in só grôzen sunden resterben. dû solt ouch mín rede nóch paz verstân. sô was ouch Ábrahâm ê gote líep sónechom iz vón der besnîdunge niet. und ne wéssẹn doch nehainer besnídunge níet*; oder sonst im Silvester: *dúnewellest dích von der trúgehait héren só enbót si dem tíurlichen hérren* (8240 fg.). *dáz dir daz níeman geságen nemác* (8264). *noch ménnisken hérze redénken nemách* (8290). *vil mánigiu wúnder er dúrch iuch dâ wórhte* (8631). *dár uber gúzzet ir bósiu getróc* (8634). *dô vergûzet ir mînes tréhtînes schíere* (8637). *durch dáz sprach er Israhel hábe mich mit êren* 8650 usw. usw. Ja wörtlich dieselben verse, welche Rödigers daktylischen strophenausgängen angehören sollen, kehren auch anderswo in der Kaiserchronik wider. Die beiden lezten der 3. strophe finden sich auch 889/90 in der form *iwer* (*salbe* fehlt 1. 2) *sâme in Israhêle engesamenôt sih niemer mêre,* wo doch von daktylischem rhythmus gar keine rede ist. Und doch soll da dieselbe strophenform zu grunde liegen, und 891—96 sollen eine strophe bilden, obwol 891/92 syntaktisch nicht zum folgenden, sondern zu 889/90 gehören. Dass dieser stelle, welche Christi rede an die töchter von Jerusalem im anschluss an die bibel behandelt, vollends nicht, wie Müllenhoff meinte, dasselbe gedicht zu grunde gelegen haben kann, von welchem Rödiger die mitgeteilten strophen konstruierte, geht aus den obigen ausführungen über deren inhalt zweifellos hervor. Übrigens hat Rödiger im Rolandsliede 32, 20 dieselbe charakteristische wendung nachgewiesen (*so ne gesamnet sich der cristinheit êre hinne vure nimir mêre*), was nach Schröders hypothese über den verfasser der Kaiserchronik widerum dafür spricht, dass die fraglichen verse diesem selbst zuzuweisen sind. Nicht bemerkt haben Rödiger, Müllenhoff und Schröder, dass auch die beiden lezten verse der lezten strophe Rödigers sich schon früher in der Kaiserchronik finden. Die einzige wirklich ganz daktylische zeile des „liedes" 4, 6 steht in der form *der besizzet di wunne diu niemer zegât* schon 8859; 4, 5 bildet in der form *wil dû an dem gelouben denne vollestân* den v. 2973; strophische gliederung komt beidemale nicht in betracht. In allen fällen handelt es sich einfach um eine widerholung der eigenen verse, wie sie bei dem dichter der Kaiserchronik in so

zahlreichen beispielen nachgewiesen ist, und die art, wie er sie widerholt, zeigt, dass sie ihm nicht als bestandteile einer strophischen form galten.

Wie ich schon andeutete, hat Schröder nicht schlechtweg Rödigers strophen angenommen. Die herstellung der beiden ersten bezeichnet er als unsicher und die ausscheidungen, mittels deren Rödiger zu ihnen gelangte, nimt er nicht vor. Aber die dritte und vierte strophe, meint er, seien deutlich erhalten. Da er aber nach seiner interpunktion den vers 3, 1 zu Rödigers zweiter strophe zieht, während er ihn durch punkt vom folgenden trent, so verstehe ich nicht, wie er in 3, 1 überhaupt einen strophenanfang sehen kann, geschweige denn einen deutlichen. Übrigens entspricht auch seine interpunktion nicht den anforderungen, die sich aus dem oben ausgeführten ergeben. Die verse *die wîl er in der alten ê was* usw. zieht er zu *er brâht uns aine niwe ê* statt zu *dô wart er besniten*, und die verse *dô er sich niht langer* usw. sind weder vom vorhergehenden scharf getrent noch als vordersatz zu *dâ was der alten ê ende* gefasst.

Andere dichtungen als die Crescentia und die beiden lieder aus der Kaiserchronik herauszuschälen unternimt Schröder nicht, wenn er auch zu der ansicht neigt, dass in dem lezten teile des werkes widerum zwei kleinere gedichte benuzt seien. Die selbständigkeit des Faustinianus lehnt er mit recht gegen Scherer ab, ebenso natürlich die des Silvester, dessen zugehörigkeit zur chronik inzwischen durch die Trierer fragmente erwiesen war. So bleiben von erkenbaren spuren selbständiger gedichte in der Kaiserchronik nur noch die aus dem Annoliede und die aus dem gedichte des priester Arnold stammenden stücke. Aber auch das, was von vornherein für die chronik gedichtet war, stamt nach Schröders darlegung nicht von einer hand. Ein älterer Regensburger geistlicher hat die einleitung, den Tiberius und den Silvester gedichtet, auch den plan des ganzen werkes entworfen. Ein jüngerer, pfaffe Konrad, der dichter des Rolandsliedes, hat sich schon zu lebzeiten des älteren mit an dem werkè beteiligt und nach dem tode desselben die grosse dichtung zu ende geführt. Die auf s. 63 fg. befürwortete annahme eines dritten mitarbeiters zieht Schröder später (s. 439) zurück.

Von göstem interesse wäre es natürlich, wenn sich von der arbeit des ersten dichters noch etwas in einer älteren fassung nachweisen liesse. Durch eine eingehende vergleichung der Silvesterbruchstücke mit der Kaiserchronik und der lateinischen quelle hatte Rödiger Ztschr. f. d. a. 22, 182 fg. zu erweisen gesucht, dass zwischen den deutschen dichtungen kein unmittelbares abhängigkeitsverhältnis bestehe, dass sie vielmehr beide auf eine ältere deutsche reimchronik zurückzuführen seien. Für die unabhängigkeit der Trierer fragmente (S) von der Kaiserchronik (K) spricht nach Rödigers ausführungen insbesondere der umstand, dass S vielfach im gegensatz zu K mit der lateinischen quelle, der bei Mombritius widergegebenen version der Silvesterlegende, übereinstimt. Dem entsprechend bezeichnet denn auch Schröder s. 43 (vgl. 61) die Trierer fragmente geradezu als ein stück von K I, d. h. von dem werke des ältesten dichters. Dagegen erklärt er in der anmerkung zu 7806, dass er sich inzwischen von der unhaltbarkeit der in der einleitung angenommenen ansicht Rödigers überzeugt habe: „nichts in diesen bruchstücken weist über die Kaiserchronik hinaus rückwärts, es ist mir vielmehr durchaus wahrscheinlich, dass ihr verfasser eine (freilich sehr gute und alte) handschrift der chronik vor sich hatte und neben dieser die quelle der chronik, die Acta S. Silvestri (bei Mombritius II, s. 278ᵛ—292ᵛ) selbständig neu benuzte“. Es wäre zu wünschen gewesen, dass Schröder, etwa im anhang, angegeben hätte, was ihm gegen Rödigers sehr beachtenswerte gründe schliess-

lich entscheidend gewesen sei. So muss man schon selbst die ganze vergleichung der quellen von neuem vornehmen. Eine solche hat mich allerdings auch in der hauptsache zu Schröders neuer auffassung bekehrt. Ich kann hier natürlich nicht die frage in allen einzelnen punkten behandeln; von besonderer wichtigkeit ist für mich der folgende. In der Kaiserchronik gilt, was Rödiger entgangen ist, Helena vor ihrer taufe durchweg nicht als jüdin sondern als heidin. In dem briefe, den sie an ihren sohn Constantin nach seiner bekehrung schreibt, heisst es:

du solt wider an unser gote jehen,
diene den mit triwen.

Die handschrift 2 liest *unsern got*, 1. 5. 6 haben *dem* st. *den;* in dem *wider* stimmen alle handschriften überein. Rödiger sezt den singular ein, streicht das *wider,* indem er es für ganz verkehrt erklärt, und nachdem er so die aufforderung zum heidentum zurückzukehren in die zum judentum überzutreten verwandelt hat, tadelt er, dass Helena im weiteren inhalt ihres schreibens gar keine gründe für den vorzug des jüdischen glaubens geltend zu machen wisse, dass sie den Constantin dagegen auf das beispiel seines heidnischen vaters Constantius hinweise. Aber die Kaiserchronik sagt eben nirgends, dass Helena jüdin gewesen sei; sie sezt überall voraus, dass sie, die Triererin, bis zu ihrer bekehrung keinen anderen glauben als den heidnischen ihres gatten und ihres sohnes gehabt habe. So spricht denn auch aus dem ganzen briefe an den sohn die entrüstung darüber, dass er diesem glauben untreu geworden sei; und als der sohn sich dagegen rechtfertigt, droht sie ihm, als eine echte übele heidin, sein ganzes reich zu zerstören, wenn er nicht von der christlichen betrügerei lassen wolle. In S dagegen schreibt Helena sehr versöhnlich. Sie freut sich, dass Constantin dem götzendienst seiner vorfahren entsagt, dem glauben an éinen gott sich zugewendet habe; nur möge er nun statt des christentums das judentum bekennen; dann werde er werden wie Salomon und David. Von Constantins antwort und der darauf folgenden drohung der mutter findet sich in S nichts. Alles dies entspricht im gegensatze zur Kaiserchronik bestens der herschenden tradition, nach welcher Helena jüdin ist, und es wird deshalb von Rödiger für ursprünglicher gehalten; es stimt auch, wie Rödiger zeigt, mit der lateinischen quelle überein, und das fält natürlich an sich für S in die wage. Gleichwol lässt sich nachweisen, dass S hier die fassung K vor sich gehabt und geändert hat. Auf Helenas drohung schreibt ihr Constantin in K einen brief, in dem er ihr alles liebe entbietet, was ein sohn seiner mutter entbieten solte, w e n n s i e v o n i h r e m z o r n e a b l a s s e n w o l t e. Hiervon weiss die quelle nichts, und auch S solte nichts davon wissen, da es ja ebensowenig wie die quelle Helenas zornige drohung berichtet hat; trotzdem bringt auch S diese verse; es muss also hier den text, der die voraussetzung für dieselben enthält, d. h. eben K, zur vorlage gehabt haben. Und ebenso ist es im folgenden. Auf grund der annahme, dass Helena heidin sei, fasst K den streit, der zwischen ihr und Constantin zum austrag kommen soll, ganz nach dem vorbilde des gegenwärtigen grossen kampfes zwischen christentum und heidentum, ganz nach dem vorbilde der kreuzzüge auf. Dass schliesslich bei der disputation gegen die Christen nur das judentum zum worte komt, hindert ihn nicht, Helena ihre disputatoren aus heiden und juden zusammensetzen und sie ein grosses heidnisches heer zusammenbringen zu lassen, gegen welches denn nun die gewaltigen christlichen scharen Constantins, alle mit dem roten kreuz bezeichnet und nach den für die kreuzfahrer geltenden gesetzen ausgemustert, über das meer heerfahrten; und zwar geht der zug nach Turaz, wo die disputation statfinden soll. Alles das ist natürlich widerum der quelle fremd; es findet sich aber in S, das doch Helena für eine jüdin hielt, ebenso-

wol wie in K, ja, obwol S hier nach der quelle ein in K fehlendes schreiben Constantins einflicht, nach welchem die disputation in Rom statfinden soll, ist doch nachher ebenso wie in K Turaz der ort, wo sie abgehalten wird. Allem wird aber die krone dadurch aufgesezt, dass Helena nach eröfnung der versamlung durch eine der quelle wider fehlende rede des Silvester nicht nur in K, sondern auch in S ermahnt wird, die verehrung der goldenen und silbernen götter aufzugeben — sie, die nach S zuvor den Constantin beglückwünscht hatte, dass er sich von dem kultus dieser abgötter dem des éinen gottes zugewant habe! — In S stehen hier also zwei widerstreitende auffassungen neben einander, wie sie unmöglich dem kopfe éines dichters entsprungen sein können. Sie erklären sich aber sehr einfach dadurch, dass S eine wesentlich mit K übereinstimmende vorlage aus der lateinischen quelle zu ergänzen und zu berichtigen suchte, ohne doch dabei alle konsequenzen zu ziehen, die bei einem durchaus einsichtigen und sorgfältigen verfahren hätten gezogen werden müssen. Ist aber einmal nachgewiesen, dass S die lateinische quelle und K nebeneinander benuzte, so beweist seine übereinstimmung mit der ersteren gegen K überhaupt nichts mehr für das alter von S.

Ich muss es mir versagen, auf alle ausführungen der gediegenen einleitung einzugehen. Von besonderem interesse für die deutsche litteraturgeschichte sind die andeutungen über das verhältnis der Kaiserchronik zum Rolandslied, die Schröder zur stütze seiner bekanten hypothese von der identität des verfassers der beiden dichtungen schon hier gibt. Ihre weitere ausführung wird auch die frage nach der zusammensetzung der Kaiserchronik wie die nach dem zusammenhang wichtiger litterarischer erscheinungen des 12. jahrhunderts wider aufnehmen und so manches mehr in seinen einzelheiten beleuchten und darstellen. So sehen wir dem buche über Konrad von Regensburg mit spannung und mit guten erwartungen entgegen. Aber auch schon für das vorliegende werk gebührt Schröder der dank aller fachgenossen.

BRESLAU. F. VOGT.

Untersuchungen über den stil der epen Rother, Nibelungenlied und Gudrun. Von **Julius Schmedes.** Kieler dissertation 1893. 59 s.

Die abhandlung fusst auf der schrift von Heinzel über den stil der altgermanischen poesie (1875) und sucht die dort für die alliterierende poesie nachgewiesenen stilregeln in den drei hervorragendsten volksepen der mhd. periode festzustellen. Der gegenstand beschränkt sich daher auf die epischen eigentümlichkeiten im gebrauch des epithetons, des pronomens, der apposition und der in parallelen satzteilen, sätzen und satzverbindungen erscheinenden variation der aussage. Der verfasser hat den auch bei dieser beschränkung immer noch reichen stoff methodisch gesichtet und mit sorgfalt zusammengestelt (§ 17 ist N 719, 2 irtümlich mit aufgenommen). Die abhandlung enthält eine reihe interessanter und für die erklärung, zuweilen auch für die textkritik brauchbarer beobachtungen. In der auffassung jedoch lässt sich der verfasser zu sehr durch Heinzels auf noch anderen voraussetzungen beruhendes urteil bestimmen. Die vorliebe für malerischen und pathetischen ausdruck kann mehrfach die ursache gewesen sein; eine bis in die ältere periode hinaufreichende traditionelle technik ist sicher noch teilweise wirksam gewesen und lässt sich nach diesen untersuchungen nicht in abrede stellen. An rein formelle gründe, die durch die reimpoesie erst hervorgebracht waren, denkt der verfasser auch, hat ihnen aber wol zu geringe bedeutung beigelegt. Das reimbedürfnis an sich muste z. b. zu der zahl-

reichen verwendung der mit *man*, *wîp*, *meit*, *degen*, *rîch*, *guot* gebildeten epitheta geradezu herausfordern. Wenn daher der verfasser an den „interpolatoren" des Nibelungenliedes lobt, dass sie jene eigentümlichkeiten noch in beträchtlichem umfang zeigen, so wird das nur ein scheinbarer vorzug sein, zumal die verlegenheit wegen füllung des verses oder der strophe oft zu ersichtlich ist. Ähnlich wird man über das ergebnis urteilen, dass die drei redaktionen in bezug auf diese altertümlichkeit des stils sich etwa gleichstehen; man wird deshalb auch den folgerungen in bezug auf die grössere originalität in A oder in B nicht zustimmen können.

MÜHLHAUSEN IN THÜR. EMIL KETTNER.

Das drama des mittelalters. Herausgegeben von dr. **R. Froning.** [Kürschners deutsche national-litteratur. 14. band.] Stuttgart, Union. (1892.) VIII und 1008 s. 7,50 m.

Das drama des mittelalters in einer gesamtübersicht unter widergabe der besten und wichtigsten erzeugnisse zur darstellung zu bringen, war eine schwierige aber dankenswerte aufgabe, deren lösung bisher noch nicht geglückt war. Zwar war der massenhafte stoff durch eingehende untersuchungen über einzelne spiele und spielgattungen und durch herausgabe von spielen vorbereitet; allein die kritische sichtung und auswahl des zu erstaunlicher höhe angewachsenen materials, wozu sich dann noch handschriftliche, bis dahin kaum benuzte aufzeichnungen geselten, erforderte einen besonnenen und nachdenkenden forscher, dem gleichzeitig ein grosser zeitraum und reiche musse für die bearbeitung zur verfügung stehen muste. Dr. Froning hat sich dieser schwierigen aufgabe mit lobenswertem eifer und bewundernswerter ausdauer gewidmet und sie zur vollen befriedigung aller beteiligten kreise gelöst. Er hat dem zwecke der Kürschnerschen samlung entsprechend zunächst dem grossen gebildeten publikum das verständnis des mittelalterlichen dramas vermittelt, indem er in der vorliegenden ausgabe die spiele in ihrer dramatischen bedeutung vorführte; er hat aber auch den forderungen der gelehrten kreise rechnung getragen. Denn die einleitungen, die den betreffenden abschnitten und spielen vorangeschickt sind, geben den wünschenswerten aufschluss über die entstehung und verbreitung der spiele, sowie über die handschriften und die vorhandenen ausgaben, und die texte sind fast durchgängig unter zugrundelegung der handschriftlichen überlieferung nach den besten ausgaben hergestelt. Dazu kommen sehr sorgfältige wort- und sinerklärungen, die in die anmerkungen verwiesen sind.

Auf den folgenden blättern werden wir eine übersicht über den inhalt des umfangreichen werkes geben und daran einige bemerkungen anschliessen.

Wie es natürlich war, geht der verfasser von dem gedanken aus, dass das dramatisch angelegte ritual der mittelalterlichen kirche der ausgangspunkt für das drama gewesen ist. Der kurze wechselgesang zwischen den drei Marien und den engeln am grabe bildete die grundlage für die lateinischen osterfeiern, mit denen der verfasser naturgemäss sein werk beginnt. Hier war das feld durch Milchsacks, Langes und Wirths untersuchungen geebnet. Nach einer sehr zweckmässigen, die entwicklung der osterfeiern in Deutschland darlegenden einleitung werden nach Langes text sechs lateinische osterfeiern, nämlich die St. Galler, Bamberger, Strassburger, Trierer, Augsburger und Nürnberger zum abdruck gebracht. Man blieb jedoch bei der einfachen osterfeier nicht stehen, sondern man löste sie vom gottesdienste und erweiterte sie zu einem osterspiel, führte die deutsche sprache ein und fügte

weitere scenen hinzu, namentlich die krämerscene. Als den vertreter des aus den osterfeiern hervorgegangenen dramas hat der verfasser das im 13. jahrhundert entstandene Trierer osterspiel nach der vielleicht dem 14. jahrhundert angehörenden handschrift der Trierer stadtbibliothek abgedruckt. Da jedoch diesem osterspiele, obwol es die grundlage für alle osterspiele der ersten gattung bildet, wichtige scenen fehlen, so hat der verfasser die krämerscene aus dem Wolfenbüttler und dem 3. Erlauer spiele (die des lezteren enthält allein 942 verse), sodann die Thomas- und apostelscene aus dem Innsbrucker und Wiener osterspiel und die apostelscene aus dem Sterzinger osterspiel hinzugefügt. Sodann folgt s. 107—198 der abdruck des Redentiner osterspiels als des vertreters des zweiten entschieden volkstümlich gehaltenen osterdramas, dessen handlung in gewissem sinne wirklich dramatisch durchgeführt worden ist. In der einleitung zu diesem spiele spricht sich der herausgeber über die tendenz des dem eigentlichen osterspiel angefügten teufelsspieles so aus, dass es vom bösen abschrecken und dem zuschauer die mittel in erinnerung bringen solle, mit denen man den teufeln begegnen könne, während das osterspiel oder eigentlich das spiel von der auferstehung Christi zur nachfolge Christi ermutigen solle. Ich kann dieser ansicht nicht beistimmen. Wie in allen osterspielen der zweiten art die teufel, die durch die darstellung der höllenfahrt Christi eingeführt werden, zu einer bedeutungsvollen aktion gelangen, so geschieht es auch im Redentiner spiele, nur dass die teufel hier in einem besondern teile des spieles und in grösserem zusammenhange als in den andern osterspielen auftreten, während ihre einfügung mit gleichem zwecke wie sonst geschieht. — Zur herstellung des textes hat herr Froning die Karlsruher handschrift benuzt, und die zahlreichen abweichungen von Mone zeugen von der ausserordentlichen sorgfalt in der benutzung. Die litteraturnachweise über das Redentiner spiel scheinen mir jedoch nicht volständig zu sein. Es fehlen Latendorfs und Woestes aufsätze. Interessant wäre der nachweis des französischen einflusses gewesen, worauf Goedeke hingewiesen hat.

Als anhang zu den osterspielen wird das Tegernseeer drama vom römischen kaisertum deutscher nation und vom antichrist nach Zezschwitz und das osterspiel von Muri, das älteste deutsche osterspiel aus dem anfang des 13. jahrhunderts, nach Bartsch gegeben. Das erstere, den Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, kann man doch nur insofern ein osterspiel nennen, als die darin angedeutete widerkunft Christi zu ostern erwartet wurde. Nichts desto weniger möchten wir dieses gedankenreiche symbolisierende erzeugnis der frühsten litteraturperiode in dem trefflichen werke Fronings nicht entbehren.

Der dritte abschnitt behandelt die passionsspiele. Unter diesen namen werden nicht nur diejenigen spiele begriffen, die das leiden Christi mit der vorgeschichte verbunden schildern, sondern auch die fronleichnamsspiele und diejenigen spiele, die sich mit der himmelfahrt befassen. Auch wurden die Marienklage und das Maria-Magdalena-spiel in die passionsspiele aufgenommen. Die 18 versikel der Marienklage werden s. 249 mitgeteilt und daran s. 251—256 passend die Liechtenthaler Marienklage angeschlossen. In den erhaltenen passionsspielen zeigen sich drei entwicklungsstufen. Die erste stelt das Benedictbeurer drama, das höchst wahrscheinlich ins 13. jahrhundert gehört, dar; die zweite das Wiener spiel, das vielleicht noch dem 13. jahrhundert angehört, und das Frankfurter spiel des kanonikus am Bartholomäusstift Baldemar von Peterweil, von dem nur die dirigierrolle erhalten ist. Den übergang zur dritten stufe bildet das St. Galler spiel, die dritte selbst stellen das spätere Frankfurter spiel von 1493, das Alsfelder und das Heidelberger dar. An der Laza-

russcene werden die verschiedenen entwicklungsstufen treffend nachgewiesen. Auch die bühnenverhältnisse werden bei diesem abschnitte erörtert und die bühne des Alsfelder passionsspieles abgebildet und erläutert. Ferner wird eine nachbildung des Donaueschinger bühnenplanes gegeben. Sodann folgt der abdruck des Benedictbeurer passionsspieles nach der handschrift der Münchener hof- und staatsbibliothek. Der druck zeigt, dass der sonst gerühmte Schmellersche text der Carmina Burana durchaus fehlerhaft ist; das lehren die s. 300 und 301 gegebenen abweichungen Schmellers. Zu den fünf vorhandenen drucken, die der verfasser s. 283 anm. 2 anführt, komt noch der Goedekes in der Deutschen dichtung des mittelalters s. 971—976. Eine interessante beigabe ist das facsimile einer seite der handschrift (s. 288). An zweiter stelle wird das Wiener passionsspiel mit vielen emendationen des Hauptschen textes abgedruckt. Ganz besonderes verdienst hat sich aber der verfasser durch die herausgabe der beiden Frankfurter spiele erworben. Die einleitung verbreitet sich in musterhafter darstellung über die der Frankfurter stadtbibliothek angehörige handschrift der dirigierrolle, ihr alter und ihren verfasser, über den aufbau des spiels und die beziehungen zu anderen dichtungen. Dasselbe gilt von dem zweiten Frankfurter spiel von 1493, das bisher noch nicht veröffentlicht war und dessen handschrift von dem früheren stadtarchivar zu Frankfurt, jetzigen archivdirektor in Schwerin dr. Grotefend im stadtarchiv zu Frankfurt a. M. aufgefunden worden ist. Diesem drama ist zu s. 338 ein gruppen- und figurenreiches bild, eine kreuzigung aus dem 15. jahrhundert, aus dem städtischen museum zu Frankfurt in abdruck beigegeben. Im anhang zu den Frankfurter passionsspielen werden nachrichten über aufführungen geistlicher spiele in Frankfurt aus der zeit von 1456—1515 gebracht, die zum grossen teile aus den bürgermeister- und stadtrechnungsbüchern stammen. Sie sind ausserordentlich wichtig für die kulturgeschichte Frankfurts und ergänzen wesentlich die darüber bekanten notizen, besonders E. Menzels mitteilungen. — Es folgt sodann das Alsfelder passionsspiel, dessen erste aufführung nachweislich im jahre 1501 statfand. Wir besitzen zwar schon die trefliche ausgabe von Grein, allein die vergleichung der in Kassel befindlichen handschrift, die bekantlich ein zufall vor dem untergange rettete, weist eine reihe von lesefehlern auf, die nunmehr berichtigt sind. Auch hier fehlt die charakteristik des stückes nicht. Der text des 8095 verse zählenden spiels umfasst die seiten 562—857.

Der vierte abschnitt behandelt die weihnachts- und dreikönigsspiele. Es werden 1) Ordo Rachelis nach Weinhold, 2) das Benedictbeurer weihnachtsspiel nach der Münchener handschrift, 3) das hessische weihnachtsspiel nach der Kasseler handschrift und 4) das Erlauer dreikönigsspiel nach Kummer mitgeteilt. Herr Froning sezt die entstehung des hessischen spieles, das wir in einer mangelhaften ausgabe Piderits besitzen, nach Alsfeld und schliesst aus mannigfachen ähnlichkeiten mit dem Alsfelder passionsspiel in sprache und in der art der einführung der teufel: dass es ebenfals in Alsfeld entstanden ist. Dazu komt noch, dass in Alsfeld im jahre 1517 ein weihnachtsspiel aufgeführt worden ist.

Im lezten abschnitte erfahren wir etwas von den fastnachtspielen (s. 955—997), aber leider wird uns nichts erschöpfendes gegeben. In der einleitung wird die entstehung der fastnachtspiele besprochen, auch der volkstümliche charakter derselben hervorgehoben und auf ihre kulturhistorische bedeutung hingewiesen; zum abdruck werden 5 spiele des 15. jahrhunders gebracht, und zwar drei von Hans Rosenblüt, eins von Hans Folz, und eins von einem unbekanten verfasser (es ist das spiel vom kaiser und einem abt); allein ich meine, dass aus der grossen fülle des materials der fast-

nachtspiele zu wenig geboten wird, um dem leser ein genügendes bild von dieser gattung des mittelalterlichen dramas zu liefern. Offenbar haben hier äussere rücksichten obgewaltet, da der umfang des werkes schon zu ansehnlicher ausdehnung gediehen war. Es würde nach meiner ansicht richtiger gewesen sein, für die fastnachtspiele einen besonderen band zu bestimmen und die übrigen vier abschnitte zu einem werke mit dem titel: „Das geistliche drama des mittelalters“ zu vereinigen. In diesem falle wäre auch den übrigen vielen andern geistlichen dramen, die sich mit einem platze in einer anmerkung zu s. 955 haben begnügen müssen, rechnung getragen worden, und vielleicht hätte Schernberks spiel von frau Jutten, das lange zeit für das berühmteste stück des mittelalters gegolten hat und das wir in der vorliegenden samlung nur ungern vermissen, eine verdiente aufnahme gefunden.

Die am ende s. 998—1004 gegebene vergleichende tabelle über verschiedene spiele gibt über das abhängigkeitsverhältnis der verglichenen stücke in den hauptsachen einen überraschenden aufschluss.

Wir können diese besprechung nicht schliessen, ohne dem verdienten herausgeber unter anerkennung seines gewissenhaften fleisses und seiner grossen sorgfalt, die er sowol auf die herstellung eines kritisch gesichteten textes als auf die einleitungen und die wort- und sinerklärungen verwant hat, unsern aufrichtigen dank zu sagen.

WILHELMSHAVEN. HUGO HOLSTEIN.

Kaspar von Nostitz, Haushaltungsbuch des fürstentums Preussen. 1578. Ein quellenbeitrag zur politischen und wirtschaftsgeschichte Altpreussens. Im auftrage des vereins für die geschichte von Ost- und Westpreussen herausgegeben von **Karl Lohmeyer.** Leipzig, Duncker und Humblot. 1893. LXXX und 420 s. 12 m.

Das „Haushaltungsbuch“ des Kaspar von Nostitz besteht aus mehreren teilen, von denen der erste eine beschreibung der wirtschaftlichen zustände in den herzoglichen ämtern und gütern Preussens enthält, verbunden mit angaben des verfassers darüber, was er selbst für erhöhung der ertragsfähigkeit dieser güter getan habe, sowie mit ratschlägen für eine zweckmässige administration auch in der zukunft. Nostitz war als rat der herzoglichen rentkammer auch mit der aufsicht über die einzelnen wirtschaftsämter betraut; sein buch ist entstanden auf grund regelmässiger notizen, die er bei seinen visitationsreisen machte, und trägt daher den charakter der ursprünglichkeit und der zuverlässigkeit; es gewährt interessante einblicke in die fürstliche domänenverwaltung jener zeit, besonders auch nach der technischen seite hin. Auf die beschreibung der ämter folgt ein abschnitt „königspergische haushaltung“, nämlich eine schilderung der organisation der hofverwaltung, welche ja damals noch identisch war mit der landescentralverwaltung; sodann folgen aufzeichnungen über herzog Albrecht und seine zweite gemahlin Anna Maria von Braunschweig, über misstände in der verwaltung und endlich eine eingehende kritik von personen, die damals in Preussen eine hervorragende wirksamkeit ausübten, und von denen Nostitz nachzuweisen sucht, dass ihre amtsführung eine schlechte, für die zustände der damaligen verwaltung verderbliche gewesen sei. Die — durchaus korrekte — ausgabe ist von zahlreichen anmerkungen begleitet, in denen zumal für die lokale forschung ein reiches material enthalten ist. Für einen künftigen bearbeiter einer den modernen wissenschaftlichen anforderungen entsprechenden preussischen

verwaltungsgeschichte wird die Lohmeyersche publikation von der grösten bedeutung werden.

Vorausgeschickt ist der ausgabe eine ausführliche einleitung, welche einige — freilich nur kurze — bemerkungen über das preussische finanzwesen jener zeit, hauptsächlich aber eine eingehende quellenmässige lebensgeschichte des Karl von Nostitz, sowie eine darstellung der innern verhältnisse des herzogtums Preussen im 16. jahrhundert gibt. Nostitz wurde 1500 in Schlesien geboren, studierte zu Krakau, Wien und Wittenberg, trat 1534 in preussische dienste, indem er jahrzehnte lang das amt eines kammerrates bekleidete, und starb 1588. In erster reihe schildert der herausgeber die verdienste des Nostitz um die hebung der herzoglichen kammerwirtschaften, besonders der teichwirtschaft, ferner seine vom streng lutherischen standpunkte ausgehende opposition gegen Osiander, sowie seine haltung in den parteikämpfen Preussens um die mitte des 16. jahrhunderts. Bemerkenswert sind Lohmeyers ausführungen über den 1573 erfolgten ausbruch der geisteskrankheit von Albrecht Friedrich, zumal der abdruck eines darüber aufgenommenen, jezt im Berliner archive aufbewahrten protokolles. Den beschluss des bandes bildet ein anhang von akten und urkunden, beamtenverzeichnisse und sehr genau gearbeitete personen-, ort- und sachregister; das sachregister kann der forscher, der sich mit wirtschafts- oder verwaltungsgeschichte des 16. jahrhunderts beschäftigt, für die erklärung zahlreicher, namentlich technischer ausdrücke mit nutzen zu rate ziehen. Auch nach der sprachlichen seite hin ist also aus der publikation vielfache belehrung zu gewinnen.

KIEL. F. RACHFAHL.

MISCELLEN.

Anfrage.

In der Peregrinatio des Wilbrand von Oldenburg (ed. Laurent in Quattuor peregrinationes medii aevi, Lipsiae 1873, 166), welcher 1211 das heilige land besuchte, findet sich eine stelle, welche bis jezt nicht hat erörtert werden können. W. reist an der küste entlang von Accon über Tyrus und Sidon und erzählt hierauf: „procedentes ab illa transivimus flumen amoris et quoddam casale bonum Slaudie uocatum, de quo natus est Hospinel uocatus, uir bellicosus, de quo multa uirilia facta leguntur et, ut quidam uolunt, maximus ille poetarum Uirgilius, qui postmodum in Longobardiam et Apuliam transfretavit .....“ Laurent wie der unterzeichnete haben sich bisher vergeblich bemüht, die gespert gedruckten sätze zu erklären; vielleicht ist einer von den lesern dieser zeitschrift geneigt und in der lage, dies zu tun. An den bei griechischen autoren Hapsinal genanten muslimischen fürsten ist ohne zweifel wol nicht zu denken (Rec. des hist. des crois., aut. arabes I, 257).

BERLIN. R. RÖHRICHT.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Arnamagnæanische fragmente (Cod. AM. 650, 4to III—VIII; 238 fol. II; 291, 4to IV. 1. 2) ein supplement zu den Heilagra manna sögur herausg. von Gust. Morgenstern. Leipzig und Kopenhagen 1893. VIII, 54 s. 3 m.

Ein sorgfältiger literaler abdruck mehrerer pergamentbruchstücke des 13. und 14. jahrhunderts, altnordische übersetzungen lat. legenden enthaltend. Das buch,

das nur in 100 exemplaren gedruckt ist, war grösser geplant, doch hat der herausgeber bedauerlicher weise keinen verleger für dasselbe finden können und daher nur einen teil auf eigene kosten drucken lassen.

Bohm, Wilhelm, Englands einfluss auf Georg Rudolf Weckherlin. Göttingen, diss. 1893. 80 s.

Finnur Jónsson, den oldnorske og oldislanske litteraturs historie. Første binds andet hæfte. København 1893. G. E. C. Gad. S. 241—480.

Das heft behandelt die heldenlieder der poet. Edda und die älteren skalden (bis Þormóðr Trefilsson). Wir behalten uns vor, nach vollendung des ersten bandes das höchst verdienstliche werk eingehend zu besprechen.

Junghans, Friedrich, Die mischprosa Willirams. Berlin, diss. (in comm. bei Mayer und Müller). 1893. 41 s.

Die einmischung lateinischer ausdrücke und wendungen bei Williram führt der verfasser teils auf traditionelle einwirkungen (besonders Notkers und der damals üblichen gelehrten sprechweise), teils auf besondere dialektische und stilistische neigungen Willirams zurück.

Kelle, J., Die quelle von Ezzos gesang von den wundern Christi. [Sitzungsberichte der Wiener akademie, philos.-hist. klasse, bd. 129.] Wien, F. Temsky in komm. 1893. 42 s.

Vgl. den bericht auf s. 404 dieses bandes.

Kraeger, Heinrich, Johann Martin Miller. Ein beitrag zur geschichte der empfindsamkeit. Bremen, M. Heinsius. 1893. X und 165 s. 2,80 m.

Der verfasser hat mehrfach neues handschriftliches material benutzen können. Er gibt zuerst eine ziemlich ausführliche darstellung des äusseren lebens Millers, das freilich bei genauerer kentnis immer mehr als ein „lebenslauf in absteigender linie" erscheint; es folgt eine charakteristik nicht nur der gedichte Millers, sondern der gesamten Göttinger lyrik; endlich eine besprechung des „Siegwart" mit kurzen bemerkungen über die späteren romane Millers, an welche sich eine litterargeschichtliche erörterung einzelner poetischen motive und neigungen der empfindsamkeitsperiode anschliesst.

Die schrift gibt über manche fragen belehrenden aufschluss; doch ist es dem verfasser nicht überall gelungen, aus seinen excerpten eine leicht lesbare und abgerundete darstellung herauszuarbeiten. Stil und interpunktion lassen manches zu wünschen übrig. O. E.

Weinhold, K., Rede bei antritt des rectorates. Berlin, Julius Becker (S. Blücherstr. 35). 1893. 16 s. 4.

Die gehaltvolle rede beleuchtet die stellung der deutschen philologie zu den anderen geisteswissenschaften sowie ihre eigentümlichen aufgaben für die gegenwart.

Wolff, G. A., Diu halbe bir, ein schwank Konrads von Würzburg. Erlangen, diss. 1893. CXXXV und 208 s.

Der herausgeber (assistent der universitätsbibliothek in Erlangen) verteidigt auf grund eingehender untersuchungen die autorschaft Konrads von Würzburg. Die vorzüglich ausgestattete ausgabe ist in 250 gezählten exemplaren gedruckt.

NACHRICHTEN.

An der universität Wien habilitierte sich dr. Rudolf Much für germanische sprachgeschichte und altertumskunde; an der universität Giessen dr. Adolf Strack für neuere litteraturgeschichte; an der universität Dorpat dr. W. Schlüter für deutsche und vergleichende sprachforschung.

Die a. o. professoren dr. J. Seemüller in Innsbruck und dr. L. Tobler in Zürich sind zu ordinarien befördert worden.

Am 3. november 1893 verschied zu Freiburg i. B. dr. Friedrich Wilhelm Pfeiffer (geboren am 27. april 1827 in Breslau, 1855 ebenda privatdocent, später a. o. professor und stadtarchivar; 1876—1884 ordentlicher professor für deutsche philologie in Kiel).

Berichtigung.

S. 295, z. 50 lies *frægđ*, s. 298, z. 105 *þunga*, s. 302, z. 17 *varđ*, s. 303, z. 21 *ræđur*, s. 308, z. 3 *ađra*. Ferner macht mich Finnur Jónsson darauf aufmerksam, dass s. 298, z. 4 die lesart der handschriften BCD *á vág at fœra* „auf die wagschale zu bringen" den vorzug verdient, sowie dass s. 302, z. 17 die variante aus C *fyrirlætr hann sik* allenfals sich verteidigen lässt. H. G.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Altnordisch.

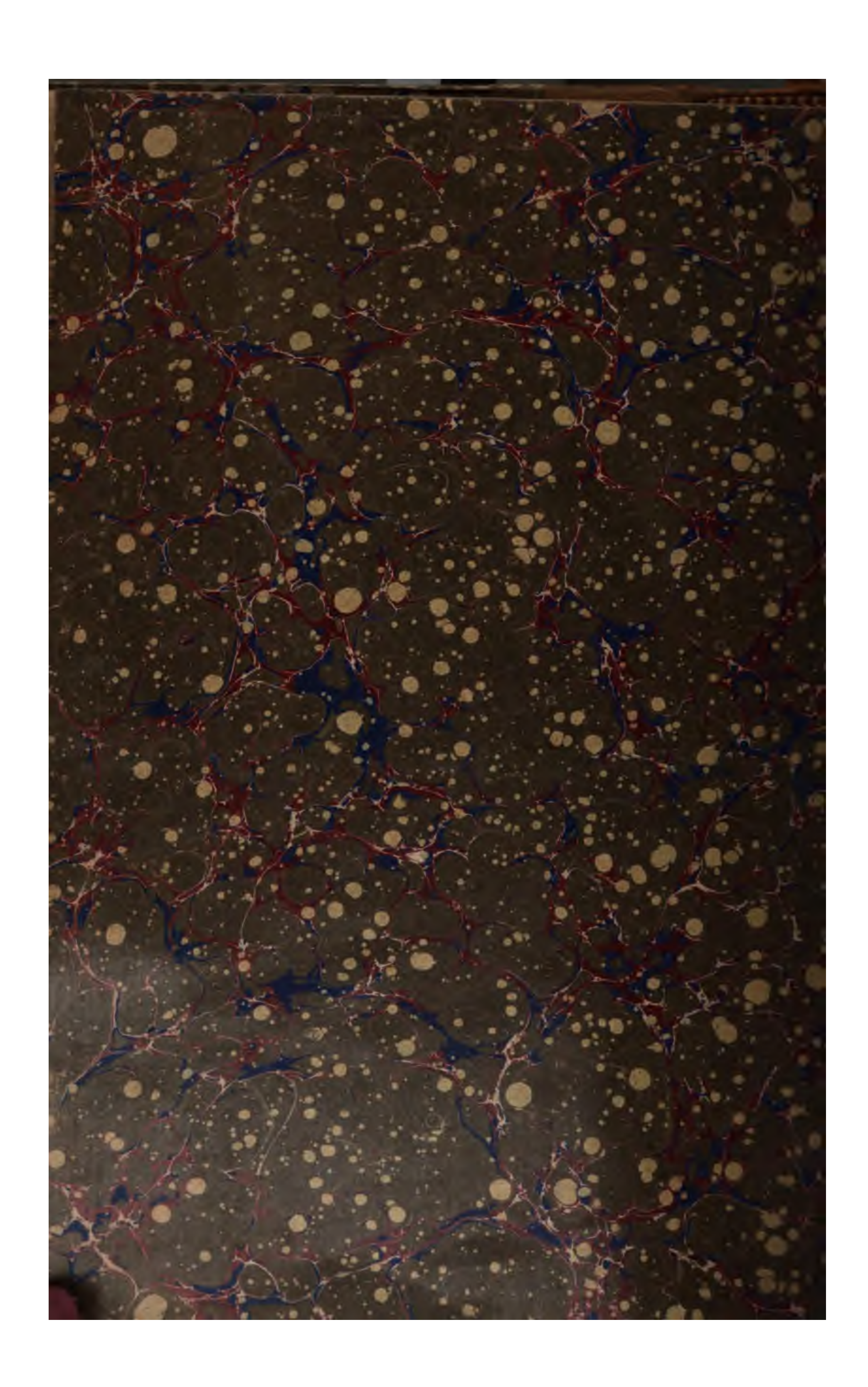
Althochdeutsch.

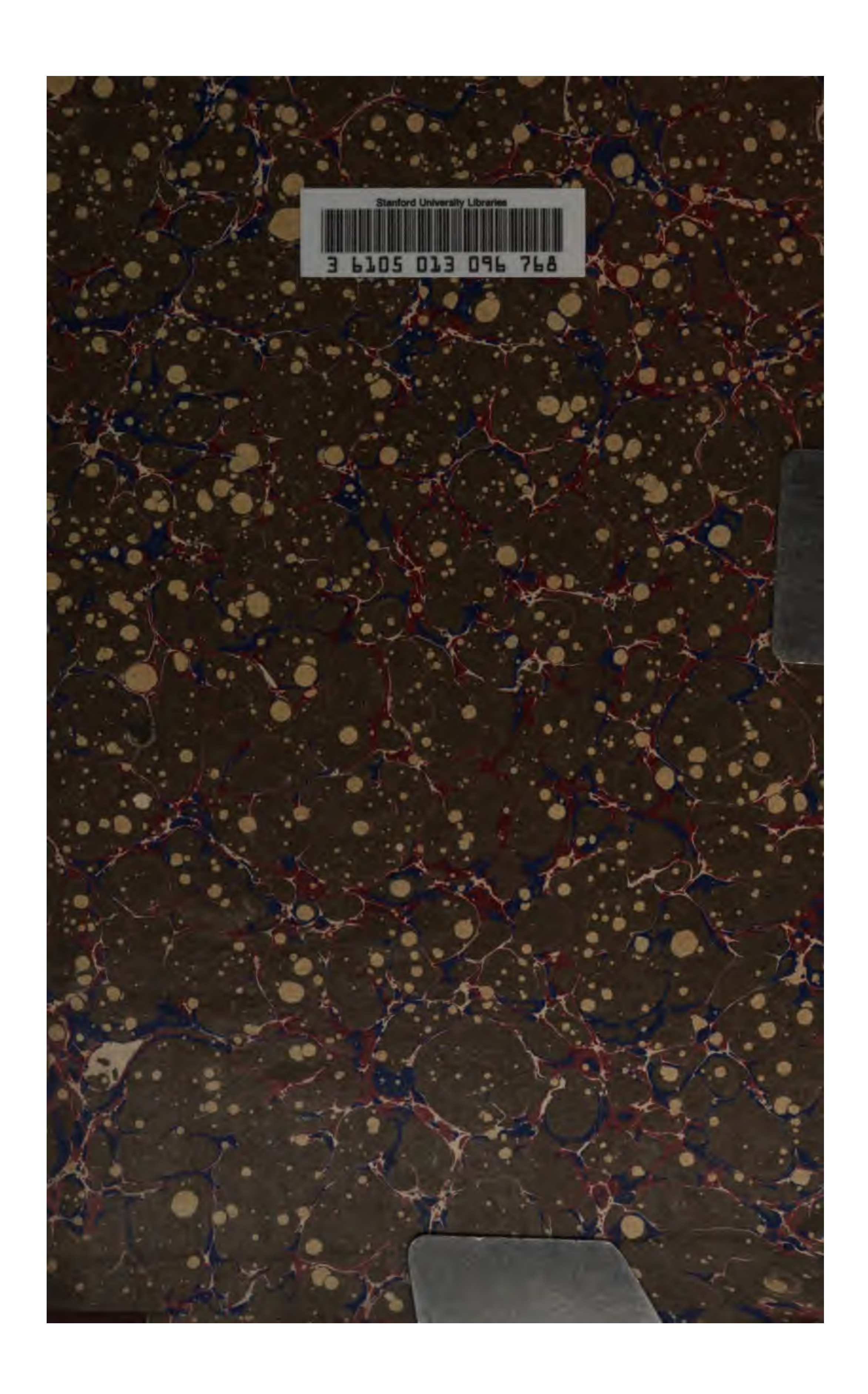
Altniederdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

III. WORTREGISTER

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.




Stanford University Libraries
3 6105 013 096 768